Rostocker Dokumentenserver
Dieses Werk wurde Ihnen durch die Universitätsbibliothek Rostock zum Download bereitgestellt.
Für Fragen und Hinweise wenden Sie sich bitte an: digibib.ub@uni-rostock.de

Carl Schröder

Mecklenburgische Geschichte in Einzeldarstellungen

H. 11/12 : Mecklenburg und die Mecklenburger in der schönen Literatur

Berlin: Süsserott, 1909

http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn769042724

Band (Druck) Freier Zugang PUBLIC DOMAIN OCR-Volltext

Mk – 1090 (11.12.)

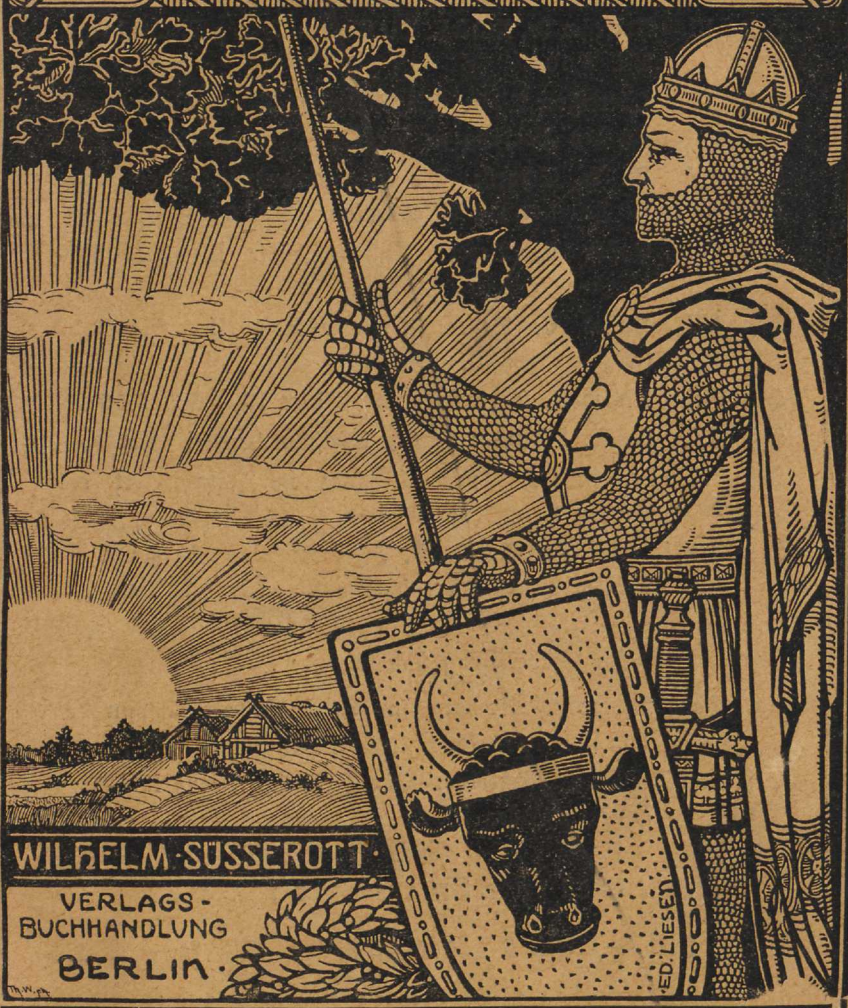
Gebunden bei
RUD. FUCHS
Hof- u. Univ.-Buchbind.
ROSTOCK i/M
Friedr. Franzstr. 29



UB Rostock
28$ 010 140 352

MECKLENBURGISCHE · GESCHICHTE ·

IN · EINZELDARSTELLUNGEN.



Mecklenburg und die Mecklenburger in der schönen Literatur.

Mecklenburgische Geschichte in Einzeldarstellungen:

Heft I. **Dr. R. Beltz** unter Mitwirkung von **Dr. R. Wagner**: Die Vorgeschichte von Mecklenburg. Mit 284 Abbildungen. Mk. 6,

Heft II. **Dr. R. Wagner**: Die Wendenzeit. Mk. 3,50

Heft III. **Professor Dr. Rudloff**: Die Germanisierung Mecklenburgs. Mk. 3,50

Heft IV. **Oberlehrer Nische**: Die Hansazeit. Mecklenburgs Kampf um den Vorrang an der Ostsee. Mk. 3,50

Heft V. **Dr. H. Schnell**: Die Reformationszeit. Mecklenburg im Zeitalter der Reformation. Mk. 6,—

Heft VI. **Pastor C. Beyer**: Kulturgeschichte I. Mk. 3,50 (Ergänzungsheft)

Heft VII. **Pastor C. Beyer**: Kulturgeschichte II. Mk. 3,50 (Ergänzungsheft)

Heft VIII. **Pastor C. Beyer**: Kulturgeschichte III. Mk. 2,50

Heft IX. **Dr. R. Wagner**: Herzog Christian Louis I. Mk. 5,—

Heft X. **Dr. H. Schnell**: Mecklenburg im Jahrhundert des Großen Krieges. Mk. 4,—

Heft XI/XII. **Geh.-Reg.-Rat Dr. C. Schröder**: Mecklenburg und die Mecklenburger in der schönen Literatur. Mk. 8,—

In Vorbereitung sind folgende Hefte:

Karl Hans Beyer: Mecklenburg in den Verfassungskämpfen des 18. Jahrhunderts.

Geh.-Reg.-Rat Dr. C. Schröder: Von Friedrich Franz I. bis zu Friedrich Franz III.

Heft I—XII broschiert zusammen Mk. 42,60.

Heft I—XII in 5 Bände gebunden Mk. 50,—

Einbanddecken zu Band I, II, III, IV und V je Mk. 1.50


Ex
Bibliotheca
Academiae
Rostochiensis

Mecklenburgische Geschichte

in

Einzeldarstellungen.

Herausgegeben von den Herren:
Museumskonservator Gymn.-Professor Dr. **R. Beltz**-Schwerin, Pastor emer. **Carl Beyer**-Schwerin, Gymn.-Prof. **A. Rische**-Ludwigslust, Gymn.-Prof. Dr. A. **Rudloff**-Schwerin, Oberlehrer Dr. **H. Schnell**-Güstrow, Geh. Reg.-Rat Dr. **C. Schröder**-Schwerin, Gymn.-Prof. Dr. **R. Wagner**-Schwerin.

Heft XI/XII

Mecklenburg und die Mecklenburger in der schönen Literatur.

Von

Dr. Carl Schröder.

Wilhelm Süsserott,
Hofbuchhändler Sr. Kgl. Hoheit des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin.
Berlin 1909.

Mecklenburg und die Mecklenburger in der schönen Literatur.

Von

Dr. Carl Schröder.

Wilhelm Süsserott,
Hofbuchhändler Sr. Kgl. Hoheit des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin.
Berlin 1909.

Ex
Bibliotheca
Academiae
Rostochiensis

Vorwort.

Das vorliegende Buch soll zusammenfassen, was von Mecklenburgern innerhalb und außerhalb ihres Vaterlandes, sowie von Nichtmecklenburgern in der Zeit, da sie in Mecklenburg weilten, auf dem Gebiete der schönen Literatur geschaffen worden ist. Besonderes Gewicht wurde auf diejenigen ihrer Leistungen gelegt, die sich auf Mecklenburg selbst beziehen. Für eine derartige Zusammenstellung, wie sie hier versucht wurde, ist es hohe Zeit, denn von Jahr zu Jahr wächst die Schwierigkeit, das erforderliche Material zu beschaffen; zahlreiche Bücher, denen zur Zeit ihres Entstehens die Lesewelt ein Interesse entgegenbrachte, an denen sie ihre Freude hatte, sind heute nur noch mit Mühe oder gar nicht mehr aufzutreiben.

Ich habe für meine Darstellung eine gewisse Vollständigkeit zwar erstrebt, darf aber kaum hoffen, sie auch erreicht zu haben. Diejenigen meiner Leser, die hie und da eine Lücke finden sollten, werden mich zu Dank verpflichten, wenn sie mich darauf aufmerksam machen. Möglich, daß mir der eine oder andere Name entgangen ist, daß hinter diesem oder jenem der zahllosen, mehr als je zur Mode gewordenen Decknamen sich auch ein Mecklenburger versteckt. Aber diesen namentlich auf dem unübersehbaren Gebiete der Zeitschriftenliteratur nachzuspüren, habe ich nicht für einen wesentlichen Teil meiner Aufgabe gehalten; Beiträge zu Zeitschriften konnten überhaupt nur gelegentlich berücksichtigt werden. So mag wohl manches im Verborgenen blühende Veilchen übersehen worden sein. Aber an dem Gesamtbilde wird jedenfalls dadurch nichts geändert. Dieses Gesamtbild aber ist: daß es kein Gebiet literarischen Schaffens gibt, an dem nicht auch Mecklenburger Anteil genommen haben.

Daß ich bei meiner Arbeit die vorhandenen biographischen und bibliographischen Werke, wie die Allgemeine deutsche Biographie, Goedeke's Grundriß, Brümmers Lexikon der deutschen Dichter und

Prosaisten, das Lexikon deutscher Frauen der Feder von Sophie Pataky, Walters Buch über unsere Landesgeistlichen usw. benutzt habe, versteht sich von selbst. Wo ich von deren Angaben abgewichen bin — und das war doch nicht ganz selten der Fall — geschah es jedesmal auf Grund besseren Wissens.

Schließlich sei in Betreff der allerneuesten Erscheinungen betont, daß der Text meines Buches im wesentlichen im Oktober d. J. abgeschlossen wurde.

Schwerin, im Dezember 1908.

Inhalt.

Seite

I. Mittelalter. Humanismus und Renaissance . . 1—65

Die ersten Dichter in Mecklenburg S. 1 ff. — Die ersten niederdeutschen Gedichte S. 5; das Redentiner Osterspiel S. 6 ff.; das Röbeler Fastnachtspiel S. 12; Ludwig Dietz: Dat nye Schip van Narragonien S. 13, Reinke de Vos S. 14. — Die Humanisten S. 16 ff. — Niederdeutsche Gedichte S. 18 f. — Die lateinische Dichtung S. 20 ff.; die in Mecklenburg geborenen Neulateiner S. 28 ff.; das lateinische Schuldrama S. 32 ff.; Schauspielaufführungen in Mecklenburg S. 34 ff. — Die geistlichen Dichtungen und Lieder S. 39 ff.; fürstliche Dichter S. 47 f. — Die Opitzianer S. 49. — Die Oper S. 50. — Die Gelegenheitsgedichte S. 52 f.; Chr. Friedr. Kiene S. 53 ff. — Johann Lauremberg S. 56 ff. — Untergang des Niederdeutschen S. 60 ff.

II. Die Anfänge der modernen Literatur. Klassische Zeit. Romantik . . . . . 66—212

Die geistliche Dichtung S. 66 ff. — Christian Ludwig Liscow S. 69 ff. — Johann Jacob Engel S. 81 ff. — Das Theater: Johann Friedrich Schönemann S. 91 ff.; Christian Ludwigs Hof-Comödianten S. 92; Johann Friedrich Löwen S. 94 ff.; Friedrich Ludwig Schröder S. 97 ff. — Johann Heinrich Voß S. 101 ff. — Gotthard Ludwig Kosegarten S. 123 ff. — Die Gelegenheitsdichtung S. 128 ff. — Dramatische Dichtungen S. 133 ff. — Lyrische Dichtungen S. 143 ff.; die Dichter der Befreiungskriege S. 177 ff. — Epische Dichtungen S. 182 ff. — Prosaerzählungen und Romane S. 182 ff. — Übersetzer S. 189 ff. — Die periodische Literatur S. 192 ff. — Passanten S. 208 ff.

III. Die moderne Dichtung . . . . . 213—407

Fr. Wilh. Rogge S. 214 ff. — Adolf Friedrich Graf v. Schack S. 223 ff. — Adolf Wilbrandt S. 264 ff. — Die Dramatiker S. 279 ff.; Max Dreyer S. 289 ff. — Die erzählende Dichtung. Die Frauen: Gräfin Ida Hahn-Hahn S. 295 ff., Luise Mühlbach S. 314 ff., Amely Bölte S. 321 f., Luise Algenstaedt S. 328; Volksbücher und Jugendschriften S. 330 ff. Die Männer

Seite

S. 335 ff.: historische Romane S. 336 ff.; Karl Beyer S. 339 ff.; Karl Trotsche S. 348; Max Dreyer S. 349; Heinrich Seidel S. 350 ff. — Religiöse Dichtung S. 359 ff. — Weltliche Lyrik S. 362 ff.; die Meistersänger S. 366 ff.; Georg v. Oertzen S. 373 f.; Paul Remer S. 376 f.; Ernst Ziel S. 379 f. — Politische und Kriegsdichtung S. 383 ff. — Verschiedenes S. 394 ff.; Schwerin S. 396 f. — Übersetzungen S. 398 f. — Periodische Literatur S. 399 ff. — Passanten S. 403 ff.

IV. Die Neuniederdeutschen . . . . . 408—476

Joh. Heinr. Voß S. 408 f.; Diederich Georg Babst S. 409 ff. — Vereinzelte niederdeutsche Stücke S. 411 f. — Die Gegner des Niederdeutschen S. 413 f. — Fritz Reuter S. 415 ff. — John Brinckman S. 425 ff. — Das niederdeutsch Darstellbare S. 438 f. — Lyriker S. 442 ff.: Friedrich und Karl Eggers S. 445, Helmuth Schröder S. 445, Adolf Brandt S. 446 f., August Seemann S. 448, Hella Rehberg-Behrens S. 448, Ernst Hamann S. 448, Max Dreyer S. 449. — Übersetzungen und Nachdichtungen S. 450 ff. — Das Läuschen S. 453 ff. — Poetische Erzählungen S. 455 ff.: Friedrich Georg Sibeth S. 455, Karl Gildemeister S. 456. — Kleine Erzählungen in Prosa S. 457 ff.: Ludwig Wiedow S. 459, Karl August Müller S. 459, Heinrich Erichson S. 459, Adolf Brandt S. 459, Karl Beyer S. 460. — Größere Erzählungen und Romane S. 460 ff.: Friedrich Georg Sibeth S. 461, Wilhelm Adolf Quitzow S. 461 f., Adolf Brandt S. 463 ff., Max Sander S. 465, Max Blum S. 465 ff., Otto Piper S. 467 f., Friedrich Cammin S. 468, Helmuth Schröder S. 469 f., Heinrich Erichson S. 470, Daniel Zander S. 470, Ernst Mietzke 471. — Das Drama S. 472 ff. — Ausblick S. 475.

I.

Mittelalter, Humanismus und Renaissance.

Erst spät ist Mecklenburg mit der deutschen Litteratur in Berührung getreten. Als die mittelhochdeutsche Dichtung ihrer Blütezeit zustrebte, begann man hier erst das Land dem Christentum und germanischer Gesittung zu gewinnen, wurden die ersten Städte und Klöster gegründet; um die Zeit von Wolframs von Eschenbach Tode, 1219, bezeichnet eine Urkunde seiner Fürsten Mecklenburg als „das Land voller Schrecken und grauser Einöden", das der Besiedelung bedürfe. Fast ein halbes Jahrhundert später betritt zum ersten Male — soweit unsere Kenntnis reicht — ein Fahrender diese Gegenden: ein sächsischer Spruchdichter und Lyriker, nur unter seinem Spitznamen Meister Rumsland bekannt, der an den niederdeutschen Höfen sein Publikum suchte, dem wir in Braunschweig und Dänemark, in Aachen und Stettin begegnen: der genoß der Milde und Freundschaft des Grafen Gunzelin III von Schwerin (gest. 1274), dem er einen warm empfundenen Nachruf widmete, und feiert zwei mecklenburgische Edelleute, Zabel von Restorff und Zabel von Plau, beide in der Zeit von 1274—77 urkundlich nachgewiesen, als seine Gönner. Daß auch Heinrich von Krolewitz, der in den Jahren 1252—55 eine langatmige Paraphrase des Vaterunsers verfaßte, zu Gunzelins III Hofe in Beziehungen gestanden habe, wie man angenommen hat, ist nicht zu beweisen; immerhin verdient Beachtung, daß die älteste, noch ins 13. Jahrhundert hineinreichende Handschrift des Gedichtes sich in Schwerin befindet und daß eine aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts stammende niederdeutsche Bearbeitung, von der kürzlich einige handschriftliche Bruchstücke aufgefunden sind, wahrscheinlich dem 1256 gegründeten Rostocker Dominikanerkloster St. Johannis gehörte. Sicher ist dagegen, daß zeitweilig in Mecklenburg ein fahrender Sänger lebte, Heinrich von Meißen, bekannter unter seinem

Beinamen Frauenlob: der dichtete einen überschwänglichen Lobspruch auf Herzog Heinrich I von Mecklenburg (gest. 1302) und war 1311 vor Rostock anwesend bei einem großen Ritterfeste, welches Waldemar von Brandenburg veranstaltete.

Das Werk Heinrichs von Krolewitz hat mit Mecklenburg sachlich nichts zu tun, die Lobsprüche Rumslands und Frauenlobs stehen auch nur in losen Beziehungen zum Lande. Das erste poetische Werk, das, in Mecklenburg entstanden, einen Gegenstand aus der mecklenburgischen Geschichte behandelt, ist die sog. Passio S. Ludolfi. St. Ludolf, einer der drei Heiligen dieses Namens, unbekannter Herkunft, wird 1230 als Domherr in Ratzeburg genannt, wurde 1236 Bischof daselbst und gründete in demselben Jahre das Benediktinerkloster zu Rehna. Seine weitere Geschichte ist legendenhaft. Er überwarf sich mit dem Herzog Albrecht von Sachsen-Lauenburg; in dessen Auftrage fing ihn ein lübischer Ritter, peinigte ihn in Gefängnissen und Wäldern, verpfändete ihn an die Juden und brachte ihn dann wieder in die Einöde. Endlich frei geworden, flüchtete Ludolf zu dem mecklenburgischen Fürsten Johann I. dem Theologen nach Wismar, wo er bei den Minoriten seinen Aufenthalt nahm und angeblich am 29. März 1250 starb. Die Geschichte Ludolfs ist in einer wohl gegen die Mitte des 14. Jahrhunderts verfaßten Reimchronik behandelt, auf die sich Ernst von Kirchberg beruft und die Albert Krantz in seiner „Metropolis" benutzte; das Buch befand sich früher in Kopenhagen, ist aber jetzt verloren.[1])

Der eben genannte Ernst von Kirchberg nimmt unter den mecklenburgischen Dichtern — wenn man Reimchronisten so nennen will — eine bedeutende Stelle ein. Auch er war nicht Mecklenburger von Geburt, sondern Thüringer, und kam wahrscheinlich erst 1378, in welchem Jahre Herzog Albrecht II sich zum zweiten Male vermählte und zwar mit Adelheid, der Tochter des Grafen Ulrich von Honstein, mit anderen Thüringern an den Schweriner Hof. Hier begann er auf des Herzogs Geheiß die Slavenchronik Helmolds in Verse zu bringen, in hochdeutscher Sprache, und brachte noch zu Lebzeiten Albrechts (gest. 18. Februar 1379) diese Versifizierung zum Abschluß, führte aber dann die Geschichte Mecklenburgs teils auf Grund verschiedener Chroniken und Urkunden, teils nach mündlichen Überlieferungen in zum Teil sehr anziehender Weise bis gegen die Mitte des 14. Jahrhunderts — die jüngste genannte Jahreszahl ist 1337 — fort. Wenigstens reicht die einzige, im Schweriner Archiv befindliche prachtvolle, aber verstümmelte Handschrift des Werkes nicht weiter. Daß Kirchberg sich mit der Absicht trug, auch noch das Leben des Herzogs Albrecht zu schreiben — d. h. doch wohl nur: seine Chronik

[1]) Krause in der Allgemeinen deutschen Biographie Bd. 19 S. 387 f.

bis in Albrechts Zeiten fortzuführen — darf aus einer Stelle derselben geschlossen werden. Sehr wahrscheinlich ist dieser Plan nicht zur Ausführung gelangt; weshalb, wissen wir nicht.[2])

Im Anschluß an Kirchberg sei hier vorgreifend gleich eines anderen Reimchronisten, gewissermaßen Kirchbergs Nachfolgers, gedacht, des Nikolaus Marschalk. Um 1465 zu Roßla in Thüringen geboren, weshalb er sich später den Beinamen Thurius zulegte, trat Marschalk auf Anregung des Kanzlers v. Schönaich 1505 in die Dienste des Herzogs Heinrich V des Friedfertigen von Mecklenburg, als dessen Consiliarius, siedelte aber 1510 von Schwerin nach Rostock über, wo er, ohne seine Beziehungen zum Schweriner Hofe abzubrechen, als Professor beider Rechte zwar auch Rechtswissenschaft, daneben aber nicht minder Sprachen und sogar Naturwissenschaften lehrte, 1514 in seinem eigenen Hause eine Druckerei anlegte[3]) und 1525 starb.

Marschalk, dessen Lehrtätigkeit auf das anregendste auf fast alle Seiten des akademischen Studiums einwirkte und nicht wenig dazu beitrug, die humanistischen Studien für immer in Rostock einzubürgern, war daneben ein sehr fruchtbarer Schriftsteller, auch auf dem Gebiete der mecklenburgischen Geschichte. Uns interessiert hier besonders sein „Chronikon der mecklenburgischen Regenten Reims-Weise“[4]), eine wahrscheinlich 1512 oder Anfang 1513 entstandene, aber auffallenderweise von Marschalk selbst nicht in Druck gegebene Reimchronik, die, zum größten Teil unter Benutzung des Kirchbergschen Werkes, die Geschichte der mecklenburgischen Fürsten behandelt. Marschalks Erzählung endet mit Herzog Heinrich dem Friedfertigen, nimmt aber ihren Ausgangspunkt von Alexanders d. Gr. Heer und den Amazonen, von denen er die Könige der Obotriten abstammen läßt — eine gelehrte Erdichtung, welcher der auf den Bukephalos zurückgeführte Stierkopf des mecklenburgischen Wappens das Bindeglied lieferte zwischen dem mecklenburgischen Fürstenhause und dem großen Mazedonier und die zwei Jahrhunderte lang die Geschichte Mecklenburgs und des Wendenlandes mit einem trügerischen Fabelgewebe durchwucherte. In seinen 1521 im Druck erschienenen „Annalium Herulorum et Vandalorum libri VII“ weiß uns Marschalk sogar den Namen des Stammvaters dieses erfundenen Geschlechtsregisters zu nennen: es ist Anthyrius, Heerführer der Obotriten, ein

---

[2]) Thoms, „Die mecklenburgische Reimchronik des Ernst von Kirchberg und ihre Quellen.“ Schirrmacher, „Ernst von Kirchberg kein Mecklenburger, sondern ein Thüringer.“ (Beide Arbeiten in Bd. II der von Schirrmacher herausgegebenen „Beiträge zur Geschichte Mecklenburgs vornehmlich im 13. und 14. Jahrhundert.“ Rostock 1875.)

[3]) Es war die dritte in Rostock entstandene Druckerei. Vorangegangen waren die der Michaelisbrüder (1476—1532) und die des Stadtsekretärs Hermann Barckhusen (1510 bis um 1512).

[4]) Abgedruckt bei Westphalen, Monumenta I.

Heruler aus königlichem Geschlechte, der in der Litteratur dann noch lange weiter gespukt hat, der Held des berüchtigten, in Runen geschriebenen Anthyr-Liedes[5]), einer Mystifikation, die viele Gelehrte irregeführt hat und an der Elias Schedius nicht unbeteiligt sein dürfte.

Volkstümlich konnte natürlich eine Figur wie Anthyrius nicht werden. Ob es die Gestalten der deutschen Heldensage in Mecklenburg gewesen sind, steht dahin. Möglich, daß der Redaktor des Redentiner Osterspiels auf entgegenkommendes Verständnis seiner Leser oder Hörer rechnen konnte, wenn er einen der prahlenden Grabwächter von seinem Schwerte Mumminк reden läßt, womit das sagenberühmte Schwert Mimminc oder Mimmunc gemeint ist, das Wieland für seinen Sohn Witege geschmiedet hatte. Daß Spuren des Fortlebens der Gudrun-Sage in Mecklenburg noch zu Anfange des 19. Jahrhunderts nachgewiesen werden konnten, ist bedeutsam.[6])

Wie weit das Interesse der gebildeten Kreise an der deutschen Dichtung etwa gegangen ist, darüber fehlen uns die Zeugnisse. Vorhanden war es jedenfalls bei Herzog Balthasar, ja dieser erwarb sich ein eigenartiges, nicht geringes Verdienst um die Litteratur — wenn diejenigen Recht haben, die die Entstehung des „Heldenbuches" auf seine Anregung zurückführen. Balthasar, geb. 1451 als jüngster Sohn des Herzogs Heinrich IV, war 1474—79 Bischof von Schwerin, 1480—1503 Mitregent seines Bruders Magnus II, dann Mitregent seiner Neffen Heinrich V und Albrecht VII, ohne jedoch regen Anteil an der Regierung zu nehmen, und starb 1507. Seine gelehrten Studien auf der Hochschule zu Rostock, deren Rektorat er mehrmals verwaltete, hatten seinen Sinn für die Dichtung nicht erstickt; besonders war es die ältere deutsche Epik, die sein abenteuerfrohes Gemüt — er war zweimal (1479 und 1492) im heiligen Lande — anzog, und so ließ er, wie behauptet wird, durch Kaspar von der Rön, aus Münnerstadt in Franken gebürtig, und einen zweiten ungenannten Schreiber die unter dem Namen „Heldenbuch" bekannte Sammlung umgearbeiteter Texte aus dem Kreise der deutschen Heldensage zusammenstellen. Sicher ist indessen nur, daß die 1472 vollendete (einzige) Handschrift, jetzt in Dresden befindlich, einst dem Herzoge gehörte, wie der auf der inneren Seite des vorderen Deckels angebrachte Eigentumsvermerk „Waltasar von gocz genaden Herczog zu Mechelwurck" beweist.

Alle bisher genannten Denkmäler sind in hochdeutscher oder lateinischer Sprache verfaßt. Aber seit der Mitte des 15. Jahrhunderts macht

[5]) Herausgegeben von Möller im 40. Bde. der Abhandlungen der Kgl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Vgl. Ad. Hofmeister, „Das Lied vom König Anthyrius" (Jahrbücher des Vereins für meckl. Geschichte u. Altertumskunde. 61. Jahrg. S. 239 ff.).

[6]) Germania XII S. 220 ff.

sich auch das Niederdeutsche geltend, freilich zunächst in bescheidenster Weise. Was die mittelniederdeutsche Litteratur an weltlicher Lyrik hervorgebracht hat, ist ja überhaupt unbedeutend; was davon auf dem Boden Mecklenburgs gefunden wurde, vielleicht nicht einmal dort gewachsen ist, ist ganz dürftig. Die ältesten in Mecklenburg nachweisbaren niederdeutschen Gedichte sind eine wohl um 1433 niedergeschriebene, schlecht überlieferte Nachahmung eines hochdeutschen Minneliedes, dessen erste Strophe lautet:

Ik heve an unde singhe
dat beste, dat ik kan,
van den weiten in dem velde,
he steyt so lavesam,
dar vintme blomeken eddel unde vyn,
ik rede ju dat vor ware,
beter lust mach niman syn,

und ein anscheinend 1448 aufgezeichnetes, in erweiterter Gestalt bis heute im Volksmunde erhaltenes „Köstelbidderled", beginnend:

Hyr gha ik hen vor dat schap stan unde wil wat eten,
men hyr is nich en beten;
dat ghode ber mach ik gherne drynken
unde ok ete ik gherne van deme schynken —

beide Stücke interessant durch ihren Fundort: sie stehen mitten unter Rechnungsansätzen in einem (jetzt im Wismarschen Archiv befindlichen) Privatrechnungsbuch des Hinrik Ganskow, der in Wismar im St. Jürgen-Kirchspiel wohnte und der Segler-Cumpanie angehörte und 1437 in den Rat kam.[7])

Von noch geringerem poetischem Werte sind ein niederdeutscher Cisio-Janus des aus Geismar gebürtigen Konrad Gesselen, der 1424 in Rostock immatrikuliert wurde, sich später in Thorn aufhielt und zuletzt anscheinend wieder in Rostock noch 1464[8]), und die einem mehrfach vorkommenden lateinischen Original nachgebildeten weisen Regeln für die Stadtobrigkeiten, die sich im ältesten Stadtbuche der Stadt Ribnitz befinden und im Jahre 1456 geschrieben sein werden.[9])

Ob ein Marienlied („Van Marien eyn suverlyk ledelyn"), ein Tischlied (beginnend: „We ethen wyl de gha tome disch, de mach hyr yn wol gan") und das bekannte „Mühlenlied", eine allegorische Darstellung der Transsubstantiation unter dem Bilde einer Mühle[10]), in Mecklenburg

---

[7]) Jahrbb. f. meckl. Gesch. u. Alt. 22 S. 268 ff. Vgl. 27 S. 275 ff.

[8]) Krause, Niederdeutscher Cisiojanus. Programm, Rostock 1875. Vgl. auch Krause in der Allg. deutschen Biographie Bd. 9 S. 95.

[9]) Jahrbb. 27 S. 278 ff. Vgl. 39 S. 101 ff.

[10]) S. über diese Stücke Wichmann-Hofmeister III S. 65 f., 66 f., 60 ff. und 228 ff.

entstanden und nicht vielmehr bloß gegen 1520 in Rostock gedruckt worden sind, ist unsicher.

Ein wirkliches dichterisches Kunstwerk tritt uns zuerst entgegen in dem Redentiner Osterspiel.[11]) Dieses Spiel ist im Jahre 1464 zu Redentin bei Wismar geschrieben; die einzige erhaltene Handschrift, nicht Original, durch Fehler entstellt und, wie man glauben möchte, die Vorlage wenigstens in einem Punkte nicht vollständig wiedergebend, ist jetzt in Karlsruhe. Ob das Spiel aufgeführt wurde, wissen wir nicht. Der Verfasser, wahrscheinlich ein Mönch des Cisterzienserklosters Doberan und damals Hofmeister in dem seinem Kloster gehörenden Hofe Redentin, namens Peter Kalff, wohl aus der Wesergegend stammend, benutzte anscheinend ein Stück in ostfälischer oder engrischer Mundart, das seinerseits die Bearbeitung eines mitteldeutschen Osterspieles war, und zwar scheint er sich im ersten Teile des Dramas nicht sehr weit von seiner Vorlage entfernt zu haben, während er sie im zweiten Teile gründlich umarbeitete — ein Verhältnis übrigens, das im einzelnen darzulegen nicht möglich ist. Im übrigen beeinträchtigt diese Abhängigkeit von älteren Vorlagen den Wert unseres Stückes nicht. Man muß sich gegenwärtig halten, daß bei allen Spielen gleicher oder verwandter Gattung gewisse Ähnlichkeiten sich naturgemäß einstellen mußten, da selbst für frei erfundene Szenen sich schon früh eine feste Gestalt herausbildete, die einzelnen Spielmotive bald Gemeingut aller wurden. Sprachliche und stilistische Eigentümlichkeiten erbten sich von den älteren Verfassern geistlicher Spiele auf die späteren weiter, Charakter und Form vieler Szenen pflanzten sich traditionell fort. In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts blickte man schon auf eine Jahrhunderte alte, wohl niemals unterbrochene Spielübung zurück. Nicht darauf kam es an, was ein Spieldichter bot, sondern nur darauf, wie er es bot, nur in der individuellen Gestaltung der traditionellen Formen und Motive konnte sich der Dichter bewähren. Was ein dichterisch begabter Mann aus seinem Stoffe machen konnte, selbst wo er sich auf den alten Bahnen bewegt, das hat uns der Dichter des Redentiner Spiels gezeigt, welches bei jeder Vergleichung mit anderen Oster- oder Passionsspielen nur gewinnen kann. Mit seiner rasch und lebendig fortschreitenden Handlung, mit seinem weisen Maßhalten selbst in den komischen Effekten — wie z. B. in der breit ausgeführten Teufelszene, „der berühmtesten aus der deutschen Litteratur des späteren Mittelalters“ —, mit seiner glücklichen Erweiterung alter Spielmotive, seiner weit über das damalige Maß hinausgehen-

[11]) Zuletzt herausgegeben von mir als Bd. V der „Denkmäler. Herausgegeben vom Verein für niederdeutsche Sprachforschung“. Norden u. Leipzig 1893. — „Das Redentiner Osterspiel in gemeindeutscher Sprache“ von Alb. Freybe. Gütersloh 1901. — „Die Handschrift des Redentiner Osterspiels im Lichtdruck mit einigen Beiträgen zu seiner Geschichte und Literatur“ herausgegeben von Alb. Freybe. Schwerin 1892.

den Charakterisierung der handelnden Personen, seiner frischen volkstümlichen Sprache und der anmutenden Lokalfärbung ist das Redentiner Spiel wohl das beste aller uns erhaltenen Dramen gleichen oder ähnlichen Inhaltes.

Das Stück eröffnet ein Prolog, gesprochen von zwei Engeln, von denen der erste allgemeiner das bevorstehende Spiel ankündigt, der zweite auf die Bedeutung der Osterzeit, auf die Erlösung hinweist und denjenigen, die vom Bösen lassen wollen, Vergebung der Sünden verheißt. Der ernste Geist, der trotz mancher burlesken Szenen doch den Grundzug des Ganzen bildet, findet schon hier seinen Ausdruck.

Der erste Auftritt führt uns in den jüdischen hohen Rat. Einer der Juden erinnert daran, daß Christus gesagt habe, er wolle am dritten Tage aus dem Grabe auferstehen; daher schlägt er vor, das Grab bewachen zu lassen, damit nicht die Jünger den Leichnam stehlen und dann verkündigen, Christus sei auferstanden. Dem stimmt Kaiphas bei und empfiehlt, daß man sich mit Pilatus ins Einvernehmen setze. Dazu erklären sich die Juden bereit und tragen Pilatus ihr Anliegen vor. Pilatus will davon anfänglich nichts wissen, doch gibt er schließlich dem Drängen der Juden nach und verspricht ihnen eine Grabwache. Er tritt nun in Verhandlung mit seinen Rittern: man werde ihnen Silber und Gold geben, dafür sollen sie Jesum im Grabe bewachen, daß niemand den Leichnam entführe. Den Rittern ist das nicht ganz recht; es sei doch läppisch, einen toten Mann zu hüten. Schließlich lockt die Aussicht auf guten Lohn, sie wollen die Wacht übernehmen und ziehen mit Gesang zum Grabe.

Dorthin begibt sich auch Pilatus selber. Er erscheint hier völlig als deutscher Fürst des Mittelalters, an einigen Stellen wird er geradezu als „here koninк“ angeredet. Mit anderen mittelalterlichen Herrschern teilt er die Eigenschaft, daß er nicht lesen kann, sondern sich einen Schreiber hält, der ihm vorlesen muß. Also Pilatus geht selber zum Grabe. Ein Diener schreitet ihm voran, um ihm Raum zu schaffen durch die Volksmenge. Er weist den Rittern ihre Plätze an, nach den Himmelsgegenden, an jede Seite setzt er einen. Die Ritter führen jüdische Namen: Salomon, Samson, Boas von Thamar, Sadoch. Sie verschwören sich hoch und teuer, Christus solle ihnen nicht entgehen, wenn er das Auferstehen versuchen wolle. Indessen werden sie einer nach dem andern von Müdigkeit befallen. Der Wächter auf einem benachbarten Turme singt seinen Spruch und mahnt sie an ihre Pflicht — umsonst, sie legen sich schlafen.

Währenddessen ersteht Christus aus dem Grabe. Ein Chorlied der Engel, Gesänge und Reden der Erzengel leiten die große Handlung ein, die Erde erbebt, Christus erhebt sich, singt „Resurrexi“ — den „Introitus missae“ am Ostersonntag — und spricht den Entschluß aus zur Hölle zu fahren und die Seinen daraus zu erlösen.

Wir betreten nunmehr an der Hand des Dichters die Vorhölle. Die dort versammelten Altväter und Propheten sehen ein wunderbar helles Licht in die Finsternis scheinen, sie ahnen, daß die Stunde der Erlösung gekommen ist und ergehen sich in Ausbrüchen der Freude. Abel, Adam, Seth, Jesaias und Simeon werden redend eingeführt. Zu ihnen gesellt sich, von ihnen nicht gekannt und um seinen Namen befragt, Johannes der Täufer, der die Nähe Christi verkündigt, worauf die Seelen jubelnd das „Ecce agnus dei" anstimmen.

Aus der Vorhölle werden wir in die wirkliche Hölle geführt, vor Lucifers Thron. Lucifer entbietet seine Knechte zu sich. Es erscheinen Satan, der verschlagenste der Teufel, Lucifers rechte Hand und sein Liebling, ferner Krummnase und Noytor. Lucifer fragt Satan, wo er denn gewesen sei, da er ihn seit drei Tagen nicht gesehen habe. Satan antwortet, er sei „mank der Joden schare" gewesen und habe dort einen großen Schatz erworben. Auf Lucifers Frage, was damit gemeint sei, erzählt er dann, daß Jesus

de prophete unde grote here
de dar sprak, dat he got were,

ans Kreuz gehängt sei und in Todesnot schwebe; die Hölle möge sich auf den Empfang seiner Seele rüsten, denn, sagt er,

wo mochte he godes zone syn?
wente he vruchtet des dodes pyn.

Diese Nachricht erfüllt aber Lucifer mit Sorge:

Got de mach vorsterven nicht.
o Satan, bose wicht,
he mach nicht vorsterven,
he wil uns de helle vorderven . . .
ik hebbe tekene van em vornamen,
de van neneme puren mynschen kamen.

Satan sucht ihn zu beruhigen:

ik richtede dat sper in syn herte,
do let he des dodes smerte.

Auch der Teufel Krummnase bestätigt Satans Aussage: er war gleichfalls in der Nähe, fing die Seele des Judas ein und wurde Zeuge von Jesu Tode. Aber Lucifer wendet mit Recht ein:

leve Satan, heft he den gheft uppegheven,
wor is denne de zele bleven?

Satan sagt, er sei ihr nachgelaufen, aber da habe Lucifer gerufen und damit habe er sie verloren. Als er dann weiter auf Lucifers Frage:

is he dat dede Lazarum weckede van dode?

bestätigen muß:

ja Lucifer, dat is de sulve man —

da gerät Lucifer in die größte Angst: er beschwört Satan bei allen

höllischen Mächten, Jesum ja nicht zur Hölle zu bringen, er werde ihnen schweren Schaden zufügen. Inzwischen kommt neue Unglücksbotschaft. Der Teufel Noytor meldet, daß die Seelen der Altväter in großer Aufregung seien und behaupteten, sie würden gleich befreit werden. Mit ähnlicher Nachricht erscheint der Teufel Puk, die ganze Rotte eilt die Hölle zu verschließen. Nun aber naht schon Jesus, von David, Adam und Eva freudig begrüßt. Stürmisch begehren die Engel zu dreien malen Einlaß; als er verweigert wird, zerbricht Jesus das Höllentor, fesselt Lucifer und befreit die Seelen. Den Täufer Johannes suchen Satan und seine Gesellen zurückzubehalten — vergebens. Jesus befiehlt nun die erlösten Seelen der Obhut des Erzengels Michael, der sie in das Paradies geleiten soll. Auf dem Wege dorthin finden sie schon Enoch und Elias, die beiden, die den Tod nicht gesehen haben, sondern die Gott bei ihrem Leben von der Erde entrückt hat, sowie einen Menschen, der als Wahrzeichen ein Kreuz trägt: es ist der gute Schächer, zu dem Jesus am Kreuze sprach: „Heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein." Alle diese Seelen führt Michael in das Paradies; dort sollen sie warten, bis sie Gott selber holen wird.

Kehren wir nunmehr zum Grabe zurück. Die Ritter schlafen noch immer. Der Turmwächter mahnt sie, er bläst sein Horn und singt ihnen ein niedliches, im Stil der höfischen Poesie gehaltenes Tagelied. Endlich erwachen sie und werden mit Schrecken inne, daß der Leichnam verschwunden ist. Sie ratschlagen, was nun zu tun sei, begeben sich schließlich zur Synagoge und erzählen, wie es ihnen ergangen ist: wie ein Erdbeben kam und sie niederschlug, wie Jesus auferstand und wie der Engel den zum Grabe kommenden Frauen die Auferstehung verkündigte. Die Juden, anfangs ungläubig und gegen die Ritter sehr aufgebracht, werden dann doch bedenklich; sie halten Rat und bitten die Ritter, über das Vorgefallene Schweigen zu beobachten und auf eine etwaige Frage zu antworten, die Jünger hätten den Leichnam gestohlen; täten sie so, es werde ihr Schade nicht sein. Das sagen die Ritter zu; freilich, meinen sie, wüßten es ohnehin schon viele Leute in Galiläa. Zum Grabe zurückgekehrt erhalten sie den Befehl, vor Pilatus zu erscheinen, dem sie die Auferstehungsgeschichte erzählen. Pilatus läßt sie hart an, wirft ihnen Pflichtvergessenheit vor und verbannt sie von seinem Hofe. Die Ritter aber wissen Rat: sie gehen wieder zur Synagoge und erklären: wenn die Juden sich nicht schleunigst bei Pilatus zu ihren Gunsten verwendeten, würden sie aller Welt erzählen, auf welche Weise Christus aus dem Grabe gekommen sei. Das wirkt. Die Juden bitten Pilatus, die vier Ritter wieder zu Gnaden anzunehmen. Darein willigte Pilatus mit dem Bemerken, die Juden hätten sehr töricht gehandelt, Christus zu töten und hätten sich eigentlich arg blamiert; es werde ihnen nicht gelingen, die Tatsache der Auferstehung totzuschweigen. Er sagt:

Ik hadde gerne sen, dat he hadde gheneſen.
Ik sprak: „ik wil synes blodes unschuldich weſen!“
Do repen se alle
myt so groteme schalle:
„Dar is uns umme so eyn wynt!
Syn blot ga over uns unde unſe kynt!“
Dat mach en aldus wol kamen
to ereme groten unvramen.

Mit dieſer Moral, daß durch Chriſti Auferſtehung die Weisheit der Juden zu Schanden geworden iſt, ſchließt der erſte Teil des Spiels.

Der zweite Teil ſpielt ausſchließlich in der Hölle. Die Teufel bringen den gefeſſelten Lucifer, der in einem Faſſe ſitzt und eine Wehklage beginnt darüber, daß Chriſtus ihm alle Seelen entführt habe. Doch heiße es jetzt unverdroſſen wieder ans Werk zu gehen, den Menſchen, wer ſie auch ſeien, nachzuſtellen und ſie zur Hölle zu bringen. Zu dem Zwecke ſendet er ſeine Teufel in die Welt hinaus und zwar zunächſt nach Lübeck: dort ſei ein großes Sterben unter die Leute gekommen, dort würden ſie leichtes Spiel haben. Nach einiger Zeit erſcheint denn auch der Teufel Puk um anzukündigen, daß er und ſeine Geſellen mit reicher Beute beladen ſeien. Der darob hocherfreute Lucifer befiehlt ihm die Seelen einzeln vorzuführen, damit er jeder ihre Strafe zudiktieren könne. Es entſpinnt ſich nun ein förmliches Gerichtsverfahren mit Anklage, Geſtändnis und Strafverkündigung. Faſt lauter Handwerker ſind es, deren Seelen vor Lucifers Richterſtuhl erſcheinen, bei der unredlichen Ausübung ihres Gewerbes haben ſie ſich die Hölle verdient: der Bäcker buk zu kleines Brot; der Schuſter verarbeitete mürbes Leder; der Schneider nähte das Gewand mit heißer Nadel, ſo daß die Nähte gleich wieder platzten, und behielt vom anvertrauten Stoffe für ſich zurück; der Krüger verdünnte das Bier und ſchenkte auf Schaum; der Weber ſtahl vom Garn je den vierten Knäuel; der Fleiſcher machte ſchlechte Wurſt und verkaufte das Fleiſch einer finnigen Sau für das eines Ferkels; der Krämer führte falſches Gewicht und mengte faule Häringe unter die guten uſw. Sie alle bekennen ihre Schuld und erhalten ihre Strafe. Der Teufel Funkeldune, der ohne eine Seele gefangen zu haben zurückkehrt, wird derb ausgeſcholten und aus dem Dienſte entlaſſen.

Von allen Ausgeſandten fehlt nur Satan noch, worüber Lucifer in große Aufregung gerät:

To jodute! to jodute!
Satana is jo to langhe ute!
Ach, wer dar na wolde leſen,
wer he gicht krank mochte weſen,
oft he an der ſuke leghe, —
woſte ik, we em dat glas beſeghe!

Hadde he genneghen vramen namen,
so were he mit den ersten komen.
Ik moghe my sere, doch dunkel my,
dat he na vramen ute sy.
An kunsten was he jo de beste;
o wig, nu is he de leste!
He wolde der selen to vele iaghen,
ik vruchte, he is up deme weghe dot gheslaghen.
Doch wil ik nicht ave laten:
wor he is in allen straten,
wen he mynen stempnen hort,
ik hape jo, he breke sik vort.
Satan! Satan! truwe blut!
O wig, ik vruchte, he sy dot.

Doch Satan naht, und zwar mit einem fetten Bissen: er hat einen faulen Pfaffen gegriffen, der die Matutine verschlief, seine Horen nicht las, die Messe versäumte, während der Vesper bei Tische saß und um die Zeit der Complet im Kruge weilte. Lucifer begrüßt den neuen Ankömmling:

Ach, wo mochte em dat schen?
Laten sik de papen nu tor helle teen?
Ik love, du scholt us nicht entlopen,
haddestu noch so vele wigwaters ghesapen.

Doch wird ihm die Nähe des weihrauchduftenden Pfaffen unbehaglich, er befiehlt ihm bei Seite zu treten:

ik enmach der papen so na nicht liden.

Der aber läßt sich nicht einschüchtern:

Hore, wat is dat ghesecht?
Steistu doch hir unde ok dyn knecht.
Myt my en is hir nument mere.
Noch en gruwet myk nicht alto sere.
Wultu my an de helle han,
So mot ik dy noch negher gan.

Das wünscht aber Lucifer durchaus nicht; er empfindet Angst vor dem Pfaffen, der ihm schon mit schlichten Worten das Haar versengt und gefährlicher ist als der Teufel selbst. Er zürnt sehr auf Satan:

Ik mende, du werst van kluken synnen:
nu lestu dik enen papen vorwynnen!

Um es kurz zu machen: der Pfaffe setzt Lucifer und Satan mit seinen Reden und Beschwörungen so hart zu, daß sie nicht aus noch ein wissen, daß Lucifer Satan verflucht und in die Gewalt des Pfaffen überantwortet. Der Pfaffe zieht unbehelligt von dannen, und Lucifer bricht in verzweifelten Wehklagen zusammen. Durch seinen Hochmut sei er zu Falle gekommen; wie gern würde er jetzt noch Buße tun, aber dazu sei

es nun zu spät. Er fühlt sich im Innersten krank und bittet seine Knechte, ihn doch in die Hölle zu tragen, was diese denn auch mit dem Gesange „Drech wech den olden fornicatorem" tun. Damit droht das Spiel in eine Posse auszulaufen, aber zur rechten Zeit besteigt der Conclusor das Faß und stellt durch seine eindringliche Rede und Ermahnung die rechte Stimmung wieder her. Mit einem jubelnden „Christus is up ghestanden!" schließt das Spiel. —

Von einem anderen niederdeutschen Osterspiel, etwa derselben Zeit angehörig, ist jüngst ein Bruchstück, die Anrede des erstandenen Christus an Maria enthaltend, in Mecklenburg aufgefunden worden.[12]) Ob dieses Stück ursprünglich hier im Lande beheimatet ist, bleibt freilich zweifelhaft.

Als diese Stücke entstanden oder niedergeschrieben wurden, blühte bereits die zweite Gattung von Spielen, in denen damals das Volk Befriedigung seiner Schau- und Lachlust suchte: das Fastnachtspiel. Doch sind nur wenige niederdeutsche Stücke dieser Art erhalten, aus Mecklenburg sicher nachweisbar nur eines und auch dieses nur in Bruchstücken einer dem Gildebuch des Röbeler Wollenweberamtes angehefteten Handschrift aus dem ersten Drittel des 16. Jahrhunderts. Der Inhalt dieses vermutlich vom Wollenweberamt aufgeführten Röbeler Fastnachtspieles[13]), soweit er sich erkennen läßt, ist dieser:

„Zwei verschiedene Gruppen halten im Freien, nur durch eine Hecke geschieden, ihren Fastnachtstrunk, die einen (Ludeke, Bertold, Sabertzien, Bysterveld, Vagelskutte usw.) sind Bauern, die andern (Storm, Sten, Kotale) sind Städter. Auf beiden Seiten wird abwechselnd gesungen und getrunken, während die Städter aber vorzügliches Bier haben, welches Magen und Kopfe wohl bekommt, hat der Dorfschulze für die Bauern ein Bier besorgt, welches die Trinker bald unwohl macht, und dessen Wirkung nach unten und oben die Bauern zwingt, an und in das Heck zu treten, um sich zu erleichtern. Die Städter sind darüber entrüstet und stürzen vor das Heck auf die Bauern los, um sie wegzujagen. Diese fallen teilweise betrunken nieder, andere, die sich im Heck befanden, sieht Storm herankommen und ruft gegen sie Curt Sten zu Hilfe. Einer der Bauern läuft indes zum Kirchturm und läutet Sturm. Der Schulze des Dorfes kommt darauf mit andern Bauern herbei." Daß die Fastnachtspiele vor Derbheiten, ja selbst Unflätereien nicht zurückschrecken, ist bekannt; die Roheit des Tones im Röbeler Spiel fällt selbst in dieser Umgebung unangenehm auf.

Ob vielleicht das „Schöne Spil, wo men böse Frouwens fram

---

[12]) Mecklenburgisches Kirchen- und Zeitblatt 1895 Nr. 5. Daß es sich bei diesen Versen wirklich um ein Bruchstück eines Osterspiels, nicht um ein geistliches Lied handelt, wie der Herausgeber meint, steht für mich außer Frage.

[13]) Zuletzt herausgegeben von Seelmann in dessen Mittelniederdeutschen Fastnachtspielen. Norden u. Leipzig 1885. Von Seelmann (S. XLIII f.) rührt auch unsere Inhaltsangabe her.

maken kan“[14]), nach einem verbreiteten Stoff frei gestaltet, gleichfalls nach Mecklenburg gehört, ist eine wohl aufzuwerfende Frage. Daß der Dichter im rechtselbischen Küstenlande zu Hause war, beweist seine Sprache.

Noch bevor das Röbeler Spiel niedergeschrieben wurde, hatten gleich den Offizinen anderer Städte auch Rostocker Drucker unternommen, hervorragende oder dem damaligen Geschmack der Lesewelt besonders zusagende hochdeutsche Werke in niederdeutschen Übersetzungen beziehungsweise Bearbeitungen zu verbreiten. Zuerst waren es die Michaelisbrüder, die um 1500 mehrere der sog. Volksbücher hinausgehen ließen: die „Historie van der verstoringe der stat Troye“ nach Guido von Columma; die fabelhafte Geschichte „Van Alexandro dem groten koninge“; das bekannte Buch „Van den soven wysen meisteren“; die Geschichte von der Meerfee Melusine und „De historie van der duldicheit der vruwen Griseldis“. Sodann hat es Ludwig Dietz, der, in Speier geboren, um 1504 nach Rostock kam, in der Druckerei des Hermann Barckhusen beschäftigt war, dieselbe dann selbständig übernahm, 1558 Universitätsbuchdrucker wurde und 1559 starb, verstanden, sich an Sebastian Brants „Narrenschiff“ und am „Reinke de Vos“ einen gewissen Anteil zu sichern. Vom „Narrenschiff“ hatte bereits 1497 der Lübecker Drucker Matthäus Brandis eine niederdeutsche Ausgabe veröffentlicht, die indessen den gewünschten Erfolg nicht gehabt zu haben scheint, wenigstens erfolgte in Lübeck keine zweite Auflage; 1519 nun nahm Dietz das Werk wieder auf. Aber dieser Rostocker Druck ist nicht eine einfache Wiederholung des lübischen, sondern, wie es auf dem Schlußblatte heißt, „mit velen kortwiligen spröken (vnd besunders yn deme ende desses bokes mit des dissches untucht und den vastelauendes doren) vorlenget“, d. h. es kamen neben anderen Dingen namentlich die von Brant erst 1495 zugesetzten Narren, der unflätige Tischgast und der Fastnachtsnarr, hinzu. So war diese neue Bearbeitung wohl berechtigt, sich als „dat nye schip van Narragonien“[15]) einzuführen, nachdem der alte Druck sich einfach „Dat narren schyp“ betitelt hatte.

Wer der Mann war, der den Lübecker Druck überarbeitete und erweiterte, wissen wir nicht. Möglich immerhin, daß es Ludwig Dietz selber war, für dessen Befähigung zu schriftstellerischer Tätigkeit wir mehrfache Beweise haben und den Georg Rollenhagen, der Verfasser des „Froschmäuseler“, einen „guten Reymer“ nennt.

Übrigens hat auch „Dat nye schip van Narragonien“ keine neue

---

[14]) Herausgegeben von Seelmann a. a. O. S. 1 ff. Vergl. Seelmanns Einleitung, besonders S. XIII ff.

[15]) Von mir herausgegeben. Schwerin 1892.

Auflage erlebt. Dagegen hatte Dietz bedeutende Erfolge mit seinen Drucken des „Reinke Vos".

Wie beim „Narrenschiff", war auch beim „Reinke" ein Lübecker Druck vorangegangen: 1498 hatte Matthäus Brandis seine Bearbeitung veröffentlicht, deren Verfasser wir wiederum nicht kennen; vielleicht war er ein Ordensgeistlicher in Lübeck und mit großer Wahrscheinlichkeit derselbe Mann, der das „Narrenschiff" für Matthäus Brandis übersetzt hatte. Auch der Lübecker „Reinke" ist nicht wieder aufgelegt worden; wiederum war es Ludwig Dietz, der das Werk in Rostock neu drucken ließ. Sein erster Druck des „Reinke" erschien 1517, der zweite erst 1539, aber nun wesentlich verändert, nämlich mit einer gänzlich umgearbeiteten, sehr stark erweiterten Glosse, die man gewöhnlich als die „protestantische" bezeichnet. Es ist dies kein sehr glücklicher Ausdruck, denn nicht das religiöse Bekenntnis des Verfassers macht den Hauptunterschied der Glossen aus, sondern ihre Stellung zur Dichtung. Der ältere Glossator hält sich in bescheidenen Grenzen, bleibt immer im Zusammenhange mit dem Texte und vermeidet eine Beeinträchtigung des Gedichtes durch den Umfang seiner Ausdeutung. Dem jüngeren dagegen, der über eine achtungswerte Gelehrsamkeit und Belesenheit verfügt, ist der Text halbwegs Nebensache, ihm ist das wichtigste seine Glosse, in der er einmal nach Art der älteren Moralisten allen Ständen, besonders aber den Fürsten, einen Spiegel vorhält und sodann der Vorliebe seiner Zeitgenossen für Sprichwörter und Reimspruch-Sammlungen Rechnung zu tragen bemüht ist, dergestalt, daß seine Erklärungen nicht selten die Dichtung völlig überwuchern.

Auch dieser jüngere Glossator hat uns seinen Namen vorenthalten. Nikolaus Baumann, der 1507 als Sekretär der Herzoge Heinrich V und Albrecht VII von Mecklenburg erscheint und seit 1515 in Rostock wohnte, den man früher dafür hielt — zeitweilig hat man ihn unberechtigterweise sogar zum Bearbeiter des Lübecker „Reinke" gemacht — ist es nicht, denn der starb bereits 1526. War es der niederländische, damals in Rostock weilende Wiedertäuferbischof Ubbo Philipps? Oder der Drucker Ludwig Dietz selbst? Oder der ältere Johannes Frederus, der um jene Zeit Konrektor am Hamburger Johanneum war und später Superintendent in Wismar wurde? Für jede dieser Persönlichkeiten sind Gründe geltend gemacht, für keine ist ein zwingender Beweis erbracht.

Die weiteren Rostocker Ausgaben des „Reinke" bieten kein besonderes Interesse, nur der hochdeutschen von 1650 („In Verlegung Joachym Wilden, Buchhändlern in Rostock") möge kurz gedacht werden. Hier ist der arme „Reinke" in die Hände eines ungenannten Anhängers Zesenscher Lehren gefallen und bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Die alten Reimpaare sind durch nicht weniger als 51 verschiedene Strophenarten ersetzt worden, von denen der Alexandriner noch die genießbarste

ist. Jakob Grimm hat diese Bearbeitung „abgeschmackt" genannt; ob mit Recht oder Unrecht, möge beurteilen, wer den Anfang des Werkes in der alten und der neuen Fassung mit einander vergleicht. Dort lauten die ersten Verse:

Jd gheschach up einen pynxste dach,
dat man de wolde unde velde sach
grone staen mit loff unde gras
unde mannich fogel vrolich was
myt sange, in haghen unde up bomen.
De krüde sproten unde de blomen,
de wol röken, hir unde dar.
De dach was schone dat weder klar.
Nobel, de konnynck van allen deren,
held hoff unde leet den utkreyeren
syn lant dorch over al.

In der Bearbeitung von 1650 dagegen erscheint der Anfang in folgender Gestalt:

Die schöne Pfingsten-Zeit, da alles grün bemahlet
im Wald' und Felde steht, das dick-befrüchtet pralet
mit schön-besüstem Klee, mit Blumen mannigfalt:
da die vor wüst-gleich' Erd' hat eine neu Gestalt
Und Zierath angelegt. Die lies sich nunmehr sehen,
Die Zeit, da alle Thier' in voller Freude stehen,
Sie mügen gleichfalls seyn in dem geflügel-Heer;
Sie mügen seyn im Wald, Sie mügen seyn im Meer,
Die Zeit die kahm heran, da alle Vöglein singen
im dikken Laub-gebüsch, und da die Thiere springen
in ihrem Wald-geheg, weil die berundte Sonn,
mit ihrer Stralen-Glantz, erwekket grose Wonn
bey Menschen und beym Vieh. Bey diesen schönen Zeiten
Der König aller Thier Herr Nobel lies bereiten
Den Königlichen Saal, und dahin einen Tag
ausschreiben, daß in eyl, ein jeder der vermag,
Zu kommen willig sey.

Als Ludwig Dietz den „Reinke" von neuem in die Welt schickte, stand Deutschland und mit ihm Mecklenburg bereits im Zeichen der Renaissance. Die Universität Rostock, 1419 gestiftet und nach Beendigung der Domfehde 1490 von neuem gefestigt, gewann seit dem 16. Jahrhundert eine seitdem nicht wieder erreichte Bedeutung; sie war eine Bildungsstätte nicht bloß für das nördliche Deutschland, sondern auch für die gesamten Ostseeländer, bis diese so weit entwickelt waren, daß sie eigene Herde der Wissenschaft gründen konnten. Von nah und fern

strömten die Wissensdurstigen hier zusammen, zahllose tüchtige, selbst hervorragende Männer traten mit Rostock auf kürzere oder längere Zeit in Berührung. Ob der 1480 in Rostock immatrikulierte frater Gerardus Gerardi de Stononia[16]) wirklich der große Erasmus war, bleibt dahingestellt. Aber es liegt kein Grund vor, der alten Angabe zu mißtrauen, daß Ende 1485 oder Anfang 1486 kurze Zeit Conrad Celtes hier dozierte, „wenn auch nicht als Magister oder Baccalaureus — das gelehrte Zunftwesen duldete nicht, daß ein Ungraduierter, wie Celtes war, den Universitäts-Katheder bestieg — so doch als fahrender Humanist den Scholaren öffentliche Privatvorträge haltend über platonische Philosophie, ciceronianische Rhetorik, horazische Poesie und antiken Versbau".[17]) Und 1492—94 und wieder 1499—1506 lebte in Rostock Hinrich Boger, 1493 studierte hier Hermann von dem Busche und kehrte 1500—1501 noch einmal als Dozent zurück, 1510 lehrte hier Ulrich von Hutten, 1515—16 Johannes Hadus.

Hinrich Boger[18]) war 1445 zu Höxter geboren und hatte auf der Universität Erfurt seine Bildung empfangen. Nach Sitte der damaligen Gelehrten führte er ein Wanderleben, während dessen er mehrmals nach Italien kam. Seine fleißigen und umfassenden Studien auf mehreren Wissensgebieten hinderten ihn nicht, auch das Leben zu genießen; bei den Doktorschmäusen stand er seinen Mann, und daß er neben dem Bacchus und der Ceres auch der Venus nicht abhold war, beweist seine unbefangene Erzählung von der Franca lues, von der er und seine Freunde gefressen seien. Nach Mecklenburg gekommen, errang er bald die Gunst der Herzöge Magnus II und Balthasar, die er in verschiedenen Gedichten feiert; an Magnus' Tochter Sophie richtete er ein Carmen zu ihrer Vermählung mit Herzog Johann (dem späteren Kurfürsten) von Sachsen und in besonders nahe Beziehungen trat er zu Magnus' Sohne Erich, den er wiederholt besang und den er, damals theologiae doctor, decanus ecclesiae collegiatae Rostockiensis und auf Empfehlung seines fürstlichen Zöglings auch poeta laureatus, 1502 als Mentor auf die Universität Bologna begleitete. Auch in den Dienst der vaterländischen Geschichte stellte er seine Dichtkunst: über die die öffentliche Meinung stark bewegende Sternberger Judensache schrieb er das später viel genannte Gedicht „Super benedicti Sacramenti irreverentis tractationis per prophanos Judeos in Sternebergio querulosa historia" (er verfaßte auch für die am 13. März 1493 vorgenommene Verbrennung des Priesters Peter Dene, der angeblich den Juden zwei geweihte Hostien geliefert hatte, eine Rede an das Volk von Rostock) und besang in Form eines Lobgedichtes auf die Herzöge die Stiftung des Domes in Rostock.

16) Hofmeister, Matrikel der Universität Rostock I, S. IX und 219.
17) Aschbach, „Die früheren Wanderjahre des Conrad Celtes." Wien 1896. S. 85.
18) S. über ihn Krause in den Jahrbb. des Vereins f. meckl. Gesch. 47 S. 111 ff.

Eine Sammlung seiner lateinischen Gedichte u. d. T. „Etherologium“ wurde in Barckhusens Offizin in Rostock gedruckt und erschien 1506.

Hermann von dem Busche,[19]) „der Klassiker des deutschen Humanismus“, als Sprößling eines ritterlichen Geschlechts Westfalens 1468 auf der Sassenburg geboren, Zögling der berühmten Schule des Alexander Hegius in Deventer, Schüler des Rudolf Agricola in Heidelberg, dann mehrere Jahre in Italien lebend, hatte, als er am 31. Mai 1493 in Rostock immatrikuliert wurde, schon zwei Bücher „Carmina“ veröffentlicht, in denen eine schwärmerische Begeisterung für die neuerweckten Studien ihren klassischen Ausdruck fand. Nachdem er dann noch in Paris geweilt, in Köln Humaniora gelehrt und eine Zeitlang widerwillig Jurisprudenz studiert hatte, zog er als humanistischer Wanderlehrer von Ort zu Ort. Auf diesen gelehrten Wanderungen kam er denn 1500 auch nach Wismar und zum zweiten Male nach Rostock, wo es ihm an Anerkennung nicht fehlte, wo er aber auch erbitterte Kämpfe mit den Anhängern der alten Richtung zu bestehen hatte. Der bedeutendste Vertreter der letzteren war Tilemann Heverlingh[20]) aus Göttingen, einer der angesehensten und gelehrtesten Dozenten — wie hätten sonst Männer wie Albert Krantz, Bartold Moller, Hinrich Boger und Gherald Vrilde sich dazu verstanden, seine poetische Empfehlung für ihre Werke zu erbitten? Heverlingh war Rektor der Regentie zum Roten Löwen; auch er erklärte die lateinischen Dichter, besonders den Juvenal, aber in niedersächsischer Sprache, und mußte es erleben, daß die Menge der Studierenden sich dem eleganten Hermann von dem Busche zuwandte und sein eigener Hörsaal verödete. In dem nun beginnenden Kampfe der beiden Nebenbuhler scheint Heverlingh obgesiegt zu haben, denn sein Gegner verließ Rostock und begab sich nach Greifswald, aber er rächte sich durch eine Reihe von giftigen Epigrammen, die 1507 in Leipzig als „Oestrus in Tilemannum Heuerlingium Rubei Leonis Rectorem Rostockiensem“ erschienen.

Heverlingh verfiel auch dem Spotte Ulrichs von Hutten, der bei Beginn des Jahres 1510 in Rostock erschien; als „Philopompus quidam“, als bissige Zunge und Brotneider erscheint er in der fünften Elegie des zweiten Buches der „Querelae“ Huttens. Der hatte, seit er 1505 aus dem Stifte Fulda entflohen war, bis zur Hefe das Elend des fahrenden Schülertums ausgekostet; in tiefster Dürftigkeit war er 1509 nach Greifswald gekommen und nur durch das Eingreifen des Bürgermeisters Wedege Loetz und seines Sohnes, des Kanonikus und Professors der Rechte Henning Loetz vom Untergange gerettet worden. Was die entgegenkommende Freundlichkeit dieser Männer nach kurzer Zeit in

[19]) Vergl. Geiger in der Allgemeinen deutschen Biographie Bd. 3 S. 637 ff.
[20]) Vergl. Krause ebenda Bd. 12 S. 344.

rachedurstigen Haß verwandelte, ist nicht aufgeklärt; genug, als Hutten in den letzten Tagen des Dezember nach Rostock weiter zog, ließen sie ihn unterwegs überfallen und bis aufs Hemd ausplündern. Halb nackt und tief erschöpft kam Hutten in Rostock an, in einer elenden Herberge sank er aufs Siechbett. Hier aber nahmen sich die Gelehrten, insonderheit Marschalk Thurius und Egbert Harlem, seiner an; Harlem, von seiner niederländischen Geburtsstadt so genannt, Rektor der Regentie Bursa coeli oder des Paedagogii, nahm in in seine Junggesellenwohnung, es sammelte sich um ihn ein Kreis junger strebsamer Leute, er hielt an der Universität Vorlesungen über die Klassiker und verfaßte hier sein erstes bedeutsames Werk, die zwei Bücher „Querelae" gegen die beiden Loetz, vom Zorn eingegebene und getragene Invektiven gegen die verräterischen Frevler. Wie viel Förderung Hutten in Rostock fand, wie viel Ehre man ihm, dem 22jährigen, erwies, verraten einmal die den „Querelae" vorangeschickte, vom 15. Juli 1510 datierte prosaische Zueignung an sechzehn Professoren der Universität, von denen jeder einzelne noch in einem ihm besonders gewidmeten Tetrastichon gepriesen wird, und sodann mehrere Elegieen der „Querelae", von denen z. B. die neunte des ersten Buches an Marschalk, die vierte des zweiten Buches an Harlem gerichtet ist. Trotzdem ließ Huttens unruhiger Geist ihn auch in Rostock nicht lange weilen, schon zu Anfang 1511 sehen wir ihn in Wittenberg.

In ähnlicher Weise wie Hutten gelangte nach Rostock auch Johannes Hadus,[21]) aus Bremen gebürtig. Im Jahre 1513 hatte ihn, der nach seinem eigenen Zeugnisse damals noch sehr jung war, Herzog Bogislav X von Pommern als Lektor der klassischen Dichter und Redner nach Greifswald berufen; nach Bogislavs Tode hielt man ihm, wie er sagt, die vom Herzog ihm gemachten Zusagen nicht, anscheinend wurde er Schulden halber ausgepfändet, so schied er von Greifswald in Unfrieden und begab sich nach Rostock, wo er, wie Hutten, von Harlem und dessen Freunden mit offenen Armen aufgenommen und am 8. Oktober 1515 immatrikuliert wurde und zwar ehrenhalber gratis. Hadus erwies sich nicht undankbar, im elegantesten Humanistenlatein hat er die Rostocker Dozenten und Regentien besungen in seiner u. d. T. „Camene" erschienenen Gedichtsammlung, die 1516 gedruckt wurde. Seitdem ist Hadus nicht weiter nachweisbar; da 1516 ein Pestjahr war, ist er vielleicht damals an der Pest gestorben.

Daß von dem, was Heverlingh vulgari lingua teutonicaque vortrug, nichts erhalten ist, mag man bedauern. Daß er es gewesen ist, der drei lateinische Gedichte Bogers, nämlich über die Sternberger Judenverbrennung von 1492, über den Dithmarscher Sieg von 1500 und über

---

[21]) Krause ebenda Bd. 10 S. 307.

die Rostocker Domfehde 1490 ins Plattdeutsche übertrug — diese drei Übersetzungen stehen auf den letzten Seiten der Handschrift von Kirchbergs Chronik — ist eine nicht zu erweisende Vermutung. Im übrigen spielte das Deutsche um jene Zeit eine geringe Rolle in der Dichtung unseres Landes. Ein Lied auf den Herzog Georg von Mecklenburg vor Magdeburg (1550), ein anderes auf seinen Tod vor Sachsenhausen (1552)[22]), ein mit Unrecht dem Hans Sachs zugeschriebener Lobspruch auf Rostock,[23]) zwei Rostocker historische Lieder, das eine von 1549,[24]) das andere aus dem Accisestreit 1566[25]), und ein Lied über die Aufhebung der Klöster in Mecklenburg 1552 [26]) — das ist, abgesehen von einigen geistlichen Gedichten und etlichen Schulkomödien, von denen noch weiter die Rede sein wird, wohl so ziemlich alles, was sich an deutschen Dichtungen in Mecklenburg bis über die Mitte des 16. Jahrhunderts hinaus vorfindet.

Lateinische Verse zu machen war eine der Hauptaufgaben in den Schulen der Humanisten, deren Motto lautete: Nihil jucundius, nihil praestabilius, quam bene et ornate posse dicere. Kein Wunder also, daß aus diesen Bildungsstätten eine erstaunliche Anzahl lateinischer Dichtungen hervorging. Wie sie sich räusperten, wie sie spuckten, das hatte man den Dichtern des klassischen Altertums nicht übel abgeguckt, doch steht nur zu häufig bei diesen ihren Nachahmern, die bis zum Ende des 17. Jahrhunderts als lateinische Dichter sich einen Namen machten und den Markt mit Anthologien, Eklogen, Anagrammen, Epigrammen, Epithalamien, Epitaphien usw. überschwemmten, der poetische Gehalt in umgekehrtem Verhältnisse zur Beherrschung der Form. Viele Poeten und wenig Poesie! Aber doch sind auch diese Leistungen ein wesentlicher Teil unserer Litteratur; auch sie, an denen die Zeit einen großen Teil ihrer Kraft verbraucht hat, haben volles Anrecht auf unsere Beachtung. Daß es auch in Mecklenburg, das wieder hauptsächlich durch Rostock vertreten wurde, an Neulateinern nicht fehlte, versteht sich von selbst.[27]) Hervorragende Leistungen freilich sind kaum zu verzeichnen. Die meisten dieser akademischen Poeten erhoben sich nicht über die Niederungen des Gelegenheitsgedichtes, feierten frohe und traurige Erlebnisse ihrer Freunde und Gönner, begleiteten mit ihren Gedichten die guten wie die widrigen Schick-

---

[22]) Jahrbb. 21 S. 165 ff.

[23]) Lorenz, „Der Anteil Mecklenburgs an der deutschen Nationallitteratur." Rostock 1893. Anm. 33.

[24]) Hansische Geschichtsblätter 1885 S. 201 ff.

[25]) Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 1875 S. 62 ff.

[26]) Ein Bruchstück desselben in Joh. Oldecops Chronik, herausgegeben von Euling (Bibliothek des literarischen Vereins Bd. 190) S. 335.

[27]) Eine sehr fleißige Zusammenstellung der neulateinischen Dichter Mecklenburgs s. bei Lorenz a. a. O. S. 36 ff.

sale der Mitglieder der herzoglichen Familie und benachbarten Regentenhäuser, sangen den Ruhm Rostocks und anderer mecklenburgischer Städte, trauerten über verheerende Brände und großes Sterben. Oder sie behandelten religiöse Gegenstände, selbst dogmatische Fragen: vielfach wurde die Geburt Christi besungen, mehrmals die Natur der guten und der bösen Engel carmine heroico erörtert. Über den Wechsel der Jahreszeiten hat mehr als ein Dichter heroo pede sehr wortreich, aber ohne innere Wärme sich ergangen, ein richtiges Frühlingslied ist kaum einem gelungen. Daß so mancher dieser Leute, selbst der kleinsten unter ihnen, auf dem Titelblatt seines Werkchens seinem Namen ein „Poeta laureatus" oder „Poeta coronatus Caesareus" beifügen durfte, wird denjenigen nicht überraschen, der weiß, wie die Dichterkrönung seit den Tagen, da Kaiser Friedrich III einem Conrad Celtes, Kaiser Maximilian einem Hutten selber den Kranz aufs Haupt setzte, immer mehr an Bedeutung verloren hatte und schließlich, als auch den Universitäten das Recht dazu eingeräumt wurde, völlig nichtssagend geworden war.

In erster Linie sind unter den Neulateinern die beiden Chyträus zu nennen. David Chyträus[28]), der ältere Bruder, war 1531 zu Ingelfingen geboren. Als ihn 1551 die Herzöge Heinrich V und Johann Albrecht I nach Rostock beriefen, konnte er trotz seines jugendlichen Alters bereits auf eine mehrjährige Lehrtätigkeit unter den Augen Melanchthons zurückblicken. Eine wie bedeutende Wirksamkeit er seitdem entfaltete, wie weitreichenden Einfluß er auf die allgemeinen Angelegenheiten der lutherischen Kirche übte, wie große Verdienste er sich insonderheit um die Hebung der Universität Rostock erwarb, der er bis zu seinem Tode 1600 angehörte, ist bekannt. Als Dichter hat er sich hervorgetan durch seine „Regulae vitae" (Wittenberg 1555), sein „Hodoeporicon, continens itinera Parisiense, Anglicum, Venetum, Romanum, Neapolitanum" (Rostock 1568) und seine „Carminum nuptialium et epitaphiorum libri" (Rostock 1573). Zahlreiche lateinische Gedichte wurden ihm schon bei seinen Lebzeiten gewidmet; dem Entschlafenen sang Marcus Hassäus, 1584 Professor der Moral, 1593 der hebräischen Sprache, gestorben 1620, ein Gedächtniscarmen nach.

Eine viel umfassendere poetische Tätigkeit als sein Bruder entwickelte Nathan Chyträus[29]), geb. 1543 zu Menzingen. Mit kurzen Unterbrechungen lebte er 38 Jahre in Rostock, erst als Student, dann als Professor der lateinischen Sprache, als Professor der Poesie und seit 1580 als Organisator und Rektor der aus den drei Parochialschulen gebildeten Stadtschule. Seine Abwendung vom lutherischen Lehrbegriff aber, seine Zuneigung zum Calvinismus verwickelte ihn schließlich in

---

[28]) Monographie von O. Krabbe, „David Chyträus." Rostock 1870.

[29]) S. Fromm in der Allgem. deutschen Biographie Bd. 4 S. 256.

Streitigkeiten mit dem geistlichen Ministerium und führte 1592 zu seiner Entfernung aus dem Rektorat; 1593 erhielt er eine Berufung als Rektor des Gymnasiums in Bremen und erbat nun seine Entlassung aus der Professur, worauf ihm Herzog Ulrich antworten ließ, er möge sich je eher desto lieber von dannen machen. In Bremen ist er dann 1598 gestorben. Eine Sammlung seiner weltlichen Gedichte, „Poematum praeter sacra omnium libri septendecim", hatte er schon 1579 in Rostock erscheinen lassen; nicht geringer ist die Zahl seiner verschiedenen geistlichen Dichtungen, von denen eine, die ohne Angabe des Ortes und des Jahres erschienene „Confessio fidei, carmine epico expressa", wohl durch seine schließlichen Rostocker Erfahrungen veranlaßt ist.

Mit David Chyträus eng befreundet war Johann Frederus, dessen schon oben gedacht ist und noch weiter zu gedenken sein wird. In des Chyträus Hause wurde des Frederus 1544 zu Hamburg geborener Sohn Johann Frederus der Jüngere[30]) erzogen, der dann auch in Rostock studierte und im Lande blieb, 1568 Rektor der Güstrower Domschule, 1572 Professor der Theologie, 1573 des Chyträus Schwiegersohn, später auch Superintendent der Rostocker Ephorie wurde und 1604 starb. Seine poetische Begabung wurde schon früh durch Chyträus geweckt und genährt. Von seinen z. T. besonderen Veranlassungen ihr Entstehen verdankenden Gedichten seien genannt „In laudem pueri Jesu carmen" (Rostock 1571), „Oratio de sedulitate" (Rostock 1582), „Poema heroicum de ascensione Christi" (Rostock 1604) und ein, unbekannt wann und wo gedrucktes, „Carmen de insignibus mecleburgicis".

Zu den Kreisen des David Chyträus gehörte auch Gerhard Rennius[31]), aus Schleiden in der Eifel, der in sich die klassischen und mathematischen Wissenschaften vereinigte und als Professor der Mathematik und der Medizin gleichzeitig der philosophischen und der medizinischen Fakultät angehörte. Im Jahre 1547 in Rostock immatrikuliert, 1550 Magister, 1560 Professor, starb er schon 1566, nachdem er noch in dem verhängnisvollen Pestjahre 1565 das Rektorat verwaltet hatte. Dem Herzoge Johann Albrecht widmete er 1553 ein „Carmen dedicatorium et encomiasticum", in demselben Jahre seinem Freunde Chyträus bei dessen Hochzeit ein „Epithalamium".

Daß ein Dichter auch Andreas Mylius war, darauf ist erst neuerdings die Aufmerksamkeit gelenkt worden.[32]) Die paar kleinen Carmina, die er seinerzeit in Rostocker Offizinen drucken ließ, fast durchweg Gelegenheitsgedichte, zum Teil Einblattdrucke, hatten sich den

---

30) S. Bertheau ebd. Bd. 7 S. 331.

31) S. Fromm ebenda Bd. 23 S. 427 f.

32) S. E. Henrici, „Andreas Mylius, der Dichter der Warnow. Abhandlung und Texte" (Schwerin 1908) und die dort angeführte Litteratur.

Blicken der Forscher entzogen oder waren vergessen, und die zahlreichen poetischen Leistungen, die ihm ein volles Anrecht auf den Namen eines Dichters geben und die ihres Inhaltes wegen namentlich in seiner zweiten Heimat Mecklenburg, das er in so ansprechender Weise dichterisch geschildert hat, gewürdigt zu werden verdienen, wollte ihr Verfasser wegen ihrer vielen sehr offenen Urteile über die Menschen, mit denen er lebte, nicht veröffentlichen; sein Schwiegersohn Caselius, „der ganz sicher den gesamten poetischen Nachlaß seines Schwiegervaters besaß, schwieg darüber, vielleicht aus denselben Gründen, die einst auch der Verfasser hatte: um noch lebende Personen, die durch die Gedichte getroffen wurden, oder der Verstorbenen Angehörige nicht zu verletzen, besonders wenn er noch in irgend einer Weise von ihnen etwas hoffte." So lagen die Gedichte bis in unsere Tage in Wolfenbütteler und Helmstedter Handschriften vergraben, und der Dichter Mylius ging für die Nachwelt verloren.

Andreas Mylius war 1527 als Sohn des Baumeisters Peter Müller in Meißen geboren, erhielt seine Vorbildung auf dortigen Schulen, hat seit 1545 in Leipzig, wo er 1546 Baccalaureus wurde, vielleicht auch in Wittenberg studiert und war wohl Magister. Im Jahre 1547 oder 1548 trat Mylius in den Dienst des Herzogs Johann Albrecht und wurde nun dessen „Mitarbeiter in den Geschäften des Staates, im Frieden wie im Kriege, noch mehr aber sein Leiter und Berater in allen geistigen Bestrebungen, auch in der Religion", zunächst ohne Amt und Rang, später in verschiedenen, auch hohen Staatsämtern, trotzdem bis in sein Alter von Sorgen gequält, die auch nicht aufhörten, als ihm der Herzog 1572 das kleine Lehngut Gädebehn verlieh, und am Hofe vielfach angefeindet. Im Jahre 1550 übernahm er die Erziehung von des jugendlichen Herzogs Bruder Christoph, 1552 begleitete er Johann Albrecht auf dem Feldzuge gegen den Kaiser, ging 1554 als Geschäftsträger an den polnischen Hof und war 1561—64 wieder in Staatsangelegenheiten auf Reisen. Der sterbende Johann Albrecht gab 1576 dem bewährten Freunde noch den Auftrag, die Versöhnung mit seinem Bruder Ulrich herbeizuführen und ihn zur Übernahme der Regentschaft zu bewegen. Auch unter der Vormundschaft blieb Mylius im Dienst, und als Johann VII 1585 die Regierung übernahm, wurde er dessen Kanzler; schließlich lebte er in Gädebehn und starb dort 1594.

Die Gedichte des Mylius sind natürlich fast alle lateinisch, einige auch griechisch. Den breitesten Raum nehmen in seiner Dichtung die geistlichen Stoffe ein. Er hatte 1553 vom Herzoge den Auftrag erhalten, Luthers Psalmen ins Lateinische zu übertragen, seit 1557 übersetzte er die ganze Lutherbibel — eine Arbeit, „von deren Zweck wir uns kaum eine Vorstellung machen können"; nach dem Tode des Herzogs, in den Jahren 1578—84, hat er die Psalmen in lateinische Verse umgeschrieben, und

außerdem ist eine Fülle geistlicher Lieder von ihm erhalten. In den übrigen Gedichten, mecklenburgischen und fremden Fürsten, Freunden und der eigenen Familie gewidmet, überwiegen begreiflicherweise die an und über Johann Albrecht. „Einen ganz ausgesprochenen Hang aber hatte Mylius, mit sich selber in Versen zu reden;" dann besang er „den Fleck Erde, auf dem er das Heim seines Alters aufgeschlagen hatte", sein Mylianum,

Hic ubi pertenues Varnus sibi colligit undas,
Varnus Rostochij moenia celsa petens
Fluxibus obliquis circum mea rura pererrans
Exiguo placidas murmure ducit aquas
Vicinosque mihi nimium discriminat agros
Et parvas parvo flumine claudit opes.

„Die Warnow hatte es dem Dichter angetan, obgleich der weitgereiste Mann doch ganz andere, die größten Ströme Deutschlands kannte. Aber seine Gedanken verschmolzen sich mit diesem einen Gewässer, dem Hauptflusse Mecklenburgs. Die Warnewasser begrüßte er freudig, als ihn im Winter 1579 der Husten plagte, den er sich auf den Reisen und im Hofdienste zugezogen hatte; an ihren Ufern hofft er Heilung zu finden — in ihren Fluten Erquickung, als eine unerhörte Hitze im Juli 1589 Acker, Vieh und Menschen ausdorrte. Ihr schmeichelndes Murmeln soll ihn einschläfern, wenn er im Schatten der Ulme am Mittag dort Ruhe sucht. An ihrem Ufer steht auch eine mächtige Eiche, unter der er zu beten pflegt und oft Erhörung gefunden, auf deren Zweigen viele Vögel wohnen, ohne daß Raubzeug oder Unwetter ihre Ruhe stört. Die Flußgöttinnen bittet er, sich keusch abzuwenden, wenn er zum Bade gerüstet ihrem Reiche naht — er fordert sie aber auch auf, Tränen zu vergießen, weil der geliebte Landesherr von ihnen gegangen ist, und die Tränen wieder zu trocknen, weil er jetzt das Himmelreich besitzt. Die Warnow, Varnia Musa, heißt die Göttin seiner Dichtung, seit er Schwerin und den undankbaren Hofdienst verlassen hat."[33]) —

Nur seine mittlere Lebenszeit verbrachte in Mecklenburg des Mylius Schwiegersohn Johannes Caselius[34]), nicht der schriftstellerisch fruchtbarste, aber der durch seine anregende Kraft und seinen wissenschaftlichen Einfluß bedeutendste der späteren Humanisten. Er entstammte der adelichen und einst reich begüterten geldrischen Familie von Chessel, sein Vater war aber durch den Sturm der Verfolgungen in die Fremde getrieben und zuletzt nach Deutschland verschlagen worden. Im Jahre 1533 in Göttingen geboren, Schüler von Melanchthon in Wittenberg, von Camerarius in Leipzig, begann Caselius sein öffentliches Wirken als

33) Henrici a. a. O. S. 31 ff.
34) S. Kämmel in der Allgem. deutschen Biographie Bd. 4 S. 40 ff.

Schulgeselle in Neubrandenburg, wo sein Vater seit 1553 Rektor war, zog aber bald die Aufmerksamkeit des Herzogs Johann Albrecht auf sich, der ihn schon früh in seinen Studien unterstützte und dann nach Rostock berief. Hier war Caselius, abgesehen von einem zweimaligen längeren Aufenthalt in Italien, seit 1560 als Professor erst der griechischen Sprache und Poesie, dann der Beredsamkeit tätig, leitete 1570—74 am Hoflager zu Schwerin die Erziehung von Johann Albrechts Söhnen Johann und Sigismund August und nahm dann seine akademische Tätigkeit mit immer steigendem Ruhme wieder auf. Einen 1575 an ihn ergangenen Ruf an die von Herzog Julius von Braunschweig gegründete Universität Helmstedt schlug er auf Wunsch Johann Albrechts aus, doch als nach dem Tode des Herzogs, dem er die Leichenrede hielt und dem er noch später eine „Laudatio" (1605) widmete, eine zweite Berufung nach Helmstedt erfolgte, siedelte Caselius 1589 dorthin über, blieb aber immer noch in Beziehungen zu Mecklenburg, wie er denn z. B. an der mecklenburgischen Schulordnung von 1602 treulich mitgearbeitet hat. In Helmstedt ist er 1613 gestorben. Von seinen mehr durch Wert als durch Zahl hervorragenden Gedichten liegt das „Carmen in natalem Christi" (Wittenberg 1554) vor seiner Rostocker Zeit; in Mecklenburg entstand aber ein Teil seiner lateinischen und griechischen Gedichte, deren „Centuria prima", von Justus von Dransfeld gesammelt, 1608 in Göttingen erschien.

Wie Caselius war auch der ihm eng befreundete Johannes Bocerus durch Johann Albrechts unmittelbare Entschließung nach Rostock berufen worden. In oder bei Minden 1516 geboren, hatte er seine Studien in Wittenberg, Leipzig und Frankfurt gemacht und war Schüler des gelehrten Dichters Georg Sabinus gewesen. Seine dem Herzoge Johann Albrecht gewidmete Dichtung „De origine et rebus gestis ducum Megapolensium" (Leipzig 1556), die gleicherweise von seiner Kenntnis der Geschichte wie von seinem poetischen Talent ein glänzendes Zeugnis ablegt, veranlaßte den Herzog, ihn nach Rostock zu ziehen, wo er von 1558 bis zu seinem 1565 erfolgten Tode als Professor der Poesie, seit 1564 auch der Geschichte wirkte. Bocer gehörte zu den gefeiertsten lateinischen Dichtern, man bewunderte in seinen „Aeglogae" (Rostock 1563) und seinen „Sacra carmina" (Rostock 1565) die hohe dichterische Begabung, die Leichtigkeit und Gewandtheit der Diktion. Wie die Geschichte der mecklenburgischen Herzoge, so hatte er auch die der dänischen Könige (Leipzig 1557) in poetisches Gewand gekleidet; den Herzogen Johann Albrecht und Ulrich widmete er ein „Panegyris de nova dotatione et instauratione academiae Rostochiensis" (Rostock 1564), der er eine Ekloge „Suerinum, continens scholae Suerinensis principium, dignitatem et utilitatem" beifügte.

Als Dichter, und keiner der schlechtesten, hat sich sogar Heinrich

Husanus[35]) versucht. Zu Eisenach 1536 geboren, anfänglich zum Kaufmann bestimmt, dann auf den hohen Schulen zu Wittenberg (wo er Schüler Melanchthons und des Dichters Johann Stigelius war), Ingolstadt, Bourges und Padua gebildet, Professor der Rechte in Jena, vielfach in Staatsgeschäften tätig, trat er 1567 in Johann Albrechts Dienst, einer der bedeutendsten Staatsmänner, die Mecklenburg gehabt hat; er schied 1574, um seitdem bis zu seinem Tode 1587 als Syndikus der Stadt Lüneburg zu wirken. Die erste Sammlung seiner Gedichte erschien 1573: „Imagines aliquot, plenae pietatis et doctrinae, passim in sacrarum literarum mysteriis adumbratae et carminibus descriptae"; sie entstanden während der letzten, dem Friedensschlusse mit Rostock vorangehenden Verhandlungen in Güstrow, wo Husanus dieses „solatiolum" seiner vielfachen Beschäftigung abstahl. Husans „Horarum succivarum sive imaginum Mosaicarum libri duo, elegiarum libri totidem" gab 1577 Nathan Chyträus, seine „Dierum dominicarum preces anniversariae" nach dem Tode des Dichters 1601 Michael Lang, Pastor zu St. Petri in Rostock, heraus.

Joseph Wurtzler, Wittenberger Magister, 1559 als Magister in die philosophische Fakultät in Rostock aufgenommen, 1560 Professor der Physik, 1563 Licentiat der Medizin, der aber daneben Vorlesungen auch über griechische Grammatik und Hesiod hielt, ein Opfer der Pest von 1565, hat ein „Sapphicum carmen de excubiis castrorum angelorum pro ecclesia" gedichtet und zu den „Epithalamia" zu Ehren des Mathemathikers Astronomen und Mediziners Levinus Battus 1563 eine „Elegia" beigesteuert.

Johann Kirchmann[36]), 1575 in Lübeck geboren, 1595 in Rostock Magister und 1603—13 daselbst Professor der Poesie, dann bis zu seinem Tode Rektor der Gelehrtenschule in seiner Vaterstadt, feierte im Namen der Rostocker Universität 1607 in einem poema heroicum „Justa anniversaria Ulrico, duci Megapolitano, persoluta".

Eilhard Lubinus[37]) aus Westerade in Oldenburg, seit 1595 in Rostock Professor erst der Dichtkunst, dann der Theologie, einer der bekanntesten Gelehrten seiner Zeit, der „lectionibus, disputationibus scriptisque suis adeo ornavit lyceum Rostochiense, ut prae aliis eo tempore aestimaretur", auch Zeichner einer Karte von Mecklenburg, gestorben 1621, eiferte in einer 1618 erschienenen Sammlung seiner declamationes satyricae wider „In huius saeculi male doctos, academiarum pestes, et malitiam impune grassantem".

Nikolaus Rhodoman, über dessen Leben wenig mehr be-

---

35) Vgl. Merkel, „Heinrich Husanus." Göttingen 1898. S. besonders S. 377 ff.
36) S. über ihn Bursian in der Allgem. deutschen Biographie Bd. 16 S. 14 f.
37) S. Mutzenbecher ebenda Bd. 19 S. 331.

kannt ist als daß er um 1600 in Rostock lehrte, dichtete 1603 eine Elegia „De admiranda verbi incarnatione“ und zwei Carmina heroica, eines „in natalem Salvatoris et Redemptoris nostri“, das andere u. d. T. „Christus τροφαιόφορος sive de triumpho Christi“. Andreas Celichius aus Spandau, von 1580 bis zu seinem Tode 1599 Superintendent in Güstrow, schrieb wohl hier seine „Emblemata catacheseos christianae in versibus elegiacis“. Johann Simonius, 1590 in Begleitung des Herzogs Wilhelm von Livland und Kurland nach Rostock gekommen, Nachfolger des Nathan Chyträus als Professor poëseos, 1595—1625 Professor der Rhetorik, gestorben in Upsala 1627, hat in seinen unter dem Gesamttitel „Heroica megapolitana“ vereinigten Schriften, die allerdings auch aus dem Griechischen übersetzte Verse „De bono gubernationis imperatoris Manuelis“ enthalten, Gedichte über den Tod Herzog Ulrichs (1603) und Herzog Christophs (1592), sowie ein „Stemma Megapolitanum“ veröffentlicht.

Elias Schedius[38]), geboren 1615 zu Kadau in Mähren, kam 1623 mit seinem Vater Georg Schedius nach Mecklenburg. Er war ein Wunderkind: als Zwölfjähriger verfaßte er lateinische und griechische Reden und Verse, trieb sechzehnjährig mit einem in Güstrow weilenden Griechen italienisch, später französisch und holländisch, bezog 1632 die Universität und wurde schon 1633 zum Poeta laureatus gekrönt. Nach kurzer Abwesenheit war er bis 1639 wieder in Rostock, lebte dann in Königsberg und starb 1641 auf einer Reise in Warschau. In seinem kurzen Leben hat er eine erstaunliche poetische Tätigkeit entfaltet: in lateinischen Versen schrieb er einen „Discurus de astris“ nach Arat, eine „Franceis“ nach dem Muster Virgils, ein „Bellum judaicum“ usw., befleißigte sich auch deutscher Dichtung und verfaßte u. a. ein dem Ariost nachgebildetes Heldengedicht (24 Gesänge in Alexandrinern) über den fabelhaften Ahnherrn der mecklenburgischen Fürsten Anthyrius — Werke, über deren dichterischen Wert zu urteilen freilich nicht möglich ist, da sie ungedruckt geblieben sind. Daß er verdächtig ist, auch das „Anthyr-Lied“ verfaßt zu haben, wurde schon erwähnt.

Jakob von Sommerfeld, der 1638 in Rostock Magister wurde und 1679 als Superintendent in Parchim starb, hat eine „Elegia de sanctis angelis eorumque erga pios officia“ (1638) gedichtet. Von Georg Nikolaus Erasmi aus Ohrdruf, 1645 in Güstrow nachweisbar, später Pastor in Laage, wo er noch 1680 bezeugt ist, wurden verfaßt „Anagrammatum Emmetrorum libri quatuor“ (1663), „Epigrammatum ad Gustavum Adolphum heptadecas“ (1664), „Tristium hoc est epigrammatum, quibus belli, procellarum et exequiarum, praecipue continetur historia, libri tres“ (1663), „Tristium, hoc est

[38]) S. Bolte ebenda Bd. 30 S. 662 f.

epigrammatum, quibus Cobroviense ob oculos pingitur incendium, liber singularis“ (1663). „Serinidos, hoc est epigrammatum de Serino heroe ad Gustavum Adolphum libri duo“ (1665). Jacob Hieronymus Lochner[39]), in Nürnberg 1649 geboren, 1675 Professor der Poetik in Rostock, 1677—80 Pastor in Wismar und bis 1686 Assessor des dortigen Konsistoriums, gestorben 1700 zu Bremen, dichtete ein carmen heroicum „Poeta philosophus“ (1676).

Die bisher Genannten haben sich, obwohl sie von auswärts kamen, doch durch ihre z. T. sehr bedeutende Tätigkeit im Lande ein Anrecht auf einen Platz unter den mecklenburgischen Dichtern erworben. In weit geringerem Grade gilt das natürlich von denen, die sich nur vorübergehend, meist als Studenten, in Mecklenburg aufhielten und, ganz überwiegend in Rostock, das eine oder andere poetische Werk erscheinen ließen. Georg Hyse aus Ruppin verfaßte 1561 ein „Carmen de natali filii Dei“, Laurentius Widemann, anscheinend ein Pommer, zeitweilig Professor in Greifswald, 1557 zum Schulrektor in Stralsund ernannt, eine „Elegia“, enthalten in den schon erwähnten „Epithalamia in honorem Levini Batti“. Nikolaus Theophilus, 1541 in Flensburg geboren[40]), studierte 1558—63 in Rostock Theologie, ging dann aber zum Rechtsstudium über, wurde 1569 in Rostock zum Doktor der Rechte kreiert, kam nach vielfältigen Wanderfahrten 1576 in Kopenhagen als Professor der Rechte zur Ruhe und starb dort 1604; seine „Elegia querelam Musarum continens“ (Kopenhagen 1563) gehört seiner Rostocker Zeit an. Der Pommer Joachim Edeling, Schüler und Reisebegleiter des David Chyträus in den Jahren 1568 und 1569, veröffentlichte 1571 eine dichterische Darstellung dieser Reise u. d. T. „Hodoeporicon Boemicum, Austriacum, Ungaricum etc.“ Der Siebenbürge Petrus Mederus[41]) dichtete in Rostock „Anagrammata“ (1638). Johannes Cyriacus, Freiherr zu Polheim und Wartenburgk, widmete beim Fortgange von Rostock 1577 seinen Lehrern und Freunden ein „Ἀποβατήριον“. Halvard Gunarius ließ 1606 eine „Ἀκρόστιχις de inauguratione Christiani IV Daniae regis“ drucken. Der Schleswiger Erasmus Sartorius[42]) kam nach Rostock als Studierender der Theologie, hier aber widmete er sich der Musik und war bis 1604 Kantor an der Marienkirche; im Jahre seines Fortganges nach Hamburg erschien seine „Verni temporis amoe-

---

39) S. Krause ebenda Bd. 19 S. 67 f.

40) Lorenz a. a. O. S. 40 Nr. XVIII macht ihn zu einem Mecklenburger, gestützt auf Krey's Handschriftliches Lexikon, welches sich auf Jöcher bezieht, aber die Angaben bei Jöcher, entnommen aus Moller, Cimbria literata I, 680 (nicht II, 917 wie Lorenz angibt), besagen das Gegenteil.

41) S. Friedensfels in der Allgem. d. Biographie Bd. 21 S. 167 f.

42) S. Carstens ebenda Bd. 30 S. 382.

nissimi, commodissimi, illustrissimi laudatio, heroo pede scripta". Christianus Crevitus schrieb 1596 in Güstrow eine „Elegia brevis seu potius pia ac elegans admonitio de fugienda ebrietate"; er hatte den Humor, dieses Werkchen dem Markgrafen Christian I von Brandenburg und den andern deutschen Fürsten und Edlen, als sie zur Krönung König Christians IV nach Dänemark fuhren, zu dedizieren. Albert Wichgrevius[43]), der um 1571 in Hamburg geboren war, 1591 die Universität Rostock bezog, seine Studien in Helmstedt und Wittenberg fortsetzte, 1597 nach Rostock zurückkehrte, 1600 als Schulrektor nach Pritzwalk ging und 1619 als Prediger in Allermöhe bei Hamburg starb, hat ohne Ruhm ein „Poema de rebus gestis C. Julii Caesaris" (1598) und „Anagrammata" (1602) veröffentlicht, einen glücklichen Griff dagegen mit seinem „Cornelius relegatus" getan, von dem weiterhin zu handeln sein wird. Wolfgang Petzold gab 1598 eine „Elegia angelorum tam bonorum quam malorum officium adumbrans", Johannes Melinus aus Neuengeseke in Westfalen 1596 „Anagrammata principis Megapolitani, regis Daniae et ducum quorundam, doctorum magistrorumque academiae Rosarum descriptionem continentia", Hieronymus Rossius aus Kiel 1603 ein „Carmen de magis", Ulrich Boticherus, ebenfalls aus Kiel, 1606 ein „Votum paschale, ad Christum Emanuelem, pro tuenda Augustanae confessionis religione", Joachim Henning aus Lübeck 1608 eine „Pia meditatio in tristissimam et acerbissimam Salvatoris nostri Jesu Christi mortem, nec non gloriosam et salutarem ejusdem resurrectionem, carmine elegiaco comprehensa", Sigismund Durfeld aus Halle 1619 ein „Pargergon Rostochiense, exhibens epigrammata in academia Rostochiensi scripta et Elogium Germaniae". Johannes Mautnerus 1635 und 1636 verschiedene anagrammatische Spielereien, wie „Rosa Varniaca seu Lyceum Rostochiense anagrammaticum", „Curia Rostochiensis anagrammatica", „Mantissa continens aliquot anagrammata miscellanea et epigrammata sententiosa", Johannes Augustinus Lichtwer aus Dresden 1677 „Miserabilis flagrantis Rostochii facies" heraus.

Die Zahl der in Mecklenburg geborenen lateinischen Poeten ist nicht unbeträchtlich. Johannes Posselius[44]), 1528 in Parchim geboren, schon 1545 Konrektor der Schule in Wismar, später Lehrer an der Marienkirchenschule zu Rostock, gestorben 1591 daselbst als Professor der griechischen Sprache, in der er selbst fließend dichtete, schrieb „Epitaphia clarorum hominum qui anno 1565 peste in urbe Rostochiensi perierunt" (1565), eine „Elegia de brevitate vitae humanae" (1589) und eine schwerlich irgend einem Bedürfnis ent-

[43]) S. Bolte ebenda Bd. 42 S. 310 ff.
[44]) S. Krause ebenda Bd. 26 S. 460 f.

sprechende „Catechesis Martini Lutheri . . . versibus Graecis reddita“, die zugleich mit der versifizierten lateinischen Übersetzung durch seinen Sohn erschien (Rostock 1589). Dieser in Rostock 1565 geborene Sohn Johannes Posselius d. J., 1590 Rektor der Schule in Flensburg, 1593 Nachfolger seines Vaters als Professor graecae linguae, 1605 daneben Rektor der großen Stadtschule, 1623 gestorben, ist auch Verfasser einer poetischen oratio „De bello antiturcico“ (1598), einer „Ἀστοκορωνομαχία seu Aquilae cum cornice duellum“ (1604) und einer Dichtung „Foeditas Bachanaliorum“ (1611).

Zu den namhaftesten lateinischen Dichtern auch über Mecklenburgs Grenzen hinaus gehörte Martin Braschius aus Grubenhagen, der 1589 Rektor in Malchin wurde und seit 1592 Subrektor in Stralsund war, als ihn Herzog Ulrich 1593 in die Professur der Logik nach Rostock berief. Ein Beweis für das Ansehen, dessen er genoß, war es, daß er, der bis dahin wenig mehr als zwei Elegiae auf David Chyträus und Johannes Frederus (im Anhange zu einer in Malchin gehaltenen und 1590 in Rostock gedruckten Rede „De labore et otio“) und ein Carmen auf die Vermählung des Herzogs Sigismund August mit der Prinzessin Clara Maria von Pommern (1593) veröffentlicht hatte, auf einer 1594 unternommenen Reise, auf der er die berühmtesten Universitäten besuchte, in Heidelberg durch Paulus Melissus zum Dichter gekrönt wurde. Seine „Carmina in itinere Germanico et ex eo nuper nata, Hodoeporicon. Elegiae. Odae. Epigrammata“ erschienen 1595 in Rostock. Beim Tode des Herzogs Sigismund August (1600) hielt er im Namen der Universität die Parentation „carmine epico expressa“. In demselben Jahre setzte er auch dem David Chyträus, den er wie einen Vater verehrte und den er nicht lange überlebte (er starb 1601), ein dichterisches „Monumentum“.

Gleichfalls ein „Hodoeporicon“, nicht so inhaltreich wie seinerzeit das des David Chyträus, aber doch über weitere Landstriche sich erstreckend als das des Braschius, veröffentlichte 1586 Petrus Lindeberg (oder Lindenberg).[45]) Der war 1562 in Rostock geboren, auf der Schweriner Domschule unter Bernhard Hederich vorgebildet, 1578 in Rostock immatrikuliert und begann 1583, ausgerüstet mit Empfehlungen des älteren Posselius und des Caselius, seine großen Reisen. Den poetischen Ergebnissen seiner ersten Reise nach Venedig, Rom, in die Schweiz und an den Rhein in dem erwähnten „Hodoeporicon“ (Rostock 1586) ließ er 1587 die „Epigrammata in urbes et viros aliquot, quorum in hodoeporico suo mentionem facit“ folgen. Eine allgemeine Sammlung seiner Gedichte führt den Titel „Ἡδυσμάτων partes tres“ (Hamburg 1592). Die für Mecklenburg wichtigste seiner Ar-

[45]) Derselbe ebenda Bd. 18 S. 672.

beiten, das „Chronicon Rostochiense", die erste gedruckte Rostocker Chronik, erschien erst nach seinem 1596 erfolgten Tode.

Ob Vincent Zeddinus, der etwa von 1546—55 Pastor an St. Jürgen in Wismar war und 1551 in Lübeck ein „Encomiasticum de Johanne Alberto carmen" erscheinen ließ, in Mecklenburg geboren ist, bleibt unsicher. Sein in Wismar geborener Amtsnachfolger (1565 bis 1603) Heinrich Middendorp hatte gleich Anderen 1563 zu der schon erwähnten Hochzeit des Levinus Battus eine „Elegia" beigesteuert. Aus Malchin stammte Martin Gerdes, der Verfasser eines „Encomium ducatus Megapolitani" (Rostock 1585). Der 1572 in Friedland geborene Andreas Helwigius[46]) trug, als er 1614 in Rostock Kirchmanns Nachfolger in der Professur der Dichtkunst und am 23. Juni als solcher eingeführt wurde, ein „Carmen de homine Christiano" vor und ist Verfasser eines ohne Angabe von Ort und Jahr erschienenen „Anti-Christus Romanus". Sein Landsmann Matthäus Mollerus, wohl ein Sohn des Pastors Jacob Möller in Friedland, 1602 in Greifswald immatrikuliert, ließ 1604 in Rostock eine „Oda lugubris" drucken. Martin Moller aus Malchow veröffentlichte in Rostock 1605 ein „Carmen de gloriosissimo triumpho et victoria domini et salvatoris nostri Jesu Christi a morte resurgentis", Johannes Culovius aus Penzlin 1609, damals Privatdozent in Rostock, ein carmen heroicum über „Herodis Magni tyranni truculentissimi infanticidium". Paulus Rutingius, geboren in Rostock, wo er 1596 studierte, 1598 Magister wurde und noch im Anfang des 17. Jahrhunderts lebte, besang 1596 den Rostocker Professor und Superintendenten Simon Pauli, 1606 den Herzog Ulrich zu seinem 75. Geburtstage, veröffentlichte „Amorum conjugalium liber" (1600) sowie „Anagrammata" und „Hodoeporica" (1606). Gleichfalls ein Rostocker war Johann Stein, 1579 geboren, seit 1616 in seiner Vaterstadt als Geistlicher tätig, gestorben 1663 als Pastor emeritus und Senior Ministerii; außer anagrammatischen Spielereien haben wir von ihm eine „Tabula votiva" zum Einzuge der Herzoge Adolf Friedrich I und Johann Albrecht II in Rostock (1631), lateinisch und deutsch, „damit getaner Wunsch auch von denen, so der lateinischen Sprach vnerfahren seyn, müge geschehen vnd wiederholet werden", ferner ein Gedicht über Rostocker Senatorenwahlen (1637) und ein „Encomium cerevisiae Rostochiensis" (1643); gegen Ende seines Lebens gab er ein „Spicilegium" seiner Gedichte heraus. Petrus Bambamius aus Malchow, der 1597 in Rostock Magister wurde und 1612 Prediger zu Groß-Vielen war, ließ außer lateinischen Gelegenheitsgedichten ein „Carminum alcaicorum liber" (Rostock 1608) und

[46]) S. Frank ebenda Bd. 11 S. 715.

„Hymnorum sacrorum Germanico-Latinorum libri VI“ (Rostock 1609) erscheinen — letzteres Werk eine Sammlung seiner Übersetzungen fremder und eigener deutscher geistlicher Lieder ins Lateinische. Einen Nachahmer dieser unfruchtbaren Tätigkeit hat er noch 1725 gefunden in Joachim Christoph Stahl, Kantor und Nachmittagsprediger in Laage, der u. d. T. „Hymni sacri selecti“ in Rostock eine lateinische Übersetzung von 13 bekannten deutschen Kirchenliedern im Versmaße der Originale veröffentlichte. Von Samuel Mummius, von dessen Leben wenig mehr bekannt ist als daß er als Rektor in Friedland starb, besitzen wir eine „Ode lyrica in solennia Jesu e virgine nati“ (Rostock 1600) und ein in griechischen und lateinischen alcäischen Versen geschriebenes „Thymiama“ (Greifswald 1625), von dem in Parchim geborenen Joachim Movius, der in seiner Vaterstadt 1627—32 Konrektor, 1633 bis zu seinem Tode 1637 Rektor war, eine „Elegia in Theodorum Vieregg“ (Rostock 1632), von Stephan Hane, der, 1601 geboren, 1667 als Domprediger in Güstrow starb, ein ohne Angabe von Ort und Jahr des Erscheinens gedrucktes „Carmen de tribus urbibus Gustrovio, Parchimo et Suerino“, von dem Rostocker Christian Hartwig, der 1639 Pastor in Wattmannshagen wurde und als solcher 1669 starb, eine Darstellung der „Admiranda et verè difina liberatio meae personae, bina vice facta“ (1640). Von Jacob Gartner, der Pastor zu Kritzkow war, auch er ein Poeta coronatus caesareus, scheint nur ein als Anhang zu Lukas Bacmeisters „Lachrymae Thunianae“ (Güstrow 1630) gedrucktes elegantes lateinisches Gedicht, von dem ebenfalls gekrönten Dichter Cornelius Pitteliius, Konrektor des Gymnasiums zu Güstrow, lediglich ein „Monumentum“ für den Geheimen Rat Johann Reuter (1681) erhalten zu sein. Ulrich Amselius, geboren 1602, der in Rostock Magister wurde, 1632—37 Kantor und Lehrer in Güstrow, dann bis 1668 Kantor an St. Marien in Rostock war und 1672 starb, ist Dichter eines ohne Ort und Jahr gedruckten „Carmen heroicum“; sein Sohn Georg Amselius, 1641 in Rostock geboren, dort 1674—97 Stadtsekretär und 1721 gestorben, verherrlichte in Trauergedichten nicht nur abgeschiedene Personen, sondern auch einen verstorbenen Hund („Memoriae solertissimi atque excultissimi scitissimique quadrupedis, Cannelii canis“. Rostock 1679) und feierte Ministerium Rostochiense elogiis anagrammaticis (ebenda 1671). Johann Bernhard Zinzerling, 1625 zu Sternberg geboren, gestorben 1669 als Professor der Poesie in Rostock, ist Verfasser eines „Sertum anagrammaticum auf die Nahmen der Hertzoge Christian Ludwigs zu Schwerin und Gustav Adolphs zu Güstrow“ (o. O. u. J.); sein Amtsnachfolger Enoch Suantenius, geboren 1652 zu Rostock, der in seiner Antrittsrede 1678 „carmine heroico comparabat laudes oratoris et

poetae", 1686 als Rektor nach Lübeck ging und dort 1717 starb, gleichfalls carmine heroico eine Geschichte der Römischen Kaiser von Julius Cäsar bis auf Leopold I (1668), feierte die glückliche Rückkehr des Erbprinzen Karl von Mecklenburg-Güstrow (1683) und widmete dem Theologen August Varenius eine poetische Leichenrede (1684). Josua Arnd, geboren 1626 zu Güstrow, 1654 Professor der Logik in Rostock, von 1656 bis zu seinem Tode 1687 Hofprediger in Güstrow, schrieb eine „Genealogia Scaligerorum" (Rostock 1646) und ein „Carmen panegyricum in Ulricae Eleonorae ingressum Holmiensem anno 1680 oct. 25" (Güstrow 1680). Schließlich sei genannt Andreas Daniel Habichhorst[47]), 1634 zu Bützow geboren, in Rostock 1672 Professor der Rhetorik, 1686 Professor der Theologie, gestorben 1704, der Herausgeber des „Rostochium literatum" (1700) und Verfasser zahlreicher lateinischer Anagramme, die er an die Jahreszeiten anknüpfte. Übrigens hat Habichhorst auch in deutscher Sprache gedichtet, und so werden wir von ihm noch in anderem Zusammenhange zu handeln haben, ebenso wie von Lauremberg, Hederich, Morhof, Tscherning u. a., die sich in ihren Dichtungen auch des Lateinischen zu bedienen verstanden, deren wesentliche Bedeutung aber nicht auf diesem Felde liegt.

Neben der Versmacherei wurde auf den humanistischen Schulen als ein weiteres Mittel zur Aneignung der für wünschenswert erachteten Fertigkeit im Gebrauche des Lateinischen das Auswendiglernen und Aufführen der römischen Komödien empfohlen. In Herzog Ulrichs Güstrower Schulordnung von 1552 oder 1553 wurde, nach dem Vorgange älterer Schulordnungen, im 10. Kapitel ausdrücklich vorgeschrieben: „Es soll auch alle halbe Jahr eine lateinische Comoedia aus dem Plauto oder Terentio für die Knaben, daß sie gut latein lernen mögen, von den Schülern in der Schule, jedoch extra habitum, agieret werden." Auf plautinischer und terentianischer Grundlage beruht denn auch das lateinische Schuldrama, das, von den Kreisen Luthers gefördert, namentlich seit dem Augsburger Religionsfrieden (1555) sich über ganz Norddeutschland verbreitete und auch in Mecklenburg nicht unvertreten geblieben ist.

Wohl in Rostock entstanden die beiden Dramen „Areteugenia. De Aretino et Eugenia" (Wittenberg 1592) und „Plagium" (ebenda 1593) des Theologen Daniel Cramer, der, 1568 zu Reetz in der Neumark geboren, seit 1589 erst als Student, dann als Magister in Rostock lebte, 1593 eine ratliche Professur ausschlug, darnach Rostock verließ und 1637 in geistlichem Amte in Stettin starb; ersteres in einem Beispiel dartuend „quod nobiles artes et virtus premantur, non opprimantur", letzteres den sächsischen Prinzenraub behandelnd.

---

47) S. Krause ebenda Bd. 10 S. 282 f.

Bedeutender als diese Stücke ist der 1595 in Rostock gedruckte „Nymphocomus", das erste und wie es scheint einzige Werk des Christoph Brockhagius[48]) aus Beverungen in Westfalen, der 1594 in Rostock immatrikuliert wurde; weitere Nachrichten über sein Leben fehlen. Dieser „Nymphocomus", den der Verfasser als Tragicocomoedia bezeichnet und mit Unrecht „foetum immaturum et quasi abortivum" nennt, denn er ist eines der besten Stücke jener Zeit, behandelt in gewandter Sprache, mit leichtem und natürlichem Dialog, lebendiger Handlung und glücklicher Charakteristik die Parabel von den klugen und törichten Jungfrauen, verwertet aber den Stoff im Dienste des lutherischen Protestantismus zu Zwecken der Polemik und Satire gegen die Tendenzen der papistisch-spanischen Politik und flicht komische Elemente ein.

Einen großen Erfolg errang Albert Wichgrevius, dessen wir schon oben gedachten, mit seinem 1600 in Rostock gedichteten, gedruckten und in foro latino aufgeführten, auf bestimmte Rostocker Persönlichkeiten und Verhältnisse abzielenden „Cornelius relegatus", „pingens vitam pseudostudiosorum", wie es auf dem Titelblatt heißt — der Geschichte eines verbummelten Studenten, mit drastischen und kulturgeschichtlich wichtigen Schilderungen der Schattenseiten des akademischen Lebens, des pennalistischen Unwesens, welches in Rostock besonders augenfällig gewesen sein muß, wenn nicht etwa der Professor der Theologie Johannes Quistorp in der Rede, die er am 25. Oktober 1621 beim Antritt seines zweiten Rektorates hielt, und der Pastor an St. Georg in Rostock Joachim Schröder in seinen verschiedenen Strafpredigten gegen den Pennalismus, die Schoristerei usw. (1641 f.) mit gar zu dunkeln Farben gemalt haben.

Johann Lauremberg dichtete 1610 einen „Pompejus Magnus"[49]) — ein bemerkenswerter Versuch, in lateinischer Sprache die griechische Tragödie nachzuahmen, ein Zeugnis für des Dichters gründliche Kenntnis der Kunstformen der griechischen Literatur verbunden mit großer Gewandtheit im Gebrauche des archaistischen Latein, aber von geringem poetischem Werte. Georg Schedius[50]), 1580 in Glauchau geboren, 1623 Rektor der Schule in Bützow, 1629 bis zu seinem Tode 1650 Rektor der Domschule in Güstrow, verfaßte mehrere schwerfällige Schuldramen aus der alttestamentlichen Geschichte: den „Josephus" und den „Absalon parricida, exul et redux" (beide von 1636,

---

48) S. Scherer in Wagners Archiv für die Geschichte der deutschen Sprache und Dichtung Bd. I S. 1 ff. und in der Allgem. d. Biographie Bd. 3 S. 337.

49) Eine Inhaltsangabe dieses Stückes s. in Lappenbergs Ausgabe von Laurembergs Scherzgedichten S. 156 ff.

50) S. über ihn Bolte in der Allgem. d. Biographie Bd. 30 S. 663.

gedruckt Rostock 1645), den „Absalon patrem regno excutiens“ (1638) und den „Praetor Gibeonitarum“ (1643); von seinem Sohne, dem schon genannten Elias Schedius, haben wir ein 1637 an der Güstrower Schule aufgeführtes „Drama sacro-politicum Adadesaris, Adadi, Davidis et Thoi“, in dem, ähnlich wie in den Dramen seines Vaters, die Geschichte der Kämpfe Davids dazu benutzt wird, Zustände des dreißigjährigen Krieges zu besprechen, den Kaiser zur Duldsamkeit gegen die Protestanten zu ermahnen und die Fürsten politische Weisheit zu lehren.

Daß das lateinische Schuldrama, vorzugsweise pädagogischen Zwecken dienend und intra muros der Schule bleibend, nicht volkstümlich werden konnte, liegt auf der Hand. Und doch hatte Luther das lateinische Schauspiel, allerdings soweit es biblische Stoffe behandelte, als ein gutes Mittel zur Verbreitung evangelischer Wahrheiten empfohlen. War man dessen eingedenk und wollte man auf weitere Kreise wirken, so mußte man sich des Deutschen bedienen; daß man sich dabei weiterhin nicht auf biblische Stoffe beschränkte, sondern auch profane heranzog, war nur eine natürliche Entwicklung. Von der Schule freilich suchte man das deutsche Schauspiel mehr oder weniger fern zu halten; so bestimmte wenigstens die bereits erwähnte Güstrower Schulordnung Herzog Ulrichs: „Teutsche Comedien und Tragedien sollen für den gemeinen Mann noch sonsten von den Schülern nicht agieret werden, es sei denn, daß es mit Unserem Vorwissen und auf Unser Gutachten geschehe.“ Aber die Erlaubnis im einzelnen Falle konnte leicht erteilt werden, denn wir werden sehen, daß auch das deutsche Schauspiel zunächst wesentlich Schuldrama blieb, seine Verfasser meist Schulmänner waren. Und dann drang ja auch das Schauspiel über die Schule hinaus in Kreise, die der Schulordnung nicht unterworfen waren; es wurde auf dem Rathaus, auf dem Markte, ja sogar in den Kirchen „agiert“, letzteres unter dem immer wieder erneuten und anscheinend doch erfolglosen Widerspruch der Geistlichkeit. Die „Agierenden“ waren wohl meist Schüler, in Rostock die Studenten.

Zeugnisse für Schauspielaufführungen in Mecklenburg im 16. und 17. Jahrhundert sind mehrfach gesammelt worden; was wir davon wissen, mag hier kurz wiederholt werden, mit Ausschluß jedoch des Auftretens von Berufsschauspielern, die, und zwar englische Komödianten, in Mecklenburg, soweit bekannt, zuerst 1606 in Rostock auftauchen.

In Rostock[51]) gehörten dramatische Darstellungen nach dem Muster der Fastnachtsspiele schon früh zu den Freuden des Pfingstmarktes. Der

---

51) S. Koppmann, „Zur Geschichte der dramatischen Darstellungen in Rostock im 16. und 17. Jahrhundert“, in den Beiträgen zur Geschichte der Stadt Rostock Bd. I Heft 1 S. 51 ff.

Besuch desselben durch die Studenten wurde aber wohl nicht gern gesehen: am 2. Juni 1503 befahl der Rektor Gerhard Vrilde den Mitgliedern der Universität, sich während des bevorstehenden Festes und der Pfingstmarktzeit des Besuches aller öffentlichen Laienschauspiele zu enthalten.

Der Ausdruck „Laienschauspiele" scheint darauf hinzuweisen, daß damals noch geistliche Schauspiele bekannt waren. Die Ankündigung eines solchen ohne Angabe des Jahres (wahrscheinlich um 1520) ist erhalten: das Stück sollte handeln von dem Zustande der Welt und den sieben Altersstufen des Menschen, sieben Stücke des Leidens Christi mit umfassen, als Schlußeffekt eine schöne Darstellung der ewigen Seligkeit enthalten, und, günstige Witterung vorausgesetzt, an dem auf den 15. Juni folgenden Sonntag auf dem Markt aufgeführt werden. Indessen ist dies das einzige positive Zeugnis für die Mysterienbühne in Mecklenburg; ob das Redentiner Osterspiel zur Aufführung gelangt ist, bleibt zweifelhaft.

Seit dem Ende des 15. Jahrhunderts sind in Rostock Studentenaufführungen bezeugt: Hinrich Boger erwähnt aus dieser Zeit eine Darstellung der „Hecyra" des Terenz durch die Studenten unter der Leitung des Magister Hildebrand Dorgelo, der, in Minden geboren, 1470 in Rostock immatrikuliert wurde, bald darauf den Grad eines Baccalarius artium, 1476 die Magisterwürde erlangte, bis 1515 „schulemeyster" der Kirchspielschule zu St. Marien war und 1531 als verstorben bezeichnet wird — ein Gesinnungsgenosse des Tilemann Heverlingh, da er seinen Schülern die Klassiker layca lingua, im heimischen Niederdeutsch, interpretierte.[52]) Im Jahre 1558 wurden die „Tragoedia Agamemnonis" des Seneca und die „Susanna" dargestellt. Im Jahre 1574 verherrlichte die Universität die Feier des Einzuges der Herzoge (8. Februar) durch die Aufführung des Stückes „De divite et Lazaro", 1576 veranstaltete sie König Friedrich II von Dänemark zu Ehren auf dem Hopfenmarkt eine Aufführung. „Den 7., 11. und 12. Juni des 1605. Jahres hat Magister Christianus Schlee [Sledanus] eine Comödie von Susanna in St. Johannes Kirchen in einer großen Versammlung agiret." „Den 2. März 1620 und etliche Tage hernach haben die Studiosen eine Commödie vom Jacob, wie er zu seinem Sohn Joseph in Egypten gezogen, in St. Johannis Kirchen agirt, darüber die Kirche und die Gestühle darin also zugerichtet worden, daß nicht leicht mehr Comödien zu agieren werden zugelassen werden." Daher wurde die am 12. Juni „und etliche Tage hernach" von den Studenten gespielte Comödie

---

[52]) S. über ihn Hofmeister in den Beiträgen z. Gesch. d. Stadt Rostock Bd. I H. 7 S. 47 ff.

vom Hercules (vermutlich der „Hercules furens“ des Seneca) „im Collegio agiret“.

In Wismar hat unterm 7. März 1561 des Rats Schulmeister Christian Schreigelius, ihm die Kirche zum Grauen Kloster für die Aufführung eines „im Nedderlande“ verfaßten Schauspiels „De lop der werlt“ einzuräumen. Der Schreib- und Rechenmeister Alexander Pipan erließ am 15. Juli 1595 eine Einladung an den Rat zur Aufführung einer „der jungen anherwachßenden jugendt zu guetem exempel“ dienen sollenden comoedia, deren Titel aber nicht genannt wird.[53])

In Güstrow gab man 1576 auf dem Schlosse unter der Leitung des Rektors Omichius den „Daniel“.

Von Schwerin wissen wir aus dem Ausgaberegister des Herzogs Johann Albrecht I, daß er am 25. Februar 1557 „den Schülern, so die Comödien gespielt“, 10 Taler zahlen ließ, und daß am 20. Februar 1561 „den Schulmeistern von wegen der agirten Comedien von dem Tobia“ 25 Gulden 20 Schillinge verehrt wurden. Am 1. September 1567 kam zu Schwerin auf dem Schlosse vor dem Herzoge Johann Albrecht und seiner Familie die „Tragicocomoedie von dem frommen König David und seinem auffrurischen Sohn Absalon“ zur Darstellung. Als Herzog Ulrich am 30. August 1582 vom Augsburger Reichstage nach Schwerin kam, wurde im Dom die „Tragoedia de lapsu Adae et Evae“ aufgeführt.

In Plau planten 1604 die Schulgesellen für den Sonntag Estomihi die Aufführung einer Comödia vom verlorenen Sohn und hatten alle Vorbereitungen dazu getroffen, „es ward ihnen jedoch solche Comödia von den Priestern, die ihnen solche doch zuvor vergönnt, verboten.“[54])

Bei dem Fehlen genauerer Angaben können wir bei den meisten der genannten Stücke die Namen der Dichter nicht mit Sicherheit nennen; handelt es sich doch fast durchweg um beliebte Stoffe, an denen mehr als ein Dichter sich versucht hat. Verfasser des „Absalon“ (gedruckt 1569 zu Lübeck) aber war Bernhard Hederich[55]), der, 1533 zu Freiberg geboren, in Wittenberg studierte und 1557 als Prorektor an die von Johann Albrecht I gegründete Fürstenschule berufen wurde, 1576 das Rektorat der Domschule erhielt und 1605 starb. Auch als lateinischer Dichter hat sich Hederich bekannt gemacht durch „De natali Domini Jesu Christi elegiae XI“ (Rostock 1569); von seinen historischen Schriften sei seine „Schwerinsche Chronik“ erwähnt, die 1598 in Rostock erschien.

---

53) Schnell, Schulgeschichte I, Reformation, Urkunde Nr. 27 b. Original im Ratsarchiv.

54) Jahrbücher Bd. 17 S. 179.

55) S. Fromm in der Allgem. d. Biographie Bd. 11 S. 222.

Hederichs Güstrower Kollegen Franciscus Omichius[56]), geboren zu Güstrow, wo er 1566 Konrektor, 1572 Rektor der Domschule wurde und 1591 starb, haben wir schon als Regisseur des „Daniel" kennen gelernt. Aber er war auch selbst Dramatiker; wir besitzen von ihm „Eine neue Comoedia von Dionysii Syracusani und Damonis und Pythiae Brüderschafft", die 1578 in Rostock erschien, in Güstrow anscheinend nicht, wohl aber 1580 in Berlin aufgeführt und von Georg Mauricius 1617 frei ins Lateinische übersetzt wurde. Das Stück ist dadurch interessant, daß Omichius niederdeutsche Szenen einflocht, der er allerdings nicht selbst erfunden, sondern z. T. aus Bado's „Clas Bur" entlehnt hat.

Auch ein Schulmeister war Joachim Burmeister, geboren 1564 in Lüneburg, seit 1586 in Rostock, gestorben dort 1629, ein gelehrter Musiker und Komponist, der auch eine Komödie „Χριστὸς πεφασμένος, der geoffenbarte Christus" (Rostock 1605) verfaßte, „den jungen Leuten, insonderheit aber unser uns befohlenen Jugend zu einer guten Anreitzung". Das Stück behandelt in großer Breite die Osterreise des zwölfjährigen Jesus mit seinen Eltern. Auch hier niederdeutsche Zutat: Joseph und Maria erhalten von dem ihnen gewogenen Junker als Geleit zwei Bauern, die schon vor Antritt der Reise handgemein werden.

Interessanter als Burmeisters „gebildete, aber unpoetische Schulmeisterarbeit" ist die letzte der in Mecklenburg gedichteten Schulkomödien: Daniel Friderici's „Tobias. Das ist: Eine fröhliche, lustige, und sehr anmutige newe Comoedia, von dem alten und jungen Tobia, nach aller Müglichkeit auff jegenwertige Zeit vnd dero betrübten Leuffte gerichtet" (Rostock 1637). Friderici (oder Friedrich) war 1574 zu Eichstedt bei Querfurt geboren, studierte 1614 in Rostock, wo er 1618 Cantor primarius zu St. Marien, 1619 Magister wurde und 1638 starb. Sein „schweres, mühseliges Schulamt" ließ ihm doch Zeit zu einer großen Anzahl theoretischer und praktischer musikalischer Schriften und zu dem umfänglichen Drama, das schon vor der Drucklegung, wir wissen nicht wann, mit Hülfe der „Herrn Studiosi publicè exhibirt" worden war. Zu seiner Arbeit, deren Stoff vor wie nach ihm vielfach dramatisch behandelt worden ist[57]), fühlte er sich angeregt durch „die Worte des Herrn Lutheri, wenn er in der Vorrede über Tobiam sagt: das gleich wie das Buch Judith gebe eine gute, ernste, tapffere Tragoedien, so gebe das Buch Tobiae eine feine liebliche gottselige Comoediam". Beim Aufbau seines fünfaktigen, in Einzelheiten durch den „Tobias" des Georg Rollenhagen (Magdeburg 1576) stark beeinflußten Stückes hielt sich Friderici an

---

[56]) S. Krause ebenda Bd. 24 S. 349.

[57]) Vgl. A. Wick, „Tobias in der dramatischen Literatur Deutschlands." Heidelberg 1899 S. bes. S. 109 ff.

seine biblische Quelle, aber er erweitert diese durch Einführung zahlreicher Nebenpersonen: die breit angelegte Schilderung der Hochzeit des jungen Tobias bietet Gelegenheit zur Vorführung der „Landjunckern, des Raguelis Nachbarn" mit ihren Frauen und zahlreichen Söhnen und Töchtern; sechs Engel sprechen das Argumentum jedes Aktes, selbst an mythologischen Figuren, dem Cupido und der Fama, fehlt es nicht. Am ergötzlichsten sind die zur Fabel in sehr losem oder gar keinem Zusammenhange stehenden komischen Personen: der Teufel Asmodi und die Vetula („eine alte hinckende Kräutnersche"), mehrere Mägde, die Bauern Chim Schult und Cheel Chabey mit des ersteren Weibe Lena, Neopas der schwäbische und Mirius der holländische Postreuter, endlich der Narr. Die meisten dieser episodischen Figuren reden niederdeutsch, Neopas und Mirius in einer Sprache, die Friderici für Schwäbisch bezw. Holländisch hielt. An Derbheiten fehlt es nicht, doch meint der Dichter entschuldigend: „Ich verhoffe aber mich gleichwohl dergestalt mit gebührlicher Rede also verhalten zu haben, das es vor Gottesfürchtigen Ohren verantwortlich seyn werde, ohn allein, dz ich meine vnbendige Bawren, kurtzweiligen Rath, vnd gemeines Gesindlein, ohn welchen allen Comödien nicht gern seyn wollen, nicht allezeit habe können im Zaume halten."

In den letzterwähnten Stücken erscheint die heimische Mundart auf die komischen Szenen beschränkt. Anders in dem 1606 in Rostock erschienenen „Isaac" des Jochim Schlu[58]), der um 1563 in Rostock geboren wurde und sich der Kaufmannschaft widmete; auf dem Titel seines Dramas nennt er sich „Bürger und Bargerfahr (d. h. Mitglied der Bergenfahrer-Compagnie) in Rostock". Das Jahr seines Todes ist unbekannt. Das als einziges erhaltenes literarisches Denkmal des Hansischen Kontors zu Bergen kulturhistorisch wichtige Stück bezeichnet sich als „aller frommer Kinder und Schöler Spegel"; es ist in der Tat ganz als Schulkomödie angelegt. Die schon bei Omichius konstatierte unbekümmerte Aneignung fremden Eigentums, für die die niederdeutsche Literatur Beispiele genug aufweist, finden wir in noch höherem Grade bei Schlu: die Fabel ist fast wörtlich aus Georg Rollenhagens „Abraham" entlehnt, die Rüpelszenen berühren sich vielfach mit dem niederdeutschen Zwischenspiel in des Johannes Butovius Komödie „Isaac". Des Hochdeutschen bedient sich Schlu nur in den Stellen des Stückes, wo schulmäßig und wo junkerhaft geredet werden soll, des Niederdeutschen grade in den ergreifendsten Szenen, auch Jehova und der Erzengel Michael reden niederdeutsch.

Ganz niederdeutsch schrieb der in Mecklenburg geborene — seine Sprache verrät ihn als Mecklenburger trotz einiger Hamburger Idio-

---

[58]) S. Krause in der Allgem. d. Biographie Bd. 31 S. 603. Ausgabe des Isaac von Alb. Freybe. Norden u. Leipzig 1902.

tismen — ungenannte Verfasser zweier spätestens 1616 in Hamburg aufgeführter Dramen, des „Vitulus“ und des „Scriba“: ersteres „die freie und gewandte Verdeutschung einer gleichbetitelten lateinischen Schulkomödie des Harlemer Rektors Cornelius Schonaeus“, in der geschildert wird, wie der Bauer Drews in der Stadt von listigen Dirnen um seine Waren geprellt, sinnlos trunken gemacht, in ein Kalbsfell genäht und als fettes Kalb an den Bauern Mews verkauft wird; letzteres, eine vom Autor mit Benutzung vorhandener Motive frei entworfene derbe Posse, die Geschichte des einfältigen alten Bauer Chim, der von seiner Frau Gesche und des Junkers Schreiber gehänselt und zum Hahnrei gemacht wird.[59])

Ob des Nathan Chyträus „Tragoedia Abrahami Opffer in teutsche Reimen gefertiget“, die nicht lange nach seinem Fortgange von Rostock im Druck erschien (Herborn 1595), noch in Mecklenburg entstanden ist, steht zur Frage. Sicher ist dies der Fall bei der in Rostock 1595 erschienenen „Neuen Tragödie von Jephta dem Gileaditer“ des Lübeckers Georg Dedeken, der 1590—95 Prediger in Schönberg war, und bei des Lausitzers Anton Schwabe „Comoedia gar kurtz und klein von Joseph Verwunderung, da er die Tochter Heli Mariam seine vertrawete Braut, schwanger fand“, deren Verfasser damals, als sie 1596 in Uelzen im Druck erschien, Prediger in Ratzeburg war. Diese Komödie wurde für Kinder von Kindern zu Weihnacht gespielt. Ähnlich hatte um die Mitte des Jahrhunderts der Dramatiker Matthäus Forchem[60]), der, Schreib- und Rechenschule haltend, auch Mecklenburg durchzog, zur Fastnachtszeit mit seinen Schülern für die Jugend Komödien aufgeführt. Eine derselben, niederdeutsch, liegt gedruckt vor: „Ein schön kort nye gedichtet Speel der Historien van dem Papyrio Praetextato“, aus Gellius gezogen, ein rechtes Knabenspiel. Das Buch ist dem Syndikus von Stralsund zugeeignet, die Widmung aus Lübeck 27. September 1551 datiert; es wäre kein Wunder, wenn das Stück in Mecklenburg, das zwischen beiden Städten mitteninne liegt, agiert worden wäre, doch fehlt es überhaupt an urkundlichen Zeugnissen über Forchems Tätigkeit hier im Lande.

Neben den lateinischen Gedichten und den Schulkomödien verdienen eine besondere Betrachtung die von Mecklenburgern verfaßten oder in Mecklenburg entstandenen geistlichen Dichtungen und Lieder.[61])

---

[59]) Beide Stücke in den „Niederdeutschen Schauspielen älterer Zeit.“ Herausgeg. von J. Bolte und W. Seelmann. (Drucke des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung. IV.) Norden u. Leipzig 1895.

[60]) S. Scherer in der Allgem. d. Biographie Bd. 7 S. 154.

[61]) Vgl. für diesen ganzen Abschnitt Bachmann, „Geschichte des evangelischen Kirchengesangs in Mecklenburg.“ Rostock 1881.

Das älteste derselben, noch ins 15. Jahrhundert zurückreichend, ist eine niederdeutsche Umdichtung der lateinischen Hymne „Crux fidelis" durch einen Unbekannten, der erste Liederdruck Mecklenburgs, von seinem Herausgeber „das älteste Mecklenburgische Karfreitagslied" genannt.[62]) Als dieses Lied entstand, blühte in Mecklenburg noch das Niederdeutsche, aber früher als in den angrenzenden niedersächsischen Landstrichen hörte es auf die Sprache des gesamten Volkes zu sein. Immerhin ist, auch wenn man das in Betracht zieht, die Zahl der sich der Landessprache bedienenden mecklenburgischen Dichter geistlicher Lieder auffallend gering. Weder das erste Rostocker Gesangbuch, das Ludwig Dietzsche von 1525, noch das zweite, das Joachim Slütersche von 1531 enthält ein Lied nachweisbar mecklenburgischen Ursprungs, erst das dritte von 1577 vermag auch heimischen Dichtern Aufnahme zu gewähren. An deren Spitze steht als der älteste und zugleich bedeutendste Johann Freder us d. Ä.[63]), 1510 in Cöslin geboren, während seiner Wittenberger Studienzeit Hausgenosse Luthers, 1537 Konrektor des Johanneums in Hamburg, 1547 Oberpfarrer in Stralsund, seit 1549 Professor in Greifswald, 1556 bis zu seinem Tode 1562 Pastor an St. Marien, Dirigent des Konsistoriums und Superintendent in Wismar. David Chyträus hat ihm eine Leichenrede gehalten. Wie weit seine geistlichen Lieder, von denen drei im Anhang von Freders Übersetzung von Johann Brentius' Predigt „Van der Warheit und Lögene" als Lückenbüßer „vp dath desse folgende Blade nicht vngedrückt bleuen" 1555 bei Ludwig Dietz gedruckt wurden, vor oder während seiner Wirksamkeit in Wismar entstanden, ist freilich nicht auszumachen. Zwei derselben, aber in hochdeutscher Übersetzung, enthält unser Mecklenburgisches Kirchengesangbuch, nämlich „Gott Vater in dem Himmelreich" und „Ich dank dir, Gott, für all' Wohltat".

Von Lucas Bacmeister d. Ä.[64]), der 1530 in Lüneburg geboren war, 1562 Professor der Theologie und Prediger an St. Marien in Rostock, 1592 auch Superintendent der Stadt Rostock wurde und 1608 starb, steht ein vielleicht ursprünglich hochdeutsch abgefaßtes, wohl aus Anlaß der Pest 1565/66 gedichtetes Lied „Ach leve Here im höchsten Thron" im Rostocker Gesangbuch von 1577, dessen Herausgabe wir vielleicht ihm zu verdanken haben. Der schon oben genannte Güstrower Rektor Franciscus Omichius gab im zweiten Teile seiner „Christlyke unde eintföldige Underwysinge vor de jungen Knaben in der Schole" (Rostock 1591) für jeden Sonntag neben bezüglichen Schriftstellen des Alten und Neuen Testaments ein kurzes Reimgebet zur Ein-

---

[62]) Herausgeg. von Alb. Freybe. 2. Aufl. Berlin 1899.
[63]) S. Müller in der Allgem. d. Biographie Bd. 7 S. 327 ff.
[64]) S. Fromm ebenda Bd. 1 S. 758.

prägung des Inhalts der betreffenden Evangelien.[65]) Endlich ist zu nennen Nikolaus Gryse, 1541 in Rostock geboren, 1574 Prediger an St. Katharinen, 1577 auch am Kloster zum heiligen Kreuz, gestorben 1614, dem wir neben sonstigen wertvollen niederdeutschen Schriften meist polemischen Charakters auch geistliche Dichtungen verdanken.

Ob „Dat Geistlike ABC", zuerst 1557 von Ludwig Dietz gedruckt, geistliche Sprüche und Gedächtnisverse enthaltend, in Mecklenburg entstand, ist unsicher.

Unter den vielen in hochdeutscher Sprache Dichtenden befinden sich drei, denen wir schon als lateinischen Poeten begegnet sind. Von Nathan Chyträus haben wir außer deutschen Fabeln, die aber durchaus tendenziös gehalten sind und ihre scharfe Spitze gegen das Papsttum kehren, auch geistliche Lieder, von denen eines „Hilff Gott, mein Herr, Wo kumpts doch her" in den älteren Wismarschen Gesangbüchern stand, aus dem neuen von 1893 freilich wieder verschwunden ist. Petrus Bambamius hat in sein großes Sammelwerk „Hymnorum sacrorum Germanico-Latinorum libri VI" (Rostock 1609) auch zahlreiche eigene neue deutsche Lieder aufgenommen, von denen aber das Mecklenburgische Kirchengesangbuch keines enthält. Andreas Daniel Habichhorst dichtete Lieder über die Sonn- und Festtagsevangelien, fand aber für dieselben keinen Verleger und gab daher zunächst eine Auswahl u. d. T. „Sechsling geistlicher Lieder" (Rostock 1676) heraus; auch an diesen sind die Redaktoren des Mecklenburgischen Kirchengesangbuches vorübergegangen.

Peter Bertold aus Güstrow, von dem nähere Lebensumstände nicht bekannt sind, veröffentlichte ein „Handbüchlein, darinn der Psalter Davids, Sprüche Salomonis vnd Gesangbüchlein" (Hamburg 1599). Von Nikolaus v. Below, seßhaft auf Weisin, von dem wir wenig mehr wissen als daß er der Sohn Wilhelms v. Below auf Klink war und 1584 in Frankfurt a. O. immatrikuliert wurde, erschien 1617 in Rostock der erste Teil eines „Manvale. Für seine liebe Kinder gestellet vnd jhnen zum freundlichen Gedechtnuß vnd seliger Erinnerung hinterlassen", welches in 14 nicht besonders formgewandten, aber durch Innigkeit und heiligen Ernst ausgezeichneten geistlichen Gedichten

---

[65]) Omichius beschrieb auch das „Christliche Tugendreiche leben und Selige Friedenfarth aus diesem jammerthall" der Herzogin Elisabeth, der ersten Gemahlin des Herzogs Ulrich, in Versen [Güstrow 1536] und dichtete „Sehnliche und schmertzliche Trawrwort und Klage der . . . Frawen Sophien zu Denemarck [Tochter der Herzogin Elisabeth] . . . nebenst J. K. M. hertzlieben Frewlein . . . vber der Leich J. G. hertzlieben Frawn Mutter und Großmutter. Auch tröstliche Antwort Frawen Elisabeth aus dem Paradeiße auff angehörete Klage und Trawrwort." ([Güstrow] 1586.)

Christi Passion und Auferstehung behandelt und drei längere Dichtungen: „Deß Herrn Christi Kreutz-Orden", eine Erinnerung zur Gottseligkeit und eine Erinnerung an die Ewigkeit hinzufügt; ein zweiter Teil des „Manvale" ist nicht bekannt. Leonhard Freundt, Prediger zu Moisall, scheint der Verfasser eines geistlichen Liedes über ein 1584 in der Kirche zu Moisall geschehenes Wunder zu sein.[66]) Joachim Rachel aus Malchow, um 1627 Pfarrer zu Wesselburen, verfaßte ein „Turibulum pietatis sabbatinae, das ist: Rauch-Faß sonntaglicher Gottseligkeit" (Schleswig 1639). Johann Neucrantz, geboren 1602 in Rostock, dort und in Stralsund auf Schulen, 1620 in Greifswald, dann Organist und Privatlehrer in seiner Vaterstadt, von 1629 bis zu seinem Tode 1654 Pfarrer in Kirchwärder, dichtete „Christlicher und wolgemeinter Bueß-Wäkker" (Hamburg 1648) und gab u. d. T. „Königs Davids Psalter-Spiel. Von neuen besaitet" (Hamburg 1650) eine Nachdichtung ausgewählter Psalmen „auff anmuthige und guten Theils bekante Sang-weisen gerichtet". Joachim Lütkemann[67]), 1608 in Demmin geboren, 1639 Prediger an St. Jacobi in Rostock, 1643 zugleich Professor der Physik und Metaphysik daselbst, 1649 wegen Lehrabweichungen aus seinem Amte entlassen, gestorben 1655 als braunschweigischer Generalsuperintendent zu Wolfenbüttel, veröffentlichte „Harpffe von zehen Seyten" (Wolfenbüttel 1558), Betrachtungen über zehn Psalmen, „ein Haupttrostbuch für betrübte und angefochtene Seelen", worin 48 geistliche Lieder, die meisten von Lütkemann selber. Gleichfalls ein Pommer war Johann Bellin, geb. 1618 zu Gr.-Schönfeld bei Bahn, der in Halle Zesens Mitschüler war und sein eifriger Anhängr blieb — er führte in Zesens Deutschgesinnter Genossenschaft den Namen „der Willige" —, 1639—41 in Wismar lebte, nach langem Umherirren 1650 Rektor in Parchim wurde, 1654 in gleicher Stellung nach Wismar ging und dort 1660 starb; von seinen Schriften sind hier zu nennen „Poetische Gedancken über die Geburt Christi" (1642) und „Gebundene Klagrede über das bittere Leiden und Sterben Jesu Christi" (Hamburg 1643), von seinen geistlichen Liedern hat das Lob- und Danklied „O Hertzensfreud, o Lebenslicht" Aufnahme in das Wismarsche Gesangbuch von 1700 gefunden. Lütkemanns Schüler war Heinrich Müller[68]), ein hervorragender Prediger und Verfasser trefflicher Erbauungsbücher, von denen die „Geistlichen Erquickstunden" noch bis heute sich als eine Seelenstärkung bewähren. Er war 1631 in Lübeck geboren von Rostocker Eltern, die noch in seinem Geburtsjahre mit ihm

---

[66]) Jahrbb. 22 S. 263 ff.

[67]) S. über ihn H. Lütkemann, „D. Joachim Lütkemann. Sein Leben und sein Wirken." 2. Aufl. Braunschweig u. Leipzig 1902.

[68]) S. über ihn O. Krabbe, „Heinrich Müller und seine Zeit." Rostock 1866.

nach Rostock zurückkehrten, und hat fast sein ganzes Leben in Rostock verbracht, wo er 1651 Privatdozent, 1653 Archidiakonus an St. Marien, 1655 außerordentlicher Professor der Theologie, 1659 ordentlicher Professor der griechischen Sprache, 1671 Superintendent wurde und 1675 starb. Seine „Geistliche Seelen-Musik" (Rostock 1659), eine Sammlung von 10 Betrachtungen und 400 „auserlesenen Geist- und Krafftreichen, sowol alten, als neuen Gesängen" enthält auch eine Anzahl „aus eigener Andacht geflossener"; von diesen steht „Ade du süße Welt" als sein unbestrittenes Eigentum im Mecklenburgischen Kirchengesangbuch; vielleicht ist er auch, wie behauptet wird, Verfasser des ebendort stehenden, aber im Revidierten Gesangbuch von 1905 Martin Moller zugeschriebenen Liedes „O Jesu süß, wer dein gedenkt". Andreas Rosenow, in Sternberg 1621 geboren, 1698 zu Jördensdorf, wo er seit 1649 Pastor war, gestorben, gab heraus „Reim Gedichte aus den Fest- und Sonntags-Evangelien gezogen" (Güstrow 1681), Johann Remius, von dem wir nur wissen, daß er Pastor zu Parum war, verfaßte „Ein geistliches Gespräch einer gläubigen Seele mit Christo, von dessen hocherfrewlichen Ankunfft im Fleisch" (Güstrow 1663), „in deutschen Versichen gesetzet", dessen Schluß „ein geistlich Gesang auff das hochtröstliche Weihnachtsfest" bildet. Verschiedene hier einschlagende Sammlungen gab heraus Heinrich Elmenhorst[69]), der 1632 in Parchim geboren wurde, aber weitaus den größten Teil seines Lebens in geistlichen Ämtern in Hamburg verbrachte, wo er 1704 starb; seine Operntexte haben ihn bekannter gemacht als seine „Geistlichen Lieder theils auff die Hohen-Feste, theils auff die Passion oder Leiden Christi, theils auff unterschiedliche Vorfallungen im Christenthum gerichtet" (Hamburg 1681), seine „Ferner besungene Vorfallungen im Christenthum" (ebd. 1682), sein „Geistliches Gesangbuch" (ebd. 1685) und seine „Geistreichen Lieder" (Lüneburg 1700), doch gehören einige derselben dem Liederschatze der mecklenburg-schwerinschen Kirche an, ihrer drei: „Du schenkest mir dich selbst", „Nun danket Gott mit Herz und Mund", „Komm Gnadenthau, befeuchte mich" befanden sich im bisherigen Kirchengesangbuch, das erste derselben hat freilich der Entwurf von 1903 ausgemerzt. Das Gesangbuchlied „Großer Gott, ich muß dir klagen" ist entnommen aus den „Biblischen Fastandachten" (Kiel 1691) des Christian Kortholt[70]), der 1633 zu Burg auf Fehmarn geboren wurde, in Rostock 1656 Magister und 1663 Professor der griechischen Sprache, darnach Professor der Theologie, aber schon 1665 nach Kiel berufen wurde und dort 1694 starb. Sein Landsmann Heinrich Masius[71]), dessen Geburtsjahr unbekannt ist, der 1687 als Rektor

[69]) S. Klose in der Allgem. d. Biographie Bd. 6 S. 60.

[70]) S. Carstens ebenda Bd. 16 S. 725 f.

[71]) S. ebenda Bd. 20 S. 563.

der Domschule nach Schwerin berufen wurde und dort bis zu seinem Tode 1714 tätig war, veröffentlicht u. d. T. „Halleluja Genethliacum, oder dankgeflissene Geburtstagsfeier im Heiligthum" (Lübeck 1697) und „Elieser, oder die preiswürdigste Hand Gottes in seiner Vorsehung und väterlichen Güte" (ebd. 1700) — letzteres Werk infolge eines Gelübdes, um Gott seinen Dank für siebenmalige wunderbare Errettung aus großer Todesgefahr — zwei Sammlungen geistlicher Gedichte; von den 50 Liedern der letzteren standen bisher im Mecklenburgischen Kirchengesangbuch „Jehova, dein Regieren macht" und „Nicht ins Gericht, gerechter Herr", der Entwurf von 1903 hat das erstere gestrichen. Besonders fruchtbar war Laurents Hartmann aus Güstrow, um 1700 Pastor zu Kritzkow und Weitendorf, der nicht weniger als fünf Liedersammlungen erscheinen ließ: „Einige geistliche Lieder, zu Gottes Ehren gesetzet" (Güstrow 1699), „Des Geistlichen und Evangelischen Zions neue Paßion- und Catechismus-Lieder" (ebd. 1712), „Fest- und Freuden-Lieder" (Rostock 1713), „Evangelische Zions-Lieder" (ebd. 1713) und „Des Geistlichen und Evangelischen Zions neue Standes-Lieder" (ebd. 1716), letztere Sammlung dadurch bemerkenswert, daß sie, darin allerdings der Richtung der Zeit entsprechend, nicht weniger als 169 Lieder für die verschiedensten Lebensstellungen und Lebenslagen darbieten, darunter allen Ernstes auch Lieder eines Lichtziehers, Nachtwächters, Paruquenmachers usw.

Bei einigen Dichtern dieses Zeitraumes, die hier im Lande das eine oder andere Werk drucken ließen, bleibt beim Fehlen aller weiteren Nachrichten ungewiß, ob wir sie als Mecklenburger ansprechen dürfen. So bei Johannes Vilitius, von dem „Der Achtzehende Psalm Dauids . . . In Reimen verfasset und gestellet" 1600 in Rostock erschien; der Umstand, daß das Büchlein der verwitweten Herzogin Dorothea von Braunschweig und Lüneburg gewidmet ist, könnte dagegen sprechen. So ferner bei Johann Dietrich Huck, von dem eine Dichtung „Letzte Gerichtsposaune" (Güstrow 1669) erhalten ist.

Manche der in vorstehenden Zeilen Genannten haben nur vorübergehend in Mecklenburg geweilt, aber sie haben greifbare Spuren ihres Wirkens zurückgelassen. Nicht gering ist die Zahl derjenigen Dichter, von deren zeitweiligem Aufenthalt in Mecklenburg wir Kenntnis haben und von denen wir voraussetzen dürfen, daß sie auch hier dichterisch tätig gewesen sind, ohne daß wir für einzelne ihrer Schöpfungen die Entstehung hier im Lande geradezu nachweisen könnten. Von diesen Männern seien hier nur einige kurz erwähnt.

Erasmus Alberus[72]), aus Lübeck ausgewiesen, wurde im

---

[72]) S. über ihn Fr. Schnorr von Carolsfeld, „Erasmus Alberus. Ein biographischer Beitrag zur Geschichte der Reformationszeit." Dresden 1893.

Herbst 1552 vom Herzoge Johann Albrecht zum Prediger an der Marienkirche in Neubrandenburg und zum ersten Superintendenten des Landes Stargard berufen und verlebte hier das letzte, vielleicht schwerste Jahr seines Lebens (gest. 1553), da der Rat der Stadt, der sich in seinen Patronatsrechten beeinträchtigt wähnte, seiner Wahl beharrlichen Widerstand und bösen Willen entgegensetzte, ihm das Gehalt vorenthielt, sein verfallenes Wohnhaus zu bessern sich weigerte, den Besuch seiner Predigten hinderte und ihn rücksichtslos der Armut preisgab. Es ist erstaunlich, daß er in all diesem Elend noch die Sammlung hatte, sein umfangreiches Werk „Wider die verfluchte Lehre der Carlstadder" weiterzuführen und zu vollenden. Von Alberus' geistlichen Liedern, die durchaus im Lutherschen Geiste gehalten sind, aber alle früheren Lebensperioden des Dichters angehören, enthält unser Kirchengesangbuch „Christ der du bist der helle Tag" und „Nun freut euch, Gotteskinder, all".

Stephan Prätorius[73]), ein bekannter asketischer Schriftsteller, 1536 in Salzwedel geboren, kam 1551 nach Rostock, wo er sich den jüngeren Dozenten aus Melanchthons Schule, David Chyträus, Simon Pauli und Johann Posselius anschloß und 1555—65 Schullehrer an St. Marien war; dann kehrte er nach Salzwedel zurück, wo er 1603 starb. Von seinen geistlichen Liedern ist das Passionslied „Was hat gethan der heilig Christ" besonders bekannt geworden.

Andreas Heinrich Bucholtz, geboren 1607 in Schöningen, war seit 1634 in Rostock, wo er anfangs noch theologische Kollegien hörte, dann selbst bis 1637 philosophische Vorlesungen hielt, und starb 1671 als Superintendent in Braunschweig. Wertvoller als seine gutgemeinten großen Romane „Herkules und Valiska" und „Herkuliskus und Herkuladisla" sind seine geistlichen Dichtungen; von seinen geistlichen Liedern stehen „Ach, ach, wo ist mein Verlangen" und „Qual bringet es und herbes Leid" in den älteren mecklenburgischen Gesangbüchern. Nicht aufgenommen in unsere Gesangbücher sind die Lieder des schon genannten Jakob Hieronymus Lochner, trotz ihrer sonstigen Verbreitung.

Christian Othfar[74]), geboren 1609 im Meißnischen, kam mit seinem Vater, der 1624—35 Pastor und Superintendent in Wismar war, nach Mecklenburg, studierte Medizin und Theologie in Rostock und einem Dutzend anderer in- und ausländischer Universitäten, wurde um 1643 auf kurze Zeit in Schwerin Informator der Herzogin Sophie Agnes, der Tochter des Herzogs Adolf Friedrich I, dann Schulkollege in Bordesholm, 1653 Doktor der Medizin in Leiden, praktizierte in

---

73) S. Allgem. d. Biographie Bd. 26 S. 534 f.
74) S. Krause ebenda Bd. 24 S. 535.

Rostock, Wismar und wieder in Rostock und starb 1678. Er ist der Verfasser eines häufig wieder aufgelegten poetischen Andachtsbuches „Geistlicher Herzfasser und Seelenstiller betrübter und unruhiger Christen" (Elbing 1645), aus dem das Lied „Auff, auff, die du liegest nieder" in das Wismarsche Gesangbuch von 1700 Eingang gefunden hat.

Johann Balthasar Schupp[75]), geboren 1610 zu Gießen, der zu seiner Zeit die besten hochdeutschen Satiren schrieb, aber auch als praktischer Theologe und als Pädagoge von nicht geringer Bedeutung war und dem wir eine Anzahl geistlicher Lieder verdanken, studierte in Rostock unter dem Professor der Poesie Petrus Lauremberg, dem Theologen Johann Cothmann und dem Juristen Thomas Lindemann, wurde 1631 unter Lauremberg Magister und begann auch Vorlesungen zu halten, mußte aber, als am 15. Oktober 1631 die kaiserliche Besatzung der Stadt vor den Schweden und Mecklenburgern kapitulierte, Rostock verlassen. Von seinen Kirchenliedern stand „Lob und Dank sag' ich dir" bis zur Revision von 1903 im Mecklenburgischen Kirchengesangbuch.

Johannes Gerdes, 1624 zu Wolgast geboren, 1656—66 Pastor an St. Jürgen zu Wismar, gestorben 1673 zu Stockholm, hat sich als Dichter einen leidlich guten Namen, einen weniger guten als „Verbesserer" verschiedener Kirchenlieder gemacht; im Wismarschen Gesangbuch von 1700 steht von ihm „Jesus ist mein Heil und Leben". Der pietistische Schriftsteller und Dichter Johann Wilhelm Petersen[76]), 1649 in Osnabrück geboren, studierte in Gießen und Rostock, ward hier 1677 an Jakob Hieronymus Lochners Stelle Professor der Poesie, welches Amt er mit einer Rede „De christiano poeta" antrat, folgte aber schon in demselben Jahre einem Rufe als Prediger in Hannover; in die mecklenburgischen Gesangbücher ist keines seiner geistlichen Lieder übergegangen.

Schließlich sei genannt Johann Rist[77]), 1607 in Ottensen geboren, der seit 1625 in Rostock die vielseitigsten Studien trieb, aber 1628 nach der Besetzung der Stadt durch die Kaiserlichen nebst seinen holsteinischen Landsleuten diesen „lieben Musensitz" verlassen mußte und 1667 zu Wedel starb —, einer der Opitzianer, die den Meister an Begabung übertrafen, einer der besten und fruchtbarsten Dichter geistlicher Lieder. Rist stand in persönlichem Verkehr mit dem Herzog Christian (Louis) I, von dem er zum Kirchen- und Konsistorialrat ernannt wurde. Von seinen Liedern stehen nicht weniger als 17 im Mecklenburgischen Kirchengesangbuch, darunter Perlen wie „Werde munter, mein Ge-

---

[75]) S. Bertheau ebenda Bd. 33 S. 67 ff.
[76]) S. Jacoby ebenda Bd. 25 S. 508 ff.
[77]) S. v. Waldberg ebenda Bd. 30 S. 79 ff.

müthe", „Ermuntre dich, mein schwacher Geist", „Hilf Herr Jesu, laß gelingen", „O Traurigkeit, o Herzeleid", „O Ewigkeit, du Donnerwort". Durch Rists „Sabbathische Seelen-Lust" (1651) fühlte sich „Gunther Passaw, ein Mecklenburgischer Edelmann" (d. i. der Geh. Rat Günther von Passow auf Zehna und Gremlin, geboren 1605, gestorben zu Güstrow 1657) begeistert zu einem ohne Angabe des Ortes und Jahres erschienenen Gedichte „Von dem grossen Hauffen der Atheisten undt Heuchel-Christen".

An der geistlichen Dichtung haben auch Mitglieder des mecklenburgischen Fürstenhauses teilgenommen. Johann dem Theologen (gest. 1264) wird zugeschrieben ein in niederdeutscher wie hochdeutscher Fassung verbreiteter siebenstrophiger „Christlick Warnungs Psalm in Stifften un Klöstern to singen", beginnend

Van Gades gnaden wy Fürst un Heer,
Erkennen uns schuldig, Gade to Ehr
Van Stifften, Klöstern un allen Gaven
De wy van em empfangen haben,
Darum lüchtet unsers Glovens Licht
Vor Fründ un Fienden apenbahrlich —

der aber erst im Beginne der Reformationszeit auftaucht und schwerlich echt, vielmehr wohl als Fälschung eines Mönches anzusehen ist, der sein Kloster durch die Säkularisation gefährdet sah und durch diesen einem Vorfahren der Herzöge in den Mund gelegten „Fluchpsalm" sie von weiterem Vorgehen abzuschrecken versuchte.[78]) Herzog Christoph, 1537 geboren, seit 1554 Bischof von Ratzeburg, seit 1555 durch den Einfluß seines Bruders Johann Albrecht I auch Koadjutor zu Riga, infolge der Kämpfe um das dortige Erzbistum in sechsjährige polnische Gefangenschaft (1563—69) geraten, seit 1570 in Gadebusch residierend und 1592 gestorben, dichtete in der Gefangenschaft ein 1592 in Lübeck gedrucktes geistliches Lied von vier Strophen „im Thon: Mag ich Vnglück nicht widerstahn, Oder: O Gott, verleihe mir deine Gnad", deren Anfangsworte den Namen Christoferus Hertzog zv Meckelnbvrgk ergeben und dessen Schlußstrophe lautet:[79])

Meckelnbvrgk nach meinem rechten Vaterlandt
Welches Gott bekandt
thuet mich Hertzlich verlangen.
Und ob es woll ehr hett mögen geschehn
Hab ich doch gesehn
Wie trewlich ich bin worden gemeint.

---

78) Abgedruckt in niederdeutscher Fassung in den Bützow'schen Ruhestunden II. 75 und bei Thiele, „Der Domkirche zu Güstrow fünfhundertjähriges Alter." S. 37.

79) Abgedruckt u. a. bei A. Bergengrün, „Herzog Christoph von Mecklenburg, letzter Coadjutor des Erzbistums Riga." Reval 1898. S. 320.

Verlaſſen bin ich jtzund gahr
Von aller ſchar.
Ich aber traw
Auff Gott faſt baw,
Der wirdt mich alhier nicht ſterben laſſen. —

Für die Dichterin des auch im Mecklenburgiſchen Kirchengeſangbuche ſtehenden Liedes „Das Elend weißt du, Gott, allein" galt lange die Herzogin Chriſtine, die Tochter des Herzogs Adolf Friedrich I, geboren 1639, geſtorben als Äbtiſſin von Gandersheim 1693; da indeſſen das Lied ſchon 1648 im Hannöverſchen Geſangbuche ſteht, die Herzogin es demnach vor ihrem neunten Jahre gedichtet haben müßte, ſo wird ihr Name als Verfaſſerin zu ſtreichen ſein. Die Herzogin Eliſabeth Eleonore, geboren 1658 als Tochter des Herzogs Anton Ulrich von Braunſchweig, vermählt 1675 mit Herzog Johann Georg, in zweiter Ehe mit Herzog Bernhard von Sachſen-Meiningen, geſtorben 1729, dichtete drei geiſtliche Lieder: „Gott mein einziges Vertrauen", „Ich ſuche meine Ruh" und „Mein einzig Glück auf Erden". Herzog Johann Georg ſelbſt (geboren 1629, geſtorben 1675) war Mitglied der Fruchtbringenden Geſellſchaft oder des Palmenordens („der Brechende"), wie vor ihm ſchon Herzog Johann Albrecht II (geboren 1590, geſtorben 1636; „der Vollkommene") und Herzog Adolf Friedrich I (geboren 1588, geſtorben 1658; „der Herrliche") und nach ihm Herzog Friedrich (geboren 1638, geſtorben 1688; „der Fügliche"), die durch ihre Zugehörigkeit zu dieſer den romaniſchen Akademien, insbeſondere der Florentiner Accademia della Crusca nachgebildeten Geſellſchaft ein gewiſſes literariſches Intereſſe bekundeten, mag man im übrigen die Wirkſamkeit des Palmenordens noch ſo gering einſchätzen. Von dichteriſchen Leiſtungen dieſer Herzöge oder der übrigen mecklenburgiſchen Mitglieder des Ordens[80]) iſt nichts bekannt, wohl aber hat ſich der Herzog Guſtav Adolf (geboren 1633, geſtorben 1695), auch er Mitglied des Palmenordens („der Gefällige") unter den geiſtlichen Dichtern einen rühmlichen Platz erworben. Er war als Sohn des reformierten Herzogs Johann Albrecht II geboren, von ſeinem Oheim und Vormund (ſeit 1636) Adolf Friedrich I aber im Glauben der lutheriſchen Kirche erzogen, an der er dann unverbrüchlich feſthielt; ein gelehrter Fürſt, der das Lateiniſche beherrſchte, im Griechiſchen und Hebräiſchen wenigſtens ſoweit erfahren war, daß er die Bibel in den Grundſprachen zu leſen vermochte. Von ſeinen geiſtlichen Dichtungen, teils in lateiniſcher, teils in deutſcher Sprache, die „den chriſtlichen Reichtum ſeines Herzens, doch mehr von der Seite des tiefgebeugten Sündenbewußtſeins als der triumphierenden Glaubenszuverſicht" bewähren, erſchien nach ein paar Einzeldrucken eine

[80]) S. ihre Namen in den Jahrbb. 62 (1897) Quartalbericht I S. 2 ff.

durch den Superintendenten Vossius besorgte, aber ohne Vorwissen des Dichters gedruckte und daher größtenteils wieder eingezogene Sammlung „Geistliche Reimgedichte, deren Hundert Heroische, Hundert Gesangh- und Hundert Sonnetweise" (Güstrow 1663), die in Wahrheit aber nur die beiden ersten auf dem Titel genannten Abteilungen, nämlich 100 Gedichte in Alexandrinern und 100 geistliche Oden und Gesänge enthält; nach dem Tode des Herzogs veranstaltete seine Witwe Magdalena Sibylla mit Unterstützung des Rostocker Konsistorialrats und Professors Johann Fecht eine zweifache vermehrte Ausgabe (Güstrow 1689 und 1699), die zweite mit dem dem Inhalt genauer entsprechenden Titel „Geistliche Reimgedichte, deren Hundert Heroische und Hundert Gesänge. Nebst einem Anhange Von allerhand Teutsch- und Lateinschen Geistlichen Betrachtungen". Von den geistlichen Liedern des zweiten Teiles steht eine Anzahl im Ratzeburger Domgesangbuch seit 1715 und im Strelitzer Gesangbuch seit 1734, das neue Strelitzer Gesangbuch von 1875 hat ihrer wenigstens drei behalten. Die Redaktoren der Mecklenburg-Schwerinschen Gesangbücher sind an ihnen achtlos vorübergegangen, erst der „Entwurf des revidierten Mecklenburgischen Kirchengesangbuches" von 1903 hat einem, dem Liede „Herr Jesu, ich bin sündenvoll" Aufnahme gewährt.

Schon durch ihren Bau (Alexandriner, Sonette usw.), mehr aber noch durch ihre sorgfältige glatte Form verraten diese Gedichte, daß ihr Verfasser unter dem Banne der neuen Richtung in der Literatur stand, die mit dem Namen Martin Opitz verknüpft ist. Ob im Sinne Opitzischer Ideen hier im Lande schon Opitzens Landsmann und Anhänger Johann Peter Titz gewirkt hat, der 1639—42 in Rostock studierte und hier „Des Diogenes Anrede an Alexander den Großen, aus Danielis Heinsii Oration von der stoischen Philosophie in deutschen Versen abgesetzt" (Rostock 1640) erscheinen ließ, bleibe dahingestellt. Mit Entschiedenheit und Erfolg geschah dies durch Andreas Tscherning[81]), geboren 1611 in Bunzlau, der 1635—37, von Opitz an Peter Lauremberg empfohlen und von diesem auf das wärmste aufgenommen, in Rostock studierte, 1642 dorthin zurückkehrte, 1644 Laurembergs Nachfolger als Professor der Dichtkunst wurde und als solcher bis an sein Lebensende (1659) wirkte. Im Jahre seiner Übersiedelung nach Rostock hatte er die erste Sammlung seiner Dichtungen u. d. T. „Deutscher Getichte Früling" (Breslau 1642) erscheinen lassen; eine neue Auflage erschien in Rostock (ohne Angabe des Jahres), ebendort 1655 der „Vortrab des Sommers deutscher Getichte". Überall zeigt sich hier Tscherning als einen verständnisvollen treuen Nachahmer von Opitz nicht bloß im Charakter seiner Poesie, sondern vielfach auch in der Nachbildung der äußeren Form; es fehlte seinerzeit nicht an Stimmen, die ihn seinem

81) S. Hippe in der Allgem. d. Biographie Bd. 38 S. 714 f.

Vorbilde völlig gleich achteten, ja ihn höher als Opitz schätzten. Daß er des Lateinischen ebenso mächtig war wie des Deutschen, beweisen seine „Schediasmatum liber unus“ (Rostock 1644), eine kleine Sammlung von Gelegenheitsgedichten, und der „Democritus“ („In publica Promotione Magistrorum exhibitus“ Rostock 1656). Von seinen geistlichen Liedern steht keines im Mecklenburgischen Kirchengesangbuch, doch haben das Strelitzer Gesangbuch von 1875 und das Wismarsche von 1893 wenigstens einem derselben „Du sollst in allen Sachen mit Gott den Anfang machen“ den verdienten Platz eingeräumt.

Tscherning hat auch von Opitzens „Judith“ eine durch eigene dichterische Zutat vermehrte Ausgabe veranstaltet (1646). Das Drama hatte inzwischen eine gewaltige Wandlung erfahren: das Schuldrama war in den Wirren des dreißigjährigen Krieges zu Grunde gegangen, an seiner Stelle hatte Opitz nach ausländischen Mustern das deutsche Schäferspiel und die Oper geschaffen. Auf diesem Gebiete tat sich ebenso emsig wie auf dem Felde der geistlichen Dichtung hervor Heinrich Elmenhorst. Schon als Student hatte er eine „Schäferei“ betitelt „Rosetta“ (Leipzig 1653) geschrieben; in Hamburg lieferte er die Texte zu den Opern oder Singspielen „Orontes“ (Hamburg 1678), „Michal und David“ (ebd. 1679), „Charitine, oder Göttlich Geliebte“ (ebd. 1681) und „Polyeukt“ (ebd. 1688; aus dem Französischen). In den von der Hamburger Geistlichkeit entfachten Streit über die Zulässigkeit der Opern — einen Streit übrigens, der in Rostock schon um 1650 ausgekämpft war; dort war Joachim Schröder der Angreifer[82]) — griff Elmenhorst selber zu deren Gunsten ein mit seiner „Dramatologia antiquo-hodierna“, um zu zeigen, daß die angefeindeten damaligen Opern gar nicht zu vergleichen seien mit den von den Kirchenvätern verworfenen heidnischen Schauspielen. Sonst besitzen wir nur wenige von Mecklenburgern verfaßte Stücke dieser Art. Jakob Hieronymus Lochner, der mit dem Beinamen Amyntas Mitglied des Pegnesischen Blumenordens war, veröffentlichte in seiner Rostocker Zeit ein Trauerspiel „Rosimunda oder die gerochene Rächerin“ (Frankfurt u. Leipzig 1676). Herzog Johann Albrechts II Tochter Sophie Elisabeth, geboren 1613, 1635 dritte Gemahlin des Herzogs August des Jüngeren zu Braunschweig-Wolfenbüttel, gestorben 1676 auf ihrem Witwensitz zu Lüchow, ihrem Gemahl in der Liebe zu Kunst und Wissenschaft nacheifernd, in der Fruchtbringenden Gesellschaft „die Befreiende“, verfaßte verschiedene „Sing- und Freudenspiele“, z. B. „Minervä Banquett“, „Ballet der Zeit“ usw.; sie ist auch als Komponistin von Kirchenmusiken nicht unbekannt.

---

82) Vgl. Krabbe, „Aus dem kirchlichen und wissenschaftlichen Leben Rostocks.“ Berlin 1863. S. 255 ff.

So entschieden Tscherning zu den Anhängern von Opitz zählt, so wagte er doch in seinem „Unvorgreiflichen Bedenken über etliche Mißbräuche in der deutschen Schreib- und Sprachkunst insonderheit der edlen Poeterey" (Lübeck 1659), dessen zweite Hälfte eine Sammlung von Redensarten u. d. T. „Kurtzer Entwurf oder Abriß einer deutschen Schatz-Kammer, von zierlichen Redens-Arten, Umbschreibungen und denen Dingen, so einem Getichte sonderbahren Glantz und Anmuth geben können" bildet, eine Kritik von Opitzens Hauptwerke, dem „Buch von der deutschen Poeterey". Diese Arbeit Tschernings war nicht das erste Werk über Poetik oder verwandte Materien, welches in Mecklenburg entstand. Vermutlich in Rostock geschrieben ist Huttens Gedicht „De arte versificandi" (Wittenberg 1510); der schon oben genannte Andreas Helwig lieferte in seinen „Origines dictionum germanicarum" (1610) die erste Etymologie, suchte auf die damalige Weise die deutschen Wörter aus dem Lateinischen, Griechischen und Hebräischen abzuleiten; als eine Frucht seiner Rostocker Studien veröffentlichte Johann Peter Titz „Zwei Bücher von der Kunst, hochdeutsche Verse und Lieder zu machen" (Danzig 1642), klare und verständige Abhandlungen über Metrik und poetischen Stil; über „Teutsche Orthographie oder Rechtschreibung" (1642) handelte der unter den Dichtern geistlicher Lieder schon genannte Johann Bellin, der auch eine „Syntaxis praepositionum teutonicarum: Oder deutscher Forwörter kunstmäßige Fügung" (Lübeck 1600) verfaßte, „unter allen verschrobenen Sprachkünstlern der Zeit der verschrobenste"; Andreas Daniel Habichhorst schrieb „Wohlbegründete Bedenkschrift über die Zesische sonderbahre Ahrt hochdeutsch zu schreiben und zu reden" (Hamburg 1685); endlich trat Daniel Georg Morhof[83]) mit seinem „Unterricht von der Teutschen Sprache und Poesie, deren Uhrsprung, Fortgang und Lehrsätzen" (Kiel 1682) hervor.

Morhof war 1639 in Wismar geboren, studierte seit 1657 in Rostock, anfänglich die Rechte, widmete sich aber dann universalen Studien und der Dichtkunst, von Tscherning und Peter Lauremberg gefördert. Als Tscherning starb, erhielt 1660 der erst einundzwanzigjährige Morhof dessen Professur der Poesie. Im Jahre 1665 bei der Gründung der Kieler Universität wurde Morhof dorthin als Professor der Eloquenz und der Poesie berufen, erhielt später noch dazu die Professur der Geschichte und die Leitung der Universitätsbibliothek, starb aber schon 1691. In der Geschichte der Wissenschaften nimmt Morhof einen hervorragenden Platz ein; er war ein Mann von ausgebreitetstem Wissen auf den verschiedensten Gebieten, der Ruf und die Bewunderung seiner Schriften war über das ganze gelehrte Europa verbreitet. In seinen „Teutschen

[83]) S. v. Liliencron in der Allgem. deutschen Biographie Bd. 22 S. 236 ff.

Gedichten" (Kiel 1682) und seinen erst nach seinem Tode gesammelten „Opera poetica latina" (Lübeck 1694) erhob er sich nicht wesentlich über das Mittelmaß; seine Bedeutung liegt in seinem epochemachenden „Polyhistor", von dem der erste Teil 1688, das Ganze erst nach Morhofs Tode 1707 erschien, und in seinem „Unterricht von der Teutschen Sprache und Poesie", der von Wichtigkeit ist als der erste wohlgelungene Versuch einer Geschichte der deutschen, ja der gesamten neuen europäischen Poesie. Morhof gibt da eine Geschichte der „reimenden Poeterey" bei den Franzosen, Italienern, Spaniern, Engländern, Niederländern, Deutschen und Skandinaviern, wie sie vor ihm noch niemand versucht hatte; er ist der Erste, der in Deutschland den Namen Shakespeare nennt und erweist sich als ein Liebhaber und guter Kenner der altdeutschen Dichtung, soweit sie damals bekannt war.

Die Gedichte Morhofs sind größtenteils Gelegenheitsgedichte — das erste der drei Bücher enthält nur „die Glückwünsche", das zweite nur „Leichbestattungen" — nach der Sitte oder Unsitte der Zeit. Aus Gelegenheitsgedichten bestand wesentlich die Dichtung dieser Epoche. Wir wissen, daß der größte Teil derselben auf Bestellung und nicht bloß bei den geringeren Poeten gegen Bezahlung angefertigt wurde. Selten, daß ein Dichter die Allgemeinheit im Auge hat, wie es bei Nikolaus Krugk, notarius caes. publ., Amtsschreiber des fürstlichen Amtes Plau, später in Malchow lebend, in seinem „Neuen Jares Wunsch, wormit zum nunangehenden 1664sten . . . niegen Jare Anwünschende wolmeinentlich verehret" (Güstrow 1664) und seiner „Türcken-Steuer, zu Erweckung bußfertiger Hertzen und Gedanken" (ebd. 1664) der Fall ist; im allgemeinen geht die Dichtung in Persönlichem auf. Kein Ereignis im Leben eines irgendwie namhaften Mannes, keine Promotion, keine Eheschließung, kein Todesfall, über das sich nicht vonseiten der mehr oder minder Beteiligten eine Flut von Gedichten ergossen hätte. Feuersbrünste oder Schiffbrüche boten willkommene Gelegenheit zu dichterischer Betätigung: Jakob Hieronymus Lochner lieferte eine „Gebundene Klag-Rede über das erbärmliche Schiff-Sinken" (Rostock 1676), Christoph Friedrich Kiene, 1655 in Lübeck geboren, vom März 1675 bis Ende 1677 Student in Rostock, 1694 Referendar an der Justizkanzlei in Schwerin, 1712 zum Kanzleirat ernannt, gestorben als solcher 1724, „beträute öffentlich" die, wie wir sahen, auch von Lichtwer lateinisch besungene „Rostockische Feuersbrunst" (Rostock 1677), eine Dichtung übrigens, die derartigen allgemeinen Beifall fand, daß Herzog Gustav Adolf dem Verfasser daraufhin die Professur der Poesie in Rostock anbot, die Kiene aber ausschlug; als am Jahrestage dieser Feuersbrunst 1678 in Rostock ein „Buß-, Beht- und Danckfest" abgehalten wurde, dichtete der Rostocker Aegidius von Thienen, der damals Pastor in Gadebusch war, 1689 Pastor in Hagenow wurde und

dort 1690 starb, dazu ein „Traur- Freudiges Andencken" (Rostock 1678). Was wir schon bei der lateinischen Dichtung beobachten konnten, setzte sich in der deutschen in erhöhtem Maße fort, selbst die Nöte des dreißigjährigen Krieges bewirkten kaum eine Minderung der poetischen Produktion. Daß diese Gelegenheitsdichterei, die allmählich so sehr sich zu einem Unfug entwickelte, daß z. B. in Hamburg die Obrigkeit 1658 gegen die Carminifexe einzuschreiten sich verpflichtet hielt[84]), und auf die näher einzugehen wir verzichten müssen, eine ihrer unwürdige Tätigkeit sei, davon hatten die besseren unter den Dichtern ein volles Bewußtsein, ohne sich doch dem, was nun einmal üblich war, ganz entziehen zu können. Johann Lauremberg bezeichnet diese Art des Dichtens, der er selber zu Zeiten gehuldigt hatte oder hatte huldigen müssen, als ein „gemeines Handwerk", als eine „Seuche", und Tscherning klagt beweglich, daß er „viel auff anderer Befehl und gegebene Maße der Zeit hin geschrieben" und beruft sich darauf, „wie ich offters darüber geklaget, wenn ich tichten müssen nicht worzu ich selber Lust getragen, sondern was mir ist vorgeschrieben worden". Daß diese Afterpoesie in die Öffentlichkeit hinausstrebte, verstand sich von selbst; eine merkwürdige Ausnahme bildete der wackere Christian Conrad[85]), der, früher in Prenzlau tätig, 1628 als Kantor nach Friedland berufen wurde, 1629 zum Konrektor aufrückte und 1638 starb: dem wurde auch jedes kleinste und allerkleinste Geschehnis in seinem engen Kreise zum lateinischen oder deutschen Gedicht, aber er barg die Erzeugnisse dieser seiner Tätigkeit im verschwiegenen Schrein, aus dem erst die Forschung unserer Tage einiges ans Licht gezogen hat.

Einem Manne gelang es, sich den Fesseln der Gelegenheitsdichterei bei Zeiten zu entwinden: das war der oben genannte Christoph Friedrich Kiene. Neben seiner „Rostockischen Feuersbrunst" hatte er in Rostock auch einige „abgeeilte Schäfer-Gedichte" verfaßt, Hochzeitscarmina zum „Quistorp-Berkowischen Hymen-Fest" (1677) und zur Vermählung des Jakob Hieronymus Lochner (1677). In Leipzig, wo er dann studierte, veröffentlichte er u. d. T. „Poetische Nebenstunden, heroischen Geistern zu sonderbahrer Belustigung verfertiget" (Frankfurt u. Leipzig 1680; eine Ausgabe von 1681 ist, abgesehen von dem typographisch etwas abweichenden Titelblatte, der ersten völlig gleich) ein starkes Bändchen von Dichtungen, unter denen kein einziges Gelegenheitsgedicht sich befindet.[86]) Dieses Werk, dem Erdmann Neumeister in seinem vielgenannten „Specimen dissertationis historico-criticae de

---

[84]) S. Lappenberg in seiner Ausgabe von Laurembergs Scherzgedichten S. 235.

[85]) S. über ihn Neckel, „Christian Conrad, ein Friedländer Dichter." (Programm des Gymnasiums zu Friedland 1897.)

[86]) Vgl. über Kiene's Leben und Schriften J. H. v. Seelen, Athenae Lubecenses II p. 60 ff. Sein dort angeführtes, aus der Schweriner Zeit stammendes Werk Poema

poetis germanicis hujus saeculi praecipuis“ (1695) großes Lob zollt, enthält im ersten Buche „heroische“ Gedichte, im zweiten Elegieen, im dritten Sonette, im vierten „Grabschriften“ in Lapidarform — die weitaus meisten Stücke mit biblischem oder profangeschichtlichem Hintergrunde. Kiene ist ein ausgesprochener Anhänger Zesens. Wie sein Meister wird er leicht zum Gelehrten, wo man nur den Dichter erwartet; wie Zesen kann er sich nicht genug tun in der Schilderung von Seelenzuständen und ermüdet dadurch leicht oder wird lächerlich. Oder sollte es nicht ermüden, wenn man in dem Gedichte „Der verlohrne Sohn zu sich“ das kurze Selbstgespräch im 15. Kapitel des Lucasevangeliums umschrieben findet durch 400, in dem „Über Jesu Thränen“ betitelten Gedichte die wenigen Worte des über Jerusalem klagenden Christus im 19. Kapitel desselben Evangeliums gar durch 800 Alexandriner? Und wer wird sich eines Lächelns erwehren können, wenn in der Elegie „Joseph zu Potiphars Gemahlin“ der keusche Joseph dem geilen Weibe, das ihn zu verführen trachtet, erst eine wohlgesetzte Standrede von 300 Versen hält, bevor er sich zu dem Entschlusse aufrafft, mit Hinterlassung seines Mantels zu entfliehen? Wie Zesen liebt auch Kiene die stärksten Effekte, die Ausmalung des Gräßlichen und erweckt dadurch leicht Ekel: so in dem Gedichte, wo „die klagende Germanie“ (sprich Germanié; der Name reimt u. a. auf See), nach einer Vorbemerkung des Dichters „eine von den berühmtesten Nymphen in Europa“, die Greuel des dreißigjährigen Krieges schildert. Aber hier steht neben dem Pathetischen nicht selten das Banale oder unfreiwillig Komische:

HErr! dein Rach-Schwert macht mich wund, welches, und auf dein Befehlen,
Scheint mich höchstbetrübte Frau leider! gänzlich abzukehlen.
Ach! wie klingt die rothe Klinge: O wie schlägt das Wetter ein!
Mavors ficht, sticht, bricht, vernichtet, rennt, brennt, schändt, erwecket Pein.
Lunten stecken Land in Brand. Hier sieht man die Dörffer rauchen;
Dort muß schöner Städte Guth in der Feuersbrunst verschmauchen.
Baur und Bürger gehn zu Grunde. Man macht Strassen durch die Welt,
Grosse Wälder müssen fallen, wo ein Heer den Durchzug hält.
Wo vor ein beblümter Platz, da die Nymphen Hoffstat hielten,
Und mit Freuden-Flor bedeckt in den bunten Blumen spielten,
Sind itzt nichts als Wüsteneyen. Das vor war ein Gottes-Haus,
Da sind Pferde eingestallet. Ich erschreck, O Angst! O Graus,
Daß ich dieses klagen muß. In den hohen Schlössern wohnen

---

sacrum sive Credendorum liber primus (1703) und liber secundus (1710) ist mir nicht zugänglich gewesen und muß daher hier außer Betracht bleiben.

Räuber, Mörder, wilde Thiere, die der Menschen nicht verschonen:
Eulen heulen in Palläſten: dieſe ſind ein Auffenthalt
Giftger Drachen, grauſer Strauſſen, die mir ſchaden mannigfalt.
Wo mein dunkles Aug hinſieht, ſeh ich Noth und Tod vor Augen,
Die geharnſchten Weſpen mir, GOtt! O GOtt! mein Blut ausſaugen,
Wo noch etwas überblieben. Meine Felder ſind verheert,
Daß auch für den weiſſen Semmeln mancher grünes Gras aufzehrt.
. . . . . .
Ich muß zitternd hören an, wie die runden Kugeln ſauſen,
Wie Granaten ohne Zahl aus den Feuermörſern brauſen:
Wie die leichten Lüffte ſeufftzen, wenn ein Eiſen ſie durchritzt,
Welches aus Metall und Eiſen durch des Pulvers Macht geſprützt.
Ja, mir bricht der Angſt-Schweiß aus, wenn ich ſeh die Feuer-Ballen,
Und die Töpffe, voller Gifft, auf der Kinder Köpfe fallen:
Selbſt das Erdreich bebt und dröhnet, und erſchüttert, daß die Gruft
Gar erbärmlich widerſchallet, wenn der freche Reuter pufft.

Beſſer wirken Kiene's Sonette, bei denen die gegebene knappe Form des Autors Redſeligkeit zügelt. Die meiſten ſind geiſtlichen oder moraliſchen Inhalts, hie und da geißeln ſie die Gebrechen der Zeit, die Torheiten der Mode, wie z. B. das „An die Geſchminckten" überſchriebene:

Ihr, die ihr darumb lebt, umb daß man euch beſchau,
Die ihr den gelben Halß mit weiſſen Gyps beſchmieret:
Die ihr den ſchmalen Leib in güldne Wämbſer ſchnüret,
Die ihr euch vor der Zeit mit Puder machet grau,
Und roth die Lippen färbt, die ſonſten braun und blau:
Ihr, die ihr Eyerklar, Horn, das ein Hirſch geführet,
Kreid, Gummi, Gerſtenmeel, und Kalck zuſammen rühret,
Und theure Säiffen braucht, daß eure Haut nicht rau
Und unannehmlich ſey; ſagt, was ihr doch gedencket,
Wenn ihr vor GOtt erſcheint mit trieglicher Geſtalt,
Die nur die Welt erfreut, und GOtt den Herren kränket?
Dem weiſen Schöpfer thut ihr Unrecht und Gewalt!
Ich ſchreib ohn Schminck allhier: Ein ſolches Angeſicht,
Das fingerdick beſchmiert, kennt euer Schöpfer nicht.

Das hier angeſchlagene Thema hat eine breite Ausführung erfahren durch Michael Freud aus Plau, der 1645—77 Prediger zu Kuppentin und Plauerhagen war, dann als Emeritus in Plau und Wismar lebte und in letzterer Stadt ſeinen „Alamode-Teuffel, oder Gewiſſens-Fragen von der heutigen Tracht und Kleider-Pracht" (Hamburg 1682) verfaßte, einen der letzten Ausläufer der umfänglichen

Teufelliteratur, die, mit des Johann Chryseus „Hofteufel" (1545) beginnend, die Geißelung von Lastern und anstößigen Gewohnheiten, die durch Teufelsnamen geächtet wurden, bezweckte. Mit großer Gründlichkeit und mit Aufwand achtungswerter Gelehrsamkeit behandelt Freud eine Anzahl von Fragen, die hauptsächlich die Mode, aber nicht diese allein betreffen: „Was Kleider-Pracht für schwere Sünde sey. Ob sich Weibes-Bilder mit gutem Gewissen schmücken können. Was von der Schmucksucht der Manns-Personen zu halten. Ob eine Manns-Person lange Haare zeugen oder tragen möge. Was von Perucqven zu halten. Ob man seine Haar pulfern möge. Ob man den Bart möge wachsen oder glatt abscheren lassen. Ob Frauen und Jungfrauen sich schmincken mögen. Was von den langen Röcken der Weibes-Personen zu halten. Was von den schwartzen Plästerlein zu halten. Ob Frauen und Jungfrauen mit blossen Brüsten öffentlich einher gehen mögen. Mütter sollen ihre Kinder selber säugen. Von Privat-Corpulationen." Das alles in einer kernigen, lebhaften Sprache, die auch heute noch ihres Eindruckes sicher sein könnte, wäre sie nicht so überreichlich gespickt mit lateinischen und griechischen Zitaten.

Aber Freud kannte nicht bloß die Bibel und die Kirchenväter und die klassischen Autoren, er war auch in der Literatur seiner Zeit nicht unbewandert, zitiert Musculus, Moscherosch, Schuppius und viele andere deutsche Schriftsteller, sogar Kiene, aber merkwürdigerweise den Dichter nicht, der sein Landsmann war und nicht lange vor ihm gleichfalls mit heiligem Ernst die Unsitten und Torheiten des Jahrhunderts bekämpft hatte, freilich nicht wie Freud mit den Keulenschlägen wuchtiger Prosa, sondern mit den scharfen Pfeilen poetischer Satire: Johann Lauremberg.

Lauremberg war 1590 in Rostock geboren als zweiter Sohn des aus Salingen im Herzogtum Berg stammenden ausgezeichneten Arztes Wilhelm Lauremberg, der seine Studien in Rostock vollendet hatte, dort 1581 das Magisterium erwarb, 1587 Doktor der Medizin wurde und 1612 starb. Der erste Sohn Peter Lauremberg, geboren 1585, widmete sich in Rostock und in Leiden medizinischen und astronomischen Studien, wurde 1611 Professor der Philosophie in Montauban, 1614 als Professor der Physik und Mathematik an das neugestiftete akademische Gymnasium in Hamburg berufen und 1624 Nachfolger seines Bruders Johann als Professor poeseos in Rostock, wo er 1639 starb. Von seinen vielseitigen Schriften hat ein besonderes literarisches Interesse die „Acerra philologica, d. i. zweyhundert außerlesene, nützliche und denckwürdige Historien und Discurse, auß den berühmtesten griechischen und lateinischen Scribenten zusammengetragen" (Rostock 1639), ein ursprünglich als Lehrbuch zur Einführung der Schüler in das Altertum gedachtes Werk, das aber bald als Anekdotenbuch gebraucht, oft

wieder aufgelegt und stark vermehrt wurde und noch 1685 durch J. Quirsfeld eine Fortsetzung u. d. T. „Historisches Rosengebüsch" erhielt. Johann Lauremberg wurde vorgebildet auf der Rostocker Großen Stadtschule, deren Rektor damals Paul Tarnow war, ein Schüler von Caselius und Nachfolger von Nathan Chyträus. Seit 1608 studierte er an der Universität seiner Vaterstadt, von seinem Schwager Eilhard Lubinus in philologischer Beziehung gefördert, und wurde 1610 unter dem Dekanat des jüngeren Johannes Posselius in die philosophische Fakultät aufgenommen. Nachdem er dann zu wissenschaftlichen Zwecken die Niederlande, England, Frankreich und Italien bereist hatte, auch 1616 in Reims Doktor der Medizin geworden war, berief ihn Herzog Adolf Friedrich an Stelle des nach Stralsund gehenden Andreas Helvigius zur ordentlichen Professur der Poesie in Rostock, welches Amt er 1618 antrat. Im Jahre 1623 folgte er einem Rufe als Professor der Mathematik an die von König Christian IV neu gegründete Akademie zu Soroe; dort ist er 1658 gestorben.

Gleich seinem Bruder hat auch Johann Lauremberg eine sehr mannigfaltige literarische Tätigkeit entfaltet. Er schrieb eine Anzahl mathematischer Werke, veröffentlichte u. d. T. „Antiquarius" (Lyon 1622) eine Art Reallexikon, in dem aber auch die Archaismen der lateinischen Sprache auf Grund der römischen Komiker, insonderheit des Plautus, erklärt werden, verfertigte eine Karte von Mecklenburg und eine besondere vom Weichbilde Rostocks und eine erst nach seinem Tode durch Samuel Pufendorf in Druck gegebene „Graecia antiqua" (Amsterdam 1660), die später Gronovius in seinem „Thesaurus" wieder zum Abdruck brachte: 31 Landkarten des alten Griechenlands mit lateinischem Texte. Als Dichter hat Lauremberg sich fast auf allen Gebieten versucht. Auch er hat einen Teil seines Könnens an Gelegenheitsgedichte verschwendet, aber auch von diesen erheben sich einige erheblich über das alltägliche Maß. Von seinen griechischen Gedichten, unter denen die zur Hochzeit seines Bruders Peter verfaßte „Κύπρις πλέουσα" hervorragt, wollte ein Kenner wie Daniel Heinsius manches den Gedichten der heroischen Zeiten Homers gleichstellen. Von seinen lateinischen Dichtungen vollendete Lauremberg die schon erwähnte Tragödie „Pompejus magnus" schon 1610, noch während seiner Rostocker Studienzeit; eine Frucht seines Aufenthaltes in Florenz war die „Tuscia sive Mediceorum encomium" (Rostock 1618); aus Anlaß seiner feierlichen Einführung in sein Amt als Professor in Rostock dichtete er die „Tempe Thessalica", bei der auf den 13. November 1619 angesetzten zweiten Säcularfeier der Universität rezitierte er ein „Carmen seculare", ein langes Lobgedicht auf Rostock, ausgestattet mit reichem Schmucke mythologischer und antiquarischer Gelahrtheit, 1621 fiel es ihm zu, das Gedächtnis des Herzogs Ulrich an dessen Todestage (gest. 14. März 1603) in einem „Pane-

gyricus“ zu feiern; seiner dänischen Zeit entstammen die treffliche „Satyra, qua rerum bonarum abusus et vitia quaedam seculi perstringuntur“ (1630) und die bewegliche „Daphnorini [Daphnorinus ist das ins Griechische übersetzte Laurimontius, Lauremberg] querimonia de suo et Academiae Soranae statu“ (1657), in der sich der siechе, verschuldete und vielbedrängte Greis hülfesuchend an den König wandte — vergeblich, da der König nicht in der Lage war seinen Klagen abzuhelfen, seine Bitten gewähren zu können.

Auch mit deutschen Dramen ist Lauremberg aufgetreten. Zur Vermählung des Prinzen Christian mit der kursächsischen Prinzessin Magdalene Sibylle (1634) verfaßte er „Zwo Komödien, darinnen fürgestellet I. Wie Aquilo, der Regent Mitternächtiger Länder, die Edle Princessin Orithyjam heimführet: II. Wie die Harpyiae von zweien Septentrionalischen Helden verjaget und König Phineus entlediget wird“ (Kopenhagen 1635) — zwei Stücke in Prosa, mit eingelegten Liedern, darunter zwei von Opitz und Fleming, zu denen Heinrich Schütz die Musik lieferte, und eingeschobenen niedrigkomischen plattdeutschen Bauernszenen, wie wir sie schon in anderen mecklenburgischen Schulkomödien fanden.[87]) Ein zweites hochdeutsches Schauspiel, dieses in Versen, lieferte er 1655 bei Gelegenheit der dem Kronprinzen Christian geleisteten Huldigung: „Musikalisch Schauspiel, darinn vorgestellet werden die Geschichte Arions“ (Kopenhagen 1655), auch dies mit einer niederdeutschen Szene, die freilich im Drucke fortgeblieben ist.[88])

Weder diese Schauspiele, in denen sich Lauremberg lediglich in den Spuren der hochdeutschen Poeten der Opitzischen Richtung bewegt, noch seine lateinischen und griechischen Dichtungen würden dem Verfasser ein Anrecht auf besondere Beachtung geben. Was ihm aber einen dauernden Platz in der deutschen Literatur sichert, das sind seine niederdeutschen „Veer Schertz-Gedichte“, deren erste Fassung, vom Dichter an drei schulfreien Mittwochen niedergeschrieben, vielleicht noch in die dreißiger Jahre des 17. Jahrhunderts hineinreicht, während der überarbeitete und erweiterte Text erst 1652 im Druck erschien.[89])

Von diesen Gedichten, die sich inhaltlich mit der erwähnten „Satyra“ vielfach berühren, die oft nachgedruckt worden sind und bald als „De veer olde berömede Schertz-Gedichte“ bezeichnet wurden, von denen eine dänische Übersetzung schon im Jahre des Erscheinens, eine

---

[87]) Abgedruckt von Jellinghaus im Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung III S. 91 ff. und von Nissen ebenda XI S. 145 ff.

[88]) Mitgeteilt von Bolte ebenda XIII S. 45 ff.

[89]) Die Litteratur über Lauremberg verzeichnet H. Weimer in seinem Aufsatze „Laurembergs Scherzgedichte, die Art und die Zeit ihrer Entstehung“ ebd. XXV S. 53 ff.

hochdeutsche durch Constantin Christian Dedekind 1654 veranstaltet wurde, handelt das erste „Van der Minschen itzigem Wandel und Maneeren", das zweite „Van Almodischer Kleder-Dracht", das dritte „Van vormengder Sprake und Titeln", das vierte „Van Poësie und Rymgedichten". Ein einheitlicher Geist durchdringt sie alle:

Bi dem olden wil ick bliven:
Höger schal min Styll nicht gahn,
Als mins Vaders hefft gedahn,

und an anderer Stelle

Ick blive bi dem olden,
Vnd wil mine simpele wise hernamals beholden —

das ist der Ton, auf den sie alle gestimmt sind. In nachlässiger Form — der Dichter selbst bekennt: „mine Rym de sindt so schlicht und recht, als de ruge Mütze de mine Groetmöme drecht" — aber mit köstlichem Humor und einer urwüchsigen Derbheit, die sein Zeitalter liebte und die unsere verfeinerte Sitte nicht mehr verträgt, den Grobianismus des 16. Jahrhunderts mit humanistischem Geistreichtum paarend, geht Lauremberg den Modetorheiten der Zeit zu Leibe, auch eigene Jugendsünden nicht schonend. Die Abkehr von der Sitte der Väter in Lebensgewohnheiten, in Kleidung und in Sprache wird scharf gegeißelt, die Abhängigkeit vom Auslande und die Nachäfferei der Franzosen gebrandmarkt, die feile Gelegenheitsdichterei gebührend verspottet, der niederdeutschen Sprache eine begeisterte Lobrede gehalten und sie als Erbe der Väter zu ehren empfohlen.

My gfelt nu so myn Schnack,
Ick spreke als myns Grotvaders olde Möme sprack.
Wat kan man bringen her vör Argument und Gründe,
Darmit jemand van juw richtig bewisen kunde
De Mening, dat van der Hochdüdschen Sprake mehr
Als van unser Nedderdüdschen tho holden wehr?
Unse Sprake blifft altidt bestendig und vest,
Als se ersten was, even so is se ock lest.
Juwe verendert sick alle vöfftig Jahr,
Dat könen de Schrifften bewisen klar . . . .
Men de Sprake in gantz Nedder Saxen Land
Blifft unverrückt, und hefft bestand,
Dar wert geredt van altomalen,
In Meckelnborg, Pommern und Westfahlen,
In den andern Landschoppen des geliken,
Einerley Sprake, darvon se nicht wiken . . . .
Dat de Neddersachsche Sprake nicht is so gemeen
Als de Hochdüdsche, welckes men kan sehn,
Wyl gar weinig Böker darin sindt geschreven,

Vnd weinig gebruket werd darbeneven,
Van den Gelehrden tho Have und in den Kerken,
Daruth kan men ere Werdicheit mercken.
Denn wat gemeen is an allen örden,
Dat is nicht in sülken Prys und hogen Weerden,
Als wat man nicht hebben kan alle faert.
Ein ider sine hochtydtlicke Kleder spaert.
De Saxen willen ere Sprake so nicht verhundaten,
Dat se de willen allenthalven henkamen laten . . . .
Wenn unse Sprake so gemeen weer als juwe,
Ick wolde dar nicht vör upstahn, bi miner truwe.
Doch möge gi weten und gelöven gewis,
Dat mennig staetlick Boeck geschreven is,
In unse nedderdüdschen Tunge malen,
Daruth men kan Verstand und Wyßheit halen,
Ja beide Testament, dat Olde und dat Nie,
Dat hilge Gades Wort, gelövet idt my frie,
Is erstlyck verdolmetschet und gedrücket
In Neddersassisch, und also gesmücket,
In eigentliker Mening und Verstande,
Ehr idt is uth gegahn in hochdüdischem Lande . . . .
In weltliker Wyßheit is kein Boeck geschreven,
Dem men billik mehr Rohm und Loff kan geven,
Als Reinke Vos: ein schlicht Boeck, darinnen
Tho sehnde is ein Spegel hoger Sinnen:
Vorstendicheit in dem ringen Gedicht
Als ein dürbahr Schat verborgen licht,
Glyck als dat Führ schulet in der Asche,
Vnd güldne Penninge in einer schmerigen Tasche:
Men heft sick twar thomartert, dat Boeck tho bringen
In hochdüdsche Spraeck, men idt wil gantz nicht klingen,
Idt klappet jegen dat original tho reken,
Als wen men plecht ein stücke vuel Holt tho breken,
Edder schmit einen olden Pot jegen de Wand.
Dat maket dewyl juw is unbekand
De natürlike Eigenschop dersülven rede,
Welcke de angebahrne Zierlicheit bringt mede —

so läßt Lauremberg einen Niedersachsen zu einem Hochdeutschen über seine Muttersprache reden. Aber mit dem alten Niederdeutsch ging es zu Ende, die „veer Schertz-Gedichte" waren sein Schwanengesang. Früher als in den angrenzenden Landstrichen hatte es in Mecklenburg aufgehört, die Sprache des gesamten Volkes zu sein. Die Kanzlei, die Schule und die Kirche hatten ihm die Wurzeln abgegraben. Die Kanzlei

war vorangegangen: schon seit etwa 1528 finden sich, wohl unter dem Einflusse des aus einer niederlausitzischen Adelsfamilie stammenden Kanzlers Kaspar von Schönaich, der das Niedersächsische weder sprechen noch schreiben konnte, gelegentlich fürstliche Verfügungen auch an niedere Beamte in hochdeutscher Sprache, das letzte niederdeutsche Landtagsausschreiben erging „Medwecken in pinxsten anno 40", von 1542 datieren die letzten niederdeutschen herzoglichen Reskripte.[90]) Die Polizeiordnung von diesem Jahre ist noch niederdeutsch, die nächste von 1562 schon hochdeutsch. Länger hatte sich die heimische Sprache im Gebrauche der Kirche erhalten, zumal in der Predigt und in der erbaulichen Literatur. Die Kirchenordnung von 1540 war niederdeutsch, die von 1552 erschien in hochdeutschem Gewande, aber 1557 hatte man es doch für angemessen gehalten, ihr eine niederdeutsche Übersetzung an die Seite zu stellen; bei der Revidierten Kirchenordnung von 1602 aber erscheint das hochdeutsche Gewand der Kirchensprache als etwas selbstverständliches. Der Pfarrer Nicolaus Duncker zu Woserin, der noch 1602 seine im Jahre zuvor gehaltene „Lyckpredigt" beim Begräbnis des Land- und Hofgerichtsrats Johann von Cramon in erweiterter Gestalt hatte drucken lassen, widmete 1616 dem verstorbenen Claus von Holstein auf Ankershagen einen hochdeutschen „Leichsermon". Die letzte in Mecklenburg gehaltene niederdeutsche Leichenrede ist die des Pastors Antonius Hertzberg auf den 1608 gestorbenen Bürgermeister Gregorius Jule zu Wismar.[91]) Das letzte der Rostocker niederdeutschen Gesangbücher, das

[90]) In der Braunschweiger Kanzlei schrieb man seit 1550, in der von Osnabrück seit 1553 hochdeutsch; 1560 beginnt die Kanzlei in Ostfriesland hochdeutsch zu schreiben. In Hamburg ist seit etwa 1555 der gesamte auswärtige Briefwechsel hochdeutsch, in der inneren Politik aber bleibt es noch lange beim Niederdeutschen. In Pommern ist zwar die herzogliche Kanzlei schon 1543 zum Hochdeutschen übergegangen, Stettin aber wartet bis 1550. Lübeck schließt sich zwischen 1552 und 1555 der Bewegung an. Länger hält sich die Mundart in Schleswig-Holstein: Kiel schreibt noch 1568, Rendsburg noch 1571 und Hadersleben noch 1572 niederdeutsch. Vgl. Kluge, „Von Luther bis Lessing." 3. Aufl. S. 146 f.; Beese, „Die neuhochdeutsche Schriftsprache in Hamburg während des 16. und 17. Jahrhunderts" (Kiel 1902) S. 9, 22; Eckart, „Aus dem alten Niedersachsen" (Bremen 1907) Bd. III S. 40 ff. („Einführung der hochdeutschen Sprache in Niedersachsen").

[91]) Wiechmann III S. 27 kennt diese Leichenrede nur aus einem Citat bei Schröder in Spinginsguth's „Wismarscher Prediger-Historie" S. 153. Ich setze deshalb den vollen Titel, nach dem Exemplar der Schweriner Regierungs-Bibliothek, hierher: Lucta Jacobi cum Filio Dei, Eine christliche Predigt, Van dem Wunderbaren Ringende des hilligen Ertzvaders Jacobs / mit dem ewigen Söne Gades / vth dem 32. Cap. des Ersten Bokes Moysis: By dem Begreffnisse des Erenuesten / Achtbaren vnde Hochwysen Heren / Gregorii Iulen, Börgermeisters der Stadt Wißmar / welcker den 22. Martij des Auendes twischen 9. vnde 10. Vhr des 1608. Jars / Godtselich vörscheden, ende folgendes den 25. Martij / in des Grawen Closters Kercken / ehrlich thor Erden yss bestediget. Geholden dörch M. Anthonium Hertzbergen, Pastorem der Kercken S. Nicolai darsülluest. Rostock / Gedrücket dörch Steffen Möleman / Anno 1609. 56 S. 4°.

von 1577[92]), war verdrängt worden durch Joachim Burmeisters „Psalmen-Harmonien" von 1601.[93]) Nikolaus Gryse ließ zwar seine „Christlike Gebede vnd Psalme" noch 1614 in zweiter Auflage erscheinen, aber wie die Zahl der Rostocker Drucke um jene Zeit überhaupt im Abnehmen war, so haben wir nur noch wenige aus Rostocker Offizinen hervorgegangene niederdeutsche Werke[94]), und diese waren entweder einfache Neudrucke — auch sie nicht alle mit voller Sicherheit bezeugt; wenigstens ist z. B. von dem angeblichen Rostocker „Reinke Vos" von 1616 bisher kein Exemplar aufgefunden — oder ihre Verfasser waren keine Mecklenburger. Es ist nicht anders: die Verwendung und Schätzung des Niederdeutschen war in der literarischen Produktion und im öffentlichen Leben seit der Mitte des 16. Jahrhunderts wie in den übrigen niederdeutschen Landschaften so auch in Mecklenburg stark im Niedergange. Die Schulkomödie ließ den heimischen Dialekt noch ab und an zu Worte kommen, aber, wie wir sahen, meist nur für die Rüpelszenen, selbst Lauremberg folgte darin der Tradition. Auch in „Eines Soldaten und Mecklenburgischen Bauren Gespräch, von der neuen Reichs-Armee" (o. O. 1659) spricht zwar der Bauer plattdeutsch, der Soldat aber hochdeutsch.

Dieses Zurückweichen des Niederdeutschen, die gelegentlich hervortretende geflissentliche Geringschätzung und Verachtung der angeborenen Mundart war schon vor Lauremberg vielfach schmerzlich empfunden worden. Nathan Chyträus glaubte in der Vorrede seines „Nomenclator latino-saxonicus", der von 1582 bis 1659 dreizehn Auflagen erlebte, dem Niederdeutschen das Wort reden, dessen Vorzüge vor dem Hochdeutschen hervorheben zu sollen — er, dessen Wiege in Süddeutschland gestanden, der zwar fast dreißig Jahre in Rostock gelehrt, in seinen Schriften sich aber niemals des Niederdeutschen bedient und durch den „Nomenclator" selbst den Beweis geliefert hatte, wie wenig er in den Geist der niederdeutschen Sprache eingedrungen war. Viel ernsthafter war der von Lauremberg im vierten seiner „Schertz-Gedichte" unternommene Versuch einer reaktionären Bewegung; dieselbe Gesinnung klingt noch 1704 wider in des aus Tondern gebürtigen, seit 1701 in Rostock studierenden Bernhard Raupach Dissertation „De linguae Saxoniae inferioris neglectu atque contemtu injusto. Von

---

92) Die Nachrichten über ein Rostockisches Gesangbuch von 1618 in niederdeutscher Sprache sind zu unbestimmt, um damit zu argumentieren. Vgl. Bachmann, „Geschichte des evangelischen Kirchengesanges in Mecklenburg" S. 80.

93) In den Mecklenburg benachbarten Landstrichen finden wir Neuauflagen niederdeutscher Gesangbücher noch später: in Greifswald 1626, in Hamburg 1630, in Lüneburg sogar noch 1649. Bachmann a. a. O. S. 81 f.

94) S. die chronologische Übersicht bei Wiechmann-Hofmeister III S. XIV.

unbilliger Verachtung der plat-teutschen Sprache".[95]) Aber die noch so gut gemeinten Bemühungen Einzelner vermochten doch an der Tatsache nichts zu ändern, daß im ganzen und großen im amtlichen Verkehr wie in Schule und Kirche das Hochdeutsche die Herrschaft angetreten hatte.

Aber doch wohl nur auf diesen Gebieten. Wenn Raupach klagt, daß die plattdeutsche Sprache trotz ihrer Zierlichkeit, Anmut und Fülle aus öffentlichen Reden, Predigten, Hochzeits- und Leichengedichten verbannt sei und ihren Aufenthalt in elenden Bauernhütten suchen müsse; wenn er voraussagen zu können glaubt, daß sie, dem Hasse, der Verachtung, dem Gelächter preisgegeben, in der Folgezeit ganz verschwinden werde, so sind wir geneigt, ihn der Übertreibung zu bezichtigen und wissen jetzt, daß er ein falscher Prophet gewesen ist. Es ist nicht anzunehmen, daß selbst den Gebildetsten des Volkes das Niederdeutsche fremd oder gar unverständlich geworden wäre. Wir dürfen vielmehr glauben, daß im gesellschaftlichen Verkehr, wenn auch nicht der höchsten Stände und der Gelehrten, so doch der bürgerlichen Kreise, vom Landvolke zu schweigen, die Mundart ihre Rechte behauptete. Wenn uns aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts von Bremen berichtet wird, daß dort Hochdeutsch zwar die Sprache des Gottesdienstes und des brieflichen Verkehrs war, Niederdeutsch aber die Umgangssprache trotz des völligen Fehlens mundartlicher Literatur[96]), so können wir wohl glauben, daß es in den Städten Mecklenburgs ähnlich stand. Auch hier wird, obwohl es an bestimmten Zeugnissen fehlt, die Predigt hochdeutsch gewesen sein, und nicht bloß in den Städten, sondern auch auf den Dörfern; daß Johann Wichmann, der 1705—47 Pastor in Zapel bei Crivitz war, vielfach plattdeutsch predigte[97]) — vielleicht in bewußter Nachahmung des etwas älteren Jacobus Sackmann in Limmer bei Hannover —, wurde schon damals als eine Kuriosität angesehen. Aber auf anderen Gebieten fehlt es in Mecklenburg nicht an mundartlicher Literatur, sie wird vermutlich umfänglicher gewesen sein als wir derzeit übersehen. Zunächst kennen wir ein paar politische Bauerngespräche aus der Zeit

---

[95]) Plattdeutsch bezeichnet die Volkssprache des niederdeutschen Flachlandes. Das Wort wird sich in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts gebildet haben, anscheinend in Oberdeutschland, wenigstens findet es sich, soweit ich sehe, zuerst verzeichnet bei Stieler in seinem „Sprachschatz" (1691). Bis dahin hieß die niederdeutsche Sprache die „sassische", Lauremberg nennt sie auch „nedderdüdsch" oder „neddersassisch", das Wort „plattdeutsch" kennt er noch nicht oder gebraucht es wenigstens nicht. Den verächtlichen Nebensinn des „Platten" hat man in das Wort erst später hineingetragen. Vgl. Deutsches Wörterbuch VII, 1906.

[96]) Kluge a. a. O. 110 f.

[97]) Ein Bruchstück einer solchen Predigt s. bei Krey, „Beiträge zur mecklenburgischen Kirchen- und Gelehrtengeschichte" II S. 237 ff.

der Karl Leopold'schen Streitigkeiten[98]) — Flugschriften die sicherlich massenhaft unter das Volk gebracht worden sind; die eine derselben liegt in zwei etwas abweichenden Fassungen vor, als ihr Verfasser bekennt sich in der zweiten Redaktion von 1719 der 1746 gestorbene Hans Albrecht v. Plüskow auf Belitz. Sodann gibt es ein launiges gereimtes Schreiben, datiert Rostock, 5. Juni 1732, in dem ein Jochen Ernst Boddien aus Schönberg, halb Student, halb Maler, den Herzog Adolf Friedrich III um eine Anstellung in der Kanzlei bittet. Dem Herzog Christian Ludwig II wurden nach seiner Thronbesteigung 1748 einige plattdeutsche Gedicht gewidmet: das eine von dem aus Grabow gebürtigen, damals zufällig in seiner Heimat weilenden „dänischen Garnisons-Medicus, Stadt- und Landphysikus zu Glückstadt, Segeberg und Oldesloe" Ludwig Hansen (in holsteinischem Platt), zwei andere im Namen der Bauern und Kossaten aus dem Amte Doberan bezw. der „Dobberanschen Gegener, Huurslüde un Inligger" verfaßt. Insonderheit bei Familienfesten ist in Mecklenburg manches plattdeutsche Lied entstanden; wir kennen bereits eine ganze Anzahl von Hochzeitsgedichten[99]), und weitere Nachforschung in den Personalpapieren unserer Bibliotheken würde gewiß deren Zahl noch erhöhen. Die neuere Blüte der niederdeutschen Literatur, mit der wir uns im letzten Abschnitt zu beschäftigen haben werden, wäre in der Tat, wie Kluge[100]) hervorhebt, unbegreiflich, wenn mit dem Aufkommen der Literatursprache die Mundart ganz vernichtet worden wäre. —

Lauremberg hat nicht uneingeschränkte Anerkennung gefunden. Christian Wernicke sagt in einem seiner Epigramme höhnend: Thrax schelte das Hochdeutsche verlogen, „er glaubet, es besteh die deutsche Redlichkeit In Grobheit und in Nieder Sächsicher Sprach". Aber Wernicke's Lehrer Morhof war anderer Ansicht; „Janus Guilielmus Laurenbergius", sagt er in seinem „Unterricht von der Teutschen Sprache und Poesie" im 16. Kapitel, „hat vier Strafgedichte, die er Schertzgedichte nennet, in Niedersächsischer Sprache geschrieben, deren artlichkeit nicht zu beschreiben ist. Ich schätze sie was den Characterem und die Erfindung anlanget den alten gleich, und wird derjenige der die Eigenschafft dieser Sprache versteht, mit grosser Lust und Ergetzlichkeit sie lesen." Als hochdeutschen Satiriker stellt ihm Morhof Joachim Rachel[101]) zur

[98]) S. darüber Kohfeldt im Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung XXXIII (1907) S. 159 ff.

[99]) Plattdeutsche mecklenburgische Hochzeitsgedichte aus dem 17. und 18. Jahrhundert. Für die Rostocker Pfingsttagung des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung und des Hansischen Geschichtsvereins im Auftrage des Vereins für Rostocks Altertümer herausgeg. von G. Kohfeldt. Rostock 1908. S. auch die Nachweise daselbst S. 4.

[100]) Kluge a. a. O. S. 110.

[101]) Vgl. A. Sach, „Joachim Rachel, ein Dichter und Schulmann des 17. Jahrhunderts". Schleswig 1869.

Seite, der zwar nicht in Mecklenburg geboren ist, aber einer alten mecklenburgischen Familie entstammt: sein Vater Mauritius Rachel, der Sohn eines Senators in Malchow, war durch Verwendung des Rostockers Sledanus 1614 Kantor an der Schule zu Husum, 1616 Diakonus in Lunden geworden. Hier wurde ihm sein ältester Sohn Joachim 1618 geboren, der 1637 die Universität in Rostock bezog und dort mit Behagen „die naße akademische Freundschaft und Bruderschaft" kostete, von der er später in seiner Satire „Der Freundt" (Kopenhagen 1666) eine so drastische Schilderung gibt. Ein lateinisches Epigramm erwarb ihm die besondere Gunst seines Lehrers Peter Lauremberg; im weiteren Verlaufe seines Lebens übten zeitweilig Johann Laurembergs „Scherz-Gedichte" starken Einfluß auf ihn, aber er blieb doch schließlich ein begeisterter Opitzianer. Mit seinen Satiren (seit 1664) traf er wohl den Geschmack seines Zeitalters, aber seine zahmen Sittenschilderungen haben nichts von dem juvenalischen Geist, den seine Lobredner in ihnen finden wollten. Ein wirklicher Meister der Satire erstand in Mecklenburg erst zwei Menschenalter später.

II.

Anfänge der modernen Literatur. Klassische Zeit. Romantik.

Die geistliche Dichtung hatte im 17. Jahrhundert sich besonderer Pflege erfreut und die schönsten Blüten des Kirchenliedes gezeitigt. Im 18. Jahrhundert erhielt sie ihre Färbung wesentlich vom Pietismus, unterlag aber dann weiterhin vielfach der Nüchternheit der Aufklärung, deren eine Richtung sich in der wunderlichen Gesangbuchverbesserung zu betätigen liebte. In Mecklenburg tritt in diesem Zeitraume die religiöse Dichtung mehr in den Hintergrund, in den verhältnismäßig spärlichen Werken ihrer Vertreter aber spiegeln sich die Zeitrichtungen getreulich wieder: neben dem 1679 zu Grabow geborenen, 1726 zu Dresden, wo er Diakonus an der Kreuzkirche war, von einem Katholiken ermordeten[1]) Hermann Joachim Hahn, der „Altes und Neues aus dem Liederschatze der evangelischen Kirche" (Dresden 1720) sammelte und „Bußlieder aus dem Gebet und Flehen, welches Jesus in denen am Kreutz gesprochenen Sieben Worten Gott geopfert" (ebd. 1721) dichtete: Karl Heinrich Zachariä, der 1698 zu Crossen geboren war, nach längerer Tätigkeit als Diakonus in Wernigerode 1736 Hofprediger der Herzogin Auguste zu Dargun und 1756 Superintendent zu Parchim wurde und dort 1782 starb (ihm wird das Lied „Ich hab in Christo Vergebung der Sünden" zugeschrieben, welches bis zur Revision von 1905 im Mecklenburgischen Kirchengesangbuch stand); Christoph Ludwig Taddel, geb. 1706 wahrscheinlich in Rostock, gest. daselbst 1775 als Direktor der Justizkanzlei und des Konsistoriums (von seinen „durch dichterischen Schwung und reine kraftvolle Sprache ausgezeich-

[1]) Von der umfangreichen Litteratur, die dieser Todesfall hervorrief, möge hier nur angeführt werden die von einem Landsmann des Ermordeten, dem aus Güstrow gebürtigen Pfarrer zu Hofterwitz und Pillnitz, Johann Christoph Manzel verfaßte „Ausführliche, gegründete und accurate Nachricht von dem Leben und Tode Tit. Herrn M. Herrmann Joachim Hahns usw." (Dresden 1727).

neten" Liedern stehen „Höllenzwinger, nimm die Palmen" und „Verstocktes Herz, erweichst du nicht" im Rostocker, das erste auch im neuen Strelitzer Gesangbuch von 1875 und im Rostocker „Auszug" von 1877), und dem 1779 zu Ludwigslust verstorbenen J. F. Berwald, dessen „Erbauliche Lieder und Gebete zur Hausandacht" (1781) „von fließender Form, im Tone der Brüdergemeinde" gehalten sind — neben diesen, sage ich, stehen Heinrich Julius Tode, 1733 zu Zollenspieker bei Hamburg geboren, seit 1761 Prediger zu Pritzier und 1797 als Superintendent und Domprediger zu Schwerin gestorben, der „Elegien" (Göttingen 1762), „Christliche Lieder" (Hamburg u. Lüneburg 1771), ein entsetzliches Poem „Dömitz, oder das Seufzen der Gefangenen" (Schwerin 1777) und zahlreiche Kantaten verfaßte und sieben seiner Lieder in das unter seiner Mitwirkung zustande gekommene klägliche „Gesangbuch für die Hofgemeinden zu Schwerin und Ludwigslust" (1794) hineinbrachte, sowie Johann Heinrich Voß, von dessen im Göttinger Musenalmanach zerstreuten geistlichen Liedern eines, „Trockne deines Jammers Thränen", im Wismarschen Gesangbuch Aufnahme gefunden hat, und Karl Christian Balthasar Koch, geb. 1751 zu Vilmnitz auf Rügen, gest. 1830 als Konsistorialrat und Superintendent zu Wismar, der zwar anscheinend nicht selber dichterisch tätig war, aber in seiner „Sammlung christlicher Gesänge für die gemeinschaftliche und besondere Andacht" (Wismar 1797) „eine Mustersammlung rationalistischer Liederblüten" lieferte.

Zu diesen Männern mögen als solche, die die geistliche Dichtung pflegten, aber in ihren Werken sich nicht in den Bahnen des Kirchenliedes bewegten, genannt werden Benjamin Lehmann, von dessen Lebensumständen nichts weiter bekannt ist, als daß er zu der Zeit, da er seine „Denckwürdige Überschrift des Leidenden Jesu: Sehet, welch ein Mensch" (Rostock 1724), ein fast zwei Bogen füllendes Gedicht in Alexandrinern, herausgab, „kaiserlicher gekrönter Poet, der Teutschgesinnten Genossenschaft Mitglied, h. t. Pastor exul. in Rostock" war; ferner Friederike Elisabeth v. Grabow, geb. v. d. Kettenburg, geb. 1705, gest. 1779 zu Güstrow als Witwe des Hof- und Land-Gerichts-Assessors v. Grabow, deren Dichtungen anonym als „Freye Betrachtungen über die Psalmen Davids" (Lübeck u. Leipzig 1752) erschienen; weiter George Joachim Mark (auch Märk geschrieben), geb. 1726 in Schwerin, der in Kiel studierte, 1752 Bibliothekar des Prinzen Ludwig, 1758 Professor der Theologie in Kiel wurde und dort 1774 starb, Verfasser der „Versuche in heiligen Liedern" (Altona u. Leipzig 1766) sowie der Dichtung „Das Lob der Gottheit, in einem Frühlinge besungen" (Schwerin 1752) und des „moralischen Gedichtes" „Der Winter" (Rostock u. Wismar 1752); sodann der 1750 im Strelitzischen geborene Friedrich Ernst Ditmar, Advokat und

Prokurator des Konsistoriums und des rätlichen Obergerichts in Rostock, seit 1800 herzoglicher Legationsrat und 1819 gestorben, mit seinen schlichten „Oden und Liedern religiösen Inhalts" (Rostock 1797); schließlich Johann Nikolaus Bandelin, geb. 1741 zu Rehna, der nach langen Hauslehrerjahren 1770 Hülfsprediger erst in Zarrentin, dann in Rehna und Güstrow war, 1778 Lehrer an der Katharinenschule in Lübeck wurde und dort 1824 starb; seine „Gesänge zur Erbauung" (Bützow 1778), später „Gedichte religiösen Inhalts" betitelt, haben es bis 1817 auf sieben Auflagen gebracht.

Von den jüngeren Dichtern ist hier zu nennen Georg Friedrich Most, geboren zu Hagenbusch in Schaumburg-Lippe, der bis 1811 in Göttingen Medizin studierte, 1817 praktischer Arzt in Stadthagen wurde, 1823 nach Bützow übersiedelte und sich 1825 in Rostock niederließ, wo er seit 1826 auch als Privatdozent tätig war und 1845 starb. Bevor er nach Mecklenburg kam, hatte er „Gedichte, ernsthaften und scherzhaften Inhalts" (Hamburg 1821) veröffentlicht; in Rostock entstanden „Die zwölf Monate des Jahres in Naturschilderungen" (Leipzig 1839) und, unter dem Pseudonym Georg Jung-Wein herausgegeben, sein Hauptwerk „Eloah. Erhebungen des Herzens zu Gott, in einer Reihe von Liedern, Morgen- und Abendopfern, Gebeten und Hymnen; nebst Betrachtungen über Leben und Tod" (1. [einziger] Bd., Rostock 1829).

Nur zeitweilig wirkte in unserem Lande, und zwar erst als Hauslehrer in Rostock, dann als Lehrer in Güstrow und in Strelitz, der 1695 in Greifswald geborene Daniel Schönemann, ein seinerzeit berühmter Improvisator, den König Friedrich Wilhelm I 1721 auf die Pfarre zu Geltow bei Potsdam berief, der später sein Amt verlor und 1737 in Koppen bei Glogau starb. Zum fruchtbaren geistlichen Dichter bildete er sich erst später; in seinen in Mecklenburg unter dem Decknamen Sincerus veröffentlichten Werken „Der grünenden Jugend erste Früchte im Rosenthal" (Rostock u. Leipzig 1718) und „Poetische Ergötzlichkeiten" (Rostock u. Parchim 1718) sind weltliche und geistliche Dichtungen gemischt.

Auch die Heterodoxie ist in diesem Zeitraum vertreten und zwar durch den um 1738 in Sternberg geborenen Gerber und Schuster Friedrich Henning.[2]) Der hatte eine Zeitlang in Westindien gelebt und dort ein konfuses theosophisches System ersonnen, für das er, 1781 nach Deutschland zurückgekehrt, von Altona aus Propaganda machte. Dieses System hatte er in einem zweibändigen Werke „Reiner Krystallstrom" (Sternberg [in Wahrheit: Altona] 1782) darzustellen

---

[2]) Vgl. J. A. Bolten's Historische Kirchen-Nachrichten von der Stadt Altona. Altona 1791. Bd. II S. 138 ff.

versucht, Exemplare desselben an alle Häupter der Christenheit gesandt und ging mit dem Buche auch in Mecklenburg hausieren. Dort aber nahmen sich die geistlichen Behörden der Sache an und 1783 wurde Henning vor das Konsistorium geladen, ihm die Verbreitung seiner Meinungen und Schriften untersagt und ihm ganz in der Stille für sich zu bleiben anbefohlen. Henning forderte und erhielt eine Abschrift des über seine Person, seine Sache und seine Schriften in Rostock aufgenommenen Protokolls, ließ dasselbe mit einer Widerlegung und mit der Beschuldigung der Aktenfälschung abdrucken und erwirkte persönlich in Wien ein kaiserliches Toleranzedikt für seine Schriften. Um dieselbe Zeit ließ er „Einige Lieder zur Erbauung wahrer Christen" (o. O. u. J.) drucken. Im Jahre 1784 ging Henning nach Philadelphia, von dort wieder nach Westindien und ist dort verschollen.

Die um die Mitte des 17. Jahrhunderts beginnende satirische Strömung, die in Lauremberg einen so hervorragenden Vertreter fand, setzte sich in das 18. Jahrhundert hinein fort. Aber sie wechselte gelegentlich sowohl die Ziele als auch die Mittel. Was Lauremberg charakterisiert hatte, waren die patriotische Feindseligkeit gegen alles Fremde und ein derb realistischer Stil. „Während alle Welt die richtige hochdeutsche Sprache suchte, schrieb Lauremberg plattdeutsch. Während alle Welt nach dem reinen Versbau strebte, bediente sich Lauremberg der größten Freiheiten." Der zweite große Satiriker, den Mecklenburg hervorgebracht hat, hatte seine Stärke in der literarischen Kritik; er bediente sich der Prosa und schrieb in einem so auffallend reinen und lesbaren Stil, daß er in dieser Beziehung alle seine Zeitgenossen übertrifft.

Christian Ludwig Liscow[3]) war am 26. (nicht 29., wie gemeinhin angegeben wird) April 1701 zu Wittenburg geboren als ältestes Kind des Pastors Joachim Friedrich Liscow, der bis 1699 Pageninformator am fürstlichen Hofe in Grabow gewesen war. Wahrscheinlich von seinem Vater vorgebildet, bezog er 1716 das Johanneum in Lüneburg und studierte seit 1718 in Rostock, seit 1721 in Jena und zwar, wie es scheint, anfänglich Theologie, darauf die Rechte. Dann folgten einige Jahre in Liscows Leben, über die wir keine sichere Kennt-

---

[3]) S. Helbig, „Christian Ludwig Liscow. Ein Beitrag zur Literatur- und Kulturgeschichte des 18 Jahrhunderts." Dresden u. Leipzig 1844. — Lisch, „Christian Ludwig Liscows Leben." Schwerin 1845. — Classen, „Ueber Chr. L. Liscows Leben und Schriften." Lübeck 1846. — B. Litzmann, „Chr. L. Liscow in seiner litterarischen Laufbahn." Hamburg u. Leipzig 1883. Die Ausführungen dieser verdienstlichen Schrift sind von mir vielfach zur Grundlage genommen. — Vgl. ferner Erich Schmidt in der Allgemeinen deutschen Biographie Bd. 18 S. 755 ff. und meinen Aufsatz „Zu Christian Ludwig Liscows Jugend" im Euphorion Bd. 13 S. 556 f.

nis haben; 1729 finden wir ihn in Lübeck, wo er 1730 als utriusque juris candidatus und als advocatus erwähnt wird und 1733 — seit wann, wissen wir nicht — Hofmeister im Hause des Seniors des lübischen Domkapitels, des kaiserlichen Kammerherrn und Reichshofrats Hans v. Thienen war. Im Jahre 1734 verließ er Lübeck und nahm, wahrscheinlich als Privatsekretär, Dienste bei dem seit 1732 in Hamburg lebenden schleswig-holsteinischen Geheimen Rat Matthias v. Clausenheim, der auch in Mecklenburg begütert war: er besaß u. a. Körchow bei Wittenburg und Brahlstorf. In dieser Stellung lebte Liscow bald in Hamburg, bald in ländlicher Stille in Körchow; seine dienstlichen Obliegenheiten ließen ihm genügend Muße auch zu schriftstellerischer Tätigkeit. Schon 1735 aber trat Liscow in den Dienst des Herzogs Karl Leopold, der, eben durch kaiserliche Exekutionstruppen aus Schwerin vertrieben, seinen Sitz in dem schwedischen Wismar genommen hatte und auch dort fortfuhr, die Rechte seiner Regierung zu behaupten. In dieses Herrn Auftrage ging Liscow 1736 mit einer schwierigen diplomatischen Mission nach Paris, wurde, als dieselbe begreiflicherweise fehlschlug, vom Herzog fallen gelassen, lebte nun bis um die Jahreswende 1738/39 in Hamburg, in regem Verkehr namentlich mit seinem 1705 geborenen Bruder Joachim Friedrich, der dort als Publizist tätig war, und dem Dichter Friedrich v. Hagedorn und wurde dann Sekretär des Klosterpropstes v. Blome in Preetz. Von hier aus besorgte er 1739 die angeblich zu Frankfurt und Leipzig, in Wahrheit bei Herold in Hamburg erschienene (nicht ganz vollständige) Gesamtausgabe seiner gedruckten Schriften u. d. T. „Sammlung Satyrischer und Ernsthafter Schriften", von der zwei Drucke in einem Jahre herausgekommen sind.

In allen diesen Schriften gibt sich nicht nur eine große Vertrautheit mit der theologischen und juristischen Literatur kund, sondern auch eine schöne Belesenheit in den Alten, besonders in den römischen Dichtern und Prosaikern; daneben zeugen sie davon, daß ihr Verfasser sich nach den bedeutendsten französischen Schriftstellern seiner und einer früheren Periode gebildet hat — Montaigne, Bayle und Boileau sind es besonders, deren Einfluß merkbar wird — und so möchte eine „unbestimmte Familientradition" recht haben, welche Liscow in den Jahren, in denen wir sein Leben nicht verfolgen können, einen jungen Edelmann auf Reisen begleiten läßt, und man könnte vor allem einen längeren Aufenthalt in Frankreich annehmen. Die Form der Schriften ist die ironisch-parodierende, Liscows wirksamstes Kampfmittel die Ironie, die durch ihn erst wieder in die deutsche Literatur eingeführt wurde. Der Hauptfehler seines Stiles aber ist „eine ungebührliche Breite und Weitschweifigkeit in der Entwicklung".

Der Sitte oder Unsitte seiner Zeit gemäß hat sich Liscow als Schriftsteller hinter allen möglichen Masken verborgen; über die An-

fänge seiner schriftstellerischen Tätigkeit hat er selbst irreführende Angaben gemacht. Doch dürfen wir als die Entstehungszeit seiner Erstlingsschrift das Jahr 1726 — gedruckt ist sie freilich erst 1735 — und als das erste Opfer seiner satirisch-polemischen Feldzüge seinen Landsmann, den Professor Mantzel in Rostock ansehen.

Ernst Johann Friedrich Mantzel[4]) war 1699 zu Jördenstorf geboren, hatte anfangs in Rostock Theologie, dann in Wittenberg die Rechte studiert, war 1720 nach Rostock zurückgekehrt, hatte dort 1721 promoviert und erhielt 1722 eine Professur der Moral, „welche in Rostock noch damals eine nicht ungewöhnliche Vorstufe für juristische Professuren gewesen zu sein scheint". Im Jahre 1730 erhielt er eine rätliche Professur der Institutionen, aus der er 1746 in eine herzogliche Professur der Pandekten übertrat; 1760 siedelte er „mit dem gesamten Collegium Ducale an die damals gegründete Universität Bützow als Professor Juris Primarius" über und starb in Bützow 1768. Dieser Mann, bei dem theologische und juristische Bildung zeitlebens im Streite lagen und der 1735 in einer „Dissertatio de jurisprudentia salutis civium aeternae rationem habente" sich die Aufgabe stellte darzutun, die Jurisprudenz habe die ewige Seligkeit zum Endzweck, hatte 1726 in Rostock eine kleine Schrift erscheinen lassen „Primae lineae juris naturalis vere talis", in der er den Stand der Unschuld aus der Vernunft zu beweisen versuchte. Gegen diese Schrift nun zog Liscow mit „Anmerkungen in Form eines Briefes" zu Felde, anfänglich den Gegner direkt angreifend, direkt widerlegend, erst gegen Ende der „Anmerkungen" geht er in die ironisch-parodierende Form über, die von da ab fast alle seine Aufsätze kennzeichnet. Die Sache anlangend konstruiert Liscow im Verlauf seiner Ausführungen einen Stand der Unschuld, welcher der Offenbarung, auf die sich Mantzel wiederholt beruft und durch die er seine scheinbaren Vernunftgründe zu stützen versucht, direkt widerspricht. Schon hier deutet sich der religiöse Gärungsprozeß an, den Liscow um jene Zeit durchmachte und der endlich dahin zum Austrag kam, daß er mit seiner ganzen religiösen Vergangenheit brach.

Immerhin war Mantzel trotz seiner mangelhaften philosophischen und rechtsdogmatischen Durchbildung doch eine ernsthaft zu nehmende Persönlichkeit und von berufener Seite ist betont worden, daß für Mecklenburg und sein Recht Mantzels Bedeutung hoch angeschlagen werden muß, daß er in dieser Beziehung eine Autorität von rechtsgeschichtlicher Wichtigkeit ist, die kaum in irgend einer Frage des Partikularrechts ungestraft übergangen werden kann. Weit weniger verdienstvoll waren die Männer, die nach Mantzel in Liscows Hände fielen: die Herren Sivers und Philippi.

---

[4]) S. über ihn Böhlau in der Allgemeinen deutschen Biographie Bd. 20 S. 273 f.

Der Magister Heinrich Jakob Sivers[5]), kaiserlicher gekrönter Poet, 1708 in Lübeck geboren, bezog in noch sehr jugendlichem Alter die Universität Rostock, wo er vorzugsweise theologische, aber auch, von Mantzel angeleitet, schönwissenschaftliche Studien trieb, wurde 1728 Magister und hielt bis 1730 in Rostock Vorlesungen, „mit nicht geringem applausu", wie er selbst sagt. Daneben entfaltete er eine erstaunliche schriftstellerische Tätigkeit in lateinischer und deutscher Sprache — hervorgehoben seien seine „Vermischten und Satyrischen Gedichte" (Altona 1730) — und setzte den Tamtam der Reklame in virtuosenhafter Weise in Bewegung. Nach Lübeck zurückgekehrt und unter die dortigen Predigtamtskandidaten aufgenommen, suchte er auch als theologischer Schriftsteller für weitere Kreise zu wirken und veröffentlichte 1732 eine „Geschichte des Leidens und Sterbens, der Auferstehung und Himmelfahrt Jesu Christi, aus den vier Evangelisten mit kurzen exegetischen Anmerkungen usw.", daneben aber tummelte er sich auf naturwissenschaftlichem Gebiete und ließ u. a. 1731 eine „Descriptio lapidis musicalis" drucken, ein mit einer Abbildung geziertes Werkchen über einen Stein, den er am Strande der Ostsee bei Niendorf gefunden und auf dem er Noten entdeckt hatte.

Der damals in Lübeck lebende Liscow berichtet selbst, daß er anfänglich die Tätigkeit des Magisters Sivers zwar mit seinen Freunden bespottet, aber gar nicht daran gedacht habe, deshalb zur Feder zu greifen. Eine Unvorsichtigkeit von Sivers nötigte ihn endlich doch dazu. Die erwähnte Passionsgeschichte, ein gut gemeintes Buch, das aber in den beigegebenen kurzen Anmerkungen eine Menge von Dingen enthält, die selbst einem Elementarschüler nicht mehr gesagt zu werden brauchen, war im „Hamburger Korrespondenten" einer satirischen Besprechung unterzogen werden. Sivers ließ in dasselbe Blatt eine trotzige Gegenerklärung einrücken und fuhr überdies in allen Gesellschaften über den Kritiker her, in dem er Liscow erkannt zu haben glaubte. Liscow hat die Autorschaft jener Rezension abgeleugnet, aber er nahm den ihm hingeworfenen Fehdehandschuh auf und schrieb seine „Klägliche Geschichte von der jämmerlichen Zerstörung der Stadt Jerusalem; mit kurzen, aber dabey deutlichen und erbaulichen, Anmerkungen, nach dem Geschmacke des (S. T.) Hrn. M. Henr. Jacob Sievers, erläutert, und, . . . ans Licht gestellet von X. Y. Z. Rev. Minist. Cand." — ein Schriftchen, das „in weniger als 24 Stunden", wie der Verfasser selbst angibt, geschrieben wurde, an dem im übrigen die Vorrede das beste ist. Bedeutender ist die zweite Satire, betitelt „Vitrea fracta, oder des Ritters Robert Clifton Schreiben an einen gelehrten Samojeden, betreffend die seltsamen und nachdenklichen Figuren, welche derselbe den 13. Jan. st. v. 1732 auf einer

[5]) S. über ihn H. Klenz ebenda Bd. 34 S. 432 ff.

gefrorenen Fensterscheibe wahrgenommen. Aus dem Englischen ins Deutsche übersetzet." Diese Satire beschäftigt sich hauptsächlich mit den naturhistorischen Schriften des übrigens nicht mit Namen genannten, sondern als Mr. Makewind bezeichneten Sivers, besonders mit dem musikalischen Stein, aber sie greift darüber hinaus und trifft auch, und zwar hauptsächlich, die Berliner Akademie, welche Sivers auf Grund seiner „Descriptio" zu ihrem Mitgliede ernannt hatte.

Sivers tobte. Er ahnte, wer sein namenloser Peiniger sei, wagte aber doch nicht, direkt gegen ihn vorzugehen, sondern klagte sein Leid nur seinen geistlichen Vorgesetzten. Wenn er den Namen des Pasquillanten entdecke — äußerte er —, werde er schon mit ihm fertig werden. Darauf bezieht sich nun die dritte Satire Liscows „Der sich selbst entdeckende X. Y. Z." Nicht daß sich Liscow nun als Verfasser bekannt hätte; nein, er setzte den Namen des in Lübeck jedermann bekannten harmlosen Kandidaten Lucas Hermann Bacmeister auf den Titel — ein Verfahren, das man nach unseren heutigen Anschauungen als eine „moralische Unfeinheit" bezeichnen müßte, an dem aber damals niemand Anstoß genommen zu haben scheint.

Mit dieser Schrift war übrigens der Siversche Handel abgetan. Sivers hat bald darauf Lübeck verlassen. Er wurde Pastor der deutschen Gemeinde in Nörrköping und fröhnte auch dort noch eine Zeit lang seinen schriftstellerischen Neigungen; mit dem Jahre 1738 verschwindet seine Spur.

Kaum war über den Magister Sivers das letzte Wort gesprochen, so bot sich für Liscow ein neues Objekt zur Betätigung seines Witzes in der Person des Professors Philippi in Halle. Ein Freund Liscows — so berichtet dieser selbst — brachte die Anmerkungen über die Geschichte von der Zerstörung Jerusalems nach Sachsen „und sie hatten das Glück, gewissen Leuten daselbst zu gefallen. Man glaubte, eine Satyre von eben der Art würde dem Herrn Prof. Philippi sehr heilsam seyn, und ich ward inständig ersuchet, mich auch über diesen elenden Skribenten zu erbarmen." So unterzog er sich diesem Henkeramte mit einer solchen Ausdauer, daß Philippi bald ebenso am Boden lag wie vordem Sivers, zugleich aber mit einer solchen Grausamkeit, daß man schließlich Mitleid mit dem Opfer empfindet, und mit einer erstaunlichen Skrupellosigkeit in der Wahl der Mittel.

Johann Ernst Philippi,[6]) dessen ganzes Leben eine Kette von Unbesonnenheiten war, wurde um 1700 geboren. Von der Schule wurde er wegen Widersetzlichkeit entfernt. In Leipzig 1723 Magister geworden, zog er sich durch eine Schrift gegen das Lotteriewesen in Sachsen eine Gefängnisstrafe zu, die ihm die Aussicht auf ein Fortkommen in Leip-

[6]) S. Litzmann ebenda Bd. 26 S. 76 ff.

zig verschloß. Als Advokat in Merseburg, wo sein Vater damals Hofprediger war, machte er sich durch taktlose Gelegenheitsgedichte unbeliebt, eine Verletzung des Duellmandates nötigte ihn schließlich 1729 zur Flucht. Er wandte sich nach Halle und erhielt dort unbegreiflicherweise die neuerrichtete Professur der Beredsamkeit, um die sich Gottsched vergeblich beworben hatte. Zu den Angriffen Liscows gegen ihn boten zwei 1732 erschienene Schriften Philippi's, nämlich „Sechs deutsche Reden über allerhand auserlesene Fälle nach den Regeln einer natürlichen, männlichen und heroischen Beredsamkeit" und sein „Heldengedicht auf den König von Polen" den äußeren Anlaß. Nicht weniger als fünf von Liscows Satiren, in den Jahren 1732—35 entstanden, beschäftigen sich ausschließlich mit Philippi; von diesen haben drei literarischen Charakter, nämlich: „Briontes der Jüngere" (1732) — es war dies der Name, den Philippi in der „Patriotischen Assemblee" führte, die ihren Sitz in Merseburg hatte und deren Sekretär Philippi war —, „Unparteyische Untersuchung der Frage: Ob die bekannte Satyre, Briontes der Jüngere, oder Lobrede auf Hrn. D. Joh. Ernst Philippi, . . . eine strafbare Schrift sey?" (1733) und „Stand- oder Antrittsrede, welche der (S. T.) Herr D. Johann Ernst Philippi, öffentlicher Professor der deutschen Wohlredenheit zu Halle, . . . in der Gesellschaft der kleinen Geister gehalten, samt der Ihm darauf . . . gewordenen höflichen Antwort" (1733), in ihnen erscheint Philippi nur als typischer Vertreter einer ganzen Klasse von Gelehrten; in den beiden anderen dagegen: „Eines berühmten Medici glaubwürdiger Bericht von dem Zustande, in welchem er den (S. T.) Hern Prof. Philippi den 20. Junii 1734 angetroffen" (1734) und „Bescheidene Beantwortung der Einwürfe, welche einige Freunde des Herrn D. Johann Ernst Philippi . . . wider die Nachricht von dessen Tode gemacht haben" (1735) sind seine persönlichen Schicksale Gegenstand des Spottes.

Die Schrift „Briontes der Jüngere, oder Lobrede auf den . . . Hrn. D. Johann Ernst Philippi, öffentlichen Professor der deutschen Beredsamkeit auf der Universität Halle . . . nach den Regeln einer natürlichen, männlichen und heroischen Beredsamkeit gehalten in der Gesellschaft der kleinen Geister, in Deutschland . . ." ist wesentlich eine Parodie der Reden von Philippi. Auf Grund dieser Reden und seines Heldengedichtes fühlt sich die „Gesellschaft der kleinen Geister in Deutschland" — die nach Liscow „einige Ähnlichkeit mit der unsichtbaren Kirche" hat: „Sie ist in der ganzen Welt ausgebreitet, und doch kann niemand sagen: Siehe, hie oder da ist sie . . . Es sind darinn viele grosse und berühmte Männer, die ich namhaft machen könnte, wenn ich nicht besorgte, sie möchten es übel nehmen. Die Mitglieder unserer Gesellschaft sind von so grosser Bescheidenheit, daß sie lieber sterben als sich kund geben" — veranlaßt, durch eines ihrer Mitglieder Philippi als einen würdigen

Vertreter ihrer Ideen preisen zu lassen. Zum Schlusse dieser Lobrede, die sich fast ausschließlich mit Philippi dem Redner beschäftigt, wird mehr beiläufig auch Philippi's des Poeten gedacht. Hier tritt die Ironie in ihr Recht: „Ich habe den Hrn. Prof. Philippi nur als einen grossen und ganz besondern Redner vorgestellet. Aber, meine Herren, er ist noch mehr als das. Er ist auch ein Poet. Ich berufe mich desfalls auf das vortreffliche Heldengedicht, das er verfertiget hat, und bedaure nichts mehr, als daß mir die Zeit nicht vergönnet, mich in demselben gebührend umzusehen . . . Ich begnüge mich demnach, nur überhaupt zu sagen, daß die Poesie des Herrn Prof. Philippi so heroisch ist als seine Beredsamkeit. Es ist eine Lust anzusehen, wie wenig er die unnützen Regeln beobachtet, wodurch man heutiges Tages die Dichtkunst so schwer machet. Er giebt sich alle Freyheiten, die einem Manne von seiner Art zukommen können. Abschnitt, Sylbenmaaß und Füsse sind bei ihm gar verächtliche Sachen, und seine einzige Sorge gehet auf das einige Nohtwendige in der Poesie, ich meyne den Reim. Dieses muß ihm nohtwendig die Hochachtung aller Kenner erwerben, die den Sinn des Sprichworts: in fine videbitur cujus toni, gebührend einsehen, und, nach Art der Ochsenkäufer, aus dem Hintertheile eines Verses von dessen Güte zu urteilen wissen . . . . Es ist eine gemeine Sage, meine Herren, daß die Poeten nicht gemacht, sondern gebohren werden. Ich kann nicht leugnen, die Gedichte unterschiedener Poeten haben mir diese so gemeine Einbildung verdächtig gemacht; aber durch das Heldengedicht des Herrn Prof. Philippi bin ich von dem Ungrunde desselben völlig überführet worden. Man kann mit Händen greifen, meine Herren, daß der Herr Professor kein gebohrner Poete seye. Ein jeder Vers seines Heldengedichts zeiget von der grossen Gewalt, die er seiner Natur anthun müssen, um diese Probe seiner Geschicklichkeit, und diesen Vorwurf unserer Bewunderung, hervor zu bringen. Diese Erkenntniß, meine Herren, erhöhet die Begriffe unendlich, die wir schon von dem Herrn Philippi, und seinem ausserordentlichen Geiste haben. Wer muß nicht über den Fleiß, die Mühe, und das Nachsinnen erstaunen, die es den Herrn Prof. Philippi gekostet hat, sich eine Geschicklichkeit zu erwerben, welche die Natur, die sonst gegen ihn so verschwenderisch gewesen, aus einem Eigensinne, den ich nicht begreifen kann, ihm versaget hatte? Auf diese Art ein Poete werden, ist weit rühmlicher, als wenn man diese Eigenschaft einem natürlichen Geschicke zu danken hat . . . . Fahre nur fort, deine matte Fähigkeit zum Denken und zum Dichten, über welche Du klagest, mit Nachdruck zu bestreiten; zeige der Welt, das Horaz ein Geck gewesen, da er geschrieben: Tu nihil invita dicas faciasve Minerva."

In der „Stand- oder Antrittsrede" bildet den ersten Teil eine „Rede vom Charakter der kleinen Geister", die Philippi nebst sechs anderen ähnlichen Inhalts u. d. T.: „Sieben neue Versuche in der

deutschen Beredsamkeit" wirklich niedergeschrieben hatte und für die er nebst der Schrift „Gleiche Brüder gleiche Kappen" in Leipzig und Hamburg einen Verleger suchte; in Liscows Hände fiel sie durch einen nicht von ihm selbst, wohl aber von seinen Freunden begangenen Manuskriptdiebstahl, wie einen solchen Philippi selbst kurz zuvor begangen hatte und in dem jene Zeit nichts verfängliches sah; „hinter Philippi's Rücken wird gedruckt und dieser sieht mit Ärger und Staunen sich widerlegt und aufs neue angegriffen, ehe er noch selbst seinen ersten Widerlegungs- und Vertheidigungsversuch an die Öffentlichkeit hat bringen können." Die den zweiten Teil des Schriftchens ausmachende „Höfliche Antwort" aus Liscows Feder, in welcher der Beweis geführt wird, daß Philippi nicht nur ein ausgezeichnetes Mitglied der Gesellschaft, sondern ihr geborenes Haupt, der König der kleinen Geister sei, gehört zu dem witzigsten, was Liscow geschrieben. „Diese Antwort", sagt er selbst, „ist unstreitig die giftigste Schrift, die ich gegen den Hrn. Prof. Philippi gemacht habe, und ich glaube nicht, daß er jemalen auf eine unbarmherzigere Weise gemißhandelt worden. Allein er empfing was seine Thaten werth waren. Warum gab er sich mit mir ins Spotten? Warum wagte er sich in die Ironie, eine Figur, die ihm zu hoch war? Über mich kann er sich nicht beschweren, und thut er es, so antworte ich ihm: Haec scripsi ... ut eo ipso in genere, in quo aliquid posse vis, te nihil esse cognosceres."

Die „Unparteiische Untersuchung" ist eine oratio pro domo, eine zwar formell mißratene, aber sachlich hochbedeutsame Erörterung prinzipieller Fragen über Aufgaben und Grenzen der Satire, eine Verwahrung gegen den Vorwurf „illoyaler pasquillantischer Polemik", ein Protest gegen eine auch von den Besten der Zeit geteilte krankhafte Richtung, die sich scheute, das Schlechte auch schlecht zu nennen und die einem Gegner direkt zu Leibe zu gehen für eine Verfehlung gegen die Gebote der christlichen Moral hielt, eine energische Inanspruchnahme des Rechtes der Kritik gegenüber litterarischen Leistungen. Es war ein mannhaftes Wort zur rechten Zeit, welches Liscow, in diesem Falle allerdings auf Boileau's Schultern stehend, hier sprach, und Bodmer in seiner Vorrede zu Breitingers „critischer Dichtkunst" hat es ihm gedankt, daß er so „unerschrocken" „das allgemeine Recht der Menschen zu critisieren so vollkommen bewiesen hat, daß die Deutschen ohne Zweifel zu diesem Geschmacke nunmehr genugsam vorbereitet sind".

Angehängt ist der „Unparteiischen Untersuchung" ein ganz anders gearteter Abschnitt, in dem „augenscheinlich gezeigt wird, daß der Hr. Prof. Philippi die Schrift: Gleiche Brüder, gleiche Kappen unmöglich gemacht haben könne". An und für sich „ein kleines Meisterstück feiner Ironie", in dem Philippi gegen Philippi in Schutz genommen wird. Aber wenn Liscow ironisch sagt: „es gereiche dem Verfasser des Briontes zu schlechten Ehren, daß er sich mit einem solchen Menschen abgegeben,

als der Herr Prof. Philippi seyn müßte, wenn er die Schrift gemacht hätte, die unter seinem Namen herumgehet; weil es eine schlechte Kunst, über einen solchen Menschen Meister zu spielen" — sollte nicht mancher sich versucht fühlen, dem ironischen Verteidiger recht zu geben?

Und dann versündigte sich Liscow gegen den von ihm selbst in der „Unparteiischen Untersuchung" ausgesprochenen Grundsatz, der Kritiker habe sich aller aus dem Privatleben seines Gegners wider denselben zu verwendenden Argumente zu enthalten, in den 1733 entstandenen „Sottises champêtres", einer Schrift, die einer weiteren, aber die Öffentlichkeit schlechterdings nichts angehenden Taktlosigkeit Philippi's ihre Entstehung verdanken und bei denen abermals ein Manuskriptenmißbrauch mitspielt; wahrscheinlich war es Hagedorn, der Liscow zu dieser Veröffentlichung verleitete. Auch die Schrift „Eines berühmten Medici Glaubwürdiger Bericht", so wohlgelungen sie ist, wäre besser unterblieben, denn ihre Veranlassung war die jenseits aller litterarischen Satire liegende Tatsache, daß Philippi von zwei Offizieren körperlich mißhandelt worden war und hatte nach Hause getragen werden müssen. Liscow hätte sich auch schwerlich veranlaßt gefühlt, sich noch ein — und zwar nun wirklich zum letzten — Mal mit Philippi zu beschäftigen, hätte dieser nicht die Torheit begangen, in den „Hamburgischen Berichten von gelehrten Sachen" vom 22. Oktober 1734 verkünden zu lassen, er sei nicht tot, wobei er sich in den heftigsten Schmähungen gegen den Urheber jener Nachricht erging. Daraufhin ließ Liscow im Frühjahr 1735 die „Bescheidene Beantwortung" erscheinen, in der ausgeführt wurde, Philippi sei wirklich im vorigen Jahre in Halle gestorben, „denn was das Ding anlanget, das zu Göttingen unter der Gestalt und dem Namen des Hrn. Prof. Philippi herumgehen soll: so lasse ich mich darauf nicht ein ... Der Teufel ... mag vielleicht seine Ursachen haben, warum er sich jetzo, in der Gestalt des Hrn. Prof. Philippi, zu Göttingen sehen lässet. Wer weiß, ob er nicht, als ein abgesagter Feind aller guten Anstalten, der neuen Universität dadurch einen Schandfleck anzuhängen suchet? Ich will diese Muthmaßung zwar niemanden aufdringen; das glaube ich aber ganz gewiß, daß der Philippi, der jetzo zu Göttingen zu sehen seyn soll, nicht der rechte Philippi, sondern ein Gespenst ist ... Hat jemand hieran noch einigen Zweifel, der warte nur noch eine kleine Zeit: so wird sichs weisen, ob dieses, in der Gestalt des Herrn Prof. Philippi, zu Göttingen umhergehende Gespenst nicht plötzlich verschwinden, und einen Gestank hinter sich lassen wird."

Inzwischen war Philippi nur noch ein Gegenstand des Mitleids. In Halle war er als Dozent längst unmöglich geworden; in Göttingen, wohin er sich Ende August 1734 gewandt, wurde er im Frühjahr 1735 ausgewiesen; von Halberstadt aus bemühte er sich vergeblich in Helm-

stedt anzukommen; Halle und Jena erteilten ihm das consilium abeundi; ein Versuch, in Erfurt Vorlesungen zu halten, mißglückte; im Herbst 1739 tauchte er in Leipzig auf, wurde aber 1740 nach Waldheim gebracht „als ein Narr, das Gnadenbrot zu genießen". Schließlich soll er 1757 „wegen seines verfänglichen Verhaltens in Leipzig" nach Halle ins Zuchthaus gebracht und dort 1758 gestorben sein.

Die größte Verbreitung und den meisten Ruhm hat von den Schriften Liscows die Satire „Die Vortrefflichkeit und Nohtwendigkeit der elenden Scribenten gründlich erwiesen" (1736) gefunden; Albrecht v. Haller nannte sie „tout ce que nous avons dans notre langue de raisonnable en genre satyrique". Sie unterscheidet sich von den übrigen Satiren dadurch, daß sie sich nicht ausschließlich gegen eine einzelne Persönlichkeit, vielmehr gegen eine ganze Kategorie von Schriftstellern richtet und im Grunde eine schlichte theoretische Abhandlung ist, die kaum noch neue Gesichtspunkte bringt und deren Ausführungen mehr in die Breite als in die Tiefe gehen. Insofern dürfte trotz aller formalen Vollendung diese Schrift nicht als das beste Werk Liscows anzusehen sein.

Im Jahre 1803 hat Deginhart Pott „aus Liscows hinterlassenen Papieren" die Epistel „Über die Unnöthigkeit der guten Werke zur Seligkeit" herausgegeben. Es sprechen erhebliche Gründe dafür, daß Liscow in der Tat der Verfasser dieser 1730 entstandenen Schrift ist, die stilistisch betrachtet sich vielleicht als das glänzendste Erzeugnis seiner Feder darstellen würde. In die Sammlung seiner satirischen und ernsthaften Schriften hat Liscow die Epistel nicht aufgenommen und so fehlt allerdings seinerseits das Geständnis seiner Autorschaft. Auch das ironische „Danksagungsschreiben an die deutsche Gesellschaft in Jena", datiert Lübeck, 12. Februar 1734, welches Helbig aus Liscows beschlagnahmten Papieren veröffentlichte, hat sein Verfasser von der Aufnahme in seine Schriften ausgeschlossen, vielleicht auch niemals abgesandt. Daß Liscow eine Übersetzung der 1709 erschienenen Schrift „Dialogues des morts" verfaßt hatte, wissen wir aus seinem Briefe an Hagedorn vom Neujahrstage 1739; sie scheint ungedruckt geblieben zu sein.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß Liscow in den „Niedersächsischen Nachrichten" und im „Hamburger Korrespondenten" als Rezensent tätig gewesen ist, aber es ist nicht anzugeben, welche Beiträge aus seiner Feder geflossen sind. Das sichtliche Bestreben der ganzen Hamburger Freundesgesellschaft, die Persönlichkeit des Schreibers möglichst zu verstecken, und das um diese Zeit zutage tretende Bemühen der anderen, Liscows Stil zu kopieren, machen eine Entscheidung darüber unmöglich. Die Liscowsche Schreibart fand aber auch im Kreise der Gottschedianer nicht wenige, mehr oder minder geschickte Nachahmer und eine spätere Zeit hat unter Liscows Namen einige Schriften abdrucken lassen, in denen man seine Feder zu erkennen glaubte.

Mit dem Jahre 1735 war Liscows Tätigkeit als Satiriker, auf der seine Bedeutung für die Literaturgeschichte beruht, abgeschlossen. Nicht seine schriftstellerische Wirksamkeit überhaupt, wenngleich er seine Feder immer seltener ansetzte. In Preetz entstand eine umfängliche, anscheinend niemals gedruckte staatsrechtliche Abhandlung „Réflexions sur la Sanction pragmatique", deren Manuskript Hagedorn, der von Liscows Fähigkeiten die höchste Meinung hatte und schon wiederholt bemüht gewesen war, ihm eine diesen Fähigkeiten angemessene Stellung zu verschaffen, dem preußischen Gesandten in Hannover, dem Grafen Truchseß von Waldburg, in die Hände spielte. Diesem gelang es, Liscow im preußischen Dienste unterzubringen, und 1740 begleitete Liscow als Legationssekretär den Grafen Danckelmann, den König Friedrich II in diplomatischen Geschäften wegen der bevorstehenden Kaiserwahl zum Kurfürsten von Mainz schickte. Hier in Mainz schloß Liscow Freundschaft mit dem kursächsischen Gesandten, späteren Reichsgrafen v. Bünau, und dem in kursächsischem diplomatischem Dienste stehenden Christian Ludwig v. Hagedorn, dem Bruder seines Hamburger Freundes, und diese waren es wohl, die ihm, als nach Jahresfrist Liscow sich mit dem Grafen Danckelmann überwarf und den preußischen Dienst verlassen mußte, 1741 ein Unterkommen in Dresden verschafften, und zwar zunächst als Privatsekretär des Grafen Brühl, dann im sächsischen Staatsdienst, seit 1745 mit dem Titel eines Kriegsrates. In diesem Jahre vermählte Liscow sich mit der Witwe des Kammerrates Buch, geb. Mylius aus Eilenburg und erhielt mit ihr das Gut Berg vor Eilenburg.

In Dresden wurde Liscow in den damals heftig entbrannten Krieg der dortigen literarischen Kreise gegen Gottsched hineingezogen. Wiederholt war Gottsched, so hochmütig er auch sonst auf die „Niedersachsen" herabblickte, bemüht gewesen, Hagedorn und die beiden Liscows sich geneigt zu machen; er hatte einen Briefwechsel mit Joachim Friedrich Liscow angeknüpft, die beiden Brüder zum Eintritt in seine deutsche Gesellschaft aufgefordert, dem älteren Liscow den Antrag gemacht, „einen deutschen Spectator abzugeben", war aber jedesmal einer höflichen Ablehnung begegnet. Dann hatte er Liscow aus den Augen verloren; erst als 1739 die „Sammlung" von dessen Satiren erschien, wandte er ihm seine Aufmerksamkeit wieder zu, diesmal aber eine keineswegs wohlwollende. Denn in der „Neuen Vorrede" zu den gegen Mantzel gerichteten „Anmerkungen" hatte Liscow gegen den zum Gottschedschen Kreise gehörenden Propst Reinbeck in Berlin polemisiert, und die Gottschedianer planten deshalb einen literarischen Feldzug gegen „den bekannten Liscow", der freilich in den Vorbereitungen stecken blieb. Seinerseits gegen Gottsched vorzugehen, würde Liscow, dem es allzeit an Initiative fehlte und der immer eines Anstoßes bedurfte, vielleicht vermieden haben. Als ihm aber dieser Anstoß durch den Dresdner Hofpoeten Johann Ulrich König

kam, da ist er allerdings mit wuchtigen Schlägen Gottsched zu Leibe gegangen, und zwar geschah dies in einer „Neuen Vorrede" zu Heineckens Übersetzung von des Dionysius Longinus Schrift „Vom Erhabenen" (Dresden 1742). Hier trat Liscow, der sich übrigens auch jetzt nicht mit Namen nannte, endlich gegen einen ebenbürtigen Gegner in die Schranken. Daß er in diesem Kampfe darauf verzichtete, sich seiner gefährlichsten Waffe, der Ironie, zu bedienen, ist freilich für die „Vorrede", wenn auch nur in formaler Beziehung, von Nachteil gewesen.

Als literarisches Organ in ihrem Kampfe gegen Gottsched hatten die Dresdner Freunde 1743 die „Dreßdnischen Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen" gegründet. Auch Liscow war ein eifriger Mitarbeiter an diesem Blatte, das aber schon mit dem Ende des Jahres wieder einging, und damit war Liscows literarische Laufbahn abgetan. Wenige Jahre darauf ging auch seine Stellung in Sachsen zu Ende: 1749 wurde er, der es offenbar auf dem heißen Boden des damaligen Dresden an der nötigen Klugheit hatte fehlen lassen und der u. a. einräumen mußte, einige „discours inconsidérés et irrespectueux" gegen den allmächtigen Grafen Brühl geführt zu haben, in einen Kriminalprozeß verwickelt, der ihn sein Amt und seine Besoldung kostete. Er ließ sich nun auf dem Gute seiner Frau nieder und ist dort am 30. Oktober 1760 gestorben — schon bei seinen Lebzeiten fast vergessen, nur von literarischen Feinschmeckern gewürdigt und von diesen vielleicht etwas überschätzt. Goethe[7]) freilich wollte in Liscows Schriften weiter nichts erkennen, als „daß er das Alberne albern gefunden habe, welches uns eine ganz natürliche Sache erschien"; aber Bodmer feierte ihn als den „deutschen Swift", Wieland klagt 1772 in einem Briefe an Gleim[8]): „Warum können wir doch unsern Liscow nicht von den Toten auferwecken? Einen Liscow hätten unsere Zeiten vonnöthen," und Johannes v. Müller schreibt 1781 an Gleim: „Ich habe Liscow angefangen; kein Deutscher war je launiger, er ist Original. Man sollte die Namen Sivers, Philippi ꝛc. mit englischen tauschen und Liscow als aus dem Englischen übersetzt herausgeben; Deutschland würde ihn mit Entzücken lesen," und einige Monate später: „Mich labet immer noch Liscow, oder vielmehr er erschüttert mein Zwerchfell. Einen witzigeren Mann habe ich nie unter einer Nation gefunden, als diesen, den die seinige vergißt." Gervinus hat ihn einen Vorläufer Lessings genannt, und man wird nicht leugnen können, daß Liscow, „der gefürchtete Kritiker litterarischer Charlatane, für Lessings Züchtigung der Lange und Klotz eine unentbehrliche Voraussetzung ist."[9])

---

[7]) **Aus meinem Leben. II. Teil 7. Buch.**

[8]) **Wielands Briefe III S. 121 f.**

[9]) **Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte III, IV 5: 186.**

In der Zeit, da Liscows Vater als Pageninformator am Hofe in Grabow wirkte, war dort fürstlicher Hofprediger Stephan Engel. Die guten persönlichen Beziehungen beider Männer übertrugen sich auf ihre Söhne: Johann Ludwig Engel, der 1758 als Professor der Philosophie in Rostock starb, war ein Schulfreund Christian Ludwig Liscows, mit dem er 1716 gleichzeitig in die Prima des Lüneburger Gymnasiums aufgenommen wurde; mit Johann Ludwigs jüngerem Bruder Karl Christian, seit 1738 Prediger in Parchim, verband ihn vertraute Freundschaft — so berichtet Friedrich Nicolai in seiner Gedächtnisschrift auf Johann Jacob Engel[10]), der am 11. September 1741 als ältester Sohn Karl Christian Engels zu Parchim geboren wurde.

Engel hat seine Ausbildung nicht in seiner Vaterstadt erhalten, deren Schule damals stark heruntergekommen war[11]), sondern im Hause seines Oheims in Rostock, wo er schon 1757 immatrikuliert wurde und zwar bei der theologischen Fakultät. Bald darauf zwang ihn eine Krankheit zur Rückkehr ins Elternhaus, erst fast zwei Jahre später konnte er seine Studien in Rostock wieder aufnehmen, die sich aber nicht auf die Theologie beschränkten, sondern auch Philosophie, die klassischen Sprachen und Mathematik umfaßten. Im Jahre 1762 bezog er die 1760 gegründete Universität Bützow; als diese 1763 nach Beendigung des Siebenjährigen Krieges eine Friedensfeier veranstaltete, hielt Engel zum Beschluß der Feier am 25. August in der Stadtkirche eine im Druck erhaltene Rede. Gegen Ende 1764 siedelte er nach Leipzig über[12]), und wie für Lessing und Goethe ist auch für Engel Leipzig die hohe Schule der Bildung geworden: in und durch Leipzig bildete er sich zu dem namhaften Schriftsteller aus, den die Mitwelt bewunderte und den auch die Nachwelt mit Achtung nennt. Anfänglich nicht auf dem Wege des akademischen Studiums, sondern in ernster Selbstbeschäftigung strebte er seinen Zielen entgegen: den römischen und griechischen Schriftstellern, und unter den letzteren besonders Platon, galten seine Arbeiten, daneben betrieb er eifrig auch die neueren Sprachen, und besonders fesselte ihn das Studium der Philosophie. Doch ließ er sich 1766 wieder immatrikulieren und erwarb 1769 in Leipzig die Würde eines Magisters der Philosophie.

---

[10]) S. meine Schrift „Johann Jacob Engel." Schwerin 1897. — H. Daffis, „Johann Jacob Engel als Dramatiker." (Münchener Inaugural-Dissertation.) Berlin 1898.

[11]) Die neue Schulordnung, die Herzog Christian Ludwig am 5. September 1752 erließ, beginnt mit folgenden Worten: „Wann die öffentliche Schule in unserer Stadt Parchim einige Zeit her leider! durch Gottes Verhängniß in starken Verfall gekommen, so daß jetzo die oberen Classen fast leer und von Schülern entblösset stehen usw." Vgl. Kuthe, „Die Lateinschule in Parchim. 1782—1800." (Jahresbericht des Großherzoglichen Friedrich Franz-Gymnasiums zu Parchim 1903.) S. 3.

[12]) Die in meiner Schrift ausgesprochene Vermutung, daß Engel nach Leipzig erst nach seines Vaters Tode (14. Juli 1765) gegangen sei, wird durch den von Kohfeldt im 70. Jahrgange der Jahrbücher S. 237 ff. mitgeteilten Brief widerlegt.

Nicht weniger als durch gelehrte Studien bildete sich Engel durch vertrauten Umgang mit tüchtigen und geistvollen Männern. Unter den Künstlern und Gelehrten, die ihn ihrer Freundschaft würdigten, werden genannt der Maler und Radierer Oeser, in dessen Hause auch Goethe als Freund verkehrt hat, der Kupferstecher Bause, der Komponist Hiller, der Kunstschriftsteller Huber, der Sammler geistlicher Lieder und Moralschriftsteller Zollikofer, der Arzt und Philosoph Platner, der Lexikograph Adelung; endlich Lessings Jugendfreund, der Dichter und Jugendschriftsteller Christian Felix Weiße, der damals durch seinen „Beytrag zum deutschen Theater" die dramatische Literatur und durch seine Operetten die Bühne beherrschte, und vor allem der Engel gleichaltrige Philosoph Christian Garve. Da dieser in Gellerts Hause wohnte, ist es wahrscheinlich, daß auch Engel mit Gellert bekannt wurde.

Literarisch ist Engel in dieser Zeit mehrfach tätig gewesen. Er veröffentlichte Übersetzungen aus dem Französischen, wie die „Briefe über die Thiere und die Menschen" (Leipzig 1771) und die „Geschichte der Meinungen der Philosophen von den ersten Ursachen der Dinge" (Leipzig 1773) von Batteux, besorgte zusammen mit Garve die zweite Ausgabe der Meinhardschen Übersetzung von Home's „Grundsätzen der Kritik" (Leipzig 1772), übersetzte den zweiten Teil von Leonhard Eulers „Lettres à une Princesse d'Allemagne sur quelques sujets de Physique et de Philosophie" (Deutsch Mitau 1773—84, 3 Tle.) und verfaßte mehrere Abhandlungen und Rezensionen in der „Bibliothek der schönen Wissenschaften" und in der „Allgemeinen deutschen Bibliothek". Seine größeren selbständigen Arbeiten aber bewegten sich auf ganz anderem Gebiete, nämlich auf dem dramatischen.

Vielleicht war es Weiße's Einfluß, der Engel zum Theater führte, obwohl nicht zu vergessen ist, daß er schon in der Bützower Zeit ein Drama entwarf, das freilich erst sehr viel später zur Ausführung gelangte. Im Winter von 1767 auf 1768 beteiligte sich Engel an den Aufführungen des Breitkopf-Obermannschen Familientheaters, zugleich mit Corona Schröter und dem jungen Goethe: in Lessings „Minna von Barnhelm" spielte er den Tellheim (Goethe gab den Wachtmeister), in Diderots „Hausvater" den Komthur mit Verständnis und Erfolg. Dann ward er ein eifriger Besucher des seit 1768 von Koch geleiteten Theaters, schrieb gleich Weiße, Ramler, Michaelis, Eschenburg u. a. für die Kochsche Bühne gelegentlich Prologe, Epiloge u. dgl. und versuchte sich dann auch selbst als dramatischer Dichter. So schrieb er 1770 das einaktige Lustspiel „Der dankbare Sohn" (gedruckt Leipzig 1771), bald darauf „Die Apotheke", eine komische Oper in zwei Aufzügen (Leipzig 1771), im folgenden Jahre das einaktige Lustspiel „Der Diamant" nach dem Französischen des Carmontel (Leipzig 1772) und das einaktige Schauspiel „Der Edelknabe" (gedruckt erst Leipzig 1774.)

Der „Diamant" ist ein sehr launiges Stückchen. Der Jude Israel darin war Ifflands Erstlingsrolle am Hoftheater in Gotha. Schröder ließ das Stück in Hamburg aufführen, schrieb aber hinterher an Gotter: „Mit dem Diamant ist es gegangen, wie ich Ihnen vorhersagte: er hat gar nicht gefangen."

Die „Apotheke", die Engel, wie er in der Zueignung sagt, „aus bloßer Gefälligkeit angefangen und aus bloßer Gefälligkeit geendigt" hat und zu der sowohl Christian Gottlob Neefe, der später in Bonn einer der Lehrer Beethovens wurde, als auch Ignaz Umlauf die Musik geliefert haben, hat er ohne seinen Namen drucken lassen und hat sie von der Aufnahme in seine gesammelten Werke ausgeschlossen — letzteres, weil sich bei ihm je länger desto mehr eine Verachtung des Verses ausbildete und er nur seine prosaischen Werke der Aufbewahrung wert hielt, vielleicht auch, weil sich bereits bei der ernsteren Kritik eine Reaktion gegen das Genre der Operette geltend gemacht hatte. Und doch würde der im Stil von Weiße's komischen Opern gehaltene muntere Text mit den eingestreuten niedlichen Arien und Ensemblestücken der Sammlung wahrlich nicht zur Unzier gereicht haben. Daß es Engel gleichwohl auch mit diesem Stücke Ernst war, als er es niederschrieb, erhellt daraus, daß er ihm eine wertvolle ästhetische Abhandlung über die Posse und das Niedrigkomische mit auf den Weg gab.

Bei den beiden anderen Stücken ist die Fabel überaus einfach, man könnte fast sagen dürftig, gleichwohl haben sie einen außerordentlichen Erfolg gehabt, sind wiederholt aufgelegt und noch öfter nachgedruckt und in mehrere fremde Sprachen übersetzt worden. Man erkannte in ihnen, wie Nicolai rühmt, „den einsichtsvollen Dramatiker, den feinen Menschenbeobachter, den glücklichen Dialogisten, den richtigen Denker, den lebhaften und eleganten Schriftsteller". Nicht voll so günstig lautet das Verdikt der modernen Kritik. Sie ist zwar weit davon entfernt, in das schlechthin verwerfende Urteil von Gervinus einzustimmen, aber sie lehnt es ab, die beiden „Huldigungsstücke" auf die gleiche Stufe mit Lessings „Minna von Barnhelm" zu stellen, wenn sie auch mit ihr aus gleichem Geiste geboren, auf gleichem Boden gewachsen sind; sie sieht in ihnen „ein Gemisch von künstlichem Patriotismus und echter Begeisterung, von sentimentaler Familienpoesie und moralisierender Pädagogik", aber sie faßt sie doch „in ihrer Kürze und Sauberkeit als Mustertypen dieser Gattung" auf und erkennt an, daß ihr Verfasser an sauberer, korrekter Behandlung der Sprache Lessing am nächsten kommt.[13]) Der „Dankbare Sohn" wie der „Edelknabe" sind über alle Bühnen gegangen, und große Schauspieler wie Ekhof und Schröder haben die Rolle des Vater Rode im „Dankbaren Sohn" gern gespielt. Anton Springer (geb. 1815) er-

[13]) A. Eloesser, „Das bürgerliche Drama" (Berlin 1898) S. 107.

zählt, daß in Prag noch in seiner Jugend Lessings „Philotas“ und Engels „Edelknabe“ als Muster des dramatischen Stils gerühmt wurden.

Weniger glücklich war Engel mit anderen Stücken. Als man zu Anfang der siebenziger Jahre anfing, Shakespeare auf die deutsche Bühne zu verpflanzen, reizte es Engel an einem Beispiele zu zeigen, wie man nach seiner Meinung ein Shakespearesches Stück für die Bühne bearbeiten müsse. Er wählte dazu „Viel Lärm um nichts“, gelangte aber nur bis zum Ende des dritten Aufzuges: da glaubte er inne zu werden, daß er sich „versprengt“ habe, und nun ließ er das Stück, das er „Der Vermählungstag“ benannt hatte, liegen. Als er später 1778/79 in Berlin mit Schröder zusammentraf, übergab er diesem den Torso; Schröder setzte die beiden fehlenden Akte hinzu und ließ das Stück 1779 in Hamburg aufführen, doch hatte es, obwohl Schröder selbst den Leonato spielte, keinen Erfolg.

Nicht besser fuhr Engel mit einem fünfaktigen Trauerspiel, dessen Stoff er der Geschichte des Siebenjährigen Krieges entnommen hatte; der Vorfall, daß sein Großvater, der Ratsherr und Gewürzhändler Joachim Brasch in Parchim, während des Krieges von preußischen Truppen aus Mecklenburg als Geisel fortgeführt war, hatte ihm die Anregung gegeben. Gleich nach Beendigung des Krieges, noch in Bützow, hatte Engel das Drama entworfen, und 1776 war es vollendet; damals hieß es „Die Geißel“ und erhielt erst später den Titel „Eid und Pflicht“. Aber an diesem Stück rächte sich Engels allzubedächtige Art zu schaffen. Er ließ es so oft liegen, fing so oft wieder an, daran zu arbeiten, änderte mehrmals den Plan, schrieb einzelne Szenen um, fügte andere ein und verdarb dadurch das in der ersten Anlage nicht üble Stück, so daß es, als sein Verfasser es 1796 in Hamburg auf die Bühne bringen ließ, keinen Beifall fand.

Engels Liebe zum Theater wuchs noch, als in Leipzig die Kochsche Gesellschaft von der Truppe Abel Seylers abgelöst wurde. Zwar war diese nicht mehr das, was sie in Hamburg gewesen war, als Lessing seine „Dramaturgie“ schrieb, aber im Mittelpunkt der Truppe stand immer noch die große Persönlichkeit Ekhofs. Als 1769 die Herrlichkeit des Hamburger Nationaltheaters zu Ende gegangen war, hatte die Truppe zunächst ein Wanderleben geführt, dann war sie von der Herzogin Anna Amalie nach Weimar berufen, aber der Schloßbrand 1774, dem auch das Theater zum Opfer fiel, bereitete dem Aufenthalte dort ein vorzeitiges Ende. Nun hatte ihr Herzog Ernst II in Gotha eine gute Aufnahme gewährt und gestattete ihr, während der Messen in Leipzig zu spielen. Hier knüpfte Engel so nahe Bande der Freundschaft mit Seyler und Ekhof, daß er nach Beendigung der Leipziger Spielzeit der Truppe nach Gotha folgte. Er wohnte bei Seyler; so spannen sich denn auch nahe Beziehungen zu den Intimen des Seylerschen Hauses, zu

denen namentlich Gotter und H. A. O. Reichard gehörten, und diese wieder führten ihn in die gute Gesellschaft Gothas ein, die ihn, der anfing ein Mann von Ruf zu werden und hervorragende gesellschaftliche Talente besaß, mit offenen Armen aufnahm.

Wie wenig aber Engel gesonnen war über den theatralischen seine philosophischen Bestrebungen zu vernachlässigen, erhellt daraus, daß er etwa um dieselbe Zeit den ersten Band seines Werkes „Der Philosoph für die Welt" (Leipzig 1775) erscheinen ließ, dem dann noch ein zweiter (Leipzig 1775) und ein dritter (Berlin 1800) Teil folgten — eines Werkes, dessen Inhalt darstellende, ästhetische, philosophische, historische und moralische Aufsätze bilden, die meisten von Engel selbst verfaßt, aber auch Garve, Johann August Eberhard, Moses Mendelssohn und David Friedlaender hatten beigesteuert.

Der Titel des Werkes war überaus glücklich gewählt; das beweist mehr als anders die Tatsache, daß noch heute die Geschichte der Philosophie die Popularphilosophen, die Vertreter der philosophischen Aufklärung des Fridericianischen Zeitalters zusammenfaßt als „die Philosophen für die Welt". Die Männer, die hier das Wort ergriffen, verstanden, um Engels eigene Worte zu gebrauchen, „unter einem Philosophen einen Mann, der irgend eine zur Philosophie gehörige oder philosophisch betrachtete Wahrheit vorträgt, gleichviel welche oder in welcher Gestalt, und unter der Welt das gemengte Publicum, wo der eine mehr für diese, der andere mehr für jene Gegenstände ist, der eine mehr diesen, der andere mehr jenen Ton liebt"; sie waren nicht bloß Philosophen für die Welt, sondern auch von Welt, was sie vortrugen war eine vom Schulstaub befreite und aller nationalen Färbung ledige Philosophie, eine Weltphilosophie die sich an den bon sens der guten Gesellschaft wandte und dort die Aufklärungszwecke förderte. „Die geschmackvolle Form und als Teil derselben die gebildete Sprache in ihren Untersuchungen macht die formelle, daß sie jeder Einseitigkeit entgegentraten, die materielle Seite ihres Verdienstes aus." Engels „Philosoph für die Welt" hat einen weitreichenden Einfluß geübt; das Werk „mit seiner behaglichen Durchschnittsweisheit, seiner Anpreisung eines mittleren bürgerlichen Glücks, seiner ruhigen Heiterkeit und seiner humanen Gesinnung" war ein Lieblingsbuch unserer Großväter, und einzelne Stücke, wie die Entzückung des Las Casas, Tobias Witt, Joseph Timm u. a. werden noch heute in Anthologien und Lesebüchern als Musterstücke geführt. Die Romantiker freilich fanden den „Philosophen für die Welt" nicht nach ihrem Geschmack, und Schleiermacher, der damals noch im Fahrwasser der Romantik schwamm, hat das Erscheinen des dritten Teils mit einer hochmütigen und weit über das Ziel hinausschießenden Kritik begleitet.

Im Jahre 1776 wurde Engel als außerordentlicher Professor an das Joachimsthalsche Gymnasium berufen, und er ist nach Nicolai's

Aussage ein vortrefflicher Lehrer gewesen. Es war daher kein Wunder, daß man seine Lehrgaben auch über die Kreise der Schule hinaus in Anspruch nahm. So hat Engel 1785 und 1786 den Gebrüdern v. Humboldt Privatvorlesungen über alle Teile der Philosophie und besonders deren Geschichte gehalten, und 1787 unterrichtete er den Kronprinzen, späteren König Friedrich Wilhelm III in Philosophie und Moral, dann in verwandten Fächern auch die Kinder des Prinzen Ferdinand von Preußen. Engel gehörte ferner zu den Gelehrten, die der Minister v. Zedlitz um sich versammelte, um mit ihnen eine von Friedrich II angeregte Änderung des Lehrplanes zu beraten. Eine Frucht der Beratungen und Anregungen ist Engels „Versuch einer Methode die Vernunftlehre aus Platonischen Dialogen zu entwickeln" (Berlin 1780). Auch die „Poetik" oder, wie das Werk anfänglich hieß, „Anfangsgründe einer Theorie der Dichtungsarten, aus deutschen Mustern entwickelt" (Berlin u. Stettin 1783) verdankt ihr Entstehen einem pädagogischen Bedürfnis, nämlich dem, den Schülern „eine Anleitung zur geschmackvollen Lesung der besten vaterländischen Dichter zu geben". Der beabsichtigte zweite Band dieses Werkes ist nicht erschienen, und das ist um so leichter zu verschmerzen, da es sich nicht wesentlich über die Baumgartensche Aesthetik erhebt.

Uneingeschränktes Lob aber verdient Engel als Redner. Seine „Lobrede auf den König" (1781) und die „Rede am Geburtstage des Königs" (1786) sind als Muster feierlicher Beredsamkeit anerkannt. Und würdig tritt ihnen an die Seite die „Rede bei der Aufnahme in die Königliche Akademie der Künste" (1786). Im Jahre darauf ward Engel auch in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen, deren Publikationen verschiedene seiner dort vorgelesenen Abhandlungen enthalten.

Neben dieser wissenschaftlichen Tätigkeit trat Engels dramatisches Schaffen zurück. Nicht daß es ihm an Talent zur Erfindung gefehlt hätte. Nicolai weiß vielmehr zu berichten, daß Engel nur eines geringen äußeren Anstoßes bedurfte, um in wenigen Minuten fertige Pläne von Dramen in seinem Geiste entstehen zu lassen, und teilt ein sehr bezeichnendes Beispiel mit. Aber der Weg vom Kopf durch den Arm in die Feder war bei Engel länger als für seinen schriftstellerischen Ruhm gut war. Das gilt besonders von seinen dramatischen Arbeiten. Wir sahen, wie lange er sich mit dem Stück „Die Geißel" herumquälte und daß er den „Vermählungstag" nicht vollendete. Viele Jahre trug er sich mit dem Plane eines Schauspiels, welches „Der deutsche Hausvater" heißen sollte; als dann 1780 Gemmingens Drama unter dem gleichen Titel erschien, verzichtete er verdrießlich auf die Weiterarbeit. Seine „Stratonice" ist nur bis zur 9. Szene gediehen. Dagegen fand er Freude an dramaturgischer Tätigkeit und besserte gern als gewandter Stilist und gewiegter Dramatiker an den Werken anderer. An Babo's

Dramen hat er sorgfältig gefeilt und Babo selbst hat das dankbar anerkannt; zu Gotters „Medea" und zu desselben Autors „Jahrmarkt" hat er den Plan entworfen, Goldoni's „La moglie saggia" u. d. T. „Die sanfte Frau" bearbeitet und des Grafen Törring „Agnes Bernauerin" für die Berliner Bühne eingerichtet. Für diese Bühne hat er auch gelegentlich — ob aus eigenem Antriebe oder auf Andringen anderer bleibt dahingestellt — kleinere Sachen dichterisch geschaffen: so 1779 zur Geburtstagsfeier des Prinzen von Preußen, des nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm II, das einaktige Vorspiel „Titus" und für die Totenfeier Lessings am 24. Februar 1781 sogar Verse, in denen der Gedanke ausgeführt wurde, daß Lessing selbstverständlich ein öffentliches Denkmal und ein Grab in der Fürstengruft bekommen würde, wenn er — ein englischer Dichter wäre. Persönlich war Engel mit Lessing im Beginn des Jahres 1776 bekannt geworden. An dem nach Lessings Tode ausgebrochenen unerfreulichen Streite zwischen Friedrich Heinrich Jacobi und Moses Mendelssohn über Lessings Spinozismus wird Engel lebhaften Anteil genommen haben; Mendelssohns letzte Schrift in der Sache, „An die Freunde Lessings", an deren Drucklegung ihn der Tod hinderte, hat Engel mit einer Vorrede herausgegeben (Berlin 1786).

Kurz zuvor hatte Engel eines seiner Hauptwerke veröffentlicht: die „Ideen zu einer Mimik" (2 Bde., Berlin 1785 f.). Anknüpfend an den von Lessing entworfenen, aber nicht ausgeführten Plan eines Werkes „über die körperliche Beredsamkeit" handelt Engel in 44 Briefen über die Nützlichkeit einer Theorie der Schauspielkunst, über die Möglichkeit einer Mimik, über den Begriff des Wortes „Gebehrde" (wobei zwei Gesichtspunkte für das Gebärdenspiel: Wahrheit und Schönheit, aufgestellt werden und die Wahrheit den Preis erhält); sodann werden die einzelnen Gebärden behandelt und schließlich „die Gebehrden in ihrer Folge betrachtet". Der Erfolg der „Mimik", die Johann Wilhelm Meil mit trefflichen zierlichen Kupfern geschmückt hatte, war außerordentlich groß; sie wurde ins Französische, ins Holländische und ins Italienische übersetzt, die gleichzeitigen kritischen Blätter überboten sich in Worten der Anerkennung, und auch ein Mann der Praxis, der Intendant des Mannheimer Theaters, Wolfgang Heribert v. Dalberg, spricht von der „Mimik" als von einem Werke, „welches dramatischen Dichtern und Schauspielern nicht genug empfohlen werden kann."[14])

Engels Erfolge einerseits als Dramatiker, andererseits als Theoretiker der Schauspielkunst legten den Gedanken nahe, seine Talente und seine Einsicht für die Berliner Bühne auch praktisch nutzbar zu machen.

---

[14]) Weniger günstig beurteilt die „Mimik" Hans Oberländer in seinem Buche „Die geistige Entwicklung der deutschen Schauspielkunst im 18. Jahrhundert" (Theatergeschichtliche Forschungen. Herausgeg. von Berthold Litzmann. XV. Hamburg u. Leipzig 1898) an verschiedenen Stellen, besonders S. 172 ff.

Am 17. August 1786 starb Friedrich II, der der italienischen Oper und dem französischen Schauspiel ein Förderer gewesen war, der deutschen Bühne aber nur geringe Aufmerksamkeit geschenkt hatte. Sein Nachfolger Friedrich Wilhelm II, ein Freund des deutschen Schauspiels, fand in Berlin die Truppe des wackeren Karl Theophilus Döbbelin vor; er erhob alsbald das Döbbelinsche Theater zum Königlichen Nationaltheater, und da ihm Döbbelin nicht als der geeignete Mann für die Leitung dieser Bühne erscheinen mochte, ließ er sich von Engel 1787 ein Gutachten und Vorschläge zur Verbesserung des Nationaltheaters ausarbeiten. Engels Promemoria fand des Königs Beifall, und so wurde eine Generaldirektion des Theaters eingesetzt, die aus dem Oberfinanzrat v. Beyer, dem Professor Ramler und Engel bestand und am 1. August 1787 ihre Wirksamkeit begann.

Engel war von vornherein das geistige Haupt der Generaldirektion, aber an ihm „sollte es sich erweisen, daß reiches Wissen und feiner Geschmack ohne praktische Routine tote Gaben eines Bühnenleiters sind".[15]) Auch scheint seine Tätigkeit nicht den Beifall des Königs gefunden zu haben. Engel fühlte seine Stellung bedroht und bot infolgedessen schon 1790 seine Entlassung an, erhielt aber auf dieses Gesuch ein kühles Handschreiben des Inhalts, er müsse noch so lange bleiben, bis er einen „brauchbaren Nachfolger" vorgeschlagen habe.[16]) Ein grober Mißgriff brachte ihm schließlich die Enthebung von seinem Posten. Der König hatte mehrmals den Wunsch ausgesprochen, Mozarts „Zauberflöte" zu hören, Engel aber weigerte sich unter verschiedenen Vorwänden das Werk einzustudieren; als er sich endlich doch dazu entschloß, verlegte er die Aufführung in eine Zeit, da der König im Felde war. Die Folge dieser Ungehörigkeit war seine brüske Entlassung ohne Pension. Am 1. Juli 1794 gab Engel die Geschäfte an Iffland ab, in dem er schon lange seinen Nachfolger geargwohnt hatte; er verließ Berlin und zog nach Schwerin und gedachte wohl selber nicht es wieder zu verlassen.

In Schwerin hielt sich Engel sehr zurückgezogen; er verkehrte fast nur mit seinem jüngeren Bruder Karl Christian Engel (geb. 1752, gest. zu Schwerin 1801), der dort als Arzt lebte, auch er als Dichter nicht unbedeutend, Verfasser mehrerer Lustspiele voll starker Charakteristik („Biondetta", Berlin 1792; „Der Geburtstag oder die Überraschungen", ebd. 1796; „Das Mutterpferd", ebd. 1799; „Der kleine Irrthum", ebd. 1799), eines vielbeachteten und mehrmals aufgelegten religionsphilosophischen Dialogs „Wir werden uns wiedersehen" (Frankfurt u. Leipzig 1787) und zweier Gelegenheitsgedichte: „Louise. Nach der Geburt des Prinzen Gustav Wilhelm" (anonym.

---

[15]) Oberländer a. a. O. 196.

[16]) Vgl. Ludwig Geiger, „Ifflandstudien. 1. Iffland und Engel" in der Sonntagsbeilage zur Vossischen Zeitung 26. Juni 1904.

Schwerin 1781) und „Der Abschied. Vandalia an Charlotten“ (Schwerin 1785). In Schwerin nahm Engel seine schriftstellerischen Arbeiten wieder auf, zu denen ihm seine Direktorialgeschäfte keine Muße gelassen hatten, und veröffentlichte in Schillers „Horen“ (I. Bd., 3. Stück) zunächst „Die Entzückung des Las Casas“, „im Geschmack der Aufsätze, die im Philosophen für die Welt vorkommen“, wie Schiller an Körner schrieb, und dann (IV. Bd. 10. Stück und VIII. Bd. 2. Stück) die ersten Teile seines gepriesensten Werkes, des Romans oder, wie Engel selbst es nannte, des „Charaktergemäldes“ „Herr Lorenz Stark“ (als Buch zuerst erschienen Berlin 1801) — eines Werkes, das 1776 aus früheren Lustspielszenen entstanden war, 1795 überarbeitet und vermehrt und im Winter von 1800 auf 1801 abgeschlossen wurde. Der Hauptcharakter sollte anfänglich einen Leipziger Bankier darstellen, erhielt dann die Züge von Engels Großvater und Diderots „Hausvater“ und wurde schließlich mehr und mehr zum Selbstporträt des Dichters.[17])

Über den „Lorenz Stark“ hat Schiller, der übrigens damals nur den ersten Teil kannte, ein hartes Urteil gefällt; auch Goethe, der zeitweilig im Verdachte stand, der Verfasser dieses anonymen Romans zu sein, meinte: „Vornherein hat es wirklich einigen Schein, der uns bestechen kann, in der Folge aber leistet es gar zu wenig.“ Die meisten Zeitgenossen aber urteilten anders: sie bewunderten den festen straffen Aufbau, die vorzügliche Charakteristik der aus dem Leben gegriffenen Personen, die durchsichtige Klarheit der zuweilen schalkhaft gefärbten Sprache; und dieses Urteil hat die Literaturgeschichte zu dem ihrigen gemacht: sie erklärt noch heute den „Lorenz Stark“ trotz seines leichten Stiches ins Philisterhafte für ein kleines Meisterwerk, für den ersten Familienroman von bleibendem Werte.

Neben einer beträchtlichen Anzahl von Kapiteln des „Lorenz Stark“ entstand in Schwerin „Der Fürstenspiegel“ (Berlin 1798), eine Sammlung moralischer Aufsätze, dazu bestimmt „jungen Prinzen und besonders solchen, die zum Regieren bestimmt sind, manche eben ihnen nützliche Wahrheit zu sagen; nicht wie gewöhnlich in Bildern, als wodurch der Vortrag zwar feiner, aber zugleich auch unkräftiger wird, sondern mit aller der Offenheit, die sich ein Erzieher zur Pflicht machen würde, wenn nicht diesen die Furcht vor Anwendungen bände“.

Noch bevor der Fürstenspiegel im Druck erschien, vollzog sich in Engels Leben wieder eine Wandlung. Am 11. April 1798 starb Ramler; unmittelbar darauf richtete Iffland ein Schreiben an den neuen König Friedrich Wilhelm III, in dem er unter Hervorhebung der Verdienste Engels und mit Betonung „der eingeschränkten Lage, worin er,

---

17) Vgl. G. Riemann, „J. J. Engels ‘Herr Lorenz Stark.’ Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Familienromans“ (im „Euphorion“ Bd. VII Jahrg. 1900 S. 266 ff. 482 ff.).

zum Bedauern aller guten Köpfe, in seinem Vaterlande lebt", die Übertragung der freigewordenen Pension Ramlers auf Engel beantragte. Dieser Antrag wurde sofort genehmigt. Schon am 12. wurde eine entsprechende Kabinettsordre an Engel erlassen und ihm die Pension bewilligt unter Hinweis auf die Bitte der Theaterdirektion „bey der Euer Verdienst in einem äußerst theilnehmenden Andenken zu stehen scheint", und mit dem Zusatze: „Da Ich nun Meinerseits Euren Talenten nicht minder die vollständigste Anerkennung widerfahren lasse, so ist die längst schon erwartete Gelegenheit, irgend einen Beweis davon Euch geben zu können, jezt Mir besonders angenehm, indem Ich hoffe, daß Ihr gern in Meine Staaten zurückkehren und wo der Aufenthalt darin Euch gefallen sollte, diese 400 Thaler zu Euerem bequemeren Auskommen annehmen werdet." Ein anderes Bittgesuch gleichen Inhalts richtete am Tage nach der Pensionsgewährung Meierotto, der damalige Direktor des Joachimsthalschen Gymnasiums, an den König; es schloß mit den Worten: „Dann würden E. K. M. von allen denen gesegnet werden, die Engels schöner Geist und wohlwollende Seele ebenso erfreute als belehrte." Meierotte wurde erwidert, daß auf Anregung Ifflands seinem Wunsche schon zuvorgekommen sei.[18])

Unter diesen Umständen kehrte Engel nach Berlin zurück. Dort ist er wenig mehr hervorgetreten, er lebte nur seinen Studien und beschäftigte sich mit der Herausgabe des dritten Bandes des „Philosophen für die Welt" und einer Gesamtausgabe seiner Schriften, deren Abschluß er doch nicht mehr erleben sollte. Bei Gelegenheit eines Besuches, den er seiner alten Mutter in Parchim machte, erkrankte er und starb dort am 28. Juni 1802.

Als Engel 1774 in Leipzig mit Konrad Ekhof befreundet wurde, konnte er ihn als einen halben Landsmann begrüßen: spielte doch Mecklenburg in der Entwicklungsgeschichte Ekhofs eine nicht unwichtige Rolle.[19]) Zuerst war er, der 1720 in Hamburg geboren war, im Alter von etwa 18 Jahren nach Schwerin gekommen, als Schreiber bei einem Advokaten, und dieser Aufenthalt bezeichnet einen Wendepunkt in Ekhofs Leben. Sein Herr, dessen Namen zu ermitteln mir nicht gelungen ist, war ein Freund der Musen, Besitzer einer bändereichen Sammlung neuer, auch theatralischer Schriften, deren Benutzung dem Schreiber gestattet war, und nun entstand in Ekhof eine leidenschaftliche Lust zum Theater. In Schwerin war es auch, wo er die nachmals berühmte Schauspielprinzipalin Sophie Schröder, geb. Biereichel (geb. 1714, gest. 1793 in Hamburg) kennen lernte, die Tochter eines Berliner Goldstickers, der für den Schweriner Hof als Sticker tätig gewesen war; auch Sophie war

[18]) S. Geiger a. a. O.

[19]) Vgl. H. Uhde, „Konrad Ekhof" in „Der neue Plutarch", herausgeg. von R. Gottschall. IV. Tl. S. 121 ff.

einmal als Stickerin nach Schwerin verschrieben worden, als dort eine große Hoffestlichkeit stattfand. Im Jahre 1734 hatte sie den Organisten an St. Georgen in Berlin, Johann Diedrich Schröder, geheiratet, sich aber 1738 von ihm getrennt, und suchte nun in Schwerin und darauf in Hamburg sich durch ihrer Hände Arbeit zu ernähren. Als dann gegen Ende des Jahres 1739 Schönemann in Lüneburg eine Schauspielertruppe bildete, wandte sich Ekhof von Schwerin aus brieflich an ihn, erhielt eine Zusage, eilte damit nach Hamburg und bestimmte auch Sophie Schröder zum Eintritt in die neue Gesellschaft.

Johann Friedrich Schönemann[20]), geb. 1704 in Crossen, war zuerst Mitglied der Försterschen Truppe, die 1725 in Hamburg erschien; 1730 kam er zur Neuberin und machte nun alle Kunstfahrten der Neuberschen Gesellschaft in den zehn Jahren ihrer vollsten Blüte mit. Als sich dann die Neuberin mit Gottsched überwarf, ihr Ansehen schnell zu sinken begann und die Prinzipalin sich nach Rußland begab, verließ mit anderen Mitgliedern auch Schönemann die Gesellschaft und entschloß sich „selbst zu prinzipalisieren". „Ein kluger Kopf, mit nicht übler litterarischer Bildung, federgewandt und von dem Ehrgeiz beseelt, mehr zu gelten als die üblichen Theaterprinzipale und Schauspieler, ging er vor allem darauf aus, die von der Neuber hergestellte Fühlung des Theaters mit der modernen Litteratur sorgsam zu bewahren, und keine Gelegenheit vorübergehen zu lassen, ohne an diesen Zusammenhang zu erinnern, das künstlerische Programm zu betonen und sich nicht nur als müssigen Zeitvertreiber, sondern als Träger einer besonderen Mission, als einen Förderer der allgemeinen Moralität hinzustellen."[21]) Zu den ersten Mitgliedern seiner Truppe gehörte auch ein Mecklenburger, der später als verdienstvoller Theaterleiter vielgenannte Konrad Ernst Ackermann, geb. 1710 in Jabel (nicht in Schwerin, wie gemeinhin angegeben wird) als Sohn eines Pächters; was er über sein früheres Leben, seine Kriegstaten unter den Augen des Feldmarschalls Münnich, seine persönliche Tapferkeit und Stärke zu erzählen liebte und was man ihm unbesehens geglaubt hat, scheint größtenteils freie Erfindung gewesen zu sein.[22]) Schon im ersten Jahre ihres Bestehens wandte sich die Schönemannsche Truppe nach Mecklenburg, spielte im Sommer in Rostock und im Herbst, der Aufforderung des theaterliebenden Herzogs Christian Ludwig II folgend, nach Schwerin.

---

[20]) S. über ihn Hans Devrient, „Johann Friedrich Schönemann und seine Schauspielergesellschaft. Ein Beitrag zur Theatergeschichte des 18. Jahrhunderts." (Hamburg u. Leipzig 1895.)

[21]) Litzmann, „Friedrich Ludwig Schröder. Ein Beitrag zur deutschen Litteratur- und Theatergeschichte." I. Bd. (Hamburg u. Leipzig 1890) S. 10.

[22]) Vergl. Grotefend in den Jahrbb. des Vereins f. meckl. Geschichte und Altertumskunde 55. Jahrg. (1890) S. 288 ff.

Diesem ersten Auftreten in Schwerin machte am 20. Oktober die gebotene Landestrauer um den Tod des Kaisers Karl VI ein unerwünschtes Ende; Schönemann begab sich zunächst nach Wismar, spielte, nachdem er von Schwerin aus zum erstenmale als Prinzipal mit Gottsched in Berührung getreten war, während der Ostermesse 1741 in Leipzig, im Sommer wieder in Güstrow und Leipzig, darauf in Hamburg, wo Ackermann und Sophie Schröder die Gesellschaft verließen, um eine eigene Truppe zu gründen, und trat im Sommer 1742, von Christian Ludwig gerufen, abermals in Schwerin auf, und zwar nicht wieder, wie das erste Mal, im Schweriner Rathause, sondern im Schloßtheater. Auch diesmal war der Aufenthalt in Schwerin nur von kurzer Dauer, aber Christian Ludwig verlor Schönemann nicht aus den Augen und wandte auch keiner anderen Truppe seine Gunst zu, obwohl Schönemanns Nebenbuhler Ackermann und Sophie Schröder, nachdem sie ihre Gesellschaft hatten entlassen müssen, 1744—47 sich in Mecklenburg aufhielten und persönlich vom Hofe unterstützt wurden. Immerhin vergingen neun Jahre, bis Schönemann, der inzwischen in preußischen, sächsischen und welfischen Landen nicht ohne Ruhm gespielt hatte, wieder in Mecklenburg auftauchte. Im Juni 1750 traf er mit seinen Leuten in Rostock ein, und alsbald begannen die Unterhandlungen mit ihm wegen eines ständigen Engagements am Mecklenburger Hofe — Unterhandlungen, die zu einem befriedigenden Abschlusse führten: am 7. Oktober 1750 zog die Schönemannsche Truppe in den großen Tanz- und Redoutensaal des Schweriner Schlosses ein, das ihr auf Jahre hinaus zur halben Heimat werden sollte. Auch in Rostock, wo der Hof die Hälfte des Jahres zubrachte, ließ der Herzog ein kleines Komödienhaus bauen, welches am 11. Mai 1751 eröffnet wurde. In demselben Jahre nahm Christian Ludwig die Schönemannsche Gesellschaft „als Dero Hof-Comödianten mit einem anständigen Gehalt unter gewissen Bedingungen" in seine Dienste. Das war ein wichtiger Augenblick in der Theatergeschichte, der Anfang ständiger Theater mit bestimmter fürstlicher Subvention. Die Sommermonate behielt Schönemann zu Reisen nach Hamburg frei, und Mecklenburg und Hamburg sind nun die Gegenden, in denen die durch Schönemann repräsentierte deutsche Schauspielkunst in den nächsten Jahren Unterhalt und Schutz fand. Mecklenburg erwarb sich damals um die Bildung des deutschen Geschmacks nicht geringe Verdienste, denn mit dem Jahre, da Schönemanns Bühne hier Wurzel faßte und durch den Zuschuß des Herzogs vom großen Haufen unabhängig wurde, vermochte sie sich frei zu machen von den unregelmäßigen Stücken, die sie bis dahin hatte beibehalten müssen — ein Reinigungsprozeß, den besonders Ekhof beförderte. Für die Huld des Herzogs sich durch pomphafte Festprologe an den Geburtstagen in der fürstlichen Familie dankbar zu erweisen, hat die Truppe natürlich nicht versäumt; so wurde z. B. 1752

der 15. Mai, des Herzogs Geburtstag, mit einem Vorspiel „Das Denkmahl wahrer Größe“ gefeiert, mit dem sich Ekhof zuerst auch als Bühnendichter einführte.

Nicht Christian Ludwig allein hatte ein Interesse für das Schauspiel, auch seine Tochter Ulrike (geb. 1723, gest. 1813) war eine begeisterte Freundin des Theaters, und die Erbprinzessin Luise Friederike (geb. 1722, gest. 1791), des Erbprinzen Friedrich Ludwig von Württemberg-Stuttgart Tochter, suchte und fand alle ihr im Leben vielfach versagte Freude im Genießen der dramatischen Kunst und bewies die enthusiastische Verehrung, die sie für Ekhof hegte, ihm bis über seinen Tod hinaus. Beide Damen betätigten ihr Interesse für die Schönemannsche Bühne auch dadurch, daß sie französische Dramen ins Deutsche übersetzten: Boissy's „Liebhaber seiner Frau“ in der Bearbeitung der Erbprinzessin wurde 1754 und 1755 in Schwerin, 1755 und 1756 auch in Hamburg gegeben, und „Der Undankbare“ von Destouches, in der Übersetzung der Prinzessin Ulrike, ging 1756 in Hamburg über die Bretter.

Das Jahr 1753 bezeichnet den Höhepunkt der Schönemannschen Schaubühne. In diesem Jahre kam auch im Schoße der Truppe eines der denkwürdigsten theatralischen Vorkommnisse zur Reife: die Schauspieler-Akademie oder, wie sie sich selbst nannte, die „Academie der Schönemannschen Gesellschaft“, deren Gründungsort Schwerin und deren Urheber Ekhof war — ein Unternehmen, welches gleicherweise der Hebung der Schauspielkunst wie des Schauspielerstandes und speziell dem Nutzen der Schönemannschen Gesellschaft dienen sollte. Aber mit dieser ging es nun bald bergab, auch Ekhofs Tatkraft vermochte den Verfall nicht abzuwenden, nur aufzuhalten, und die Akademie wurde nach wenig mehr als einjährigem Bestehen zu Grabe getragen. Schönemann, die Abnahme seiner Kräfte fühlend, räumte Ekhof immer weitere Machtbefugnisse in der Leitung der Truppe ein und konnte sich doch nicht entschließen, der Direktion ganz fernzubleiben; so geriet die Prinzipalschaft in ein böses Schwanken. Und nun traf Schönemann und die Seinen der schwerste Schlag: „am 30. Mai 1756 starb Herzog Christian Ludwig und mit ihm auf Jahre hinaus alles Kunstleben in Mecklenburg-Schwerin.“ Wie gründlich falsch hatte doch nach dieser Richtung hin J. Fr. Löwen — von dem noch weiter zu reden sein wird — prophezeit, als er sein „Gedicht, dem Tode des Herzogs gewidmet“ mit den Worten schloß: „Ludewig lebt uns in Friedrich wieder.“[23])

Herzog Friedrich der Fromme ließ alsbald das Theater in Schwerin eingehen, er wollte überhaupt kein Schauspiel in seinem Lande leiden. „Zwar wüßte er wohl“ — wie er selbst 1766 dem Engländer Thomas Nugent gegenüber aussprach — „daß das Schauspiel unter einer gehörigen Aufsicht immer belehrend und in gewisser Absicht eine Schule

[23]) In Löwens „Schriften“ Bd. I. (Hamburg 1765) S. 143 ff.

der Sitten werden könne; allein die Erfahrung hätte doch auch schon oftmals das Gegenteil gelehrt. Überdem würde in einem so kleinen Staat wie Mecklenburg das Schauspiel nur eine Anreizung zum Luxus und zur Verschwendung sein, den Müssiggang befördern, und den Geist der Industrie verscheuchen."[24])

Wie sicher sich Schönemann in seiner Hofkomödiantenstellung gerade damals noch fühlte, beweist sein Streben, sich in Schwerin ansässig zu machen und der Ankauf eines Hauses dort im Januar 1756.[25]) In dieselbe Zeit fällt die Herausgabe einer Neubearbeitung von Konrad Christian Leopoldi's zuerst 1704 in Hannover erschienenem Andachtsbuch „Der bußfertigen gläubigen Seelen Heiliges Gnaden-Paradies und Ehren-Tag . . . mit großen Fleiß nachgesehen, verbessert und mit einer Nachsammlung, auch allerley sich hierher schickenden geistlichen Liedern vermehret" (Hamburg 1756). Die Vorrede ist „Schwerin, den 1. Januar 1756" datiert und beweist, wie unrecht diejenigen haben, die behaupten, Schönemann habe das Andachtsbuch zur Regierungszeit Friedrichs des Frommen veröffentlicht, um sich bei ihm dadurch in Gnade zu setzen und möglichst eine Anstellung zu erbetteln.

Nach dem Tode seines fürstlichen Gönners begab Schönemann sich mit seiner Truppe nach Hamburg, aber es ging nun mit der Schönemannschen Schaubühne schnell zu Ende. Der Prinzipal wurde träge, vernachlässigte das Theater, warf sich auf den Pferdehandel; ein Zwist zwischen ihm und Ekhof führte im Juni 1757 zu dessen Abgang, und ein halbes Jahr darauf legte Schönemann die Direktion nieder: am 2. Dezember 1757 fand die feierliche Abschiedsvorstellung statt. Schönemann ließ sich nun in Schwerin nieder, wo er beim Prinzen Ludwig eine kleine Anstellung als „Rüstmeister" fand. Widrige Familienverhältnisse trübten seinen Lebensabend, am 16. März 1782 ist er in Schwerin im Elend gestorben.

Die Stellung als prinzlicher Offiziant hatte ihm sein Schwiegersohn Johann Friedrich Löwen[26]) verschafft. Der war 1727 zu Klausthal geboren, besuchte das Collegium Carolinum in Braunschweig, studierte seit 1747 erst in Helmstedt, dann in Göttingen Theologie, mußte aber wegen Mittellosigkeit seine Studien abbrechen und begab sich nach Hamburg, wo er, von Friedrich v. Hagedorn u. a. gefördert, als Literat sein Leben fristete und sein besonderes Interesse der Bühne zuwandte. Die kurzen Kritiken, die er 1752 in Hamburg über

[24]) Thomas Nugents Reisen durch Deutschland und vorzüglich durch Mecklenburg. Aus dem Englischen übersetzt, und mit einigen Anmerkungen und Kupfern versehen. II. Tl. (Berlin u. Stettin 1782) S. 247.

[25]) Devrient a. a. O. S. 259 und die Anmerkung.

[26]) S. über ihn die Monographie von Polkoff, „Johann Friedrich Löwen, der erste Direktor eines deutschen Nationaltheaters. Sein Leben, seine literarische und dramatische Tätigkeit." Heidelberg 1904.

die Schönemannsche Truppe schrieb, hat man als einen „Vorläufer der Hamburgischen Dramaturgie" bezeichnen zu können geglaubt. Dann richtete er sein Augenmerk auf Mecklenburg; er hatte dort einen Gönner gefunden in dem Prinzen Ludwig, dem er sein Buch „Der Christ bey den Gräbern" (Hamburg 1753) widmete — „poetische Betrachtungen", wie der Verfasser sie nennt, wohl besser als gereimte Predigten zu bezeichnen, die unter dem direkten Einfluß des englischen Pietismus und insonderheit des „Spectator" entstanden, jener moralischen Wochenschrift, die in Hamburg Schule gemacht hatte. Es war das nicht Löwens Erstlingswerk; er hatte bereits ein Schäferspiel „Die Spröde" (Helmstedt 1748) im Stile Gleims, „Zärtliche Lieder und anakreontische Scherze" (Hamburg 1751), die Hagedorn nachahmen, „Poetische Nebenstunden in Hamburg" (Leipzig 1752), die Gellerts Einfluß verraten, veröffentlicht und dazu die ersten jener vielen Gelegenheitsgedichte und Cantaten, mit denen er zeitlebens einflußreiche Personen und festliche Tage zu feiern liebte.

Um 1753 trat Löwen zu Schönemann in Beziehungen; von da ab begleitete er mehrere Jahre hindurch die Schönemannsche Truppe nach Schwerin und Rostock, gerade in der Zeit von deren beginnendem Niedergang. Mehrere Vorspiele und einige Übersetzungen französischer Dramen verdanken diesem Zusammenhange ihr Entstehen, ebenso die „Kurzgefaßten Grundsätze über die Beredsamkeit des Leibes" (Hamburg 1755), die aber in keiner Weise geeignet waren, Lessings versprochene, aber nicht erschienene Schrift über die „körperliche Beredsamkeit" zu ersetzen und die Engel, der 1785 mit der „Mimik" an die Verheißung seines großen Vorbildes anknüpfte, mit verdienter Nichtachtung gestraft hat. Auch auf anderen Feldern versuchte er sich: in das Gebiet des Komischen und der Satire gehören „Ein halbes Hundert Prophezeihungen auf das Jahr 1756" (Deutschland [d. i. Hamburg] 1755) und die von Zachariä's „Renommisten" stark beeinflußte „Walpurgis Nacht" (Hamburg und Leipzig 1756), ein Lehrgedicht ist „Der Billwerder" (ebd. 1757), dessen direktes Vorbild Pope's „The Windsor forest" ist, lyrisch sind die „Oden und Lieder" (Leipzig 1757).

Nach dem Aufhören der Schönemannschen Direktionsführung heiratete Löwen im Dezember 1757 Schönemanns Tochter Elisabeth (die Trauung fand in der Schloßkirche zu Schwerin statt) und erhielt nun eine Anstellung als Privatsekretär des Prinzen Ludwig. Über die Art seiner amtlichen Tätigkeit sind wir nicht unterrichtet; sicher ist, daß sie ihm volle Muße zu literarischer Betätigung ließ. In diese Zeit fallen u. a. die „Götter- und Heldengespräche" (Hamburg u. Leipzig 1759) und die „Satyrischen Versuche" (ebd. 1759) — Machwerke, über die Moses Mendelssohn im 80. Literaturbrief[27]) ein geradezu vernichtendes Urteil

[27]) „Briefe die neueste Litteratur betreffend" V. Tl. Berlin 1760. S. 69 ff.

fällt —, eine zweibändige Sammlung „Poetischer Werke“ (ebd. 1760), die in einem „erzwungenen Bänkelsängerton“ gehaltenen „Romanzen“ (ebd. 1762) und ein Lustspiel „Mißtrauen aus Zärtlichkeit“ (Hamburg 1763), nach einem französischen Vorbilde gearbeitet.

Aber nicht nur zur Schriftstellerei ließ Löwen sein „müßig Sekretariat“ — wie sein geschworener Feind, der Hamburger Pamphletist Johann Matthias Dreyer, seine Stellung nannte — Zeit, sondern auch zur Beschäftigung mit dem leidenschaftlich geliebten Theater in dem nahen Hamburg. Zwar zu dem Prinzipal Koch scheint er kein intimes Verhältnis gewonnen zu haben. Das wurde anders, als Ackermann 1763 in Hamburg einzog. Ihm stellte sich Löwen zur Verfügung und Ackermann nahm seine Dienste an, die wohl in der Verfertigung von Vorspielen und Prologen, vielleicht auch in der Auswahl neuer Stücke bestanden; überdies lieferte Löwen in den von ihm 1765—67 herausgegebenen „Freyen Nachrichten aus dem Reiche der Wissenschaften und der schönen Künste“ Kritiken über Ackermanns Schauspiel. Nach kaum einem Jahre aber kam es zwischen dem Direktor und dem Kritiker zum Bruch, der seinen Ausdruck fand in zwei anonymen Schriften Löwens, dem „Schreiben an einen Freund über die Ackermannsche Gesellschaft“ und, als diese Schrift eine Entgegnung gefunden hatte, dem „Schreiben des Ackermannschen Lichtputzers an einen Marionettenspieler“ (beide Hamburg 1766). Um dieselbe Zeit erschien die vierbändige Sammlung von Löwens „Schriften“ (ebd. 1765—66), deren vierter Band seine „Geschichte des deutschen Theaters“[28]) enthielt — der erste Versuch einer deutschen Theatergeschichte, voller Mängel aber getragen von einer ehrlichen Begeisterung für die hohen Aufgaben der Schaubühne, für ihre Würde und Selbständigkeit, für ihre Befreiung von ungesunden französischen Einflüssen.

In diesem Sinne praktisch zu wirken, bot sich ihm alsbald Gelegenheit. Denn 1766 erfolgte die Gründung des „Hamburger Nationaltheaters“, die berühmte „Hamburger Entreprise“; Ackermann stieg gegen eine reichliche Abfindungssumme vom Direktionssessel und trat in die Reihe der Schauspieler, die Direktion übernahm Löwen, von dem auch der Gedanke ausging, Lessing nach Hamburg zu berufen, um das Unternehmen als Dichter, und als dieser darauf nicht einging, als Kritiker zu unterstützen. Im April 1767 wurde die Bühne eröffnet. Aber alsbald zeigte sich, daß Löwens Können seinem Wollen nicht entsprach: das Nationaltheater, mit Ekhof als Regisseur, mit Lessing als Dramaturgen ging binnen kurzer Zeit elend zu Grunde. Löwen verließ 1768 Hamburg und fand eine kärglich besoldete Registratorstelle in Rostock. Dort ver-

---

28) Neu herausgegeben von H. Stümcke (Nr. 8 der von F. v. Zobeltitz veranstalteten „Neudrucke literarhistorischer Seltenheiten). Berlin 1905.

öffentlichte er noch eine zweite Sammlung von „Romanzen" (Hamburg u. Bremen 1769) und „Geistliche Lieder" (Greifswald 1770), von denen eines „Nimm deine Psalter, Volk des Herrn" einen Platz im Hamburger Gesangbuch gefunden hat. In Rostock ist Löwen 1771 gestorben. Von seinen Werken hat ihn wohl nur die 1766 in Ramlers Manier gedichtete Kantate „Der sterbende Heiland" überlebt, zu welcher der Schweriner Hofkomponist Johann Wilhelm Hertel (gest. 1789) eine den Text an Wert übertreffende Musik schrieb.

Im Jahre 1741 hatte, wie wir sahen, Sophie Schröder die Schönemannsche Gesellschaft verlassen und hatte unter Beirat und mit Unterstützung Ackermanns eine eigene Truppe gegründet, die im Frühjahr 1742 ihre Vorstellungen eröffnete. Aber schon im Juli 1744 brach das Unternehmen zusammen und Sophie Schröder zog sich nach Schwerin zurück, wo sie eine Stickschule anlegte. Obwohl sie 1745 klagt: „In der Swerinschen Welt gehet es sehr erbärmlich zu, man höret überall Klagegeschrey, daß die Menschen vor der Zeit Hunger sterben werden," scheint es ihr doch nicht schlecht gegangen zu sein. In Schwerin wurde ihr als Frucht eines kurzen Wiederzusammenlebens mit ihrem verkommenen Manne in der Nacht vom 2. auf den 3. November 1744 ein Sohn geboren, Friedrich Ulrich Ludewig Schröder, der der größte Schauspieler und Schauspielunternehmer des 18. Jahrhunderts werden sollte.[29]) Seine Paten waren die Prinzen Friedrich und Ludwig und die Prinzessin Ulrike — man könnte daraus entnehmen, daß die Mutter sich eines gewissen Ansehens in Schwerin erfreute. Aber diese Stadt verließ sie im Frühjahr 1747 um zur Bühne zurückzukehren und zwar als Mitglied einer Truppe, die Ackermann für einen Danziger Unternehmer namens Dietrich zusammengebracht und deren künstlerische Leitung er übernommen hatte. Damit war über das künftige Leben des Kindes entschieden, das nun der Bühne verfallen war. Gegen Ende des Jahres löste sich die Dietrichsche Gesellschaft auf, die besseren Mitglieder, darunter Ackermann und Sophie Schröder, gingen nach Rußland. In Petersburg betrat Schröder als dreijähriges Kind in einem von seiner Mutter gedichteten Festspiel in der Rolle der Unschuld zum ersten Male die Bretter, im Alter von 7 Jahren spielte er Kinder- und Mädchenrollen und erhielt eine Gage von 2 Rubeln die Woche.

Von Rußland wandten sich Frau Schröder und Ackermann, die 1749 die Ehe geschlossen hatten, wieder nach Deutschland zurück. Aus dem Jahre 1754 stammen die ersten öffentlichen Kritiken über Schröders

---

[29]) Vergl. B. Litzmann in der allgemeinen Deutschen Biographie Bd. 32 S. 506 ff. sowie dessen Monographien: „Friedrich Ludwig Schröder. Ein Beitrag zur deutschen Literatur- und Theatergeschichte." Tl. I. II. (Hamburg u. Leipzig 1890—94) und „Der große Schröder" (Das Theater. Eine Sammlung von Monographien herausgeg. von E. Hagemann. Bd. I). Berlin u. Leipzig [1904].

schauspielerische Leistungen — Ackermanns spielten damals in Glogau — und in Frankfurt a. O. gab er am 10. Juli 1755 in der theatergeschichtlich bedeutsamen ersten Aufführung von Lessings „Miß Sara Sampson" unter den Augen des Dichters die Arabella.[30]) In Königsberg aber ward er einstweilen dem Theater entzogen und besuchte das Collegium Fridericianum, blieb auch noch eine Zeit lang in Königsberg, als Ackermanns aus Furcht vor den anrückenden Russen die Stadt verlassen hatten. Als aber die für seinen Aufenthalt erforderlichen Zahlungen ausblieben, mußte er das Fridericianum räumen. Des hülflosen Knaben nahm sich einstweilen der englische Equilibrist Michael Stuart an; erst 1759 und nach mancherlei Fährlichkeiten traf Schröder in Solothurn mit Ackermanns wieder zusammen und nahm nun an deren Wanderzügen durch die Schweiz und das Elsaß nach Deutschland teil.

Inzwischen hatte sich das persönliche Verhältnis Schröders zu seiner Mutter und seinem Stiefvater sehr schlecht gestaltet. Eine völlig verkehrte Erziehung drohte „aus einem an sich gutartigen, leicht lenkbaren Knaben einen verstockten, verlogenen Taugenichts zu machen". Eine unbändige Genußsucht, eine Leidenschaft für das Spiel hatten sich seiner bemächtigt; in Straßburg kam es so weit, daß er sich am Eigentum seiner Eltern vergriff. Aber — als hätte diese Katastrophe den Eltern die Augen geöffnet über das, was sie an dem Sohne gesündigt — von da an besserten sich die Beziehungen namentlich der Mutter zu ihm. Sie sorgte für seine künstlerische Ausbildung nach bestem Wissen und Verstehen und fand in dieser Hinsicht einen mächtigen Bundesgenossen an Ekhof, der 1764 in die Ackermannsche Gesellschaft eintrat.

Im Jahre 1767 ging die Truppe an die Unternehmer der Hamburgischen Entreprise über. Für Schröder fand sich hier zunächst kein Platz, er trat — seltsam genug — einstweilen in die Gesellschaft des damals im Rheingau umherziehenden Prinzipals Joseph Felix Frhrn. v. Kurz ein, des Mannes, der als Vertreter der Stegreifkomödie ein Antipode Ackermanns war. Aber nicht für lange und ohne Schaden für seine künstlerische Individualität. Debütiert hatte er bei Kurz als Groteskkänzer, denn lange hat er seine Tätigkeit mit Vorliebe dem Ballett gewidmet; die von ihm gleichfalls gern gespielten komischen Bedientenrollen der französischen Komödie, in denen er bisher gleichfalls geglänzt hatte, standen nur selten auf dem Repertoir, um nicht unbeschäftigt zu bleiben spielte er die sog. Chevaliers in den Goldonischen Komödien. Zum Stegreifspiel hatte er sich nie entschließen können. So ergriff er die Hand, die Abel Seyler ihm bot und ging 1768 ans Hamburger Nationaltheater. Als dieses gleich darauf zusammenbrach und Ackermann das verkrachte Unternehmen zum März 1769 wieder auf eigene Rechnung

[30]) Litzmann, „Friedrich Ludwig Schröder." Tl. I S. 91 ff.

übernahm, fiel Schröder ein großer Teil der Direktionsführung zu, und die ganze Last derselben wälzte sich auf seine Schultern, als Ackermann 1771 starb. Um die Zeit aber war Schröder völlig gereift und dieser schweren Aufgabe durchaus gewachsen. Als Schauspieler rang er sich durch strenge Arbeit an sich selbst zu einem der größten Bühnenkünstler aller Zeiten, zu einem unübertroffenen Darsteller des Tragischen empor.

Zunächst leitete Schröder die Hamburger Bühne bis 1780. Es war seine Glanzperiode. „Die Erziehung des Publikums vom Standpunkt der bloß müßigen Schaugelüsten fröhnenden, kritiklosen Menge zu höherer, Dichtung und Darstellung gleich verständnisvoll auffassenden Einsicht, und zweitens die moralische und soziale Hebung seines Standes" — das waren die beiden Hauptziele, die er sich gesteckt hatte und die er erreichte. So gelang ihm, woran ein Ekhof und ein Lessing gescheitert waren.

Eine Hauptsorge mußte für den neuen Direktor das Repertoir bilden. Es galt aufzuräumen mit dem Wust alter Bestände, Umschau zu halten auf dem Gebiete der deutschen wie fremder Literaturen, der allem neuen sich spröde versagenden deutschen Bühne frische Lebensquellen zuzuführen. Und es fügte sich gut, daß Schröder in Johann Joachim Bode, dem Freunde Lessings und Herders, dem Übersetzer Sterne's und Smollets, einen klugen Ratgeber und einen aufopfernden Freund fand. Ein später unternommener Versuch Schröders, den ihm persönlich befreundeten Gotter als künstlerischen Berater nach Hamburg zu ziehen, hatte keinen Erfolg.

Vor Jahren hatte Ackermann durch die Einführung des bürgerlichen Dramas in sein Repertoir sich ein nicht geringes Verdienst erworben; Schröder erschloß der Schauspielkunst ein neues Gebiet durch die Pflege der heroischen Tragödie. Die Tage der „französischen und französierenden Alexandrinertragödie" waren nun zu Ende. Im Jahre 1772 ging die „Emilie Galotti" über die Bühne, 1774 folgten „Clavigo" und „Götz von Berlichingen", auch andere von den jungen Talenten, die Lenz, Klinger, Wagener, Leisewitz kamen zu Wort; im Frühjahr 1775 erließ die HamburgerTheaterdirektion jene Aufforderung an die deutschen Dramatiker und Übersetzer, in der Schröder im Namen seiner Mutter allen wirklichen Talenten seine Bühne zur Verfügung stellte und gegen alle bisherigen Gepflogenheiten den Dichtern auch ein bestimmtes Honorar zusicherte. Und im Jahre darauf wurde auch Shakespeare für die deutsche Bühne dauernd gewonnen. Zwar hatte schon Lessing 1759 Shakespeare als den gegebenen Ausgangspunkt für die Bildung eines großer Dramas hingestellt und es hatte an Versuchen zu Übersetzungen und Bearbeitungen einzelner Shakespeareſcher Dramen nicht gefehlt, aber noch 1773 hatte Herder geklagt, daß „dieser Schöpfer von Geschichte und Weltseele immer mehr veralte" und die Befürchtung ausgesprochen,

„sein Drama werde der lebendigen Vorstellung ganz unfähig werden". Aber mit der ersten Aufführung des Hamlet in Hamburg am 20. September 1776 war der Sieg Shakespeares auf der deutschen Bühne entschieden.

Freilich war es nicht der echte Hamlet, der da vorgeführt wurde. Schröder hatte das Stück bearbeitet. Heinrich Laube vergleicht diese Bearbeitung „einem blühend gewesenen Jünglingskopf, der blaß geworden, daß man hat zur Schminke greifen müssen"[31]) — ein sehr zahmes Urteil gegenüber den vielen grausamen Gewaltakten, die sich der Bearbeiter gegen den Dichter zu Schulden kommen ließ. Aber man vergesse nicht, daß für den unverfälschten Shakespeare vielleicht der Bearbeiter selbst nicht das volle Verständnis hatte, jedenfalls das Publikum jener Tage noch nicht reif und zu einem neuen Geschmack erst zu erziehen war. Mußte doch, wie Herder betont, selbst Garrick, der Wiedererwecker Shakespeares und Schutzengel auf seinem Grabe, seinen Zuhörern, den Landsleuten des Dichters, mancherlei Zugeständnisse machen, vieles ändern, auslassen, verstümmeln. Wie viel mehr mochte das einem erfahrenen Theaterpraktiker wie Schröder in Hamburg geboten erscheinen, wo ein Kritikus nach der ersten Aufführung des Hamlet zu sagen wagte: „Der Fonds des Stückes taugt gar nichts. Man sollte dieses Stück gar nicht auf die Bühne bringen."

Auf den Hamlet folgten bis zum Jahre 1779 Othello, der Kaufmann von Venedig, Maaß für Maaß, König Lear, Richard II, Heinrich IV, Macbeth. Auch diese Stücke hatte Schröder größtenteils selbst bearbeitet, wie er denn um diese Zeit mehr und mehr eine dramaturgische Tätigkeit entfaltete, um schließlich selbst als dramatischer Schriftsteller aufzutreten. Zu dieser Betätigung fand er die nötige Muße allerdings hauptsächlich erst, als er, verstimmt durch allerlei unliebsame Erfahrungen und Enttäuschungen, die Direktion der Hamburger Bühne niedergelegt hatte und 1781 als Darsteller in den Verband des Kaiserlichen Nationaltheaters in Wien eingetreten war. Diese „Dramatischen Werke" (unvollständig herausgegeben von Ed. v. Bülow, mit einer Einleitung von Ludwig Tieck. 4 Bde., Berlin 1831), meist nach fremden, überwiegend englischen Originalen gearbeitet, haben nur geringen dichterischen Wert, fanden aber gleichwohl bei den Zeitgenossen lebhaften Beifall und wenigstens einige derselben, wie z. B. „Der Fähndrich" (1782), „Der Ring" (1783), „Stille Wasser sind tief" (1784), „Das Portrait der Mutter" (1790), haben sich auf der Bühne Jahrzehnte lang behauptet.

Im Jahre 1785 kehrte Schröder nach Hamburg zurück und über-

---

[31]) Theaterkritiken und dramaturgische Aufsätze von Heinrich Laube, herausgeg. von A. v. Weilen. Bd. I S. XV. (Schriften der Gesellschaft für Theatergeschichte. Bd. 7. Berlin 1906.)

nahm zum zweiten Male die Leitung des dortigen Theaters. Er hat sie bis 1798 geführt, aber ohne ihr den großen Zug, der seine erste Direktionsperiode auszeichnete, zu geben oder geben zu können, denn die Bildung des Repertoirs wurde wesentlich erschwert durch die auch von Schiller in den Xenien gegeißelte Dürftigkeit der dramatischen Literatur, in der Iffland und Kotzebue das große Wort führten. Die mit dem Wallenstein eingeleitete „neue Ära des großen deutschen Dramas" fand in Schröder einen theatermüden Mann, der den von Weimar aus an ihn ergangenen Einladungen, dort als Erster den Wallenstein zu spielen, nicht mehr folgen mochte, um so weniger, als er seltsamerweise sich zu den Schillerschen Dramen niemals recht ein Herz fassen konnte.

Eine sorgsame Finanzwirtschaft hatte Schröder zu einem wohlhabenden Mann gemacht. In Rellingen bei Pinneberg erwarb er einen Landsitz, den er nur einmal noch auf längere Zeit verließ, um zu seinem Unheil vom April 1811 bis zum März 1812, unter den erschwerenden Umständen der Fremdherrschaft, zum dritten Male das Hamburger Theater zu übernehmen. Diese „infame Entreprise", wie Schröder selbst nachträglich das Unternehmen bezeichnete, brachte ihm schwere pekuniäre Verluste und keine Lorbeeren: er hatte die Fühlung mit den geistigen Strömungen der Zeit verloren.

In Rellingen starb Schröder am 3. September 1816. Seine letzte Ruhestätte fand er in Hamburg, wo die Freimaurer ihm, ihrem berühmten Großmeister (seit 1814), eine glänzende Totenfeier bereiteten.[32])

Als im Jahre 1776 der Hamlet aufgeführt wurde, befand sich unter den Zuschauern auch der damals in Wandsbeck lebende Johann Heinrich Voß. Daß zwischen ihm und Schröder persönliche Beziehungen bestanden hätten, ist meines Wissens nicht ausdrücklich bezeugt, aber es ist nicht unwahrscheinlich. Denn beide waren in demselben Jahre 1774 in Hamburg Logenbrüder geworden. Außerdem lebte Voß in dem Klopstockschen Freundeskreise, und daß Klockstock wenigstens später zu den Bekannten und Bewunderern Schröders gehörte, beweist seine Einzeichnung in dessen Stammbuch im Jahre 1781: „Schröder spielte keine Rolle gut, denn er war immer der Mann selbst."[33])

Von allen den Dichtern, deren Wiege in Mecklenburg gestanden, hat keiner eine ähnliche Bedeutung für die Kulturgeschichte unseres Volkes erlangt wie Johann Heinrich Voß.[34]) Nicht durch bahn-

---

[32]) Ueber Schröders maurerisches Wirken s. A. F. Polick, „Friedr. Ludw. Schröder, ehemaliger Großmeister der Gr. ☐ in Hamburg" (Rostock 1844) S. 27 ff. und C. Wiebe, „Die große Loge von Hamburg und ihre Vorläufer" (Hamburg 1905) S. 175 ff.

[33]) Litzmann „Der große Schröder" S. 44.

[34]) Biographie von W. Herbst, „Johann Heinrich Voß." Bd. I. II, 1. 2. Abt. Leipzig 1872—76. Auf diesem trefflichen Buche beruht wesentlich die hier gegebene Darstellung. Vgl. auch Fr. Muncker in der Allg. deutschen Biographie Bd. 40 S. 334 ff.

brechende eigene Schöpfungen, sondern durch seine Tätigkeit als Übersetzer der Alten, durch seine Verdeutschungen, die „gerade in jener Periode fast den Wert und die Kraft originaler Schöpfungen erhalten mußten, weil sie, eine Tat zur rechten Stunde, ein Lebensbedürfnis der Zeit befriedigten. Eine ganze Entwicklungsreihe unserer Literatur, die in zwiefachem Sinne klassische, ist ohne Voß' dolmetschenden und wegweisenden Dienst gar nicht denkbar."

Voß wurde 1751 in Sommerstorf bei Waren geboren. Er hat sich selbst gelegentlich scherzend einen Obotriten genannt, sich aber mit Stolz als Niedersachsen gefühlt und ist, obwohl früh aus der Heimat verschlagen, Zeit seines Lebens in Art und Unart ein echter Niedersachse geblieben. Sein Vater, Sohn eines freigelassenen Rademachers in Grubenhagen, hatte sich gute Schulkenntnisse und im Dienste eines Lübecker Domherrn v. Witzendorff, den er auf Reisen begleitete, Gewandtheit und Lebenserfahrung, dann als Pächter des Grubenhagenschen Vorwerks Buchholz auch einiges Vermögen erworben und hielt sich nach Ablauf seiner Pachtzeit in Sommerstorf auf. Dort knüpfte er Beziehungen an zu der Tochter des Küsters Carstens, die durch ihn Mutter eines Knaben wurde; im Kirchenbuche von Vielist steht verzeichnet: „Den 21. Februarij hat Catharina Dorothea Carstens einen Spurium taufen lassen, Namens Johann Heinrich." Bald nach der Geburt des Knaben aber schloß der Vater den Ehebund und zog nach Penzlin, wo er von dem Herrn v. Maltzan den sog. Damm-Zoll und ein Haus mit einigen Gärten nebst der Gerechtigkeit des Bierbrauens und Branntweinbrennens kaufte.

Die Elemente seiner Bildung erhielt Voß auf der Klippschule seiner Vaterstadt — denn als solche ist Penzlin anzusehen. Aus der Klippschule trat er 1759 in die Stadtschule, deren Rektor Andreas Struck war, ein trefflicher Pädagoge, dem Voß ein nie alterndes Andenken bewahrt hat. Durch Struck wurde er auch in das Lateinische eingeführt, das Griechische griff der Knabe mit eigener Hand an, ja er verstieg sich sogar zum Hebräischen, aber diese Sprache stieß ihn ab: aus den garstigen Kehllauten roch ihm, wie er sich ausdrückt, etwas Knoblauch entgegen, das einer Sprache des Paradieses wenig gemäß schien. An deutscher Literatur verschlang er, was ihm erreichbar war, lernte die Lieder des mecklenburgischen und des Porstschen Gesangsbuchs wie Gellerts Fabeln, Gleims und Hagedorns Lieder auswendig, las den Robinson, Schnabels „Insel Felsenburg", Zieglers „Banise", die Haimonskinder und was sonst an Volksbüchern aufzutreiben war, mit Vorliebe auch die Bibel; entzückt lauschte er dem nieder- und hochdeutschen Volksliede, wie er es aus dem Munde von Dienstmädchen und Handwerksburschen, von Mähern und Binderinnen in der Ernte, vom Leiermann auf dem Jahrmarkt hörte.

Die hervorragende Befähigung des Knaben blieb nicht unbemerkt. Man erkannte in ihm den Beruf zu den Studien und redete dem Vater zu, der Junge selbst hatte keinen glühenderen Wunsch, aber dessen Erfüllung stellten sich schwere Hindernisse in den Weg. Im Siebenjährigen Kriege, der gerade Mecklenburg besonders hart anfaßte, brach der Wohlstand der Eltern zusammen, nach ihrer Meinung mußte der Sohn ein Handwerk erlernen, erst nach vielen Bitten und Tränen des Knaben gaben sie ihm die Erlaubnis zum Weiterstudieren. Freunde und Bekannte sagten Unterstützung zu, man rechnete auf Freitische, und so wanderte Vater Voß mit seinem Sohne, der ein warmes Empfehlungsschreiben Strucks an den Direktor der Neubrandenburger Stadtschule M. Samuel Dankert in der Tasche trug, im Vorfrühling 1776 nach Neubrandenburg, um den Knaben dem Rektor und den Familien, die ihm einen Freitisch versprochen hatten, vorzustellen. Eine Prüfung durch Dankert hatte den Erfolg, daß Johann Heinrich die Aufnahme in die oberste Klasse zugesichert wurde; von den erhofften Freitischen wurden nur fünf zugesichert, und auch diese nur zu Mittage.

Nach Ostern fand Voß' Übersiedelung statt. Drei Jahre hat er in Neubrandenburg verbracht, Jahre voll ernster Arbeit, aber auch voll schwerer Not und Entbehrung. Wohl fanden sich immer mitleidige Leute, die dem wohlgelittenen Scholaren ab und an ein paar Schillinge schenkten, ihm den Abendtisch deckten, dies und jenes für ihn bezahlten, aber trotz alledem gab es manche magere Woche und stilles Darben und Hungern.

In Penzlin war dem Knaben die Schule eine Stätte der Erholung gewesen, in Neubrandenburg hat sich ihm ein ähnliches Verhältnis zur Schule nicht hergestellt. Ihre Verfassung war dürftig und unvollkommen. Aber je weniger auskömmlich die Schule für die Bedürfnisse der begabteren Schüler sich erwies, desto eifriger war Voß darauf bedacht, sich selber weiterzubilden. Er fand einige strebsame Mitschüler, und mit ihnen gründete er eine „societas graeca" von zwölf Primanern, die wöchentlich mehrere Stunden besonders zur griechischen Lektüre verwendeten. Aber auch das Morgenrot der deutschen Dichtung schien in diesen stillen Winkel. Das Lesen der Dichter, schon in Penzlin dem Knaben eine liebe Beschäftigung, wurde nun in größerem Maße betrieben und mit reiferem Verständnis. Ramlers Oden schrieb er sich ab — zum Eigenerwerb fehlten ihm die Mittel — und lernte sie auswendig; kein Dichter hat auf ihn in seiner vorklopstockschen Periode so entscheidend eingewirkt wie dieser regelrechte Meister der Form. Hagedorn, Haller, Uz wurden aus den Strafgeldern der societas graeca angeschafft, Geßners „Tod Abels" und die „Idyllen" erhielt er zum Geschenk. In diesen Dichtern lebte er, die spornten ihn auch zu eigenen Versuchen an. Der Rektor verlangte öfters lateinische, bisweilen aber auch deutsche Verse über die Evangelien oder vorgeschriebene Entwürfe; ein Gedicht, an-

scheinend aus solchem Anlaß entstanden, ist in Voß' Werken aufbewahrt: „Am Pfingstfest" oder — wie der Dichter es ursprünglich nannte — „Die Ausgießung des heiligen Geistes", nachweislich 1769 in Neubrandenburg entstanden — ein Gedicht der Schule, mit angelerntem religiösem Pathos. Dankert tadelte die Sprachkühnheiten des Gedichtes, die, wie er meinte, fast an Klopstockschen Schwulst grenzten. Dieser Tadel ward für Voß der Wegweiser zur Bekanntschaft mit den ersten Gesängen des „Messias" in den Bremer Beiträgen, die ein Mitschüler ihm verschaffte.

Inzwischen ging die Schulzeit für Voß zu Ende, auf der Neubrandenburger Stadtschule war für ihn nichts mehr zu lernen. Aber der Weg zur Hochschule schien ihm bei völliger Verarmung der Eltern für immer versperrt. Da zeigte sich ihm ein unverhoffter Ausweg: ihm wurde der Antrag gemacht, beim Klosterhauptmann v. Oertzen auf Ankershagen eine Informatorstelle zu übernehmen. Dorthin zog Voß im Sommer 1769; er gedachte in der Stelle so viel zu ersparen, um in Halle als Lehrer am Waisenhause sich forthelfen und zugleich seine Eltern unterstützen zu können.

In Ankershagen hat Voß sich nie wohlgefühlt, es blieb ihm die „Raubburg", wie er es später nannte, das „Dienstthaus". Von vornherein war er mit einem Herzen voll geknickter Hoffnungen in seine Stelle eingetreten. Auch die Verhältnisse selbst, die ihn aufnahmen, bedrückten ihn. Der Klosterhauptmann v. Oertzen mochte meinen, der eben von der Schule kommende achtzehnjährige Jüngling, der seine Kinder unterrichtete, sei anders zu behandeln und müsse mit weniger zufrieden sein als ein studierter Informator; demgemäß bezog Voß ein geringeres Gehalt als sein Vorgänger und wurde auch in anderen Beziehungen schlechter gehalten. Solche vermeintliche oder wirkliche Kränkungen verschärften sich noch durch mancherlei pädagogische Schwierigkeiten; so wurde ihm von Frau v. Oertzen untersagt, seinen ältesten Zögling, einen gutmütigen, aber trägen Jungen, auch wo dieser es verdiente, zu züchtigen. Überhaupt wollte sich mit der Dame des Hauses kein gesundes Verhältnis herstellen. Noch nach Jahren schrieb Voß an seine Eltern: „Wer die gnädige Furie kennt, wird sich gewiß bedanken, Hofmeister ihrer Kinder zu werden." In seiner schroffen Natur mit ihrem abstrakten Rechtsgefühl und Freiheitstrotz lag es wahrlich nicht, ein an sich schwieriges Verhältnis durch Geduld, Schonung, Vorsicht und Feinheit erträglich zu machen. Eine Kränkung, die ihm in Ankershagen widerfuhr, schnitt so tief, daß er an einem Sonnabend Nachmittag nach Penzlin lief und seinem Vater bestimmt erklärte, er müsse die Stelle aufgeben, weil er dort an Leib und Seele zu Grunde zu gehen fürchte. Nur mit Mühe gelang es dem Vater, ihn zu beruhigen und zur Rückkehr zu bewegen.

Alle diese Mißverhältnisse hatten Folgen für Voß' ganzes Leben.

In Ankershagen vor allem wurde der Grund gelegt zu dem fast fanatischen Adelshaß, den der Enkel des Freigelassenen, der Vetter eines noch leibeigenen Mannes sein ganzes Leben lang in sich trug und bekannte; was in ihm lag von Mißtrauen, von Empfindlichkeit, von Trotz, das wurde in Ankershagen großgezogen.

Auch seinen Studien war das Hauslehrerleben nicht günstig: die Freistunden waren kärglich zugemessen, es fehlte an Büchern. Trotzdem wurde das Griechische eifrig weitergetrieben, auch das Lateinische und das Hebräische blieben nicht ganz liegen. Mit dem geliebten Lehrer Struck ward der Verkehr weitergesponnen. Folgenreicher aber wurde die Bekanntschaft mit dem Pastor Brückner in dem benachbarten Groß-Vielen, das einem Bruder von Voß' Brotherrn gehörte. Mit ihm, der seit dem Frühjahr 1771 als Nachfolger des Pastors Fabricius die Pfarre in Groß-Vielen innehatte und mit der Tochter seines Amtsvorgängers Dorothea Fabricius — von den Hainbundsgenossen Doris genannt — verheiratet war, wurde Voß bald auf das innigste vertraut; ihm ruft er noch nach Jahren brieflich zu: „Du warst mein erster Freund! Mein ganzes vorhergehendes Leben hab' ich nicht gelebt."

Ernst Theodor Johann Brückner war 1746 zu Neetzka in Mecklenburg-Strelitz als Sohn eines Landpredigers geboren. Auch er war anfangs ein Schüler Dankerts in Neubrandenburg, kam aber 1763 auf das Joachimsthalsche Gymnasium in Berlin; 1765 bezog er die Universität Halle zum Studium der Theologie und wurde dort in das Lager des Rationalismus geführt. Seinen wissenschaftlichen Arbeiten gingen poetische Neigungen zur Seite; er hat 1772 anonym unter dem Titel „Etwas für die deutsche Schaubühne" ein bürgerliches Trauerspiel „Emilie Blontville" und zwei Nachspiele „Kalliste" und „Der Enterbte" veröffentlicht, wurde ein fleißiger Mitarbeiter am Göttinger Musenalmanach und hat 1803, damals Hauptpastor in Neubrandenburg, eine Sammlung seiner „Gedichte" erscheinen lassen. Sein ausgesprochen rationalistischer Standpunkt und daß er sich öffentlich als Dichter bekannte, erregte unter seinen Amtsbrüdern viel Anstoß; ein im Musenalmanach von 1779 veröffentlichtes Epigramm „Recept, einen Freigeist zu machen" zog ihm eine Vorladung vor das Konsistorium zu Rostock zu, welches zwar von einer Bestrafung absah, aber ihm treulich riet, „sich nicht mehr unter die Almanachs-Dichter zu mengen, und auch besonders seine Gabe zur Poesie mehr zum wirklich Geistlichen und zur Erbauung anzuwenden".[35])

---

[35]) Vgl. J. Sponholz, „E. Th. J. Brückner, ein Blatt der Erinnerung" in Hilgenfelds „Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie", 16. Jahrgang (1873) S. 560 ff. — C. Heine in seinem Buche „Der Roman in Deutschland von 1774 bis 1778" (Halle 1892) S. 8 u. ö. zitiert ein Werk von Brückner „Ländliche Erzählungen" (Helmstädt 1778). Worauf sich diese Angabe stützt, ist mir unerfindlich.

Für Voß war Brückner damals viel, fast alles. Brückner hat ihm die Ahnung seines Dichterberufes aufgeschlossen und ihn zugleich eingeführt in seine rationalistische Lebensansicht. Immer häufiger wanderte Voß von der „wendischen Hünenburg" nach dem strohgedeckten Pfarrhause von Groß-Vielen, wo die Freunde über Lebens- und Literaturfragen verhandelten, Milton und Young, Klopstock, Ramler und Geßner lasen und wo Voß zuerst den Namen Shakespeare hörte. Damals war Brückner der gebende, Voß der dankbar empfangende; später hat sich das Verhältnis umgekehrt und Brückner des Freundes Überlegenheit freudig anerkannt. Aber auch dann, als ihm Brückner nicht mehr genügte, hat Voß an dem Freunde seiner Jugend bis zu dessen Tode 1805 festgehalten — eine der wenigen Freundschaften in Voß' Leben, die von Dauer waren und nicht später in Abneigung, ja in offene Feindschaft umschlugen.

Inzwischen verlor Voß sein Lebensziel nicht aus den Augen: die Hochschule. Zu Ostern 1771 wurde er dem Güstrower Superintendenten Keßler, den Amtsgeschäfte in die Gegend führten, bekannt und erhielt von ihm die Zusage, er wolle ihm zu seinem Unterhalt auf der Universität behülflich sein. Keßler riet Voß, für Ostern 1772 seine Stelle in Ankershagen zu kündigen. Das geschah. Aber der an sein Versprechen erinnerte Superintendent erklärte nun, inzwischen hätten sich die Verhältnisse geändert, er sei jetzt außerstande zu helfen. So war Voß wieder aussichtslos. „Aus dieser Notlage rettete ihn die Muse." Er hatte auch in Ankershagen Gedichte gemacht, vermutlich viele, obwohl nur für acht der in seine Werke aufgenommenen der Ankershäger Ursprung bestimmt nachgewiesen werden kann. Nun fiel ihm um jene Zeit der Göttinger Musenalmanach von 1771, von Boie herausgegeben, in die Hände; in dem Bewußtsein, mit seinen Gedichten hinter denen des Almanachs nicht zurückzustehen, sandte er drei derselben an Kästner in Göttingen, den er irrigerweise für den Herausgeber des Almanachs hielt. Kästner schrieb ihm einige ermunternde Worte und wies ihn an Boie; dieser fand „Genie" in Voß' Dichterproben, nahm zunächst ein Gedicht — „Die Rückkehr" — in den Almanach für 1772 auf und lud Voß auf Ostern 1772 nach Göttingen ein. Mit einem Sparpfennig von 130 Talern machte Voß sich auf den Weg, das Herz voll Groll gegen das Land seiner Väter. Noch nach Jahren (1774) schrieb er an Brückner: „Was geht mich Mecklenburg an und alles hochadeliche Geschmeiß, das Gnade zu erzeigen glaubt, wenn es sich nach unserem Befinden erkundigt!" und noch später (1779): „Es ist ein schnödes verächtliches Land das Mecklenburg, ohne alles Gefühl von Adel, als dem, den man erbt, dem lumpichten, abgebleichten und stinkenden Ehrenkleide aus der Lade der Ahnen, deren Hauptverdienst war Saufen und Rauben. Und unter diesem das Pfaffengezücht mit dem Basiliskenauge, das alles, was nicht

giftig ist, wie sie, zu tödten umherblickt." Nur besuchsweise hat Voß Mecklenburg wiedergesehen. „Die Vorsehung hatte beschlossen, daß er seinem Vaterlande ein Fremdling werden sollte" — so steht, von ihm selbst 1783 geschrieben, in Koppe's „Jetztlebendem gelehrten Mecklenburg".

Am 26. April 1772 traf Voß in Göttingen ein. Boie hatte ihm dort in liebevollster Weise die Stätte bereitet. „Mehr konnte kein Vater für mich thun, als er für mich gethan hat," schreibt Voß selbst an Brückner. Er erhielt ein Zimmer in dem von Boie bewohnten Hause und zwar zunächst auf Boie's Kosten, außerdem freie Kollegien, von Michaelis 1772 ab einen Freitisch auf zwei Jahre und das Seminaristenstipendium, in dessem Genuß er bis Ostern 1774 blieb. Was zum Lebensunterhalt noch fehlte, mußte durch Privatstunden, Übersetzungen und bezahlte Gelegenheitsgedichte beschafft werden.

Es ist begreiflich, daß Voß damals für Boie ein Gefühl unbegrenzter Verehrung hegte. Boie seinerseits nannte nach dem ersten Eindrucke Voß „einen bescheidenen sanften Jüngling, dem man ein gutes Herz aus den Augen liest". „Er hat" — so schrieb Boie an Knebel — „alles gelernt, was man auf einer elenden Schule und in einer unkultivierten Gegend lernen kann; da bleibt nun freilich hier seinem Fleiße viel übrig. Selbst in den schönen Wissenschaften kennt er außer Horaz und Ramler fast noch nichts." Und an einer anderen Stelle schreibt er: „Er ist ein edler Jüngling und ich liebe ihn täglich mehr. So bescheiden, so gut, so durstig nach Kenntnissen — ich bin auf keinen Zufall meines Lebens stolzer, als daß mein gutes Glück mir vergönnt hat, ihm nützlich zu werden." Boie wird bald gemerkt haben, daß er Voß' Kenntnisse unterschätzte und seine Bescheidenheit überschätzte.

Voß ließ sich als Studiosus der Theologie immatrikulieren, aber zu Ostern 1773 brach er völlig mit der Theologie als Fachstudium, trotz Brückners Abraten, dem er schrieb: „Zum Prediger hat mich Gott nicht bestimmt, sonst hätt' er mir keine schwere Zunge und mehr Lust dazu gegeben." Er widmete sich nun lediglich den Alten, dem Sprachstudium und der Poesie. Sein Hauptlehrer war Christian Gottlob Heyne, „keine geniale Natur, kein schöpferischer Geist wie Friedrich August Wolf," aber ein tüchtiger akademischer Lehrer, der Begründer der sog. realen Disziplinen der Philologie. Bei Heyne hat Voß in den ersten beiden Jahren gehört was zu hören war — nur nicht die Vorlesungen über Archäologie: ein Organ für die bildende Kunst hat Voß nie gehabt. Auch an den lateinischen Seminar-Disputationen nahm er teil. Er war anfangs ein begeisterter Verehrer Heyne's. „Ganz unvergleichlich erklärt Heyne den Horaz. Nicht die verborgenste Schönheit entschlüpft ihm" — so schrieb er im Juni 1772 an Brückner, und wenige Monate später: „Heyne liest jetzt den Pindar. Gott! welche Stunde!" Aber der Rausch der Begeisterung verflog bald. Was diesen Umschwung bewirkte, war bei

Voß zunächst wohl gekränkte Eigenliebe, denn Heyne hatte an seinen Gedichten einiges getadelt. Dann wollte überhaupt Voß' schroffe Eigenwilligkeit sich dem von Heyne erhobenen Anspruch auf unbedingte Hingebung seiner Schüler nicht fügen. Bei ihm regte sich das Selbstbewußtsein des Dichters, ein Gegensatz gegen die zünftige akademische Gelehrsamkeit, die in Göttingen den Bestrebungen der jungen Dichter nicht günstig war. So blieb Voß allmählich den Vorlesungen fern; vom akademischen Seminar schloß ihn Heyne nach allerlei Streitigkeiten förmlich aus, er nannte Voß einen unverbesserlichen „Querkopf", wie auch Lichtenberg später über Voß' „elende schulfüchselnde Rechthaberei" klagte. So sah sich Voß wieder in die seiner Natur und seiner Gewöhnung zusagende Lage eines Autodidakten zurückgeworfen. Zu seinen Studien über die griechischen Dichter gesellte sich die Beschäftigung mit Sprache und Dichtung der modernen Völker. Das Französische beherrschte er hinreichend, um selbst darin unterrichten zu können; das Englische lernte er von Boie, das Italienische von Hölty, das Spanische trieb er mit seinem Freunde Hahn gemeinschaftlich. In diese Zeit fallen auch die Anfänge seiner germanistischen Studien; ihm und seinen Freunden schwebte damals der Plan eines „allgemeinen Wörterbuches für Deutschland" vor — ein Plan, an dem Voß bis in sein Greisenalter festhielt, „bis ihm, wie durch eine Ironie der Geschichte, die so verhaßte romantische Schule und ihre wissenschaftlichen Ausläufer die Aufgabe abnahmen".

Wichtiger als das akademische Studium wurde für Voß' Ausbildung sein Eintritt in den jugendlichen Dichterkreis, der sich um Boie geschart hatte. Ohne selbst Dichter zu sein, war Boie, der seit 1769 in Göttingen lebte, durch seinen 1770 mit Gotter begründeten, seit 1771 von ihm allein herausgegebenen Musenalmanach und seine ausgebreiteten literarischen Verbindungen um jene Zeit von unleugbarer Bedeutung für unsere Lyrik. Es war natürlich, daß er seinen Schützling alsbald in den Kreis seiner Jünger einführte. Dieser bestand damals aus Hölty, Johann Martin Miller und dessen Vetter Gottlob Dietrich Miller, Johann Friedrich Hahn, Johann Thomas Ludwig Wehrs und Christian Hieronymus Esmarch. Bürger hatte kurz zuvor Göttingen verlassen, blieb aber in regem Verkehr mit den alten Genossen. Von diesen, die nicht alle selbst dichterisch tätig geworden sind, hat Hahn besonders auf Voß eingewirkt; wenn Hahn sich als Franzosenfeind und Republikaner bekannte und die Freunde „in den Sturm und Drang der neuen kraftgenialischen Geistesrichtung" hineinzureißen bestrebt war, so klang in Voß eine verwandte Saite an; er fand: „Hahns Seele war doch am meisten für die meinige", nannte ihn „seinen besten Freund" und machte ihn zum ersten Vertrauten seiner Geheimnisse. Gleichzeitig mit Voß traten Schack Hermann Ewald und Karl Friedrich Cramer mit Boie

und den Seinen in Verbindung; zu Cramer hat Voß sich nie hingezogen gefühlt.

Was diese jungen Leute verband, war lediglich „das Dichten an sich und das Gefallen daran". Sie kamen einmal in der Woche bei einem der Mitglieder zusammen, lasen ihre frisch entstandenen Gedichte vor, kritisierten einander, der Vorsitzende Boie verbesserte. Der Ertrag dieses Schaffens und Beurteilens ist der Jahrgang 1773 des Musenalmanachs, in dem Voß mit vier Gedichten vertreten ist.

Boie's Einfluß wurde etwas zurückgedrängt, als sich in einer schwärmerischen Szene am 12. September 1772 die Freunde Voß, Hölty, die beiden Miller, Hahn und Wehrs zu einem eigentlichen Bunde zusammentaten, den die Teilnehmer schlechtweg „den Bund" oder „den Hain" nannten und der als „Hainbund" in der Literaturgeschichte fortlebt. Voß wurde durch das Los zum „Ältesten" bestimmt und hat diese Stellung, wie es scheint, bis zum Ende seiner Studienzeit und dem damit ziemlich zusammenfallenden Ende des Bundes behauptet. Das Los hatte diesmal den Rechten getroffen. Boie ward nachträglich zum Ehrenpräses ernannt. Nach wie vor versammelten sich die Bundesbrüder einmal in der Woche nachmittags. „Auf dem Tische lagen als das poetische Evangelium Klopstocks Oden und Ramlers lyrische Gedichte. Aus ihnen ward vorgelesen, dann die neu entstandenen Gedichte der Mitglieder. Gedicht und Deklamation wurden besprochen und einer der Bundesbrüder beauftragt, für die kommende Sitzung eine ausgeführte Kritik niederzuschreiben. Erst wer mit seinen Versuchen diese Doppelkritik glücklich passiert hatte, fand Eintritt in das ‚Bundesbuch'. Dieses — noch vorhandene — Buch lag neben Klopstock und Ramler und birgt den Niederschlag jener begeisterten Tage."

Der Bund erweiterte sich bald. Nicht lange nach jenem Septembertage wurde Brückner aufgenommen und kurz darauf traten die Grafen Christian und Friedrich Leopold Stolberg bei, die sich alsbald mit poetischen Probestücken einführten und bis zu ihrem Abgange von Göttingen im September 1773 mit Herz und Geist dem Bunde angehörten, wenn auch immerhin eine von allen respektierte und als selbstverständlich angesehene soziale Schranke sie von den übrigen Mitgliedern trennte.

Zu der Begeisterung für Klopstock, die den Bund erfüllte, hatte Hahn den Anstoß gegeben; Voß kannte noch wenig von des Meisters Dichtungen, aber bald wurde er dessen feurigster Jünger. Als poetischer und ethischer Antipode Klopstocks galt den Bündischen „der Sittenverderber" Wieland, gegen ihn richteten sie eine Reihe von scharfen und boshaften Epigrammen, die gegen Ende 1773 in der Hamburger Neuen Zeitung erschienen; Voß hatte den Reigen eröffnet. Wieland hielt es der Mühe wert, in den „Unterredungen zwischen W** und dem Pfarrer zu

*** ", die das Aprilheft seines „Merkur" 1775 brachte, darauf zu antworten und den blinden Eifer „des redlichen, die Tugend mit Enthusiasmus liebenden Jünglings Voß" etwas zu dämpfen.

Um mit Klopstock Fühlung zu gewinnen, sandte der Bund ihm im April 1773 durch die Stolbergs, die zum Besuche ihrer Mutter nach Altona reisten, eine Auslese von Gedichten seiner Mitglieder zur Kritik. Voß hatte u. a. seine „Ode an Klopstock" beigesteuert. Bei ihrer Rückkehr hatten die Stolbergs zu berichten, der Meister sei mit dem Bunde zufrieden, aber mit seiner „Gelehrtenrepublik" sehr beschäftigt, daß er sich auf keine Kritik der übersandten Gedichte einlassen könne. Im Herbst 1773 aber — die Stolbergs hatten inzwischen tränenreichen Abschied von Göttingen genommen — ließ er durch einen Abgesandten dem Bunde mitteilen, er sei erbötig, zu dem künftigen Bundesbuche die Vorrede zu schreiben, im Februar 1774 erklärte er seinen Beitritt zum Bunde. Wie die erstere Mitteilung auf Voß wirkte, ersehen wir aus seinem bald darauf geschriebenen Briefe an Brückner: „Seit Klopstock die Vorrede machen will, bin ich erschrecklich stolz geworden. Ich zweifle gar nicht mehr daran, daß ich mich unter des Bundes Flügeln unsterblich singen werde. Noch denk' ich immer an Ramler, den will ich übersingen; ist das geschehen, dann denk' ich an keinen, dann denk' ich nur an mich. Denn Klopstock, Klopstock der möcht' einem doch wieder bange machen. Aber nie hinter ihm! zur Seite giebt's der Wege genug."

Im März 1774 stand Voß persönlich vor Klopstock — man kann sich denken, mit welchen Empfindungen. Schon lange hatte er sich mit dem Gedanken getragen, Hamburg und Flensburg zu besuchen, um dort den verehrten Meister, hier Boie's Familie kennen zu lernen. Boie hatte ihm die Mittel zu der Reise verschafft. Am 20. März traf Voß in Hamburg ein und eilte gleich zu Klopstock, der seine Gabe, Jünglinge anzuziehen, auch auf ihn wirken ließ. Auf der Hinreise verweilte Voß acht Tage in Hamburg, fast immer in Klopstocks Nähe. Dann ging es nach Flensburg. Dort erkrankte er lebensgefährlich, aus den acht Tagen, die er dort zuzubringen gedacht hatte, wurden sechs Wochen. Noch halb krank reiste er nach Hamburg und blieb dort wiederum vier Wochen und wiederum in lebhaftem Verkehr mit Klopstock; erst Ende Juni kam er, nur halb genesen, wieder in Göttingen an. Alles Dichten und Studieren verbot ihm sein Gesundheitszustand noch für längere Zeit, doch konnte er für Boie, der mit einem jungen Engländer in die Niederlande gereist war, die Redaktion des Musenalmanachs für 1775 besorgen. Auf die Teilnahme an der Feier von Klopstocks Geburtstag — an demselben Tage wurde Leisewitz in den Bund aufgenommen — mußte er verzichten, bald aber, Ende September, kam Klopstock selbst nach Göttingen und blieb zwei Tage, fast nur mit den Bündischen verkehrend, die andächtig seinen Orakeln lauschten. Kurz zuvor war der erste — und einzige —

Band der „Gelehrtenrepublik“ erschienen, ein in jedem Betracht mißratenes Werk, was nur die geblendeten Jünger nicht erkennen wollten. „Denn gerade aus ihnen wollte Klopstock sich eine Jüngerschar erziehen, die, zum Schaffen wie zur Polemik gleich geneigt, den schwindenden Ruhm des Meisters neu gründen, erhöhen, in alle Lande tragen sollte.“

Kaum aber war Klopstock weitergereist, als sich der Bund in seinem örtlichen Zusammensein fast auflöste. Als der Winter ins Land kam, waren von den Genossen nur Voß, Hölty und der aus den Niederlanden zurückgekehrte Boie übrig. So begann für Voß eine stille Zeit, die letzte in Göttingen, verbracht mit ernsten Studien und liebevollen Gedanken in die Ferne, denn in die Göttinger Jahre fällt seine Liebe zu und seine Verlobung mit Ernestine Boie, der im Jahre 1756 geborenen Schwester seines Freundes.

Lange schon hatte Voß mit Ernestine im Briefwechsel gestanden, bevor er sie gesehen hatte. Als er Flensburg verließ, wo er wie ein alter Hausfreund aufgenommen und während seiner Krankheit von Ernestine und ihrer Mutter treu gepflegt worden, war er seiner und Ernestinens Liebe gewiß. Aber bevor er sie heimführen konnte, verging doch noch längere Zeit. Denn Voß war mittellos, verschiedene Einnahmequellen waren versiegt, nur die „Übersetzerfäuste“ geblieben und der Ertrag des Musenalmanachs, dessen Redaktion Boie dem Freunde großmütig überließ.

Ostern 1775 verließ Voß Göttingen. Er gedachte nach Flensburg zu ziehen, dem aber widerstrebten Ernestinens Eltern; dann lockte ihn Hamburg, da ihm aber das Leben in dieser Stadt selbst zu teuer erschien, ging er nach dem nahen Wandsbeck, dessen Billigkeit ihm Matthias Claudius gepriesen hatte. Dort richtete er sich sehr bescheiden ein, seinen Verkehr fand er in dem Hamburger Kreis, in den ihn vor einem Jahre Klopstock eingeführt hatte, und in dem traulichen Heim des Wandsbecker Boten. Kleinere Reisen unterbrachen den stillen Aufenthalt: wiederholt war Voß in Flensburg, im Sommer 1775 suchte er die Eltern und Brückner in Mecklenburg auf, wo er sich — doch vergeblich — um das erledigte Schulrektorat in Neubrandenburg bewarb. Der Widerwille gegen sein Geburtsland war bei Voß inzwischen milderer Betrachtung gewichen. Endlich schien seine Zukunft genügend gesichert für die Gründung eines Haushalts: der Ertrag des Musenalmanachs wuchs, zumal seit Voß Göckingk, der einen Konkurrenzalmanach herausgab, in die Redaktion seines Almanachs gezogen hatte, und Fritz Stolberg schenkte ihm das Honorar, das dessen Übersetzung der „Ilias“ abwarf — so rang er Ernestinens Mutter, die seit dem April 1776 Witwe war, ihre Einwilligung ab und am 15. Juni 1777 fand in Flensburg die Hochzeit statt.

Fünf Söhne hat Ernestine ihrem Manne geschenkt. Der älteste starb im Kindesalter, desto besser gediehen die anderen und lohnten die

Sorgen und Mühen der Eltern. Und Sorgen und Mühen gab es namentlich in den ersten Jahren genug. Neben den Redaktionsgeschäften für den Almanach ging die Übersetzungstätigkeit einher; besonders aber gehörten die Jahre 1777/79 der Arbeit an der deutschen „Odyssee". Dieses Meisterstück der Vossischen Übersetzerkunst erschien 1781 zu Hamburg auf Subskription, sogleich und immer wieder hernach von den berufensten Kennern mit hellem Lobe begrüßt, von keiner späteren Übertragung Homers erreicht oder gar übertroffen. Nur Voß' schrullenhafte Schreibung griechischer Eigennamen (Odüssee, Athänä usw.) fand lauten Widerspruch bei Heyne und Lichtenberg; in dem dadurch hervorgerufenen häßlichen Streit gegen diese ihm früher wohlgesinnten Männer hat sich Voß nicht mit Ruhm bedeckt.

Mit der Verdeutschung der „Odyssee" steht Voß' Idyllendichtung in einem inneren Zusammenhange. Wir sahen, wie Voß und Brückner sich einst für Geßners Idyllen begeisterten. Aber über dieses Vorbild wuchs Voß hinaus; seine Idyllen schildern nicht eine poetische unwirkliche Welt, sondern sie sind wahrheitsgetreue Bilder aus der dem Dichter von Kind auf vertrauten norddeutsch-bäuerlichen Welt, aus seinem und der Eltern Leben, sie tragen einen „eminent nationalen Charakter". Der „eichene Schrank mit geflügelten Köpfen und Schnörkeln", der „Desem", das „Mangelholz" und „die zierliche Elle von Nußbaum", die Voß im „Siebzigsten Geburtstag" verewigt hat — sie sah er als Knabe täglich vor Augen, sie gehörten zu den Kabinettsstücken des eingebrachten Hausrats der Katharina Dorothea Carstens, seiner Mutter. In eben diesem „Siebzigsten Geburtstag" (1780) und in den drei Idyllen, die zuerst einzeln 1783 und 1784 im Musenalmanach und im „Deutschen Merkur", dann 1795 auf Gleims Rat vereinigt und zum ländlich-bürgerlichen Epos erweitert unter dem Titel „Luise" erschienen, hat Voß sein Bestes nicht nur als Idyllendichter geleistet, sie bezeichnen überhaupt den Höhepunkt seiner Poesie.

Die Idyllendichtung reicht nur in ihren ersten Anfängen in die Wandsbecker Zeit hinein. Im Oktober 1778 war Voß als neugewählter Rektor nach Otterndorf im Lande Hadeln gegangen. Trotz der schmalen Besoldung und der geistigen Dürftigkeit des Umgangs fühlte er sich so wohl in Otterndorf, daß er einen Ruf an das Gymnasium in Hannover ausschlug. Da aber das Marschenfieber seine und der Seinigen Gesundheit zu untergraben drohte, ließ er sich bereit finden, als 1782 Fritz Stolberg, damals fürstlicher Oberschenk am Eutiner Hofe, seine Berufung an das Rektorat der Eutiner Schule veranlaßte.

Zwanzig Jahre lang ist Voß Rektor in Eutin gewesen, und seit ihm dort 1784 ein Haus mit Garten am See als Rektorwohnung angewiesen war — es ist jetzt Hotel, „Voß-Haus" genannt — fühlte er sich „in Arkadien". Nur selten verließ er, außer zur Schule, seine „stille

Siedelei", die Studierstube und der Garten ward seine Welt. Diese einsiedlerischen Gewöhnungen, diese immer zunehmende Menschen- und Weltentfremdung haben freilich nicht günstig auf die Entwicklung des Dichters, noch ungünstiger auf die des Menschen und auf seine soziale Stellung in Eutin eingewirkt. Voß' Vorgänger Eckermann hatte die Schule auf eine gewisse Höhe gehoben, die sie unter seinem Rektorat nicht wieder erreichte; das verdroß die Eutiner, die mit Stolz auf ihre alte Schule sahen, sie verkannten die unleugbaren Verdienste, die sich Voß um die Schulorganisation erwarb, Verdienste die man auswärts zu würdigen wußte: das bewiesen die mehrfachen an Voß ergangenen, von ihm allemal abgelehnten Berufungen an andere Schulen, nach Halberstadt, nach Altona, nach Breslau. Eine volle Befriedigung aber hat Voß in seinem Eutiner Lehrberuf nicht gefunden, dazu bewegten ihn zu mannigfache Geistesinteressen. Er war, ganz im Stil jener Zeit, der einzige Lehrer seiner Klasse und doch nicht für alle Fächer gut gerüstet. Das sich immer gleichbleibende Wohlwollen des Herzogs Peter, eines trefflichen Regenten, des „Vaters Eutins", wie ihn Voß in der Widmung der „Luise" nennt, gegen den Dichter zeigte sich auch darin, daß ihm nach und nach für einige Fächer, die ihm weniger lagen, ein Ersatzmann gestellt wurde. Mit voller Hingabe aber widmete er sich seinem Zentralfach, den Alten, die zu einem lebendigen Besitz seiner Schüler zu machen er mit Erfolg bestrebt war.

Unterbrochen wurde die Lehrtätigkeit nur durch gelegentliche Ferienreisen, die sich aber meist nicht weit erstreckten. Erst 1794 wagte Voß, auf Ernestinens Andringen, einen weiteren Ausflug. Er mochte wohl fühlen, daß er in seinem nordischen Winkel trotz der Almanachsredaktion Gefahr lief, geistig zu vereinsamen: die frühere Anlehnung an Klopstock und dessen Schule war längst dahin, er durfte die persönliche Fühlung mit der dichterischen Welt des inneren Deutschlands nicht auch noch verlieren. Die Reise, auf der sich Voß von seinem ältesten Sohne Heinrich begleiten ließ, ging zuerst nach Braunschweig, wo mit Eschenburg und Campe frohe Stunden verlebt wurden. Freundlichste Aufnahme fand Voß bei Gleim und dem Halberstädter Poetenkreise. Dann ging es nach Weimar. Die alten Differenzen mit Wieland waren lange ausgeglichen, Voß war nun Gast in Wielands Hause, verkehrte freundschaftlich mit Herder und war hochbefriedigt von dem herzlichen Empfange, den ihm Goethe bereitete: vor dessen „Ministergesicht" hatte er sich anfänglich gefürchtet, ja er hatte Goethe eigentlich gar nicht sehen wollen. Die Absicht, Schiller und Humboldt in Jena zu besuchen, gab Voß auf, verweilte aber in Halle bei dem Komponisten Reichardt, der eine Reihe von Voß' Liedern vertont hat, und bei dem großen Philologen Friedrich August Wolf: auch der war einst ein Schüler Heyne's gewesen und ebenso wie Voß aus persönlichen und sachlichen Gründen sein Anti-

pode geworden. Noch einmal wurde Gleim aufgesucht, dann die Heimreise angetreten. Wie neubelebt kehrte Voß in sein Haus und sein Amt zurück. „Einen Gewinn fürs Leben brachte er heim in dem Gefühl, in einer langen und starken Kette von Geistern kein verlorenes, sondern ein lebendig mitwirkendes Glied zu sein."

Die in Weimar angeknüpften Fäden hielten freilich nur zum Teil fest. Herder zeigte sich bald als Gegner der Vossischen Übersetzungskünste; zudem fesselten ihn alte Beziehungen an Heyne, und Voß' wachsende Freundschaft mit Wolf, mit dem Herder um die Zeit wegen der Homerfrage in eine erbitterte Fehde geriet, wirkte gleichfalls erkältend. Auch Wieland ließ in seinem „Merkur" einige Bedenken gegen Voß' metrische Reformen laut werden, auf die Voß mit einem runden Absagebrief antwortete, und trotz Wielands späteren Aussöhnungsversuchen blieb das Verhältnis gebrochen. Goethe aber und Schiller hielten an Voß fest; zwar dachte Schiller gering von Voß' Lyrik — wie seinerseits Voß kein Hehl daraus machte, daß ihm für Schillersche Dichtung das Verständnis fehle —, fand den Ton seiner Lieder trocken, meinte, daß Voß, wo er herzlich sein wolle, zuweilen ins Gemeine falle, und erklärte von den neunundzwanzig Beiträgen, die Voß zum Musenalmanach auf 1796 geliefert hatte, die meisten für „abominabel", aber mit Nachdruck pries er in seiner Schrift über naive und sentimentale Dichtung die Vorzüge der „Luise". Auch Wilhelm v. Humboldt trat Voß persönlich näher, suchte ihn 1796 in Eutin auf[36]), und beide Männer fanden Gefallen aneinander. Aber Voß wandte sich verstimmt von Humboldt ab, als dieser 1799 in seinen „Ästhetischen Versuchen über Hermann und Dorothea" die maßgebende Bedeutung dieses bürgerlichen Epos darlegte und dadurch — wie der krankhaft empfindliche Voß meinte — mittelbar den Wert der „Luise" herunterdrückte. Denn von seiner „Luise" dachte Voß überaus hoch. „Ehrlich denke ich für mich, und sage es Ihnen," schrieb er an Gleim 1797, „die Dorothea gefalle wem sie wolle, Luise ist sie nicht. Sieh', ich wollte keck thun, und fühle doch daß ich roth werde."

Der ersten wohlgelungenen weiteren Reise folgten nun mehrere. Im Jahre 1797 war Voß, diesmal mit Erneſtine, wieder in Halberstadt und Halle; der geplante Besuch bei Schiller in Jena kam auch diesmal nicht zur Ausführung. Im folgenden Jahre bedurfte Voß nach überstandener schwerer Krankheit einer Erholungsreise: er ging zunächst nach Mecklenburg, begrüßte Struck in Penzlin, Brückner in Neubrandenburg, dann sah er zum ersten Male Berlin. Die Aufnahme, die Voß dort fand, mußte ihn mit hoher Genugtuung erfüllen: Zelter veranstaltete ihm zu

[36]) Humboldts Äußerungen über Voß s. in „Tagebuch W. v. Humboldts von seiner Reise nach Norddeutschland im J. 1796" (Quellenschriften zur neueren deutschen Literatur- und Geistesgeschichte. Herausgeg. von Alb. Leitzmann III. Weimar 1894) S. 67 ff. und Leitzmanns Anmerkungen.

Ehren ein Konzert, Schadow machte sich daran eine Marmorbüste von ihm zu fertigen, Ramler bat ihn zu Tische, in Nicolai's Hause, dem Versammlungsort des ganzen geistreichen Berlin, verkehrte er, von den theologischen Gesinnungsgenossen Spalding, Teller, Zöllner wurde er zu einem fröhlichen Mahle geladen. In Halle wurden wieder Wolf und Reichardt, in Halberstadt Gleim und seine Freunde besucht, Gleim ließ für seinen „Freundschaftstempel" durch Schöner Ölbilder von Voß und Erneſtine anfertigen. Diese Reise wurde 1799 wiederholt. Diesmal traf Voß in Berlin bei Nicolai mit Göckingk zusammen, den er trotz langer gemeinsamer Arbeit am Musenalmanach vorher nie gesehen und von dem er sich seinerzeit im Unmut getrennt hatte. Denn Göckingk hatte es geliebt, die ganze Mühe der Redaktion Voß zu überlassen. So gab dieser seit 1789 den Almanach allein heraus, nicht zu seinem Heil, denn je länger desto mehr fehlte es ihm an Mitarbeitern, er hatte schließlich für die Füllung der Bogen fast allein einzustehen. Daß der Almanach sich überlebt hatte, daß er nicht mehr wie früher von einem bestimmten Dichterkreise getragen war, daß er neben den literarischen Organen der neuen, bedeutenderen Richtungen in der Literatur allmählich eine klägliche Rolle spielte — das wird sich Voß selbst eingestanden haben, aber er meinte, die Erträge des Buches, auch wenn sie sich von Jahr zu Jahr minderten, nicht entbehren zu können. Mit dem Schlusse des Jahrhunderts schlug endlich des Almanachs letzte Stunde: der Jahrgang 1799 fiel aus, der von 1800 wurde auf dem Titel als „der letzte" bezeichnet und erschien in anderem, einem Neustrelitzer Verlage, da der erste Verleger Bankerott gemacht hatte.

Eine Sammlung seiner Gedichte zu veranstalten wurde Voß hauptsächlich durch die Besorgnis vor Nachdruck bewogen; Gleim hatte ihm gemeldet, ein Frankfurter Buchhändler trage sich mit dieser — auch wirklich ausgeführten — Absicht. Der erste Band erschien 1785 in einem Hamburger, der zweite erst 1795 in einem Königsberger Verlage. Der buchhändlerische wie der literarische Erfolg der Gedichte war nicht groß, im zweiten Bande fand Schiller „auch nicht Eins, das von Bedeutung wäre". In der Tat haben erst die „Luise" (1795) und die gesammelt erschienenen „Idyllen" (1800) dem Verfasser den verdienten Ehrenplatz unter den deutschen Dichtern eingetragen. Eine Gesamtausgabe der poetischen Werke erschien 1802 in sechs Bänden, sie bildet den Abschluß von Voß' dichterischer Tätigkeit.

Auf die deutsche Odyssee ließ Voß eine noch in Otterndorf begonnene, ziemlich freie Übersetzung der Märchen von tausend und einer Nacht aus dem Französischen des Antoine Galland folgen (1781—85, 6 Bde.) — ein wohl nur des leidigen Gelderwerbs halber begonnenes Unternehmen, denn fortan gehörte seine Tätigkeit als Übersetzer und Gelehrter fast ausschließlich den Alten. So erschien 1789 eine kommentierte

Textausgabe nebst Übersetzung von Vergils „Georgica“; die kühle Aufnahme, die dieses Werk, die Frucht vieljähriger Arbeit, fand, veranlaßte den Verfasser zu einer groben Verwahrungsschrift „Über des Virgilischen Landgedichts Ton und Auslegung“ (1791). Dann kam (1793) der ganze Homer in deutschem Gewande, die Ilias zum ersten Male, die Odyssee durchweg — leider nicht zu ihrem Vorteile — verändert und mehrfach überarbeitet, 1798 folgten Ovids „Verwandlungen“, 1799 die gesamten Werke Vergils und, zuerst in Zeitschriften mitgeteilt, Übertragungsproben aus Theokrit, Tibull, Hesiod, Horaz. Und nebenher gingen schwere und zum Teil grundlegende wissenschaftliche Werke, von denen die „Mythologischen Briefe“ (1794, 2 Bde.) besonders hervorgehoben seien.

Seit er in Göttingen mit Heyne gebrochen, hatte Voß mit diesem seinem ehemaligen Lehrer in Fehde gelebt; meist war er der Angreifer gewesen und hatte sich, im Angriff wie in der Verteidigung, durch die plumpe Grobheit seiner Polemik unvorteilhaft ausgezeichnet. Diesen Krieg gegen Heyne schloß 1803 die von Voß in Gemeinschaft mit Fr. A. Wolf und Eichstädt geschriebene Rezension der Heyneschen Ilias in der Allgemeinen Litteraturzeitung, die in der Tat Heyne's wissenschaftliches Ansehen für immer vernichtete. Daß er Heyne einst hochverehrt hatte, daß er ihm Dank schuldete, kam für Voß nicht in Betracht, Schonung und Pietät kannte er nicht, wo er im Dienste einer wirklichen oder vermeintlichen Wahrheit stritt. Mit dieser unseligen Veranlagung hing es auch zusammen, daß er keine Autorität dauernd anerkennen wollte und daß er — mit verschwindenden Ausnahmen — Freundschaften zu pflegen und zu bewahren nicht vermochte. Nur ein Freundschaftsband knüpfte Voß in der Eutiner Zeit, das andere überdauerte: das mit dem Kapellmeister Abraham Schulz, dem richtigen musikalischen Interpreten der Hainbundsdichter und ihrer Geistesverwandten. Die Vertonung Vossischer Lieder durch Schulz war Veranlassung geworden zu einem Briefwechsel zwischen Dichter und Komponisten; dann folgte die persönliche Bekanntschaft, im Herbst 1784 verlebte Schulz mehrere Wochen im Eutiner Rektorhause und wiederholte den Besuch im Spätherbst 1787. Auf seiner Reise im Jahre 1797 besuchte Voß auch den damals schwerkranken Freund in Rheinsberg, 1800 hatte er dessen Tod zu beklagen. Seinen jüngsten Sohn hat Voß auf den Namen des trefflichen Mannes taufen lassen.

Dagegen büßten die Beziehungen zu anderen Freunden an Wärme ein. Wir sahen, wie der Göttinger Voß in Klopstock das Dichterideal verehrte; wiederholt war Klopstock Gast in Eutin. Aber 1788 schrieb Voß an Miller: „Unser ehemals so gefeierter Messias wird mir auch von d e r Seite (daß er das Licht der Kritik nicht vertragen kann) immer anstößiger.“ Was die beiden Dichter einander entfremdete, war die Ver-

schiedenheit ihrer Anschauungen über poetische Form, insonderheit über den Hexameter. Vor der strengen metrischen Technik, die Voß in seinen Übersetzungen ausgebildet hatte, konnten freilich die Verse der Messiade nicht bestehen. Auf diesem Gebiete fühlte sich Voß als Meister und liebte es den Meister zu spielen; gewiß hat er es nur als etwas selbstverständliches angesehen, daß Goethe ihm in Weimar seinen „Reineke Fuchs" zur metrischen Korrektur mitgab. Über die Mängel des Klopstockschen Hexameters sprach sich Voß in der Vorrede zu der Übersetzung der „Georgica" sehr unumwunden aus; kein Wunder, daß seitdem Klopstocks Freundschaft für ihn merklich erkaltete. Auch der Wandsbecker Bote, gleichfalls früher ein häufiger Gast im Eutiner Rektorhause, behagte Voß später nicht mehr; er schalt die natürliche Heiterkeit des wackeren Matthias Claudius eine „gezwungene Lustigkeit" und fand, daß sie unangenehm werde. Und in dem Jahre, da Abraham Schulz starb, fand seinen tragischen Abschluß der Bund mit dem Manne, dessen Freundschaft allein ihm in seinen Eutiner Anfängen volle Befriedigung für Geist und Herz zu bieten verhieß.

Als Fritz Stolberg im Oktober 1782 mit dem Hofe nach Eutin zurückkehrte, stand Voß am Sterbebette seines ältesten Sohnes Fritz Leopold, des Patenkindes von Stolberg. So hatte der Graf alsbald die ernste Freundespflicht, die Eltern über den Tod des Knaben zu trösten. Dann entspann sich bald ein inniger Verkehr zwischen den alten Bundesbrüdern, an dem auch Erneſtine und die Gräfin Agnes ihren Anteil hatten. Stolberg bezeugt in einem Briefe an Gerhard Anton v. Halem aus dem Oktober 1783 seine „sehr große Freude, den edlen Voß dort zu haben und täglich das Band der Freundschaft fester zu knüpfen, welches ihn vor zehn Jahren mit ihm und Hölty, Hahn und Miller vereinigte." Die Pflege der alten Göttinger Erinnerungen ergab sich um so leichter, als die beiden Freunde gemeinsam die Gedichte des 1776 gestorbenen Hölty herausgaben. Ein starkes Band war für Stolberg und Voß auch die gemeinsame Liebe zur Dichtung der Alten: Stolberg übertrug damals die Tragödien des Aeschylos und es konnte nicht fehlen, daß er sich gelegentlich Rat erfragend an den ungleich besser gerüsteten, aber auch sehr schwerfälligen und pedantischen Freund wandte. Als Stolberg im Juni 1783 Eutin verließ, um als Landvogt nach Neuenburg bei Oldenburg zu gehen, wurde sein Scheiden von Voß und Erneſtine schmerzlich empfunden. „Stolberg" — so schrieb Erneſtine ihrem Bruder — „gehört zu denen, die man immer lieber gewinnt, und ſie auch so sehr. Wir fühlen es nun doppelt, daß wir hier niemand haben, bei dem wir gern sind." Inzwischen sprach Stolberg noch wiederholt in Eutin vor und wohnte mehrmals bei Voß. Das Christfest 1783 brachte Voß bei Christian Stolberg in Tremsbüttel zu, dort weilten auch Fritz Leopold und die Gräfin Agnes. In Erinnerung an diese Tage schrieb Stolberg

im Januar 1784: „Eine schöne Woche haben Sie uns geschenkt. O daß wir immer zusammen leben könnten! . . . Bester Voß, wie Sie mir in Neuenburg fehlen werden! Als ich vor kurzem Agnes die Zeilen vorlas:

Denn fürwahr nicht geringer, als selbst ein leiblicher Bruder,
Ist ein treuer Freund, verständig und edler Gesinnung:

da standen Sie so lebendig vor mir, daß ich hätte weinen mögen."

Bald aber regten sich Differenzen, und zwar zunächst in Sachen der Poesie selbst. Stolberg wurde namentlich in Adelskreisen als Dichter sehr gefeiert und verlor dabei das Gefühl für die Grenzen seiner Begabung. Seine durch und durch lyrische Natur verirrte sich in die Tragödie und er schuf in kurzen Fristen eine Anzahl längst vergessener Dramen, die er dem Freunde zusandte mit dem Bemerken, „daß er ihnen Unsterblichkeit zutraue". Voß hielt es für Bundespflicht, das begehrte Urteil unverhohlen abzugeben; daß es durchaus absprechend lautete, verstimmte Stolberg, der Voß' Kritiken gar nicht zu verstehen erklärte.

Noch empfindlicher traf Voß den Grafen auf einem anderen Gebiete — dem der Übersetzung. Er hielt Stolbergs „Ilias" für verbesserungsbedürftig und suchte den Freund zu einer gründlichen gemeinsamen Revision des Werkes zu bewegen.[37]) Vergeblich. So machte sich Voß selbst an die Arbeit und sandte den ersten Gesang in seiner Übertragung an Stolberg. Es macht diesem, dem Voß' Vorgehen „fatal" und „ein Wermuthstropfen" war, alle Ehre, daß er seine Verstimmung niederkämpfte und das persönliche Interesse dem sachlichen unterordnete. „Der alte Halbgott," schrieb er an Voß, „soll mir doch freundlich dafür sehen, daß ich, da Sie mir Macht über Leben und Tod Ihrer Ilias geben, mich gern um seinetwillen vergesse. Sie lebe, weil sie die beste sein wird." Und in einem anderen Briefe heißt es: „Ich trinke im Geiste mit Ihnen und stoße klingend an. Es lebe von Enkel zu Enkel Homer unter den Hyperboräern! Und wenn mir dann auch eine Thräne ins Glas stürzt, so trinke ich sie mit hinunter, und es soll die letzte sein." Als dann Stolberg, von einer Reise nach Petersburg heimgekehrt, im Januar 1786 mit Agnes bei den Eutiner Gastfreunden vorgesprochen hatte, war seine Verstimmung so völlig überwunden, daß er bald darauf an Voß schrieb: „Ich glaubte nicht, daß ich Ihnen noch näher kommen könnte, Freund meiner Seele, und ich fühle doch, daß ich Ihnen in den vierzehn Tagen, die ich bei Ihnen lebte, noch näher gekommen bin! . . . Könnten wir doch immer zusammen leben!"

Aber zwischen beiden Männern bestanden doch noch andere als bloß poetisch-ästhetische Gegensätze, die, zeitweilig ruhend, durch die ein-

---

[37]) Als Lobredner der Stolbergschen Iliade— auf Kosten des Vossischen Homer — tritt Adalbert Schroeter auf in seiner „Geschichte der deutschen Homerübersetzung im XVIII. Jahrhundert" (Jena 1882). Doch vgl. dazu die Kritik von Wendt im Literaturblatt für germanische und romanische Philologie IV. Jahrg. (1883) Sp. 128 ff.

brechenden geistigen Kämpfe und politischen Stürme der Zeit geweckt und verschärft wurden und ein Zusammengehen auf die Dauer unmöglich machten. In den Kontroversen mit Stolberg spricht bei Voß der Haß des Plebejers gegen alles Aristokratische sehr vernehmlich mit; die Französische Revolution begrüßte Voß mit Jubel: wie Stolberg sich zu ihr stellte, zeigt seine Ode „Die Westhunnen"; der Krieg der Aufklärung gegen Mystizismus und Romantik fand die alten Genossen in entgegengesetzten Lagern. In dem Briefwechsel zwischen Voß und Stolberg aus den Jahren 1786/88 wurden die Worte immer schärfer und heftiger. Daß es nicht schon damals zu der von Voß beabsichtigten Trennung kam, war das Verdienst der vermittelnden Gräfin Agnes. Die aber starb im November 1788; damit ging für Stolberg das goldene Zeitalter seines Lebens unter, auch für die Freundschaft mit Voß ward dieser Tod verhängnisvoll. Im Jahre 1790 vermählte sich Stolberg wieder, mit der Gräfin Eleonore v. Redern; seit 1792 hatte er seinen Wohnsitz wieder in Eutin, wo er die Stelle eines Kammer- und Konsistorialpräsidenten einnahm. Durch seine Frau in den Besitz großer Mittel gelangt, gab er seinem Hauswesen einen von dem früheren sehr abweichenden vornehmen Zuschnitt, unter dem das Verhältnis zu Voß zu leiden hatte, umsomehr, als sich auch zwischen Ernestine und der Gräfin Eleonore keine so vertrauten Beziehungen bilden wollten, wie sie zur Gräfin Agnes bestanden hatten. Gewohnheitsmäßiger Verkehr wurde noch aufrecht erhalten, aber eine eigentliche Gemeinschaft gab es nicht mehr, und als 1800 Stolberg mit seiner Gemahlin zum Katholizismus übertrat — ein Schritt, der ungeheures Aufsehen erregte — da erfolgte der Bruch. Die Folge des Konfessionswechsels war, daß Stolberg seine Ämter niederlegte und Eutin verließ. Aber auch Voß war der Aufenthalt dort verleidet. Nach langem Zögern erbat er 1802 seine Dienstentlassung, die ihm der Herzog ungern, aber schließlich in glänzender Weise gewährte, und nahm seinen Aufenthalt in Jena, wo seine Söhne Heinrich und Wilhelm studierten. An einen dauernden Aufenthalt dort dachte er nicht, doch ward ihm Jena mehr zur Heimat als er geglaubt hatte. Die Söhne hatten bei dem Theologen Griesbach, dem damaligen Haupt des Rationalismus, liebevolle Aufnahme gefunden, und in dessen Hause bezog Voß einstweilen die früher von Schiller innegehabte Wohnung, bis er in der Bachgasse ein eigenes Häuschen erwarb. Durch Griesbach, der bald Voß' volles Vertrauen gewann, kam er in Beziehungen zu den Philologen Schütz und Eichstädt und zu dem Theologen Paulus, den er in Heidelberg wiedersehen sollte; zu dem Juristen Thibaut, der früher in Kiel gelehrt hatte und mit einer Kielerin verheiratet war, führte die Landsmannschaft, und es entspann sich zwischen den beiden Familien eine vertraute Freundschaft, die freilich später, gleichfalls in Heidelberg, in das traurigste Gegenteil umschlug. Zu den anderen akademischen Kreisen knüpften sich

keine nennenswerte Beziehungen, selbst Vorlesungen zu halten, was ihm wiederholt nahegelegt wurde, weigerte sich Voß. Ihn dauernd an sich und an Weimar zu fesseln, war Goethe ernstlich bemüht: er wollte ihn zum Direktor des Weimarschen Gymnasiums machen, an dem Heinrich Voß als Lehrer wirkte, bot ihm dann die Leitung des gesamten höheren Schulwesens im Lande an, protegierte seinen Sohn auf jede Weise und ehrte Voß durch eine eingehende Rezension seiner Gedichte, von der die Romantiker mit Unrecht annahmen, sie sei ironisch gemeint. Trotzdem strebte Voß von Jena weg. Zwar folgte er einem dreimaligen Rufe, durch den man ihn und seinen Sohn Heinrich für die Universität Würzburg gewinnen wollte, schließlich doch nicht, aber als ihm 1805 die badische Regierung 1000 Gulden Jahresgehalt bot, wenn er seinen Wohnsitz nach Heidelberg verlege, widerstand er zu Goethe's Leidwesen der Lockung nicht. Ihm folgte bald sein Sohn Heinrich als Professor des Griechischen am philologischen Seminar.

Vorlesungen hat Voß auch in Heidelberg nicht gehalten, aber in die Verhältnisse der neu sich gestaltenden Hochschule wiederholt eingegriffen oder einzugreifen versucht. Erschwert hatte er sich seine Stellung ohnehin und seinen Einfluß auf die akademischen Kreise stark gemindert durch seine maßlos heftige Befehdung der grade in Heidelberg mächtigen Romantik; das raubte ihm schließlich auch Goethe's Zuneigung. Sein Verkehr mit Professoren und Studenten wurde von Jahr zu Jahr geringer, die Zahl der auswärtigen Besucher immer kleiner, schließlich standen ihm nur noch wenige Männer, darunter Paulus und der Historiker Schlosser, freundschaftlich nahe. Mehr als je war seine Gelehrtenstube seine Welt.

In Jena hatte Voß seine in Göttingen begonnenen germanistischen Studien, insbesondere seine Vorarbeiten für ein wissenschaftliches deutsches Wörterbuch wieder aufgenommen. Aus ihnen erwuchsen die umfängliche, viel zu harte Kritik von Adelungs hochdeutschem Wörterbuch wie die ehrenvolle Besprechung von Klopstocks „Grammatischen Gesprächen" in der Jenaer Literaturzeitung 1804 und die „Zeitmessung der deutschen Sprache" (1802; 2. vermehrte und um den Briefwechsel zwischen Voß und Klopstock bereicherte Auflage 1834). Diese Studien wurden in Heidelberg bald verlassen. Um so eifriger wandte sich Voß wieder zu seinen Übersetzungen, übertrug den Properz, den Aratos, den Hymnus an Demeter und bis 1812 als Nebenbuhler seines einstigen Bundesgenossen F. A. Wolf, den ihm nunmehr allerhand ärgerliche Streitigkeiten entfremdeten und endlich verfeindeten, die Lustspiele des Aristophanes, die aber erst 1821 im Druck erschienen. Dann ließ er sich 1814 von seinen Söhnen Heinrich und Abraham zur Teilnahme an der von ihnen geplanten Übertragung von Shakespeare's Dramen bestimmen und verdeutschte in dem neunbändigen Werke (1818—29 erschienen) 13 Stücke, mit heiligem Eifer, aber unendlich schwerfällig und pedantisch;

kein Wunder, daß diese Übertragung, für die kein Bedürfnis vorlag, in der literarischen Welt einer sehr lauen Aufnahme begegnete. Dagegen ist ein kleines Meisterstück erzählender Prosa die 1814 begonnene Selbstbiographie, die leider nicht über die ersten Jugendjahre hinausgekommen und erst nach Voß' Tode im Druck erschienen ist.

Dieses friedliche Werk weiterzuführen und zu vollenden ließen dem Verfasser die kriegerischen Heidelberger Jahre kaum Zeit und Ruhe. Mehr als je war Voß damals auf Fehde gestimmt. Unter anderen griff er 1807 Wilhelm Körte wegen seiner Ausgabe von Briefen aus Gleims Nachlaß heftig an; maßvoller kämpfte er 1809 gegen Knebel, der Ramlers Verstümmelungen der Gedichte von Johann Nikolaus Götz getadelt hatte: wenn er hier Ramler in Schutz nahm, verteidigte er eigentlich sich selbst, denn genau so eigenwillig und pedantisch wie Ramler mit Götz war er seinerzeit mit Hölty verfahren, als er dessen Gedichte herausgab. Aber wie harmlos erscheinen diese Fehden gegen die beiden, die in seine letzten Lebensjahre fallen: gegen Stolberg und Creuzer! So wie er die Sache ansah, hatte Stolbergs Übertritt des Signal gegeben „zum Kriege gegen Vernunft und protestantische Gewissensfreiheit", ihn glaubte er daher mit aller Kraft treffen und für immer unschädlich machen zu müssen. So veröffentlichte er denn in Paulus' „Sophronizon" seinen Aufsatz: „Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier?" — ein häßliches Zeugnis seiner maßlosen Unduldsamkeit und Gemütsroheit. Mochte er in der Sache halbes Recht haben — und es hat ihm an einzelnen zustimmenden Erklärungen nicht gefehlt —, so hatte er doch volles Unrecht in der Form, darüber hätte ihn die Flut von Protesten und Gegenschriften belehren können. Stolberg bekam die Schrift erst wenige Tage vor seinem Tode zu Gesicht; er setzte die Feder an zu seiner „Kurzen Abfertigung der langen Schmähschrift des Herrn Hofraths Voß", aber er erlebte die Vollendung der Arbeit nicht, sein Bruder Christian brachte sie zum Abschluß und gab sie heraus. Voß aber wiederholte seine Anklagen, nicht überzeugender, nur breiter in der „Bestätigung der Stolbergischen Umtriebe" (1820).

Ebenso rücksichtslos, ebenso wenig wählerisch in der Wahl seiner Mittel führte Voß seinen letzten literarischen Kampf: gegen den Heidelberger Philologen Creuzer und dessen Hauptwerk „Die Symbolik und Mythologie der alten Völker, besonders der Griechen". Hier hatte sich Creuzer die Aufgabe gestellt, die Religionen des Altertums in ihrer Ausbildung, ihrem Zusammenhang und ihrem Übergang in das Christentum darzustellen. Seine Ausführungen däuchten Voß nur eine „schlimmere Fortsetzung der Irrtümer Heyne's", die er in den „Mythologischen Briefen" bekämpft hatte und abgetan zu haben glaubte, und so eröffnete er denn in mehreren Rezensionen eine Polemik gegen Creuzer, deren Ton und Art in keiner Weise zu rechtfertigen war, wenn sie auch einige

Schwächen in der Beweisführung des Gegners mit sicherer Hand trafen. Diese Rezensionen, auf die Creuzer nicht antwortete, gab dann Voß zusammen mit verschiedenen alten und neuen Aufsätzen als „Antisymbolik" (2 Bde., 1824/26) heraus.

Während dieser Fehden starb 1822 Heinrich Voß, ein Otterndorfer Kind, 1779 geboren, des Vaters Lieblingssohn, der alle liebenswürdigen Eigenschaften des Alten ohne dessen Schroffheiten, allerdings auch ohne dessen Energie in sich vereinigte. Das Werk, dem er siebenzehn Jahre seines Lebens widmete und das er als sein Lebenswerk ansah, die Übersetzung des Aeschylos, hinterließ er unvollendet; sein Vater hat es zu Ende geführt, aber sein Erscheinen (1826) selber nicht mehr erlebt. Am 29. März 1826 erlag er den Folgen eines Schlaganfalls und wurde am 1. April neben seinem Sohne Heinrich beerdigt. Seine Gesinnungsgenossen Schlosser und Paulus haben ihm überschwengliche Nachrufe gewidmet, aber auch im Lager der Gegner wußte man Art und Wesen des Heimgegangenen zu würdigen. Joseph Görres schrieb in seinem Aufsatze „J. H. Voß und seine Todesfeier": „Voß war, um sein Verdienst und seine Beschränktheit gleich im Inbegriffe weniger Worte darzustellen, in seinem Naturell wie in seiner Ausbildung, in Denk- wie in Gesinnungsweise ganz der sassische Bauer, wie er damals . . . dem Norden des Gesamtvaterlandes vorzugsweise sich angeeignet. Dort in der Niederung war seine geistige Heimat; mit dem, was er im Schweiße seines Angesichts sich erworben, hatte er sich in ihrer Mitte angekauft, und nachdem er die Grenzen seines Besitzes mit der Dornhecke der Polemik eingefriedigt, in seiner Mitte sich sein Haus gebaut. Da saß er nun, überschauend sein Eigentum, und mit sorgsamer Pflege es bewirtschaftend, . . . Priester, König, Hausvater, alles in allem innerhalb seines Geheges. Ernst und gründlich in all seinem Tun, fleißig und unverdrossen in seinen Arbeiten, beharrlich in seinen Vorsätzen, unermüdet in seinem Forschen nach seiner Wahrheit und eifrig in ihrer Verteidigung, klar im Denken, scharfsinnig im Unterscheiden, und bestimmt entschieden in seinen Ansichten, streng in Grundsätzen, im Leben sittlich, unabhängig in seiner Sinnesweise, belehrend im Umgange, in seiner Häuslichkeit nicht ohne anziehende Vertraulichkeit, und in seiner unaffektierten Gastfreiheit die Herzen ihm Gleichgesinnter leicht gewinnend: das waren die Tugenden, die schon in diesem seinem Naturell lagen und die seine isolierte, einsame Lage nur vollends entwickelt und ausgebildet hatte."

Ernestine folgte ihrem Gatten am 10. Mai 1834 im Tode nach. Als liebende Jungfrau wie als sorgende Hausfrau ist sie die „unentbehrliche Muse" des Dichters gewesen, in allen Stücken eine treue Gehülfin, die man aus Voß' Lebensbild gar nicht wegdenken kann ohne es zu zerstören. Mit weiblicher Einfalt und Anmut hat sie uns aus dem Leben ihres Gatten erzählt — auch, ohne es zu wissen und zu wollen, eine

Idyllendichterin —, von der Zeit ihrer Verehelichung an bis zur Übersiedelung nach Heidelberg, hat uns über Voß' Charakter geredet, von seinem Verhältnis zu Schiller und Goethe berichtet und seine letzten Lebenstage geschildert — eine liebenswürdige Zugabe zu den drei Bänden der „Briefe von Johann Heinrich Voß", die sein Sohn Abraham herausgegeben hat.

Über „die Feier des hundertjährigen Geburtstages von J. H. Voß" im Jahre 1851 hat uns sein Enkel Hermann Voß berichtet. In seiner Heimat haben den Tag festlich begangen das Friedländer Gymnasium und die Sonntagsgesellschaft zu Parchim.

Die Vossischen Idyllen und unter ihnen besonders die „Luise" haben einen weitreichenden und lange nachwirkenden Einfluß geübt.[38]) In seinen Hauptwerken ganz auf den Schultern von Voß, aber seine Vorzüge nicht erreichend, seine Fehler überbietend, steht Gotthard Ludwig (oder, wie er sich selbst später nannte, Ludwig Theobul) Kosegarten.[39]) Der war am 1. Februar 1758 zu Greves mühlen geboren als fünftes von den dreizehn Kindern des Pastors, späteren Präpositus Bernhard Christian Kosegarten. Vom Vater, dem die Schule der Stadt nicht genügte, und verschiedenen Hauslehrern erhielt er seine Vorbildung; schon 1774 hielt er, von früh auf für das Studium der Theologie bestimmt, seine erste Predigt. Im Jahre 1775 sollte Kosegarten die Universität beziehen. Von den beiden mecklenburgischen Hochschulen Rostock und Bützow wollte der Vater, ein erklärter Gegner des herrschenden Pietismus, nichts wissen, sondern er sandte seinen Sohn nach Greifswald und entfremdete ihn damit auf immer dem Vaterlande: im schwedischen Pommern ist Kosegarten bis an sein Lebensende geblieben. Doch verließ er Mecklenburg nicht wie Voß mit Haß im Herzen — eines so kräftigen Gefühles wäre seine weiche Seele wohl nie fähig gewesen —, vielmehr hat er sein Heimatland oft und gern wieder besucht, ja in seiner akademischen Zeit klingt ein Ton von Heimweh durch, wenn er, am Sonntage Quasimodogeniti 1777 von der Einsegnungsfeier in der Greifswalder Nicolaikirche zurückgekehrt, schreibt: „Welch ein Abstand gegen das Große, das Seelendurchdringende in den Gebräuchen meines Vaterlandes. Theures, theures Mecklenburg!" und voll lebendigen Heimatstolzes singt er:

Ich bin ein Obotrite,
Bin meines Landes werth,
Und freu mich meines Landes
Und weih' ihm Harf' und Schwert.

---

38) Vgl. W. Kroegel, „Voß' Luise und die Entwicklung der deutschen Idylle bis auf Heinrich Seidel" (Frankfurt a. M. 1904), bes. S. 18 ff.

39) Vgl. Häckermann in der Allg. deutschen Biographie Bd. 16 S. 745 ff. — H. Franck, „Gotthard Ludwig Kosegarten. Ein Lebensbild." Halle 1887.

Bald stimm' ich höh'r die Harfe,
Bald stärkt sich meine Hand,
Dann sing' und streit' und sterb' ich
Für dich, mein Vaterland. —

Nach nur zweijährigem Studium, gegen dessen Schluß er der Ehre gewürdigt wurde, am Geburtstage des Königs Gustav III im akademischen Auditorium die von ihm „Die wahre Größe der Fürsten" betitelte Festrede (gedruckt erschienen Stralsund 1777) zu halten, verließ Kosegarten Greifswald, vom Vater heimberufen, und es begann nun für ihn eine achtjährige, nur selten unterbrochene Hauslehrerzeit, meist auf Rügen, zu einem kleinen Teil (Ostern bis Michaelis 1781) in der Heimat bei Herrn v. Flotow auf Reez verbracht. In diesen Monaten bestand Kosegarten das theologische Examen in Greifswald. Als er Reez verlassen hatte, verweilte er einige Zeit in Bützow; die Bemühungen einiger dortiger Professoren, ihm eine Professur für griechische Literatur und schöne Wissenschaften zu verschaffen, scheiterten am Widerstande des Herzogs Friedrich. So ward Kosegarten aufs neue nach Pommern gewiesen. Dort erhielt er 1785 das Rektorat der Schule in Wolgast, zugleich von der philosophischen Fakultät zu Bützow die Magisterwürde; die theologische Doktorwürde hat ihm 1793 die Universität Rostock verliehen. Kurz zuvor (1792) hatte er die Pfarre in Altenkirchen auf der rügischen Halbinsel Wittow erhalten, die er bis 1808 innegehabt hat. Seit 1786 war er verheiratet und wurde Vater mehrerer Kinder; durch seine amtliche und ausgedehnte literarische Tätigkeit daran gehindert, ihre Erziehung selbst zu leiten, übertrug er dieses Amt Hauslehrern, deren einer (1796—98) Ernst Moritz Arndt war. Schließlich glaubte er der Bürde des Pfarramtes nicht länger gewachsen zu sein; so erbat und erhielt er die ordentliche Professur der Geschichte zu Greifswald, mit der er Vorlesungen über griechische Literaturgeschichte verband, vertauschte sie aber 1816 mit einer ordentlichen theologischen Professur. Diese hat er nicht lange bekleidet: er starb am 26. Oktober 1818.

Die schwedischen Könige Gustav IV Adolf und Karl XIII haben es an Beweisen der Huld für Kosegarten nicht fehlen lassen — warum hätte er nicht ein tiefes Gefühl von Dankbarkeit für sie hegen sollen? Er fühlte sich ganz als schwedischen Untertanen; als 1815 die Preußen in Greifswald einzogen, sang er wehmütig:

Ja, unter den drei Kronen
Ließ es sich ruhig wohnen.

Aber er hatte es doch fertig gebracht, sich mit der französischen Okkupation so weit auszusöhnen, daß er seine berüchtigte „Rede am Napoleonstage des Jahres 1809" halten mochte, in der er die politischen und militärischen Erfolge des Imperators panegyrisch pries — eine Rede, die einen Sturm der Entrüstung erregte und zu den Schriften gehörte,

die die fanatischen Altdeutschen unter den Burschenschaftern beim Wartburgfest am 18. Oktober 1817 als „das Vaterland schändend und entehrend" verbrannten. Im Jahre 1813 hat er dann freilich „Vaterländische Gesänge" gedichtet und in seinem reichlich ruhmredigen Buche „Geschichte meines fünfzigsten Lebensjahres" (Leipzig 1816) sich zu reinigen versucht von dem Vorwurfe der „Ausländerei", den die „Afterredner" gegen ihn erhoben hatten. Nachgetragen hat man ihm an den maßgebenden Stellen jene Rede nicht.

Kosegarten hat seine poetische Tätigkeit sehr früh begonnen und mit Ausdauer geübt. „Ich dichtete wachend und träumend," so bekennt er selbst, „während der Mahlzeiten, während der gesellschaftlichen Unterhaltungen, während der kirchlichen Verrichtungen." Und er hat sich auf fast allen Gebieten versucht. Die nach seinem Tode in zwölf Bänden (Greifswald 1824—27) erschienene fünfte Ausgabe seiner „Dichtungen" enthält englische und schottische Lieder, die seinerzeit nicht ohne einigen Grund vielgelesenen Idyllen „Jucunde" (Berlin 1802) und „Die Inselfahrt" (ebd. 1805), Sagen der Vorzeit und Lyrische Gedichte, von denen man anerkennen muß, daß sie große Formengewandtheit und Geschmack zeigen, die aber der Eigenart entbehren; aber außerdem veröffentlichte er u. a. die Trauerspiele „Darmond und Allwina" (Frankfurt u. Leipzig 1779) und „Ebba von Medem" (Hamburg 1800), das Schauspiel mit Gesang „Wunna" (Stralsund 1780), das Märchen „Psyche" (Leipzig 1787), die „romantischen Dichtungen" „Ida von Plessen" (Dresden 1800), „Bianca del Giglio" (ebd. 1802) und „Adele von Cameron" (ebd. 1803), in denen er die verschiedenen Erweisungen der Liebe (Liebe der Natur, religiöse Liebe, Liebe der Heimat) darstellen wollte, ganz zu schweigen von den zahlreichen Bearbeitungen und Übersetzungen, wie er denn auch die Odyssee übertrug („Probe der verteutschten Odüssee", Stralsund 1780) und zwar, wie er selbst meinte, besser als Voß. In der erwähnten Geschichte seines 50. Lebensjahres muß Kosegarten zwar anerkennen, daß „meine Gedichte während der letzten zehn bis fünfzehn Jahre, wo ein anderer Geschmack aufgekommen, wenig gelesen worden", doch tröstet er sich damit: „sie werden aber wieder auferstehen, wie ich hoffe, und die bessern von ihnen werden übrig bleiben," und an einer anderen Stelle versichert er: „Es werden leben meine Gesänge mit denen des Haller, Kleist, Uz, Kreuz [lies: Creutz] und Klopstock." Seltsam, wie er, der Zeitgenosse Goethe's und Schillers, diese Männer als seine Muster anführen mochte, die doch, da er diese Worte schrieb, lange zu den Vergessenen zählten. In der Tat gehört, nach einer treffenden Bemerkung von Otto Harnack[40]), Kosegarten dem

[40]) O. Harnack, „Der deutsche Klassizismus im Zeitalters Goethes" (Berlin-Schöneberg 1906) S. 43.

Wesen nach einer älteren Generation an; über ihm waltete der Unstern, zu spät geboren zu sein. —

Liscow, Engel und Voß haben sich einen unverlierbaren Platz in der Literaturgeschichte erobert. Sie haben mitten in den literarischen Bewegungen gestanden, durch ihre Werke die deutsche Literatur beeinflußt, mit den Großen ihrer Zeit freundliche oder gegensätzliche Beziehungen unterhalten. An Schönemann, Löwen und Schröder kann niemand vorübergehen, der sich mit der Geschichte des deutschen Theaters beschäftigt. Auch Kosegartens Name zählt zu den vielgenannten, und doch konnte Scherer seine Geschichte der deutschen Literatur schreiben ohne seiner Erwähnung zu tun. Die vielen anderen, deren zu gedenken uns in diesem Abschnitt obliegt, gehören zu den Verschollenen, von denen nur Grundrisse und Schriftstellerlexika dürftige Kunde geben und deren Schriften nur mit Mühe, ja z. T. gar nicht mehr aufzutreiben sind.

Von Kosegartens Stiefbrüdern haben sich zwei gleichfalls dichterisch betätigt. Christian Kosegarten, geb. 1770, war anfangs Theologe, wirkte nach absolviertem Studium als Hauslehrer in Neustrelitz, Waren und Hamburg, wurde an letzterem Ort unter die Kandidaten des Predigtamts aufgenommen, studierte dann die Rechte in Leipzig (über diese Zeit berichtet er in seinem Buche „Meine Freuden in Sachsen", Leipzig 1801), erwarb 1801 den Doktorgrad und ließ sich als Rechtsanwalt in Hamburg nieder, wo er 1821 starb. Als Student veröffentlichte er „Gedichte" (Rostock 1794) zusammen mit Johann Dietrich Hartmann (geb. 1762 in Rostock, wurde 1799 Kollaborator an der Domschule in Schwerin, 1806 zweiter Prediger in Dömitz, 1813 Pastor in Gorlosen, 1838 emeritiert und starb zu Parchim 1840), in seiner Hamburger Kandidatenzeit die Schriften „Kritik der Humanität" (Leipzig 1796, anonym), „Was soll der Fürst sein? Was kann der Fürst sein?" (Hamburg 1797), „Memnons Bildsäule, in Briefen an Ida" (Berlin 1799), von Leipzig aus sandte er zum Amtsjubiläum seines Vaters eine Abhandlung über die Existenz des Teufels u. d. T. „Der Schattenkönig" (Leipzig 1800); später hat er nur juristische Materien behandelt.

Friedrich Franz Kosegarten war 1772 geboren, studierte 1791—94 Theologie in Rostock — sein Vater hatte also offenbar seine Abneigung gegen den in der dortigen Fakultät herrschenden Geist überwunden —, dann Philosophie und Ästhetik in Greifswald, wirkte gleich seinen Brüdern als Hauslehrer (bei dem Geh. Rat v. Kamptz zu Sophienhof, dann bei dem Geh. Kabinettsrat v. Boldt in Vietgest), wurde 1797 Adjunkt seines Vaters, 1802 an ein Erziehungsinstitut in Dorpat berufen, kehrte 1803 nach Deutschland zurück und promovierte in Erfurt, lebte dann bei seinem Bruder Christian in Hamburg, ging aber 1805 wieder nach Rußland, wo er erst Lehrer an der Kreisschule in

Wenden in Livland, 1814 Oberlehrer am Gymnasium in Reval wurde und mit kurzer Unterbrechung bis zu seiner Pensionierung 1837 blieb; in Reval ist er 1849 gestorben. Wie seine Brüder war auch Kosegarten sehr vielseitig. Er hat „Kritische Bemerkungen über die Küblersche Schauspielergesellschaft während ihres Aufenthalts in Greifswald" (Glücksburg 1797) geschrieben, unter dem Pseudonym Justus Jucundus Jocosus die Wochenschrift „Iris, die leichtfüßige, windschnelle, goldgeflügelte Botin von und für Hamburg, Bremen und Lübeck" (Hamburg 1804) herausgegeben, eine „Darstellung des französisch-russischen Vernichtungskrieges im Jahre 1812" (St. Petersburg 1814) verfaßt, deren angekündigte Fortsetzung unterbleiben mußte, „Ansichten über Studium, Plan und Darstellung der allgemeinen Kirchengeschichte" (Reval 1824) drucken lassen u. a. m. Über Kosegartens „Die Geburtstagsfeyer. Eine dramatisch bearbeitete Jugendhandlung" (Berlin u. Schwerin 1797; wiederholt u. d. T. „Das Fest der Kinder am Geburtstage ihrer Mutter, dramatisch bearbeitet und zur Weihnachtsgabe für die Kinderwelt bestimmt", Bremen 1805) urteilt Eschenbach in den „Annalen der Rostockschen Academie": „Anlage und Ausführung sind so weit unter dem Mittelmäßigen, daß alle Entschuldigungen, die der Hr. Verf. angeführt hat, den Abdruck dieses Stückes nie rechtfertigen werden." Von Kosegartens beiden Romanen erschien „Julie von Steinau. Eine interessante Geschichte aus der letzten Hälfte des jetztlaufenden Jahrhundert" (2. Bde., Berlin 1796 f.) anonym, erst die zweite (Titel-)Auflage „Gräfin Julie von Steinau oder die Wege des Schicksals" (Mainz u. Hamburg 1803) gab den Namen des Verfassers kund — Eschenbach nannte das Buch „eine so widerstehende Lectüre, daß es mir nicht möglich geworden ist, mehr als ein Paar Bogen durchzulesen" —, beim zweiten „Die Charakter-Probleme, oder Waldhütte und Ringe" (Gotha 1800) bediente er sich des Pseudonyms Julius Florello. Die magere Summe seiner lyrischen Leistungen bot Kosegarten in den „Spät-Rosen" (2 Bde., Reval 1842) f.), einer sehr unbedeutenden Sammlung, die zum guten Teil Gelegenheitsgedichte enthält.

Als Gelegenheitsdichter war Kosegarten schon als Rostocker Student aufgetreten mit der anonymen „Beschreibung des feierlichen Vivats, welches dem Erbprinzen des Mecklenburgischen Hauses Friedrich Ludwig am 21. October 1794 von den hiesigen Studirenden gebracht worden. In tändelnden Versen von einem auch in Arcadien gewesenen Musensohne" (Rostock); in demselben Jahre veröffentlichte er zum 39. Geburtstage des Herzogs Friedrich Franz sein „Harfengelispel" (Schwerin), zur Vermählung des Erbprinzen mit Helene Paulowna (1799) dichtete er den „Zweigesang" zwischen Halldor und Rosilde (wiederholt in den „Spät-Rosen") und verzeichnete befriedigt in einer Anmerkung, daß derselbe „von diesen hohen Herrschaften mit ausgezeichnetem

Wohlwollen aufgenommen" sei; beim Ableben des Kaisers Alexander I ließ er eine „Thränodie" drucken (Reval 1825).

Die Gelegenheitsdichtung hatte längst ihren bösartigen Charakter, von dem im ersten Abschnitte die Rede war, verloren. Mehr und mehr, seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts fast vollständig, hatte sie das lateinische Gewand abgestreift und damit aufgehört im Alleinbetrieb der Gelehrten zu sein; seitdem bemächtigten sich ihrer immer weitere Kreise. Auch jetzt wandte sie sich mit Vorliebe dem fürstlichen Hause zu und rankte sich um dessen frohe wie schmerzliche Tage. Es ist rührend zu sehen, mit welcher Teilnahme das Volk das Leben seiner Regenten begleitete, wie selbst an sich unbedeutende Ereignisse den Dichtern Stoff boten für begeisterte Hymnen. Dieses schon in ruhigen Jahren lebendige Gefühl vertiefte sich natürlich in politisch bewegten Zeiten, namentlich als in Mecklenburgs Not und Kampf das gemeinsam erlittene Elend die Herzen von Fürst und Volk noch fester aneinander gebunden hatte. Freilich steht der Wert der Dichtungen nur selten im richtigen Verhältnis zur Würde des Gegenstandes. Es kann nicht unsere Absicht sein, den Hunderten von Männern nachzugehen, die an den Freuden- und Trauertagen des Fürstenhauses ihre Stimme erhoben und in mehr oder minder guten Versen ihrem Mitgefühl Ausdruck verliehen. Nur einige Beispiele mögen herausgegriffen, ein paar Namen genannt sein; befinden sich unter ihnen doch mehrere, die auch durch andere poetische oder wissenschaftliche Leistungen Anspruch auf Beachtung erworben haben.

Der Regierungsantritt Christian Ludwigs II (28. Nov. 1747) hatte eine poetische Hochflut zur Folge. Herman Ludewig Becker „besang" dieses Ereignis „in tiefster Unterthänigkeit" (o. O. 1747), ebenso (Schwerin o. J.) Johann Christian Clemann, „der Hochfürstlichen Dom-Schule zu Schwerin Conrector" (geb. 1715 zu Wittstock, 1740 Substitut des Konrektors Dihn, 1747 wirklicher Konrektor, 1763—91 Rektor, gest. 1793); der Kandidat des Predigtamts Christian Hinrich Grambtzow „wollte seine schuldigste Pflicht in nachgesetzten Zeilen bezeugen" (Schwerin o. J.); der schon oben in anderem Zusammenhange genannte dänische Garnisons-Medikus, „oock Stadt- un Lanjd-Physicus to Glückstadt, Segeberg, Oldesloe" Ludwig Hansen „wulde sien unjerdanigst Mittleed betügen un hartinnigst demödigst Glück wünscken mit een Plat-Düitsch Riemels" (Schwerin 1748); Dietrich Albrecht Hincke, Prediger zu Kessin, „wünschte in aller Unterthänigkeit Heyl, Segen und alle Fürstliche „Glückseligkeiten" (Rostock 1748); George Joachim Mark, den wir schon als Verfasser religiöser und moralischer Gedichte kennen gelernt haben, „widmete die Triebe der unterthänigsten Ehrfurcht unter den herzlichen Glückwünschen aller getreuen Unterthanen mit poetischer Feder" (o. O. u. J.) und sang begeistert:

Der Adel jauchzt, der Bürger lacht,
Es triumphiren tausend Zungen,
Ja dieses Fest, das Gott gemacht,
Wird auch im Heiligthum besungen.
Vandalia hebt sich empor,
Und spricht: O wie steigt itzt mein Flor!
Schwerin soll noch vielleicht auf Erden
Zum kleinen Paradise werden.

Friedrich Meinck, „der Heyl. Gottes Gelahrtheit und Welt-Weißheit beflissener", „wolte aus unterthänigster Pflicht seine unterthänigste Condolence und Glückwunsch nach Schuldigkeit unterthänigst abstatten" (Schwerin o. J.); Johann Niemann, „der Rechtsgelahrtheit Beflissener", sprach im Namen der studierenden Rostocker als deren „itziger Senior" (Rostock 1748); der „Hertzogliche Cammer-Secretarius" Johann George Wachenhusen in seinem Gedicht „Der Hochgeliebte Ludewig" (Schwerin o. J.) versicherte:

O Herr vertrau dich uns, laß Wall und Mauren schwinden!
Dein Schloß und Deine Burg soll unsre Treue seyn:
Du solst im ofnen Zelt dich viel bewachter finden,
Als sperrte Nero sich mit tausend Riegeln ein.
Was Ludwigs Mund genießt braucht nicht credentzt zu werden;
Ist er doch seinem Volck der liebste Printz auf Erden.

„Praepositus und Pastores Synodi Ribbeniciensis, als Ihro Hochfürstl. Durchl. sämtlich gehorsamst unterthänigste Knechte und Vorbitter bey Gott wolten ihre unterthänigste Submission aufs devoteste zu Tage legen" (Rostock o. J.), „Der Senior, und sämtliche Pastores des Lübowischen Kirchen-Krayses" widmeten einen poetischen „Unterthänigsten Friedens-Wunsch" (Wismar 1748). Als der Herzog im März 1748 in Rostock einzog, „begleiteten ihn mit ihren unterthänigsten Wünschen sämmtliche in Rostock studirende" (Rostock o. J.) und veranstalteten als „Opfer der unterthänigsten Ehrfurcht in niedrigster Demuth" eine „Abend-Musick" mit Arien und Recitativen (Rostock o. J.) und „ein treugesinntes Schiffer Chor" huldigte ihm mit einem Gedicht betitelt „Das von Schiffern sehnlichst verlangte, und mitten im Ungewitter zur Sicherheit empfangene unschätzbahre Schiff: Christian Ludwig" (Rostock o. J.); als er „einer Medicinischen Doctor-Promotion beyzuwohnen gnädigst geruhete" wurde eine Cantate „dabey abgesungen" (Rostock 1748); als er im April „tom eerstenmahl na Siener angetredenen Regerung up Sien Schloß to Dobbran kam", sangen ihn „de Dobbranschen Eegener, Huurslüde un Innligger" an (Rostock o. J.); als er „von Rostock bey allem Hochergehen glücklich zu Schwerin unter solenner Freuden-Bezeugung der Stadt und Bürgerschaft retournirte", überreichte ihm der Predigtamtskandidat Christian Gottfried Preuß sehr um-

fängliche „Zufällige Gedancken über Psalm I. 3. Was ein Frommer macht, das geräht wohl" (Schwerin o. J.) und die Schüler der Domschule sowie beide Schützenzünfte widmeten ihm Festgedichte; bei seinem Einzuge in seine Geburtsstadt Grabow am 27. September leisteten sich nicht nur „Bürgermeister, Rath und Bürgerschaft" eine Hymne mit dem Schluß

Es leb Christjan Ludwig, der Vater im Lande;
So blühet auch Grabow in gutem Wolstande.
Diß ist es, was heute
Aus innigster Freude
Gantz Grabow so hertzlich vom Himmel begehrt:
Denn, theurester Hertzog, Du bist es auch werth —

sondern auch „dieser Stadt sämmtliche Einwohner" sangen:

Himmel, laß, auf unser Flehen,
Deine Gnaden-Blicke sehen,
Winck uns, daß es fest geschicht,
Und so laß den Stamm der Wenden,
Sich nicht ehr und dann erst enden,
Wenn dies gantze Rund zerbricht!

Auf Herzog Friedrichs Tod (1785) verfaßte Christian Samuel Lenz (geb. 1760 in Havelberg, 1783 Kollaborator und 1784 Konrektor an der Parchimer Stadtschule, 1794 Pastor in Kladrum, gest. 1834) ein Gedicht (Rostock 1785); für das Leichenbegängnis des Herzogs dichtete Heinrich Julius Tode eine von F. L. Benda in Musik gesetzte Trauerkantate (Schwerin 1785), eine Cantate auch für die akademische Feier beim Einzug des Herzogs Friedrich Franz und seiner Gemahlin in Rostock (8. Mai 1788). Schon vor dem Regierungsantritt des Herzogs hatte Christian Gottfried Mantzel anonym eine „Hymne auf Franzens und Louisens Reise nach Rostock" (Rostock 1778) gesungen. Johann Joachim Brinkmann griff in die Saiten, „als der Leichnam der verwittweten Herzogin von Mecklenburg-Schwerin zu seiner Gruft durch Boitzenburg geführt ward" (Lauenburg 1791). Georg Christian Benedikt Ackermann[41]) (geb. 1763 in Vier bei Boizenburg, der seit 1782 in Bützow und Göttingen Theologie studiert hatte, 1792 Kollaborator am Landeslehrerseminar in Ludwigslust, 1794 Instruktor der jüngeren Kinder des Herzogs Friedrich Franz, 1801 zweiter Hofprediger, 1808 Superintendent in Schwerin, 1819 Konsistorialrat, 1830 Oberhofprediger wurde und 1833 starb) dichtete bei der Verlobung der Prinzessin Luise Charlotte mit dem Könige Gustav IV Adolf von Schweden „Vandaliens

[41]) Nekrolog von Fr. Brüssow im Freimüthigen Abendblatt, 16. Jahrg. 1834 Sp. 75 ff.

Feyer; ein Opfer der Ehrfurcht" (Schwerin 1795), beim „Hingang der Großfürstin Helena Paulowna" eine „Elegie" (Schwerin 1803) und eine Nänie „An Helena Paulownas Urne" (Ludwigslust 1803; Musik von F. Heine); demselben Trauerfall galt des Amtsverwalters Christian Friedrich Ludwig Riesenberg zu Grevismühlen Dichtung „Als Helena, die hohe Kaisertochter dieser Erde, zu den Sternen entfloh, erklang am Meergestade die Stimme der Wehklage, wie sie der Dichter vernahm" (Wismar 1803). Beim Tode der Herzogin Luise ließ sich Ackermann mit einem „Nachruf an die hohe Vollendete" (Schwerin 1808) vernehmen. Zum Geburtstage dieser Herzogin (9. März) hatte Rudolf Heinrich Findeisen 1791, damals Kandidat zu Schwerin, einen Prolog „Der grüne Lebensfaden" (Ratzeburg) geschrieben, 1797 auch Theodor Hans Heinrich Bühring einen Prolog verfaßt; derselbe Bühring dichtete, als 1800 Helena Paulowna den Schweriner Armen 500 Taler geschenkt hatte, seine „Fürstenmilde". Zur Feier der ersten Entbindung (15. September 1800) ließ der Theaterdirektor Hansing in Güstrow das Vorspiel „Der Eichenstamm" aufführen. Von den zahllosen dichterischen Huldigungen, die der Herzog Friedrich Franz an seinem Geburtstage (10. Dezember) die ganze Zeit seiner Regierung hindurch über sich ergehen lassen mußte, verdient besonders genannt zu werden August Wilke's einaktiges Lustspiel „Der 10. December" ([Schwerin] 1798), das der Verfasser für die Grabower Liebhaberbühne schrieb. Bei seinem Kommen nach Rostock 1791 begrüßte ihn Karl Görbitz mit „Mariane, oder Das glückliche Brautpaar" — einem „vorzüglich schlechten Vorspiel", wie Eschenbach meinte; seinen Einzug in Wismar feierte Johann Karl Christian Fischer mit seinem „Der 29. August 1803" (Wismar 1803). Georg Gabriel Friedrich Küffner (geb. 1774 in Schwerin, 1801 Rektor in Neukalen, 1808 Pastor in Gnoien, gest. 1853) ließ zur Feier der Vermählung der Prinzessin Charlotte mit dem Kronprinzen Friedrich Christian von Dänemark unter dem Pseudonym Philopatros seine „Bardiete" „Dana und Vandalia" (o. O. 1806) erscheinen — ein derartig mit nordischer Mythologie und nordischen Altertümern durchtränktes Gedicht, daß der Verfasser ihm zum Verständnis lange Anmerkungen beigeben mußte. Der Erbprinzessin Karoline Luise, der Tochter Karl Augusts, dem Lieblinge der weimarischen Dichterheroen, widmete, als sie Mecklenburg betrat, Johann Friedrich Pries (geb. 1779 in Ribnitz, seit 1810 ordentlicher Professor der Moral und Ästhetik in Rostock, gest. 1828) eine lange Dichtung, die mit den Worten schloß:

Des Willens voll, uns hülfreich zu begegnen,
Nahst unsern Küsten Du, und Deinem Geist —
Nein, nimmer scheinen sie ein Tauris ihm.

Christlieb Georg Heinrich Arresto[42]) hat vielfach fürstlichen Geburtsfesten und anderen denkwürdigen Tagen, wie dem Jahrestag der ersten Wiederkehr des Herzogs nach Doberan (10. August 1807) und dem Tage der Annahme der großherzoglichen Würde (14. Juni 1815) durch Vorspiele und ähnliche Dichtungen eine höhere Weihe zu geben versucht; bei dergleichen Anlässen sind u. a. entstanden „Das ländliche Fest" (Schwerin 1789), „Die Landesfreude" (Schwerin 1801), „Der 10. August" (Doberan 1814), „Empfindungen am 10. December 1814" (Rostock), „Das Fest der Freude" (Rostock 1815), „Die Zeiten" (Rostock 1815), „Die Feier des 10. December 1815"; den Besuch des Doberaner Schauspielhauses durch den Fürsten Blücher 1816 hat Arresto durch ein „allegorisches Gemälde" „Mecklenburg" verherrlicht; endlich darf nicht vergessen werden, daß er der Dichter der mecklenburgischen Volkshymne „Gott segne Friedrich Franz" ist. Der arme Samuel Felix Ludwig Jacobi, der 1771 in Neubrandenburg geboren war, in Rostock Theologie studierte, es aber nie weiter als zum Hauslehrer brachte, schließlich bei seinem ehemaligen Zögling, dem Gutsbesitzer v. Koß auf Vilz das Gnadenbrot aß und 1826 starb ohne seinen Herzenswunsch, eine Sammlung seiner Gedichte zum Druck zu befördern, erfüllt zu sehen — es fanden sich dafür zu wenig Subskribenten —,[43]) begrüßte den Erbgroßherzog Friedrich Ludwig und seine Gemahlin „am Tage ihrer Ankunft zu Doberan den 9. Juli 1822" und widmete dem Großherzoge zu seinem Geburtstage 1823 ein „Opfer der treuesten Verehrung, dargebracht in der Loge zu den 3 Sternen in Rostock". In Strelitz feierte Christian Gottlob Korb den Regierungsantritt des Herzogs Karl II (1794), den „Helden Herzog Karl, als Höchstderselbe nach der Schlacht bei Möckern den 10. Oct. 1813 schwer verwundet ins Vaterland kam," die „Ankunft der Frau Großherzogin von Mecklenburg-Strelitz am 22. August 1817", die „Empfindungen des Volks" bei der Vermählung der Prinzessin Therese mit dem Erbprinzen Karl Alexander von Thurn und Taxis (25. Mai 1785). Für diesen Tag dichtete Christian Friedrich Ferdinand Anshelm v. Bonin „Das Fest Germaniens" (Neustrelitz 1789), für den Geburtstag des Herzogs Adolf Friedrich IV (5. Mai) „Wahres Gefühl" (ebd. 1789), doch ohne bei beiden Vorspielen seinen Namen zu nennen. Ludwig Gottlieb Karl Nauwerck schuf für den Geburtstag der Großherzogin Marie (21. Januar) die Vorspiele „Der Elfenhain" (1819) und „Raphaels Vision" (1820). Johann Friedrich Bahrdts „Er-

---

42) Ausführliche biographische Nachrichten über ihn enthält die Abhandlung von W. Voß, „Zur Geschichte der mecklenburgischen Volkshymne" in den Jahrbüchern des Vereins f. meckl. Gesch. u. Altertumskunde. 66. Jahrg. (1901) S. 192 ff.

43) Neuer Nekrolog 1826 S. 989 ff. Die Gedichte stehen im Freimüthigen Abendblatt. Nr. 186. 259.

innerungen" enthalten in der Abteilung „Mein Fürstenhaus" eine ganze Menge von Geburtstagswünschen, unter den „Dramatischen Festspielen" auch ein solches zur Jubelfeier der fünfzigjährigen Regierung des Großherzogs Friedrich Franz u. d. T. „Der Rune letzter Spruch".

Mehreren der hier genannten verdanken wir auch andere dramatische Dichtungen. Korb, der 1745 oder 1746 in einem Dorfe des sächsischen Erzgebirges geboren war, bis zu seinem 13. Jahre die Dorfschule besuchte, dann, vater- und mutterlos geworden, als Lehrling in eine Druckerei eintrat[44]) und von 1785—1822 als Buchdrucker (später Hofbuchdrucker) in Neubrandenburg nachweisbar ist, veröffentlichte anonym das dreiaktige Drama „Johanna, oder Unschuld und Liebe" ([Wismar] 1781), das zweiaktige Schauspiel mit Gesang „Der ehrliche Räuber" (Neubrandenburg 1785), das eine Anekdote aus der Zeit der Hungersnot im Erzgebirge 1772 behandelt, und schließlich das Schauspiel „Der Triumph der Redlichkeit" (enthalten in seinen „Vermischten Gedichten, nebst einem Schauspiel in einem Akt", Neubrandenburg 1809), von Korb selbst, der überhaupt von sich sagt „auf hohes Dichtertalent macht der Verfasser keinen Anspruch", bezeichnet als „eine Bagatelle, worüber nichts weiter zu sagen ist".

Bonin[45]), geb. 1755 in Magdeburg, trat in die preußische Armee, erscheint seit 1787 als Kammerherr, seit 1797 auch als Major in strelitzischen Diensten und starb 1813 in Neustrelitz als Oberst und Theaterintendant. Von seinen zahlreichen Dramen ist das erste, „Ernest oder die unglücklichen Folgen der Liebe" (Berlin 1776) „in einer freyen Übersetzung aus dem Französischen nach den Leiden des jungen Werther gearbeitet". Gleichfalls nach einem französischen Vorbild schuf Bonin sein wirkungsvollstes Stück, das vieraktige Lustspiel „Die Drillinge" (Gotha 1781): die Darstellung dreier, an Charakter sehr verschiedener Brüder durch eine und dieselbe Person hat große Schauspieler angezogen und dem Drama zu der Ehre einer neuen Bearbeitung „nach der Darstellung auf der königlichen Schaubühne zu Berlin" (Berlin 1828) und einer Neuherausgabe durch Lebrün (Mainz 1837) verholfen. Weitere Stücke von Bonin sind „Der Patriot" (Vorspiel zum Geburtstage Friedrichs d. Gr.; Berlin 1777), die Lustspiele „Blanfort und Wilhelmine" (Breslau 1779), „Der weibliche Kammerdiener" (Berlin 1780), „Der Postmeister" (Duisburg 1792), „Die belohnte Reue" (Berlin 1800), die Schauspiele „Haß und Liebe" (Berlin 1786) und „Karl von Stralenberg" (Leipzig 1793), und das Trauerspiel „Die Rache oder der Herzog von Montmorency" (Berlin 1779). Auf dem Gebiete des Romans versuchte er sich mit „Der Sonnenritter" (Leipzig 1781).

---

44) Diese Daten gibt Korb selbst in den Vorberichten zu der seine sämtlichen Werke enthaltenden Sammlung „Einige Dichtungen" (2. Ausg. Neubrandenburg 1822).

45) S. über ihn Spehr in der Allg. deutschen Biographie Bd. 3 S. 128.

Arresto war als Sohn des aus Preußen stammenden Geh. Kanzlisten Karl Rudolf Arresto 1768 in Schwerin geboren, besuchte kurze Zeit die Gelehrtenschule seiner Vaterstadt, dann die lateinische Schule des Waisenhauses in Halle, studierte seit 1786 in Rostock, darauf in Bützow die Rechte, wurde dann, da ein böser Raufhandel in Schwerin ihm die Aussicht auf die erstrebte Anstellung im Staatsdienst versperrte, Soldat in einem der drei Bataillone, die Mecklenburg damals im Solde der Generalstaaten in Holland stehen hatte, desertierte von dort 1791 und wurde Schauspieler. Im Jahre 1794 wurde er, der sich damals Burchardi nannte, am Stuttgarter Hoftheater engagiert, gehörte 1798 zur Großmannschen Gesellschaft in Hannover, spielte seit 1799 abermals in Stuttgart, dann in Leipzig und kehrte 1801 nach Mecklenburg zurück als Mitglied der Truppe, die der Schauspieldirektor Krickeberg zusammenbrachte: ein mit der herzoglichen Theaterintendanz auf vier Jahre abgeschlossener Kontrakt verpflichtete ihn vom Januar bis Ende Mai in Schwerin, im Juli und August in Doberan zu spielen. Doch verließ Arresto Schwerin schon im März 1801 wieder, wirkte bis 1804 an der Hamburger Bühne, ging dann an das Deutsche Theater in Petersburg, gab 1810 und 1811 an der Spitze einer eigenen Truppe Vorstellungen in Mitau und Libau, gastierte nach dem Zusammenbruch dieser Gesellschaft in Königsberg, im Februar 1813 bei der Breedeschen Truppe in Güstrow und gab zwei Vorstellungen in Schwerin, wo er sich, des Umherirrens müde, um eine Stelle als Kanzlist im Regierungskollegium oder in einer anderen Kanzlei bewarb. Diese Bewerbung blieb erfolglos, als aber noch in demselben Jahre der Schauspieldirektor Becker, der damals die Konzession für Doberan hatte, aus seinem Kontrakt entlassen wurde, gelang es Arresto, für sich die Konzession zu erhalten; zugleich erwirkte er die Spielerlaubnis für Rostock. Seitdem spielte er regelmäßig in Schwerin, Doberan und Rostock, gelegentlich auch in Güstrow und Stralsund. In Doberan starb er 1817, ohne den mehrfach vorgebrachten Wunsch, sein Theater möge zum Hoftheater erhoben werden, erfüllt gesehen zu haben.

Als Schauspieler wirkte Arresto, der im Anfange seiner theatralischen Laufbahn jugendliche Liebhaber und Helden spielte, später in das Fach der Charakterdarsteller überging, nicht ohne Ruhm. Nicht gleichen Ruhm hat er als dramatischer Schriftsteller erworben, obwohl einige seiner Stücke wie „Vergehen und Größe“ (Frankfurt 1796), „Der Indienfahrer“ (Hamburg 1803), „Die Soldaten“ (ebd. 1803), „Der feindliche Sohn“ (ebd. 1805), „Poscharsky und Minin, oder die Befreiung Moskaus“ (Reval 1809), sich lange auf dem Repertoir erhalten haben, einige derselben auch ins Holländische übersetzt wurden und „Die Soldaten“ in der Bearbeitung von K. Dielitz noch 1825 in Berlin über die

Bretter gingen. Sein Zeitgemälde „Gefahr und Rettung" spielt in Doberan am Tage des Treffens von Retschow am 28. August 1813.

Auch Fischer[46]) war Schauspieler, daneben Theaterdichter und nach Bedarf auch Schulmeister. Geboren 1752 in Leipzig, ging er in Stralsund zum Theater und kam 1778 nach Güstrow, wo er als Lehrer wirkte und 1780—82 ein Kindertheater leitete. Im Jahre 1788 wurde er Direktor des Schweriner Theaters, das gelegentlich auch in Güstrow und Rostock Vorstellungen gab, geriet aber 1792 in Konkurs und kehrte nach Güstrow zurück, wurde dort 1800 Musikdirektor und Organist an der Pfarrkirche und ist in dieser Stellung 1807 gestorben. Er hat „Ideale menschlicher Güte. Schauspiel für Kinder" (Rostock 1781) und „Predigten für Schauspieler" (Lübeck 1788) geschrieben, außerdem die Erzählung „Eine Mecklenburgische Geistergeschichte" (anonym; Rostock u. Leipzig 1795) und „Der Brunnen zu Stargard, eine mecklenburgische Sage der Vorzeit" (ebd. 1796) veröffentlicht. Zahlreiche andere Arbeiten, deren Titel Fischer in seiner Autobiographie nennt, scheinen ungedruckt geblieben zu sein.

Johann Franz v. Palthen hat ein einaktiges Lustspiel „Der unglücklich liebende Pedant" geschrieben (abgedruckt in der zweiten Sammlung seiner „Versuche zu vergnügen", 1759).

Zu den Dramatikern der Gottschedschen Schule gehört Theodor Johann Quistorp,[47]) 1722 in Rostock geboren; dort studierte er die Rechte, ging aber dann nach Leipzig, wo er in nähere Beziehungen zu Gottsched trat. Im Jahre 1750 wurde er, damals summi regii tribunalis procurator" in Wismar, in den Rat dieser Stadt gewählt und starb 1776. Noch in Rostock entstand sein Trauerspiel „Alcestes, die ungleiche Vaterliebe" (Rostock 1742). Die übrigen Stücke: das Trauerspiel „Aurelius, oder Denkmaal der Zärtlichkeit", das in einer Rostocker Weinstube spielende Nachspiel „Die Austern", das den „Plaideurs" von Racine nachgebildete Lustspiel „Der Bock im Processe" und das Originallustspiel „Der Hypochondrist" sind alle in Gottscheds „Deutscher Schaubühne" enthalten — „alles in allem unreife Produktion der akademischen Jahre".

Gleichfalls ein Rostocker war Christian Gottfried Mantzel[48]), ein Enkel des von Liscow befehdeten Mantzel. Im Jahre 1756 geboren, studierte er anfangs die Rechte, dann Theologie in Rostock und Bützow, war dann Hauslehrer bei dem Rittmeister v. Weltzien auf Benthen, wurde 1782 Pastor in Kruppentin, 1787 in Criwitz und starb da-

---

46) Autobiographische Notizen bei Koppe, „Jetzt lebendes gelehrtes Mecklenburg." 3. Stück S. 108 ff.

47) S. Erich Schmidt in der Allg. deutschen Biographie Bd. 27 S. 56 f.

48) Autobiographische Notizen bei Koppe 1. Stück S. 116 ff.

selbst 1820. Sein Trauerspiel „Karoline oder das Staatsopfer" (Bützow u. Wismar 1779) hat er anonym, „Eine Fabel von Pfauen, Putern und Hühnern" (Schwerin 1786) unter dem Decknamen Immanuel Sincerus der Jüngere erscheinen lassen. Zahlreiche Gedichte von ihm sind in mecklenburgischen Zeitschriften gedruckt, namentlich in den „Rockstockschen gemeinnützigen Aufsätzen", so u. a. der Anfang eines Heldengedichtes „Gottschalk". Mantzel hatte, als er mit dem Abdruck dieses kläglichen Epos begann, erklärt: „Ich werde so lange fortfahren an diesem Gedicht zu arbeiten, bis mir Kenner einzuhalten befehlen;" da er die Arbeit nicht lange fortgesetzt hat, ist zu vermuten, daß sich bald einsichtige Kenner fanden.

Nur ein Jahr jünger als Mantzel war Johann Christian Koppe[49]), geboren 1757 als Sohn des Rostocker Bürgermeisters und Inhabers einer Buchhandlung Johann Christian Koppe. Er studierte seit 1777 in Rostock und in Göttingen die Rechte, wurde 1782 Advocat in seiner Vaterstadt, 1784 Universitätssekretär, 1789 zweiter Universitätsbibliothekar und Privatdozent, nahm 1821 seine Entlassung und ließ sich in Goldberg nieder, zog 1826 nach Parchim und starb dort 1827. Koppe hat sich um die vaterländische Literatur, besonders um deren biographisch-bibliographischen Teil hochverdient gemacht und Arbeiten dieser Art fast sein ganzes Leben gewidmet, aber in seiner Jugend auch das einaktige Lustspiel „Aus Scherz kann Ernst werden" (Berlin 1780) verfaßt.

Auch Friedrich Gottlieb Julius Burchard war ein Rostocker und hat seine ganze Lebenszeit in seiner Vaterstadt verbracht. Im Jahre 1767 geboren, studierte er die Rechte und starb 1807 als Kanzlei- und Konsistorialrat. Seine beiden Dramen „Graf von Santa Vecchia" (Berlin 1792), ein „Gemälde der Schwärmereien des 18. Jahrhunderts", und das Lustspiel „Die Dichterfamilie" (Rostock 1793) hat er unter dem Namen Max Roller veröffentlicht. Eschenbach erhob gegen die Stücke zwar den Vorwurf, daß sie „Dinge schilderten, die in der wirklichen Welt eine ganz andere Gestalt haben", meinte aber: „Wer mit so vielen anderen theatralischen Stücken, die jetzt häufig gegeben werden, zufrieden ist, wird ihnen seinen Beifall nicht versagen."

Ein „Nachspiel" betitelt „Die plauderhaften Weiber" hat nach seiner eigenen Aussage 1770 Karl Gustav Friedrich Neumann geschrieben, der 1755 in Güstrow geboren war, seit 1772 in Göttingen Theologie und Philosophie studierte, 1775 in Bützow Magister wurde und bis 1780 als Privatdozent lebte, ohne Anstellung und Zuhörer zu finden; seitdem privatisierte er in Güstrow. Seine weiteren Lebensschicksale sind unbekannt. Wo „Die plauderhaften Weiber" und

[49]) S. Fr. Brüssow im Neuen Nekrolog. 5. Jahrg. 1827 S. 936 ff.

„Tim, eine Mecklenburgische Geschichte“ (1779) gedruckt sind, hat Neumann in seiner kleinen Autobiographie[50]) nicht mitgeteilt.

Eine außerordentliche Fruchtbarkeit nicht nur als Dramatiker, sondern auch als Roman- und Jugendschriftsteller hat vom Anfang des Jahrhunderts bis in die 20er Jahre Karl Stein[51]) entwickelt, der sich auch Gustav Linden und K. Jents nannte. In Neubrandenburg 1773 geboren, wurde er 1815 weimarischer Rat und Professor, später preußischer Hofrat in Berlin und starb dort 1855. Einzelne seiner Dramen, die z. T. gesammelt als „Historisch-romantische Gemälde in dramatischer Form“ (Posen 1805), „Thalia. Beiträge für die deutsche Schaubühne“ (Berlin 1818), „Deutsches Theater“ (Berlin 1820), teils einzeln erschienen, sind über die besten deutschen Bühnen gegangen, ohne doch festen Fuß zu fassen.

Hoch über diesen Machwerken stehen die Dramen von Kuno Ludwig v. d. Kettenburg. Der war um 1775, wahrscheinlich auf dem väterlichen Gute Schwetzin, geboren, war seit 1798 mecklenburg-schwerinscher Kammerherr, hatte längere Zeit in Italien, namentlich in Rom gelebt, den Erbprinzen Friedrich Ludwig auf dessen diplomatischer Reise nach Paris 1807/08 begleitet, gehörte dann zu dem intimen Kreise Friedrich Ludwigs und seiner Gemahlin Karoline und starb 1813 in Schwerin als ein Opfer der dort grassierenden Masern. Nach seinem Tode schrieb Karoline über ihn unterm 23. Januar 1813 an Charlotte v. Schiller: „Kettenburg ist nun bestattet und den Elementen schon wiedergegeben und für uns nichts als sein Andenken mehr übrig, und die Werke, die seine besten Lebenstage bezeichneten. Die zeugen von ihm wie er war, manches Gute zusammengetragen, haben eine gute Tendenz und sind doch nichts Ganzes. Er war ein sonderbarer Mensch. Sein Treiben brachte in unseren Kreis ein gewisses Leben; kein Tag verging, wo er nicht etwas interessantes, anregendes sagte, er war der Einzige hier, dessen Geschäft Literatur war und keiner versteht nun das . . . Ich war wohl diejenige, mit der er hier am besten war, ohne daß irgend eine Art von Harmonie des Gemüthes mit ihm hätte stattfinden können — alles das zusammengenommen erregt in mir eine wunderbare Stimmung von Antheil und doch schmerzenslos.“

Kettenburg hatte sich an Schiller gebildet. Sein erstes, ungedruckt gebliebenes „Trauerspiel mit Chören“ „Johanna von Neapel“ — handschriftlich auf der Schweriner Regierungsbibliothek — sandte er durch Vermittlung von Karoline v. Wolzogen, mit der er im Briefwechsel stand, an Goethe. „Der Beifall, den Sie mir damals nicht ganz versagten,“ ermunterte ihn zur Übersendung seiner Tragödie „Diego“ (Berlin 1811),

---

[50]) Bei Koppe 1. Stück S. 132 ff.

[51]) S. Brandes in der Allg. deutschen Biographie Bd. 35 S. 660.

er erhielt aber keine Antwort. Charlotte v. Schiller urteilte über den „Diego": „Schöne Gedanken und gewandte Sprache hat er, das lasse ich ihm nicht nehmen" — so schrieb sie an Karoline; deren Antwort aber lautet freilich etwas kühl. In Berlin wurde der „Diego" aufgeführt „nach langem Kampf mit Iffland", wie Kettenburg an Frau v. Wolzogen schrieb; „der ausgesprochene Zorn des Monarchen setzte endlich Iffland in Bewegung. Jetzt gab er das Stück, und wirklich so gut er es vermag." Trotz Goethe's Schweigen über den „Diego" sandte Kettenburg ihm durch Knebels Vermittlung auch die Tragödie „Julianus Apostata" (Berlin 1812), über die sich Goethe dem Erbprinzen gegenüber, mit dem er im Juni 1812 in Karlsbad zusammen war, günstig äußerte, wenn er auch die Bühnenfähigkeit des Stückes bezweifelte. Die Erbprinzessin meinte: „Das Sujet, worin weniger die Liebe in Anspruch genommen wird, deren Wesen nicht natürlich genug in seine Feder fließen will, ist mehr zu seiner Behandlung geeignet." In Teplitz traf Kettenburg im Juli 1812 mit Goethe zusammen. „Anfänglich soll der Meister sehr gnädig gewesen sein, was ihm sehr geschmeichelt hat" meldete Karoline unterm 15. September an Charlotte v. Schiller.[52])

Johann ~~Georg~~ Christian Friedrich Piper, geboren 1775 in Güstrow, studierte die Rechte in Jena und Rostock, wurde 1797 Hof- und Landgerichtsadvocat zu Güstrow, erhielt 1801 den Titel Hofrat, später Geheimer Hofrat und scheint 1859 gestorben zu sein: in dem Jahre erscheint er zum letzten Male im Staatskalender. Schon als Student veröffentlichte er das Schauspiel „Der Mammon" (Jena 1795), das Lustspiel „Gewinn durch Verlust" (Gera 1796) und das einaktige dramatische Gemälde „Die Brüder" (Rostock 1797). Später folgten die Lustspiele „Die Freywilligen" (Rostock 1814), „Die Schäferhütte" (Rostock 1815) in Versen sowie „Drei Abendstündchen, oder die Speculation auf die Eroberung von Paris" (Rostock 1816), schließlich das Trauerspiel „Das Brautpaar" (Berlin 1821).

Durch Piper wurde zum Dichten angeregt, wie er selbst erzählt, Johann Friedrich Jobst Bauer, geboren 1776 zu Waren, wo sein Vater Rektor war, 1803 Zuchthausprediger in Dömitz, in demselben Jahre Pastor zu Wustrow auf dem Fischlande, 1810 Prediger zu Hanstorf und dort 1821 gestorben. Seinem während der Studienzeit gedichteten Trauerspiel „Karl von Hochberg" (Rostock u. Leipzig 1797) hat er später „Freimaurergedichte" (Rostock 1813) folgen lassen.

Eine dramatische Jugendsünde beging auch Christian Karl Friedrich Wilhelm Frhr. v. Nettelbladt, geboren 1779

---

[52]) Vgl. die bei Goedeke, Grundriß² IV, 841 angeführte Litteratur und die Anmerkung zu Goethe's Tagebüchern (Weimarsche Ausgabe) Bd. 4 S. 419.

in Rostock, gestorben daselbst 1843 als Oberappellationsgerichtsrat, mit einem während seiner Rostocker Studentenjahre verfaßten dreiaktigen Schauspiel „Graf Montaldo" (Rostock 1797), welches Eschenbach „sein erstes, nicht gerathenes Probestück" nennt. Nettelbladts spätere schriftstellerische Tätigkeit liegt auf den Gebieten der Rechtswissenschaft und der Freimaurerei: seine „Geschichte freimaurerischer Systeme in England, Frankreich und Deutschland", 1836 als Manuskript gedruckt, wurde neu herausgegeben von Widmann und Possart (Berlin 1879).

Conrad August Ackermann, seit 1827 Bürgermeister in Kröpelin, 1833—54 Kriminalrat in Bützow, gestorben 1861, verfaßte nach Willibald Alexis das fünfaktige historische Gemälde „Der Sturm von Stralsund, oder: Die Geächteten" (anonym; Hamburg 1826).

Als Dramatiker hat sich auch Friedrich v. Maltzan, Freiherr zu Wartenburg und Penzlin auf Rothenmoor versucht.[53]) Geboren 1783 auf dem väterlichen Gute Werder bei Penzlin, erhielt er seine Vorbildung auf der Realschule in Berlin und dem Pädagogium in Halle und studierte dann erst in Halle, darauf in Jena. Nach seines Vaters Tode 1805 übernahm er von dessen ausgedehntem Grundbesitz einen Teil der Penzliner Güter, trat 1813 beim Landsturm ein und widmete sich nach dem Frieden bis an sein Lebensende den Landtagsangelegenheiten. Im Jahre 1822 fiel ihm zu seinen anderen Gütern durch Erbteilung auch Rothenmoor zu, wo er seinen Wohnsitz nahm und 1864 starb. Als Landstand — seit 1838 war er Landrat für das Herzogtum Güstrow — hat Maltzan eine bedeutende Wirksamkeit entfaltet; auch als politischer Schriftsteller ist er aufgetreten mit den Broschüren „Mecklenburg in allgemeinen deutschen Beziehungen" (Rostock 1842) und „Einige Worte an meine Landsleute" (Rostock 1843); seine kirchlichen Bestrebungen in dem Sinne, daß die Landeskirche sich ihrer Einheit mit der lutherischen Kirche aller Lande bewußter werde, fanden ihren Ausdruck in den Rothenmoorer Konferenzen der 50er Jahre; die Ergebnisse seiner Forschungen über die Beziehungen der Kirchengeschichte zur Profangeschichte legte er nieder in seinem „Umriß einer christlichen Weltgeschichte" (Rostock 1850; 2. Aufl. Hamburg 1853). Der Literaturgeschichte gehört er, dem in seiner Jugend Gelegenheit geworden war, Goethe und Schiller persönlich kennen zu lernen, an durch seine Tragödien „Anna" (Berlin 1814) aus Ludwigs des Frommen Zeit, „Heinrich IV, Kaiser von Deutschland" (Neustrelitz 1826) und „Conradin" (Güstrow 1835) sowie durch das Gedicht „Die Abenddämmerung. Eine nordische Sage" (Güstrow 1839).

Karl Heinrich Ludwig Giesebrecht[54]), geboren 1782

[53]) Lebensskizze von Julius Frhrn. v. Maltzan in dessen „Einige gute Mecklenburgische Männer". Wismar 1882. S. 261 ff.

[54]) Vgl. W. v. Giesebrecht in der Allg. deutschen Biographie Bd. 9 S. 157 f.

zu Mirow, besuchte seit 1796 das Joachimsthalsche Gymnasium in Berlin, studierte seit 1800 in Halle Theologie und Philologie, wurde 1802 Mitglied des Seminars für gelehrte Schulen in Berlin, 1805 Professor der griechischen Sprache am Pädagogium zu Bremen, wo er später in gleicher Eigenschaft auch am Lyceum verwendet wurde, folgte 1812 einem Rufe als Professor am Grauen Kloster in Berlin und starb dort 1832. Seine Dramen fallen in die erste Zeit seiner schriftstellerischen Tätigkeit: „Armida" (Penig 1804), „Sartorius" (Bremen 1807); um dieselbe Zeit entstanden seine „Dramatischen Studien" (Bremen 1808). Auch gab er ein poetisches Taschenbuch „Memnosyne" (Bremen 1806) heraus. Seine „Deutschen Blätter" (Brandenburg 1822) enthalten viele der Lieder, mit denen er die Feste seiner Freunde zu verschönern liebte.

Der Rostocker Heinrich Kurt Stever, geboren 1789, vier Jahre lang Zögling von Schulpforta, studierte seit 1808 in Rostock, Berlin, Jena und Göttingen die Rechte, wurde 1813 Oberjäger im Lützowschen Freikorps, promovierte 1816 in Rostock, hielt dort Vorlesungen und wirkte als Advokat, folgte 1819 einem Rufe als Professor nach Dorpat, gab aber schon nach Jahresfrist die Professur auf und ließ sich als Rechtsanwalt in Riga nieder, wo er 1822 starb. Die „Gedichte", die er 1813 in Göttingen veröffentlichte und der Erbprinzessin Karoline Luise widmete, führen ihren Titel mit Unrecht: neben 10 wirklichen Gedichten enthält der Band eine Übersetzung von Euripides' „Hecabe" mit umfänglichen gelehrten Anmerkungen, eine Abhandlung über deutsche Verskunst und eine freie Übersetzung von Rousseau's „Pygmalion". Die Lyrik kam erst zu ihrem Rechte in seiner Sammlung „Ithuna, oder Lieder der Liebe" (Rostock 1820). In demselben Jahre erschien seine fünfaktige Tragödie „Mithridates, oder die Macht der Eumenide" (Rostock und Schwerin 1820). Daß er auch „Quatuor odae latinae" (Rostock 1816) dichtete, war eine Spielerei, die man dem alten Portenser zu gute halten kann.

Auch Johann Friedrich Bahrdt hat dem Lützowschen Freikorps angehört. Der war 1790 in Dargun als Sohn eines unbemittelten Handwerkers geboren, wurde Apothekerlehrling und konditionierte auch nach Beendigung des Krieges wieder als Pharmazeut in Neustrelitz, entsagte aber 1831 diesem Fach und nährte sich kümmerlich durch literarische Arbeiten, bis sich 1833 der Großherzog Georg seiner erbarmte und ihm ein Ämtchen als Sekretär des Staatsministers v. Oertzen und nach dessen Tode (1837) eine kleine Pension gab. Er starb zu Neustrelitz 1847. Unter dem Titel „Scherz und Ernst" hat Bahrdt eine Sammlung poetischer Versuche und prosaischer Aufsätze vermischten Inhalts (2 Bde., Neustrelitz 1830) veröffentlicht, in denen auch ein vieraktiges Drama mit Chören und Liedern „Die Templer in Palästina" abgedruckt ist; seine „Dramatischen Dichtungen" (Leipzig 1834) enthalten im ersten

(einzigen) Teile das Vorspiel „Der Weihnachtsabend" sowie die fünfaktigen „dramatischen Gemälde" „Die Lichtensteiner" und „Die Grabesbraut, oder: Gustav Adolf in München", seine schon erwähnten „Erinnerungen" (Neustrelitz u. Neubrandenburg 1840) eine Sammlung von Gelegenheitsgedichten und dramatischen Festspielen. Bahrdts „Sechs deutsche Wanderlieder", komponiert von Weidner und Riefstahl, erschienen erst nach dem Tode des Dichters (Neustrelitz 1848).

Gleichzeitig mit Bahrdt lebte in Neustrelitz Charlotte v. Hobe, geb. 1792 in Chemnitz bei Neubrandenburg als Tochter eines strelitzischen Kammerherrn, Friedrich Eugen v. Hobe, der in Neustrelitz verschiedene Hofämter bekleidete und als Hofmarschall 1808 starb. Das Jahr ihres Todes ist unbekannt. Als Dichterin wurde sie bei der Lesewelt eingeführt durch Matthisson, der mehrere ihrer, später u. d. T. „Nordische Blüthen" (Berlin 1818) gesammelten Gedichte in Zeitschriften veröffentlichte. Ihr fünfaktiges Trauerspiel „Propertia" und das Drama in zwei Abteilungen „Der Gondelführer" erschienen vereint als „Dramatische Dichtungen" (Neustrelitz 1822).

Nicht unerwähnt bleiben darf der Herzog Karl, der Halbbruder der Königin Luise, geb. 30. November 1785 zu Hannover, wo sein Vater, der Herzog Karl Ludwig Friedrich, bevor er 1794 zur Regierung gelangte, als hannoverscher Feldmarschall und Generalgouverneur residierte. Seine Mutter, eine Tochter des Prinzen Georg Wilhelm von Hessen-Darmstadt, starb wenige Tage nach seiner Geburt; erzogen wurde er anfänglich bei den Großeltern in Darmstadt, seit 1794 in Neustrelitz, trat 1804 als Stabskapitän in die preußische Garde, focht mit Auszeichnung in den Befreiungskriegen und wurde 1816 Kommandeur des Gardekorps, eine Stellung, die er bis zu seinem am 23. September 1837 erfolgten Tode innehatte. Seit 1817 Mitglied, seit 1827 Präsident des Staatsrats, hat Herzog Karl wiederholt die preußische Politik nicht unwesentlich beeinflußt; nicht geringer war der Einfluß, den er, der glänzende Kavalier, auf das Leben der höchsten Kreise der Berliner Gesellschaft ausübte. Seine poetischen Gaben hat er namentlich als Dichter und Gestalter prunkvoller höfischer Festspiele verwertet, unter denen das zur Feier des Geburtstages der Kaiserin von Rußland am 13. Juli 1829 veranstaltete „Der Zauber der weißen Rose" wohl das hervorragendste ist. Diese Festspiele hat der Herzog u. d. T. „Erinnerungen an Berlin" (o. O. u. J.) veröffentlicht. Er gilt auch für den Verfasser des niemals gedruckten, aber unter dem Autornamen A. v. Weißhaupt an der Berliner Königlichen Bühne in der Zeit vom 29. Dezember 1836 bis zum 12. Februar 1837 viermal aufgeführten vieraktigen Konversationsstückes „Die Isolierten".[55])

[55]) Vgl. Poten in der Allg. deutschen Biographie Bd. 15 S. 310 f. Schäffer und Hartmann, „Die Königlichen Theater in Berlin" S. 47. Poten a. a. O. spricht von

Anton Johann Heinrich Meyer, in Wismar geboren, hat „Dramatische Spiele" (Wismar) herausgegeben, je ein Bändchen auf die Jahre 1834 und 1835 — harmlose Stücke, meist Einakter, die ihren Zweck, „zur geselligen Unterhaltung auf dem Lande" zu dienen, sehr wohl erfüllen können. Höhere Ziele hatte sich der gleichzeitig mit Meyer in seiner Vaterstadt Wismar als Privatgelehrter lebende und um 1840 gestorbene G. Schütz gesteckt, ein kaum ernst zu nehmender Mann, der offenbar an Größenwahn litt. Auf seine Kosten hat er ein sehr langweiliges Trauerspiel in fünf Akten „Armin genannt Herrmann der Cherusker" (Hamburg 1830) drucken lassen; sodann erschien „Die eifersüchtigen Weiber, Posse in 1 Abtheilung, und Proben dramatischer Sprichwörter" (Güstrow 1838). Diese unsagbar alberne Posse war als Probestück gedacht und sollte dem Publikum Lust machen zur Subskription auf Schütz' „Sämmtliche Schriften" in fünf starken Bänden, die in Verlag zu nehmen der Verfasser den damals jungen Buchhändler Opitz in Güstrow zu verlocken suchte, indem er ihm schrieb: „Wenn als angehender Verleger es Ihnen Ernst ist, so werden Sie in diesem Anerbieten classischer Werke, denen die Zeit einen steigenden Werth verleihen wird, und die eine ungeheure Sensation, ja öffentlich laute Empörung, zum Theil in der literarischen Ideenwelt . . . erregen müssen, ein Wahrzeichen Ihres Glücks erkennen, und nicht anstehen, dasselbe ungesäumt durch eine Subscriptions-Anzeige zu versuchen . . . . Säumen Sie also keine Minute, Ihr Glück zu ergreifen und zu verwirklichen, es könnte zu spät werden. Es wird Sie sicher nicht gereuen, . . . entweder den ersten classischen Dichter einer neuen deutschen Literatur, oder vielmehr, wie ich glaube, den letzten deutschen classischen Dichter verlegt zu haben, mit dem die deutsche classische Literatur geschlossen ist, der in seiner gedrängten kurzen Darstellung dennoch Alles an Vollständigkeit, Selbständigkeit und innerer Vollendung übertrifft, was die alte und neue Zeit uns liefert in allen Nationen."[56]) Daß sich für die Gesamtausgabe von Schütz' Werken nicht die erforderliche Anzahl von Subskribenten fand, wird man begreiflich finden; sie ist natürlich nicht erschienen. Schütz' „Fabeln in deutschen Reimen" (Altona 1834) sind vermutlich auch auf des Verfassers Kosten gedruckt.

Heinrich Helmrich Ludwig Spitta, geb. 1799 in Hannover, 1825 bis zu seinem Tode 1860 Professor der Medizin in Rostock, sei hier nur beiläufig erwähnt, da seine dichterische Tätigkeit — er hat „Stunden der Feyer" (Göttingen 1819), „Gedichte" (unter dem Deck-

---

mehreren Theaterstücken des Herzogs und einem zweiten Decknamen J. E. Mand (d. i. Jemand) — mit welchem Rechte weiß ich nicht.

[56]) S. die ergötzliche Korrespondenz zwischen Schütz und Opitz vor den „Eifersüchtigen Weibern".

namen Heinrich Sequanus; Göttingen 1823) und das romantische Trauerspiel „Der Graf von Essex" (Göttingen 1822) veröffentlicht — vor seiner Mecklenburger Zeit liegt.

Auch Friederike Ellmenreich[57]) kam nach Mecklenburg erst, als ihre schriftstellerische Laufbahn abgeschlossen war. Sie war als Schauspielerkind 1775 in Köthen geboren, heiratete 1792 den Buffo Johann Baptist Ellmenreich, trennte sich 1794 von ihm und ging in Prag zur Bühne, wurde nachgehends in Paris zur Sängerin ausgebildet, trat als solche in Straßburg, Augsburg und Wien auf, ging 1811 zum Schauspiel über, spielte in Karlsruhe, Hamburg, Mannheim und Frankfurt, wurde 1836 pensioniert und zog zu ihrem am Schweriner Hoftheater engagierten Sohne Albert Ellmenreich; in Schwerin starb sie 1845. Sie hat „Lustspiele. Frei nach dem Französischen bearbeitet" (2 Bde., Mainz 1827) geschrieben und eine große Zahl fremder Operntexte deutsch bearbeitet.

Als Kuriosum sei schließlich ein Werk des Privatlehrers Alb. Chr. Niemann erwähnt: „Wilhelm Tell, der Tausendkünstler, oder der travestierte Tell, ein heroisch-komisch-historisch-lyrisch-poetisches Schauspiel mit Gesang, Tanz und Spektakel in drei Akten" (o. O. 1805).

Wie man sieht, ist die Zahl derjenigen Mecklenburger, die sich in diesem Zeitraum als Dramatiker versuchten, nicht ganz gering, aber es ist keiner unter ihnen, der über das Mittelmaß hinausragt, die weitaus meisten haben auch dieses Maß nicht erreicht. In noch höherem Grade gilt das von den Lyrikern, den Verfassern poetischer Erzählungen und vermischter Gedichte. Wenn auch diesem und jenem ab und an ein Lied gelang, so ist es doch im ganzen beschämend zu sehen, wie viel geringwertige, ja geradezu schlechte Ware von einzelnen unserer Landsleute auf den literarischen Markt geworfen ist. Das gilt zwar hauptsächlich, aber nicht allein von der üppig wuchernden Gelegenheitsdichtung. Ganz ohne Grund war es nicht, wenn der brave Johann Christian Eschenbach nicht müde wurde zu betonen, daß „Gedichte jetzt in Mecklenburg nicht gedeihen wollen", „daß die Gedichte, die jetzt in Mecklenburg zum Vorschein kommen, fast durchweg schlecht, und unter aller Kritik sind."[58]) Erst die Zeit der Befreiungskriege hat hierin Wandel geschaffen. Das würde wohl auch Eschenbach anerkannt haben, hätte er damals noch des kritischen Richteramtes gewaltet, aber seine „Annalen der Rostockschen Academie" waren mit dem Jahre 1805 eingegangen.

An der Spitze der Lyriker in unserem Zeitraum steht Friedrich Klein, der unter dem Namen F** einen „Versuch in zärtlichen Gedichten" (Rostock 1746) herausgab, nicht in Mecklenburg geboren, son-

---

[57]) Neuer Nekrolog Bd. 23 S. 250 ff.

[58]) Annalen der Rostockschen Academie. II S. 344. V S. 96. VI S. 87 u. ö.

dern in Danzig (vielleicht als Sohn des dortigen berühmten Naturforschers Jacob Theodor Klein), aber er muß zeitweilig in Mecklenburg gelebt haben — wie wäre er sonst, bei den damaligen buchhändlerischen Verhältnissen in Mecklenburg, darauf verfallen, sein Buch in Rostock erscheinen zu lassen? Klein, ein begeisterter Jünger Gottscheds, an dessen „Critischer Dichtkunst" er sich nach seinem eigenen Geständnisse gebildet hatte, war ein echter Anakreontiker und so ein Geistesverwandter von Johann Franz v. Palthen, der einer alten aus der Wetterau nach Mecklenburg und Pommern eingewanderten Gelehrtenfamilie entstammte. Er war 1724 geboren (wo, ist nicht bekannt), wurde Lizentiat der Rechte, königlich schwedischer Justizrat und Advocatus fisci beim Oberappellationsgericht zu Wismar und starb 1804. Palthen hat zwei Bändchen „Anakreontische Versuche" (Stralsund 1750/51) veröffentlicht und „Versuche zu vergnügen" (2 Tle., Rostock u. Wismar 1758/59), vermischten Inhalts. Über deren ersten Teil hat Lessing im 5. Litteraturbrief ein vernichtendes Urteil gefällt; der zweite Teil würde ihn vermutlich nicht veranlaßt haben, seine Meinung über den Wert der Sammlung zu ändern. Als Gegner der Anakreontiker bekennt sich Friedrich Wilhelm Siggelkow, der im ersten Staatskalender von 1776 als Regierungssecretarius erscheint, später den Titel Kanzleirat erhielt und zuletzt 1799 aufgeführt wird. Der verfaßte eine „Deputation an die anakreontischen Lieder-Dichter":

Ihr kleinen witz'gen Dichter,
Ihr Stutzer von den Dichtern,
Anakreons Nachahmer,
Wie seid ihr so gefällig!
So unermüdet dienstbar!
Ihr habt nun lange Jahre
Uns schon ganz unverdrossen
Vom Bacchus und vom Amor
Und ihren Pertinenzen
Erzählt und vorgesungen.
Mich schikt die Welt jezt zu euch,
Die Müh euch zu verdanken.
Man weiß nun schon, wie lieblich
Der holde Saft der Reben
In vollen Gläsern blinket,
Man kennt auch schon den Amor
Mit seinem Pfeil und Bogen
Und vollgesektem Köcher
Voll lauter scharfer Pfeile,
Womit der kleine Bube
So manches Herz verwundet.

Es ist ein allerliebster,
Ein kleiner dikker Junge.
Auch kennt man schon die Augen,
Die kleinen blauen Augen
Der schmachtenden Selinde,
Und denn die schwarzen Augen,
Die großen schwarzen Augen
Der Chloe, und die braunen
Die schönen braunen Augen
Der Doris und der Phillis,
Und was die schlauen Mädgen,
Und was die spröden Mädgen
Noch sonst für Augen haben.
Auch weiß man, wie der Zephir
Um ihre Busen spielet,
Und wie die goldnen Lokken
Um ihre Schultern schwimmen.
Für eure saure Mühe
Uns diese zu entdekken
Dankt man euch, liebe Dichter.
Doch jetzt, da man es kennet,
Jetzt gönnet eurer Lunge
Und eurer heisern Kehle
Auch einmahl eine Ruhe.

Diese Verse stehen in Siggelkows „Poesien" (Schwerin 1770). Der Dichter berichtet uns in der „Zueignungsschrift", wie er nur einer Dame zu gefallen seine Gedichte habe drucken lassen, und erklärt in der Vorrede: „Finden meine Gedichte einigen Beifall, so ist es natürlich, daß es mir angenehm seyn wird; finden sie keinen, so werde ich aber auch ziemlich gleichgültig seyn. Ich schreibe keine Gedichte fürs tägliche Brod, ich strebe auch nach keinem Nachruhm, und ich versichere, daß mich weder Lob noch Tadel bewegen sollen, neue Gedichte erscheinen zu lassen." Aber die vorhandenen können sich ungescheut vor denen vieler anderer Dichter sehen lassen, trotz der holperigen Hexameter.

Ein gelehrter Theologe wie Johann Kaspar Velthusen[59]) (geb. 1740 in Wismar, studierte 1759—64 in Göttingen Theologie und Philosophie, wurde 1767 Diakonus in Hameln, 1770 Prediger an der deutschen Hofkapelle in London, 1773 Superintendent in Gifhorn, wirkte als Professor der Theologie seit 1775 in Kiel, seit 1778 in Helmstedt, seit 1787 in Rostock, ging 1797 als Generalsuperintendent der Herzogtümer Bremen und Verden nach Stade und starb 1814)

[59]) S. Carstens in der Allg. deutschen Biographie Bd. 39 S. 597 f.

hat es nicht verschmäht, im Göttinger Musenalmanach für 1784 und in Wiedeburgs „Humanistischem Magazin" 1788 Gedichte zu veröffentlichen. Auch Adolf Friedrich Reinhard hat neben seiner ausgebreiteten Tätigkeit Zeit zu poetischer Betätigung gefunden, ein Mann von überaus vielseitiger Bildung, ein fruchtbarer Schriftsteller auf den Gebieten der Jurisprudenz, der Theologie, der Philosophie.[60]) Geb. 1726 zu Alt-Strelitz, studierte er seit 1744 in Thorn die Rechte, seit 1745 in Halle auch Theologie und wurde 1748 Sekretär an der Justizkanzlei in Neustrelitz. Die Muße, die ihm dieses Amt ließ, verwandte er auf philosophische Studien, als deren Früchte er die gegen die Wolffsche Philosophie gerichteten, von der Berliner Akademie gekrönten Abhandlungen „Sur l'optimisme" und „Die Vollkommenheit der Welt nach dem System des Herrn Leibnitz" (1755) erscheinen ließ. Im Jahre 1759 wurde Reinhard Justizrat in Neustrelitz, trat aber 1770 aus dem strelitzschen Dienst aus und ging als Syndikus der Ritter- und Landschaft nach Rostock. Inzwischen war Herzog Friedrich durch den berüchtigten Hofprediger Fidler auf Reinhard aufmerksam geworden; er ernannte ihn 1773 zum Konsistorialrat, berief ihn 1774 als Professor nach Bützow und veranlaßte ihn zur Herausgabe der „Kritischen Sammlungen zur neuesten Geschichte der Gelehrsamkeit" (Bützow 1774—78), die vorzugsweise dem erbitterten Kampfe gegen Nicolai's „Deutsche allgemeine Bibliothek" und gegen alles, was dem Pietismus des Herzogs und der Crusiusschen Philosophie widerstrebte gewidmet waren. Im Jahre 1779 wurde Reinhard vom Herzog zum Reichskammergerichtsassessor in Wetzlar ernannt; dort starb er 1783.

Für die Stellung Reinhards und seiner „Kritischen Sammlungen" der Literatur gegenüber ist bezeichnend, daß er Shakespeare verachtete; Klopstock schreibt ihm undeutsch und holpericht, die Reden im „Messias" findet er „unausstehlich langweilig"; Lessings Begabung erkennt er an, bedauert aber, daß er durch die Zeitungen zu dem Wahne gebracht werde, ein großer Philosoph zu sein; Wieland bewunderte er anfänglich, wurde aber später der abgesagte Feind des „weltberauschten Dichters"; über Herder sagt er: „Wenn er nur nicht eine so abscheulich dunkle und undeutsche Schreibart sich angenommen hätte, so würde man mit Vergnügen seine gedankenvollen Schriften lesen;" in Goethe erkennt er „das neu aufgehende Licht", nennt aber den Werther ein „unseliges Buch". Reinhards ganzen Zorn aber erregen die Musenalmanache. „Wenn man," sagt er, „diese Almanache besieht, was für berühmte Namen oft

---

[60]) S. über ihn Hölscher, „Adolf Friedrich Reinhard" (in den Jahrbb. des Vereins f. meckl. Gesch. u. Alt. 49. Jahrg. 1884, S. 286 ff.) und „Urkundliche Geschichte der Friedrichs-Universität in Bützow" (ebd. 50. Jahrg. 1885, S. 65 f.) Vgl. auch Krause in der Allg. deutschen Biographie, Bd. 28, S. 35 f.

unter den miserabelsten Gedichten stehen, so möchte man in Versuchung gerathen, über diese Sammlungen zu schreiben: ‚Quispeldorchen [d. i. Speinäpfe] für unsere Dichter.‘ — Unsere Barden- und Minnesänger, Singsangmacher, unsere allerliebsten schalkhaften Dichter, unsere Shakespeare-Affen, unsere höckerigen Scribenten mit den vielen Querstrichen und besonders die ‚launigten‘ Schriftsteller — es ist, als ob sie im Kopfe verrückt wären.“ Dagegen rühmt Reinhard Hagedorn, Uz, Zachariä und den trefflichen Haller.

Diese Urteile werden in verhältnismäßig zahmem Tone abgegeben. Aber auch die urwüchsigste Grobheit stand Reinhard zu Gebote und er machte gern Gebrauch davon. In einem Falle hatte er in den Ziegraschen „Freymüthigen Beyträgen zu den Hamburgischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit“, zu deren eifrigen Mitarbeitern er gehörte, einzelne Göttinger Professoren und die ganze Universität in so maßloser Weise angegriffen, daß die hannoversche Regierung dem Schreiber einen Verweis von seinem Herzoge verschaffte und den Redakteur zur Abbitte zwang. Kein Wunder, daß ihm gelegentlich mit gleicher Münze heimgezahlt wurde. Für Nicolai und die um ihn waren die „Kritischen Sammlungen“ die „Bützower Schandblätter“, ihr Redakteur „der originale Dummkopf“, „der arme Stümper“, ein „mitternächtliches Gespenst, welches mit den Ketten, womit sein Verstand gefesselt ist, rasselt und entsetzlich dazu heult“, „ein dummer boshafter Teufel“. Schlimmer ist, daß auch ein Teil seiner Bützower Kollegen Grund zu haben glaubte, über seinen Charakter, seinen Übermut und seine Unverträglichkeit zu klagen. „Witte nennt ihn einen griesgrämigen Kerl, dessen Mund von Grobheiten überfließe und alles mit Koth bespeie, was nicht zu ihm halte; er sei nur deshalb ein Crusianer, weil er unter diesem Mantel am besten seinen Unflat verbergen könne. Quistorp wirft ihm Faulheit vor; er treibe sich lieber im Lande umher, um mit seinen Consorten neue Bosheiten zu planen. Döderlein erklärt seine böswilligen Verleumdungen bei Hofe für unerträglich.“ Tychsen, der anfänglich zu ihm gehalten hatte, wandte sich schließlich ganz von ihm ab und wollte mit dem „Erzschelm“ nichts mehr zu tun haben. Auch der Geheime Rat Johann Peter Schmidt fand, daß die Präoccupationsschreiben, mit denen Reinhard den Herzog unaufhörlich behellige, unzuträglich seien und forderte, daß ihm seine „beißende, hämische und anzapfende“ Schreibweise verwiesen werde. Herzog Friedrich aber verwies auf Reinhards große Verdienste und stand unerschütterlich zu ihm.

Reinhards eigene Poesien entstammen seiner ersten Neustrelitzer Zeit: „Sammlung einiger Gedichte“ (Göttingen 1753; 2. Aufl., Rostock u. Wismar 1760) — es sind ihrer zehn — und „Freundschaftliche Gedichte und Briefe“ (Bützow 1762). Diese letztere Sammlung ist dem Kammerjunker Johann Adolf Friedrich v. Gentzkow ge-

widmet, mit dem Reinhard vielleicht die gemeinsame Freude an der Dichtkunst verband. Gentzkow war 1731 auf einem pommerschen Gute geboren, studierte seit 1749 in Greifswald, trat 1754 als Kammerjunker in den Dienst des Herzog Adolf Friedrich IV von Mecklenburg-Strelitz und erhielt, als er nach dem Tode seines Vaters 1762 die Verwaltung des ererbten Gutes Dewitz übernahm und aus dem Hofdienste schied, den Titel eines Oberkammerjunkers; er starb in Dewitz 1782. Veröffentlicht hat er „Versuch in kleinen Gedichten" (Leipzig 1758) und „Sammlung vermischter Gedichte" (3 Tle., ebd. 1759/61; 2. Aufl. u. d. T. „Oden und vermischte Gedichte", Greifswald 1771) sowie philosophische „Betrachtungen über den Zweck des menschlichen Daseyns" (Wismar und Bützow 1769). Seine 1770 geborene Tochter Johanna folgte nach des Vaters Tode der nach Preußen gezogenen Mutter und schloß 1796 eine bald wieder getrennte Ehe mit dem preußischen Hauptmann v. Bülzingslöwen; ihre weiteren Schicksale sind nicht bekannt. Sie hatte die schriftstellerischen Neigungen des Vaters geerbt, schrieb „Briefe über weibliche Bildung" (Berlin 1819), ein völlig bühnenunfähiges fünfaktiges Trauerspiel „Die Vergeltung" (ebd. 1820) und den Roman „Der Kampf mit dem Schicksal" (ebd. 1820).

Ob auch Gotthard Alexander Samuel Taute ein Strelitzer war, ist bei dem Fehlen biographischer Nachrichten über ihn nicht mit Sicherheit zu sagen, doch scheint dafür zu sprechen, daß seine Gedichtsammlung „Meine Ermunterungen im Unglück" (1780) dem Herzog Adolf Friedrich IV gewidmet und in Neubrandenburg gedruckt ist. Er wird 1730 geboren sein, denn in dem Schlußgedicht der „Ermunterungen" heißt es:

Wie schnel sind funfzig Jahr verflossen,
Seit dem Gott mich zum Mitgenossen
Der Bürger einer Welt gemacht,
Die er, zu seinem ewgen Ruhme,
Zu unserm ersten Eigentume
So schön ans Licht hervor gebracht!

In der Vorrede erzählt Taute, daß er verschiedene Jahre in Hamburg gelebt hat, verehrt Reimarus und Richey als seine Lehrer und ist völlig überzeugt, daß er in den „hochansehnlichen Collegiis Hamburgs noch mächtige und erleuchtete Gönner, und unter dessen Bürgern wahre und mir geneigte Freunde" hat.

Nicht viel jünger als Taute war Gerhard Friedrich Kegebein[61]), geb. 1737 zu Hinrichshagen bei Woldegk als Sohn

[61]) Vgl. den Aufsatz von Müller, „Ein mecklenburgischer Dichterling des 18. Jahrhunderts" in der Halbmonatschrift „Niedersachsen" 8. Jahrg. 1902/1903 S. 299 ff. Die biographischen Notizen aus G. Raatz, „Wahrheit und Dichtung in Fritz Reuters Werken" (Wismar 1895) S. 156 f.

des dortigen Geistlichen. Er studierte zu Rostock und Jena die Rechte, meldete sich aber erst 1770, also 33 Jahre alt, bei der Justizkanzlei in Neustrelitz zum Advokatenexamen. Eine schriftliche Randbemerkung des Vorsitzenden der Prüfungskommission zu der schriftlichen Anmeldung lautet: „Herr Kegebein will Advocat werden! Desto schlimmer für ihn. Meinetwegen mag er sein Glück versuchen!" Der Versuch gelang wirklich am 3. Januar 1771, worauf sich Kegebein als Advokat in Neustrelitz niederließ. Im Strelitzer Staatskalender von 1806 ist er noch als „immatriculierter Canzleyadvocat und Notarius" aufgeführt, 1808 als in Sabel wohnhaft bezeichnet: dort hielt er sich bei seinem Bruder auf, der das Kirchengut Sabel bei Stargard gepachtet hatte und im Alter von 69 Jahren im dortigen See ertrank. Im Jahre 1813 wurde unserm Kegebein wegen eingetretener Geistesschwäche von der Justizkanzlei ein Kurator bestellt; noch in demselben Jahre machte ein Schlagfluß seinem Leben ein Ende.

Über Kegebeins „Fabeln, Erzählungen und geistliche Lieder" (1792), deren Widmung Herzog Adolf Friedrich IV sich hat gefallen lassen, urteilt Eschenbach: „Von diesen Versen kann man sich durchaus keinen Begriff machen, wenn man sie nicht selbst lieset . . . . In der Vorrede hält sich der Hr. Verf. versichert, daß er, der mit gutem Gewissen und aufrichtigem Herzen nur lediglich zum Vergnügen geschrieben, keine starke Kritik zu fürchten habe; die denn auch bey ihm ganz unrecht angebracht wäre." Die den Schluß des Buches bildenden „geistlichen Gedichte", drei an der Zahl, sind zwar platt und schwunglos, aber nicht gerade anstößig, die „Fabeln und Erzählungen" hingegen, deren einige Fritz Reuter in seinem „Dörchläuchting" nebst der Person des Dichters dem Gelächter preisgegeben hat, ohne Rücksicht auf Logik und Grammatik, auf Rhythmus und Reim, zum Teil mit völligem Verzicht auf Sinn und Verstand zusammengeschrieben.

Das erste Gedicht „Die Henne und die Biene" schildert uns, wie „in Timons Garten früh am Morgen" ein Henne geht

mit mütterlichen Sorgen,
Für sich und ihre jungen Küchen
Sich Maden und Gewürm zu suchen.

Sie kommt zum Bienenhause und redet die schwärmenden Bienen an:

Gott grüß euch, meine lieben Bienen! . . .
Wozu soll euch denn dieses dienen,
Ihr simst und brimst, als wär't ihr toll,
Was braucht das Simsen zum Verdienen.

Ihr simst vom Morgen, bis zum Morgen,
Sogar hindurch die ganze Nacht.
Was habt ihr denn für viele Sorgen?

Das Simſen kömmt nicht in Betracht,
Das Simſen macht, daß man nur lacht.

Ich ſchweig den ganzen Tag durch ſtille,
Und bring' dem Timon wohl was ein;
Im Korb, den ich mit Eiern fülle,
Mag wohl die Zahl von dreißig ſeyn.

Und dieſe Küchlein, die ihr ſehet,
Sind überdem noch mein Geſchenk;
Wenn ihr mich alſo recht verſtehet,
Ich geh nicht um mit Liſt und Ränk

Bring ich dem Herrn von unſerm Hauſe
In ſtiller Ruhe weit mehr ein,
Als ihr mit ewigem Geſauſe,
Dem Simſen, Brimſen und Gebrauſe
Und ſteht auch überdem nicht fein.
Laſſt doch das viele Brimſen ſeyn.

Die Bienen ſuchen der Henne zu beweiſen, daß auch ſie ganz nützliche Geſchöpfe ſeien, und bitten ſie ihrer Wege zu gehen. Die Henne antwortet patzig, es kommt zum Streit, die Bienen fallen über die Henne her, die ſich in ihrer Angſt nicht anders zu helfen weiß als daß ſie in den Weiher hineinläuft.

Doch, da ſie nicht das Schwimmen kannt',
Das die Natur hiermit verband,
So war der Tod in dieſen Wellen,
Der Feind flog hin nach ſeinen Zellen.

Was ſagte ich! die Henn' verſaufen?
Beynah, doch jetzt geſchieht's noch nicht:
Die Küchlein kamen all zu Haufen
Und ſchrien zum Himmel jämmerlich;
Der Schall der drang ins weit Revier
Und Timons Weib kam eilig hier.

Sie lief mit Schritten, lief mit ſchnellen,
Nach dem Geſchrey zum Weiher hin,
Und ſtieg geſchürzet in die Wellen
Zu unſrer Henne mitten drinn,
Und griff lebendig, eilt' zuruck
Und gab den Küchlein ihre Gluck.

Treib deinen Spott nicht über Sachen,
Worinn du doch nicht bist belehrt.
Was willst du über Ordnung lachen,
Die Kunst Natur den andern lehrt?
Laß jeden seine Weise machen,
Bist du von jedermann verehrt. —

Ein würdiges Gegenstück zu dem Dialog zwischen Henne und Biene ist Kegebeins Zwiegespräch zwischen Spinne und Floh (Kegebein sagt die Floh). Der Schauplatz ist in London beim Hydepark in dem vornehmen „Gasthaus zu dem goldnen Stern".

Hier saß in einem goldnen Saale
An einem Ende in der Eck
Im Stillen, ohne Lichtes Strahle
Die stolze Spinne hinters Bett . . .

Aus diesem Bett sich abzukühlen,
Denn Ladi Betfort schlief allhier,
Hüpft eine Floh aus weichen Pfühlen
Und sah die Spinn von ohngefehr,

beginnt mit ihr eine Unterhaltung „aus Haß und Tücke" — denn sie denkt mit Ingrimm daran, daß sie einst um ein Haar sich in den Netzen der Spinne verfangen hätte — und verhöhnt deren Tätigkeit, ruft ihr eindringlich im Bewußtsein, daß man sie in keinem Hause dulde und daß namentlich die Magd „Jacht" mache auf der Spinne „gelehrtes Hinterwesen". „Ich dagegen" — renommiert die Floh —

Ich geh mit Ladi zur Visite
Bey Tische sitz ich neben ihr,
Ich geh auch zur Gesellschaft-Schwiete,
Denn ich bin ein gesellig Thier . . .

Ich geh von einer nach der Andern,
Von Dorimen zu Synceren,
Ich kann durch alle Kammern wandern,
Sieh', solch Glück hast du nie gesehn.

Ich hüpf der Zinde in den Busen
Und habe meine Lust an ihr.
Die Freude schmecken kaum die Musen
Auf Pindus hohem Lust-Revier.

Hab ich hier satt der Freuden Fülle,
So hüpf ich hin nach Doris Bett,
Und schleiche leis' zur dunklen Stille
Und ruhe bis Aurora weckt.

Das Glück, das ich hier kann genießen,
Ist ohne Maß und ohne Ziel,
Und Tintenfässer könnten fließen
Und hundert Bogen nicht zu viel.

Dagegen bemerkt die Spinne, daß doch auch auf die Floh Jagd gemacht werde, und sagt:

So wie ich nun aus allem merke,
Scheint du unüberlegt zu seyn;
Dies zeigt dein Thun und deine Werke
Und bist noch dummdreist oben drein.

Du hüpf'st der Ladi in die Hemden,
Wer gab dazu die Vollmacht dir?
Stichst gar in ihre runden Lenden,
Du bist ja ein abscheulich Thier.

Die Spinne hingegen ist ohne Unterlaß darauf bedacht, sich der Welt nützlich zu machen: sie fängt Insekten „und zieht den Gift aus Zimmern aus", ohne ihr stilles Wirken wäre „die Luft Insecten-Fluth". Dann folgt die Nutzanwendung:

O! Mensch, erwäge in Gedanken,
Das, was du siehst, hat Gott gemacht
Und er ist weise ohne Schranken,
Ein Narr wer Gottes Werk veracht.

Er schuf nebst dir ja auch die Thiere,
Er schuf das Leben, Seel und Blut,
Und alles was im Weltreviere,
Sprach selbst: Es wäre alles gut.

Ist alles gut, was willst du lachen,
Die Weisheit schuf ja auch die Spinn.
Kannst du wohl eine Spinne machen?
Sieh' Gottes Weisheit auch hierin. —

Noch belustigender für den Leser ist „Die Schiffahrt Pedro und

Iphigeniens oder die Entführung". Bei Tagesgrauen stellt sich Pedro am Meeresstrande ein, wo ein Schiff zur Abfahrt bereit liegt, „und wart't mit ängstlichem Verlangen, hier Iphigenen zu empfangen, an dieser Stell, an diesen Pfort", denn Iphigenie hat ihm versprochen, mit ihm durchzugehen. Sie erscheint auch, „Pedro steigt ins Schiffes Räumen und Iphigene folgt ihm nach" und sie fahren ab, wobei der Dichter bemerkt:

Wie leichtlich konnte diese Sachen,
Denn Iphigen hat nicht ein Wort
Hiervon in ihrem Hause lassen,
Durch etwa zeitiges Aufwachen
Der Vormund nicht zunichte machen,
Er fünd' und Iphigen wär fort.

Nach anfangs guter Fahrt wird das Schiff von einem Unwetter gepackt — zwölf Strophen malen das Gewitter und des Meeres Ungestüm —, auf eine Sandbank getrieben und von den Menschen verlassen.

Wir fuhren nach dem nahen Lande,
Es war die Insel sanct Demen
Und kamen glücklich an den Strande,
Mit einem Boot und dreyen Kähn; . . .

Wir machten uns die Zeit zu Nutze,
Die uns Fortuna günstig both,
Und ein Dominicaner mußte
Zum Trost für so viel Angst und Noth

Der Herzen Angelegenheiten
Durch seine Benediction
Zum festen Band der Eh' begleiten
Durchs Band der Copulation

Wir blieben nun auf dieser Insel
Und gingen etwas weiter hin,
Wir hörten ferne ein Gewinsel
Es ließ als eine Menschen-Stimm.

Wir sahen ferne ein Gewimmel,
Wir sahen viele Männer stehn,
Es war ein festliches Getümmel,
Ein Mädchen sollt zum Feuer gehn.

Du frägst, was hatt sie denn begangen?
Was sie begangen hatt'? Je nun,
Sie war aus fremden Landen
Mit einem heimlich durchgegangen,
Wie Mägdchens mannichmal wohl thun,

Die so sich nun vom Vater trennen,
Denn es war hier ein scharf Mandat,
Die mußten in der Flamme brennen
Sogleich nach offenbarer That.

Sie war aus einem fremden Lande?
Sprichst du; was geht dem Volk das an?
Wie können des Gesetzes Bande
Sie binden? Das geht gar nicht an,

Das Volk, das ist wohl toll und thörich
Und ihre Richter gar nicht klug.

Diese Ansicht sucht der dichtende Jurist eingehend zu widerlegen und verteidigt die Praxis der Bewohner von sanct Demen, die den Erfolg gehabt habe, daß „nun im ganzen Lande keiner auch zu finden war, er sey gering, von hohem Stande, der nicht ein Freund der Tugend war". Auch Pedro imponiert das sehr, nur fällt ihn plötzlich ein, daß für ihn und Iphigenie auf dieser Insel, deren Volk eine Entführung mit dem Tode straft, kein Platz sei; darum sagt er:

So komm nun eilig, komm geschwinde
Am Strande hin, komm Iphigen,
Denn wenn die Rache uns hier fünde
Wär unser Tod in sanct Demen.

Wie gerufen erscheint ein Schiff, das die Insel anläuft und dann direkt in die Heimat von Iphigenie geht. Pedro äußert die Absicht, es sofort zu besteigen, Iphigeniens Vater (zu Anfang des Gedichtes war es ihr Vormund) zu versöhnen und dann mit Schwiegervater und Gattin auf diese Insel zurückzukehren, auf ihr sein Leben zu beschließen:

Bey dir [die Insel ist gemeint] will ich begraben liegen
Mein ganzes Haus und Iphigen.
Gott weckt mich auf, er kann nicht lügen,
Mit dies Volk will im Himmel gehn. —

„Das Bagnio" schildert ein Frauenbad in „Sophia im Morgenland", einer Stadt, deren Glanz und deren „goldenen Geräthe, verschaffet durch des Kaufmanns Hand" weltbekannt sind.

Drum schweig ich billig von dem Glanze,
Dies soll nicht seyn der Gegenstand,
Das Bagnio glänz heut im Kranze,
Das Bagnio werd heut bekannt.

Dir soll ich heut den Weihrauch streuen,
O! mir stets heiliger Gedank:
Dir soll ich meine Laute weihen,
Mein Zimbelspiel und Saitenklang.

O! göttlich heiliges Gebäude
Beym Bojan in Bulgarien
Zur reinen Unschuld und zur Freude
Dem schön Geschlecht in Sophien.

In diesen Tempel frommer Freuden,
Wo Fried und Lieb vereinet seyn,
Die Tugenden im Unschuldskleide
Hier führte mich die Muse ein.

Der Dichter berichtet uns nun von einer heißen und einer kalten Quelle im Bagnio („vereint bewirken beide dann, daß man im Wasser baden kann") und gewahrt, wie „jede in das Becken steiget".

Auch meine Muse trat am Bade
Mit ihrer Laute in der Hand
An diesen lieblichen Gestade,
Denn sie war auch allhier bekannt.

Sie war der Schutzgeist dieses Tempels,
Auch ihre Laute tönte hier
Das Zeichen ihres Freundschafts-Stempels.
Sie winkt, und jede kam zu ihr.

Nachdem die „Nimphen" das Bad verlassen haben, werden sie von herbeieilenden Sklavinnen abgetrocknet, küssen ihrer Göttin die Lippen und die weiße Brust, und da inzwischen „der Hörner Klang und Saiten viel, die vom Olymp geschicket waren" ertönen, ordnen sie sich zum Tanz „mit Ordensbändern in den Haaren" und setzen sich dann zum Mahl, wobei ihnen der Dichter zuruft:

Nun so laßts euch wohl bekommen,
Eß't und trinkt mit froher Lust,
Lebt in Segensvollen Wonnen,
Immer blühe eure Brust.

Lasset auch im Saft der Reben
Von des Glückes Höh' herab,
Euren Dichter ewig leben,
Der euch diese Freude gab.

Nach Aufhebung der Tafel geben sich „die Nimphen dieser frommen Bäder" den Abschiedskuß, lassen sich ankleiden „und jede ward zu Hauß' gebracht". Das Gedicht schließt mit der schönen Strophe:

Die Freud, die Bagnio kann wecken,
Die reinen Trieb', die reine Lust,
Kann nur allein der Dichter schmecken
Und nur die Muß' in ihrer Brust. —

Die schlimmste Leistung Kegebeins ist „Der Abschied", 31 Seiten voll wüsten Unsinns. In diesem Gedicht, dem jeder leitende Gedanke fehlt, kommt u. a. vor, wie zwei Liebende sich verirren und dem Hungertode nahe sind („Mit Lebens-Noth ich Eicheln pflückt', Weil dir der Hunger heftig drückt"), eine Entführung aus dem Kloster mit Verfolgung der Flüchtigen durch die Mönche und Nonnen, wobei „ein Pater je drey Nonnen", „weil deren Fuß schon müde war, mit Angst und Schweiß durchs tiefe Bruch" trägt, endlich eine Szene auf dem Blocksberg unter Vorsitz von Belibull, bei welcher Gelegenheit einige unanständige Reden gehalten werden. Dabei ist sich der Dichter des Ungewöhnlichen seiner Schilderungen wohl bewußt, denn er meint:

Du sprichst: das sind besondre Sachen,
Wer hat jemals so was gehört?
Da muß man ja recht über lachen,
Wer so was glaubt, wär recht bethört.

Aber jeden Einwand schneidet er mit einem kategorischen „Genug, so ist's, glaub sicher mir" ab. Das Schlußwort lautet:

Dies schreib in deinem Herzen ein,
O! Florimen vergiß es nicht,
Auch mir laß da ein Räumlein seyn
Wenn dir die lange Weil' anficht.

Die mitgeteilten Proben werden zur Charakterisierung des Dichters genügen, wir brauchen also auf seine übrigen Reimereien, insonderheit

auf seine unsagbar albernen Gelegenheitsgedichte nicht mehr einzugehen. In seinem „Dörchläuchting" läßt Reuter den wackeren Conrektor Aepinus zu Kegebein sagen: „gwen S' de ßakermentschen Gedichte nich 'rute". Gewiß wäre es für Kegebeins Ruf besser gewesen, wenn er seine Poesien im Pult verwahrt hätte. Dann wären freilich die Freunde unfreiwilligen Humors um die heitere Stunde gebracht, die ihnen die „Fabeln, Erzählungen und geistlichen Lieder" unzweifelhaft bereiten.

Etwas von dem unfreiwilligen Humor haben bei aller sonstigen Harmlosigkeit und Kindlichkeit auch die „Jugendlichen Proben in gebundener und ungebundener Rede" der Agneta Dorothea Clemann (Schwerin 1765), von deren Lebensverhältnissen ich nichts weiter weiß, als daß sie eine Nichte des Pastors Rudow in Schwerin war und diesem „da sie noch nicht achtzehn Jahre erreichet hatte", 1764 einen Neujahrswunsch dichtete; sie wird also 1746 geboren sein. Der unbekannte S., der die „jugendlichen Proben" mit einer Vorrede versah, war zwar der Meinung, „die Verfasserin dieser kleinen Sammlung hätte sich gegen sich selbst versündiget, wenn sie ihre Seele nicht ausgekundschaftet, und von dem Genie diese kleine Frucht abgeleget hätte, welche sie darinn entdecket hat" und wollte ihren Gedichten einen Platz neben den Idyllen der Karschin angewiesen wissen, aber er dürfte mit diesem Urteil ziemlich allein stehen. Oder sollte er die Periode im Dichterleben der Karschin im Auge gehabt haben, wo sie nach Moses Mendelssohns Urteil „Gedichte hinreimte, die jeden Augenblick gegen die Gesetze der Kunst verstießen"? Nun, die Gedichte der „Clemannen" verstoßen auch gegen allerlei anderes. Man lese z. B. das Gedicht „Auf des Durchlauchtigsten Prinzen Ludwigs Geburtstag" (1764):

Flieh traurige Stille,
Heut herrschet nur Lust;
Die ewige Fülle
Gießt Freud in die Brust.

Schweig, heulende Klage,
Schweig, bebender Schlag,
Heut lächelt der Tage
Fürtreflichster Tag.

Drum stimm ich die Leyer
Zum höheren Klang,
Und singe voll Feuer
Nur Ehrfurcht, nicht Zwang.

Heil euch ihr Provinzen!
Wie glücklich seyd ihr?
Die ihr unsern Prinzen
Besinget wie wir.

Es lebe Prinz Ludwig
Zu unserer Lust;
So wieget auf ewig
Vergnügen die Brust.

So freuet sich Coburg,[62])
Das glückliche Land,
Und knüpfet mit Mecklenburg
Ein freundschaftlich Band.

[62]) Die Gemahlin des Prinzen Ludwig, Charlotte Sophie, war eine geborene Prinzessin von Sachsen-Coburg-Saalfeld.

Das Lied „Auf eben den Geburtstag im Namen der ältesten Schützenzunft zu Schwerin“ (1764) beginnt:

Dich Prinz nach Würden recht zu schildern,
Dich mahlen in erhabnen Bildern,
Dazu sind Bürger viel zu klein.

Aus den „Gedanken über einen verlohrenen Freund“ mögen einige Strophen mitgeteilt werden:

Bleibt mir heilig ihr denklosen Fluhren,
Wo ich meinen Freund erblickt.
Mir zur Last, zur Quaal seh ich die Spuren
Die sein Fuß sehr oft gedrückt.
Thäler, Haine, Büsche, Gärten, Felder
Sehen hier mittleidig zu,
Und der Reitz der buntgemahlten Felder
Stöhrt mich selbst in meiner Ruh.

Spät wenn uns in jener blauen Ferne
Blaß der Mond den Abend zeigt,
Wenn des Himmels Bühne blitzt voll Sterne
Und das Heer der Sänger schweigt;
Girr ich einsam, wie die blöde Taube,
Klage Philomelen gleich,
Schüchtern sucht mein Geist die stille Laube
Wo er war am Witze reich. . . .

Fließt ihr Thränen, klagt den stummen Bäumen
Mein so sehr empfindlichs Leid.
Auf mein Geist, du mußt nicht weiter säumen,
Such den Schatten weit und breit,
Flieh verscheucht zu jenem dunklen Bache,
Hör sein Rauschen, denke dann
Ob dein Freund vielleicht dort lauschend lache
Der dich rathend trösten kann.

Horche früh, wenn Zephir mit dem Flügel
Sanft das Roth im Osten schwingt,
Setz dich auf beperlt grünem Hügel,
Merk, ob er dir Nachricht bringt.
Denk, wenn er die feuchte Rose schmeichelt,
Die das Haupt voll Perlen trägt,
Ob dein Freund entfernt noch ungeheuchelt
In der Brust dein Bildnis trägt.

Aber decket schon der Schooß der Erden
Sein so redlichen Gebein,
Muß sein Cörper Staub und Asche werden,
O so bleibt er dennoch mein.
Noch will ich ihm in der Grube lieben
Und er soll mir heilig seyn,
Bis wir ganz entzückt von höhern Trieben
Himmlisch einst begeistert seyn.

Reifer als die Genieproben der Clemann sind die „Gedichte" (Rostock 1770) der Wendula Hedwig Möller, die 1741 zu Rostock geboren war, dort eine Pensionsanstalt leitete und 1804 starb, und die Poesien der Emilie Harms,[63]) geb. v. Oppel. Die war 1757 in Gotha geboren, heiratete den durch seine Streitigkeiten mit der hannoverschen Regierung bekannten Hofrichter und Landrat Friedrich Ludwig v. Berlepsch und nach Scheidung dieser Ehe 1801 den Domänenrat Harms zu Redefin, mit dem sie seit 1804 meist in der Schweiz, seit 1808 in Hannover, später in Schwerin lebte; sie starb 1830 in Lauenburg. Während ihrer ersten Ehe hatte sie eine „Sammlung kleiner Schriften und Poesien" (1. [einz.] Tl. Göttingen 1797) und anonym „Sommerstunden" (1. [einz.] Tl. Zürich 1795; wiederholt 1812) veröffentlicht; ihrer späteren Zeit gehört nur die gleichfalls anonym („von der Verfasserin der Sommerstunden") erschienene „Caledonia. Eine malerische Schilderung der Hochgebirge von Schottland" (4 Tle. Hamburg 1802/04) an.

Ein näheres Verhältnis zu Mecklenburg hat Emilie Harms schwerlich je gewonnen, ebenso wenig wie Luise v. Haugwitz, die aber doch nicht wohl übergangen werden kann. Sie war 1782 zu Daber bei Freienwalde geboren als Tochter des preußischen Hauptmanns Otto Friedrich v. Rohr, der 1809—11 als Besitzer von Speck bei Waren genannt wird; das Jahr ihres Todes ist unbekannt. Im Jahre 1804 vermählte sie sich mit dem preußischen Forstrat Karl Wilhelm v. Haugwitz (geb. 1771), der in Schlesien begütert war, aber nach seinem Schwiegervater von 1812 bis zu seinem Tode 1844 auch Speck besaß. Haugwitz selbst war in seiner Jugend als Dichter mit „Poetischen Versuchen" (Erlangen 1793), einer Gedichtsammlung „Aurora" (Breslau 1795) und „Gedichten" (Berlin 1804) hervorgetreten; ein Nachahmer Hölty's und Matthissons; seiner Schwärmerei für Matthisson hat er noch in den „Poetischen Klängen" (Waren 1844), die er kurz vor seinem Tode, als

---

[63]) Vgl. Fr. Brüssow im „Neuen Nekrolog" Bd. 8 S. 601 f.

Greis an seinem Wanderstabe,
Gebückt und matt, mit silberweißem Haar,
Nur wenig Schritte von dem off'nen Grabe,
Voll der Erinn'rung, was er einstmals war,

erscheinen ließ, mehrfachen Ausdruck verliehen. Wie er als hochbejahrter Mann die Welt ansah, hat er ausgesprochen in seiner Schrift „Ueber den Zeitgeist der Unterwelt im Jahre 1833. Eine Rede, gehalten vor denen im Sirius versammelten himmlischen Heerschaaren von Abraham a Sancta Clara, und auf ausdrückliches Verlangen des verklärten Verfassers zum Druck befördert" (Schwerin 1834). Seine Gattin, die sich bei einigen ihrer Veröffentlichungen Arminia nannte, gab lyrische Gedichte („Waldblumen in Tannenhains Thälern gesammelt", Breslau u. Leipzig 1809; „Bergblumen, gepflückt in den Trümmern des Kynasts", ebd. 1812; „Der Veilchenkranz", Breslau 1815) im Stile Matthissons und eine Anzahl von erzählenden Werken heraus („Nanny und Adelinde, oder die Macht der Sympathie", Breslau u. Leipzig 1808; „Der goldene Schleier, oder Hugo und Irmgard", Hirschberg 1821; „Weltsinn und Gemüth", Liegnitz 1823; „Die Stiefmutter, oder Edwin und Theodor", Leipzig 1823; Sammlungen von je drei Erzählungen u. d. T. „Das Dreiblatt", Leipzig 1827, „Zweites Dreiblatt", ebd. 1831 und „Drittes Kleeblatt", ebd. 1832, schließlich „Die Liebe nach der Hochzeit", ebd. 1834).

Die Gräfin Bertha v. Pfaffenhofen, geb. Freiin v. Bothmer, um 1785 „im Mecklenburgischen" geboren,[64]) frühzeitig verwittwet und auf eine Reise zu Orb bei Fulda 1818 gestorben, hat ihre in Zeitschriften erschienenen Gedichte nicht gesammelt. Das bekannteste derselben ist wohl „Die Nereide an Sappho", gedruckt in Wielands Neuem Teutschen Merkur 1810.

Arg versündigt an der Poesie hat sich Johann Christian Friedrich Hempel, geboren 1767 zu Groß-Methling, nach beendigtem theologischem Studium eine Zeitlang Privatlehrer, 1799 Zuchthausprediger zu Dömitz, 1805 Pastor in Röcknitz (Dargun) und als solcher 1809 gestorben. Unter dem Pseudonym Menschenlieb Nächstenfreund veröffentlichte er eine Schrift über die alberne „Walkendorfer Spukgeschichte" (Schwerin 1794);[65]) im Jahre vorher hatte er anonym „Gedichte von einem Mecklenburger" (Greifswald 1793) erscheinen lassen. „In diesen Bogen übergebe ich dir, Mein Theures Vaterland", so sagt der Verfasser in der unvermeidlichen Vor-

---

64) S. Goedeke Grundriß² VII S. 401.

65) Die mir nicht zugänglich gewesene Schrift ist vielleicht nur ein Abdruck des von Hempel über diesen Gegenstand in der „Neuen Monatsschrift von und für Mecklenburg" 1794 Stück 2 veröffentlichten Artikels.

rede, „die vorzüglichsten Früchte der müßigen Stunden eines deiner Söhne, der, wenn ihn oft in heiliger Mitternacht, die Fantasie zu Gedichten wekte, und süße Begeisterung in einem Kreise sich drengender Ideen umher trieb, es wenigstens träumte, daß auch ihn die Dichtkunst ihres holden Umgangs würdige, und auch ihm ein Funke ihrer schaffenden Kraft, wenn nicht groß genug für die Harffe, doch für die Leyer, im Busen glimme. Nicht Autorsucht, nicht Begierde nach Ruhm, und noch viel weniger, als dieses, der thörichte Wahn, schon Meisterstükke liefern zu können, ist daher die Triebfeder, die ihn bewog, diese Kinder seiner einsamen Stunden mit gekräuselten Haaren, und in bunten Kleidern, aus ihrer Halle zu führen, und auf dem Markte der Litteratur den Augen und Urtheilen der Welt preiszugeben. Nein! er träumte sich, wie gesagt, der Leyer geheiligt, und ob er wahr oder falsch geträumt, dieses aus dem Munde der competentesten Richter Deutschlands, und besonders seines Vaterlandes zu hören, war der einzige Grund einer That, die er mit wallendem Blute unternahm, und deren Erfolg er mit klopfendem Herzen entgegensieht. Schont also keins meiner Kinder, ihr Männer auf den Richterstühlen der Kritik, nur beurtheilt sie nicht nach dem Maasstabe der Meisterstükke gekränzter Lieblinge der deutschen Musen; sondern betrachtet in ihnen das, was sie sind, Probestükke eines Jünglings, der nach ihnen, mit gänzlicher Ergebung, Euer Urtheil erwartet: ob er ein Talent in der That besizt, oder nur wehnte, welches zu entwikkeln er schon von seinem 15ten Jahre an, so wenig er auch dazu aufgemuntert wurde, so innigst bemüht war." Der Verfasser fügt noch hinzu, diese Sammlung „begreiffe kaum die Hälfte der Lispel, die seit ohngefehr 5 bis 6 Jahren, in gesegneten oder ungesegneten, mir wenigstens wonnigen Stunden, meiner Leyer entwallten". Da anzunehmen ist, daß er für den Druck nur die besten seiner „Lispel" — es ist dies ein Lieblingswort Klopstocks und seiner Jünger — ausgewählt hat, so kann man auf die Qualität derjenigen schließen, die er „zum ewigen Kerker seines Pultes verdammt" hat. Sollte aber, so versichert Hempel seine Kritkier, „kein einziger dieser Söhne meiner Leyer, weder im Antliz einen Zug, noch in der ganzen Bildung einen Reiz darbieten, welcher der Aufmerksamkeit Eurer Blikke nur einiger Maaßen würdig sey, dann wird dieses auch in meinen Augen der unverletzlichste Befehl aus Eurem Munde seyn, meine Leyer zu zerschlagen und, was ich sonst für Apolls heilige Begeisterung annahm, für Täuschung eines Fauns, aus seine Gelächter wiederhallenden Wüsten, zu halten." Ob sich ein Kritiker seiner erbarmt hat, weiß ich nicht zu sagen, jedenfalls scheint Hempel seine Leyer zerschlagen zu haben, wenigstens ist diesem ersten Band kein zweiter gefolgt.

Daß auch Hempel zu den Vertretern der unfreiwilligen Komik gehört, werden einige Proben aus seinen Dichtungen dartun. Das

zweite Stück in dem ziemlich starken Buche bildet „Weber Tim. (Eine vaterländische Geschichte.) Oder Ein Blümchen in Mecklenburgs Kranze“.[66]) Die einleitenden Strophen lauten:

Ertöne, dem Herzen entwallter Gesang,
Heut heller, durchrausche mit festlichem Klang
Die klingenden Saiten der Leyer!
Heut singst du ein Blümchen im duftenden Kranz
Des glücklichen Landes, das Friederich Franz
Mit goldenem Scepter regieret. —

Noch viel sind der Blumen, denn edel und gut
Sind Mecklenburgs Söhne — Wie wallet mein Bluth
Beim lieblichen Vaterlandsnahmen!
Doch singst du, Gesang, auch nur diese, so schwebt
Dein Klang, mit dem Zauber der Wahrheit verwebt,
Zur Ewigkeit strahlenden Tempel.

Dann hebt der Dichter an eine rührende Geschichte zu erzählen von dem Weber Tim und dem Schullehrer („Schulner“ sagt Hempel) in Mamerow:

Ach beyde verdienten nicht mehr, als zur Noth
Mit Müh' und mit Arbeit das tägliche Brodt,
Und Tim war mit Kindern gesegnet.

Der Schullehrer wird Witwer, entschließt sich zu einer zweiten Heirat und bittet Tim, ihm eine passende Frau zu verschaffen. Tim wirbt für den Freund um die Tochter des Jägers auf einem benachbarten Gute,

und in weniger Zeit
Ward alles zur baldigen Hochzeit bereit; —
Doch, schade! sie ward nicht vollzogen.

Es wollte, bevor ihre Ehe begann,
Nun Doris, die Braut, doch den künftigen Mann
Am Arme des Vaters besuchen.
Da dachte der redliche Wittwer bey sich:
„Ich muß doch den Lieben, besuchen sie mich,
Ein Schüsselchen Warmes gewehren!“

---

[66]) Ich vermute, das der „Weber Tim“ nur eine in Verse gebrachte Wiederholung von Neumanns „Tim, eine mecklenburgische Geschichte“ ist, die Neumann gleich nachdem sie passiert war niederschrieb. Sie ist nach Angabe des Verfassers 1778 gedruckt (vgl. oben S. 136); damals war in der Tat Wilhelm Joachim Ackermann Amtsverwalter im Amte Güstrow.

Aber „er hatte kein Stökchen im Hause“. Also geht er zu Holz, steigt auf einen Baum, „einen trokkenen Zweig herunter zu hauen“,

Und weil er die Stellung zu mißlich gefaßt,
So hatt' ihm der niedergehauene Ast
Im Fall das Genikke zerschmettert.

So wird der Schulner gefunden, nach Hause getragen und begraben,

Nachdem man bey Amt' es gekündet.
Das nahm in Verwahr, was es vorräthig fand,
Doch lies es, auf weitre Verfügung, der Hand
Des flehenden Webers die Kinder.

Dann sollte, was ferner das Amt zu ersch'n
Geruht, noch in währender Woche gescheh'n,
Doch Tim hatt' es anders im Sinne,

er rafft zusammen, was er hat, geht zum Amtmann, bietet ihm Geld und bittet ihn, die Kinder des Schulners zu sich nehmen zu dürfen. Der Amtmann ist damit einverstanden, weist das Geld natürlich zurück, legt selbst noch etwas dazu „und sprach: ‚Wenn's euch mangelt, so fordert!‘“

O, nenne den Edlen, Gesang! Doch erglänzt
Ja Akkermanns Nahme bey Timens, bekränzt
Mit ewigen Lorbeeren, im Himmel! — —

Ein kleines Geschichtchen, doch bieder und schön!
Es fühlet, wer brav ist, das liebliche Weh'n
Der Edlen in jeglicher Scene. —
O, Wonne dem Lande, des Kinder, wie Tim
Der Brave, des Väter, wie Akkermann, ihm
Die Schläffe mit Edelthat kränzen!

Ganz auf der Höhe dieses Gedichtes steht „Minnas jammervolle Liebe. In Rükksicht auf eine wahre Geschichte aus dem Herzen eines Freundes gesungen.“ Dieser wackere Freund, Wilhelm mit Namen, ist verlobt mit Elise, was ihn aber nicht hindert, gleichzeitig mit Minna ein glühendes Liebesverhältnis zu unterhalten. Arme Minna! Denn

die süßgeträumten Träume,
Der gewehnte Wonnethron,
Ach, sie waren Schmerzenskeime,
Und ihre Ende Thränenlohn;
Allzerstöhrend kam die Stunde,
Als aus glühgeküßtem Munde,
Ihres heissen Kusses Zoll
Dieses Bunds Geständniß scholl.

Da, da war ihr Glück verlohren,
Sank der Hofnung Labeflug,
Und verhallt' in ihren Ohren
Ihrer Träume Honiglug!
Alle Jubel, alle Wonnen,
Alles war im Nu zerronnen;
Und auf Erden, rund umher,
Kein Ersatz für Minna mehr.

Minna nimmt sich die Sache sehr zu Herzen; sie wird krank, ernstlich krank; „um ihr Schwanenbett herum stehn hier alle bleich und stumm", auch Wilhelm, der das ganze Unheil angerichtet hat, Wilhelm hat die Frechheit sich einzufinden, ihr „Quellenkühl ins Angesicht zu sprengen", wenn auch sein „matter Schenkel bebet" und er dasteht „bebend wie in Ungewittern Sünder vor dem Richter zittern". In fast einem Dutzend achtzeiliger Strophen schildert uns der Dichter Minna's Fieberphantasien und Krämpfe, wie „sie ringt mit den Händen, kämpft und strebet mit den Füßen, lacht und singt", bis er endlich selbst findet:

Doch ich muß den Vorhang senken,
Schon erschlafft mein Saitenspiel
Von den Thränen die sie tränken!
Ach! des Jammers war zu viel.

Dies Gefühl hat auch der aufatmende Leser, nur daß ihn nicht bloß Minna jammert.

Aus einem Gedicht Hempels an seinen Bruder Friedrich seien hier nur ein paar Strophen mitgeteilt:

Wie, ich sollte Dein vergessen? —
Bester Bruder, sage, schlossest Du,
Als Du schriebst das Wort vergessen,
Denn so ganz das Bruderherz mir zu? . . .

Gott der Gute schuf uns beide,
Blumen auf der Au', vereint allhier
Uns zu pflükken; auf der Haide
Jede Distel zu zerknikken hier . . . .

Nein! er hauchte auch, der Gute,
Gleich empfindendes Gefühl mit Dir
In die Seele — legte schon im Bluthe
Gleiche Schnelle, gleiches Feuer mir.

Träufelte aus seiner Milde
Fülle auf uns beide Dichterkraft,
Formte sie nach seinem Bilde; —
Wenn auch Deine etwas besser schafft. . . .

Und Du glaubst von mir, — O Frizze,
Denk' einmal recht diesen Worten nach! —
Glaubst in Deiner Unmuthhizze, —
Seufze Bruder, seufze dreymal "Ach!"

Wenn übrigens Hempel behauptet, daß Gott dem „Frizze“ „gleichen Dichtergeist“ gab wie ihm, so tut er seinem Bruder bitter Unrecht, denn die wenigen Gedichte, die Friedrich Hempel in der „Monatsschrift von und für Mecklenburg“ veröffentlicht hat, sind erheblich besser als die seinigen.

Angesichts der starken Entgleisungen studierter Männer wie Kegebein und Hempel werden wir den Capriolen eines braven Handwerkers, der nach saurer Tagesarbeit auf den Pegasus klettert, nicht allzu hart ins Gericht gehen wollen. Dieser Mann war Karl Becker, der 1812 in Moskau ein Bändchen „Gedichte“ erscheinen ließ.[67]) Er war 1776 in Güstrow geboren, wurde als Dreizehnjähriger zu einem Goldschmied in die Lehre gegeben, „bei dem er 10 Jahre lang saure Arbeit mit Lust verrichtete“, kam 1800 nach Petersburg, endlich nach Moskau; weitere Nachrichten über ihn fehlen. In einem Vorbericht zu seinen „Gedichten“ erzählt der Verfasser, wie er von Jugend auf einen besonderen Hang gehabt, über ernsthafte Dinge nachzudenken, und er würde es weit gebracht haben, wenn es des Schicksals Wille gewesen wäre. „Ich finde mich gedrungen, diese Zeilen den Kindern meines Genies als einen Paß mitzugeben. Sie liegen vor mir und dauern mich. Sähen mich meine Leser doch jetzt! ich stehe hier in der demüthigsten Stellung, bücke mich und sage mit der größten Ehrerbietigkeit: ich bin kein Gelehrter, dieses wäre nun wohl allein genug es ihn meine Gedichte, als einem zwar etwas bangen, aber doch entschlossenen Führer anzuvertrauen.“ (!) Von seinem Petersburger Aufenthalt sagt Becker: „Ich freue mich jetzt, entfernt von sie, noch des Umgangs vieler guten Menschen und segne die Stunden, die ich mit sie verlebt, welche mich nur zu schnell verstrichen.“ In Moskau lebte er „anfänglich in ein kleines Quartier, wo ich mich in Ansehung meines Metiers nicht einrichten konnte“. Darum schrieb er diesen Band Gedichte, ohne die Absicht sie zu veröffentlichen, ließ sich aber durch gewissenlose „gute Freunde“ schließlich dazu bereden. Den Anfang des Buches machen „Gedanken eines russischen Unterthanen unter der glorreichen Regierung Paul des Ersten“, von dem der Dichter sagt:

Ist huldreich, duldsam, denn in seinen großen Staaten,
Da wohnen Christen, Juden, Türken und Croaten,
Doch lebe fromm, wer du auch bist.
Wie schön beschäftigte er sich mit den Soldaten!
Er zog sie gut und wählte, welche Ehre hatten,
Zu Offiziers.

67) Das Buch ist mir nicht zugänglich gewesen. Ich bin daher auf das angewiesen, was Kotzebue in seiner „Merkwürdigen Nachricht von einem neuen in Moskau aufgestandenen deutschen Dichter“ (im „Morgenblatt für gebildete Stände“, 6. Jahrg. 1812 S. 757 f.) über den Verfasser und seine Gedichte mitteilt.

Diese hat der Kaiser nachher belohnt

als er nach Petersburg sie rief
Zur Zeit, wie er von Gott den großen Ruf erhalten,
Daß er als Herrscher sollt sein mächtig's Reich verwalten,
Und ich voll Freude auch hinlief.

Also dem Kaiser gehört Beckers erstes Gedicht; im zweiten wendet er sich zu Gott:

Er rief und denket — es kamen her Geschöpfe.
Er schuf sie schön, so wie wir sehn daß Töpfe
Gut von des Meisters Hand gedeyhn.

In einer anderen „Ode an Gott" heißt es:

Nie wird die Zeit so schön veredelt
Als wenn man dein, Allgütiger, denkt,
Man wird so ganz im Staun' gekettelt,
Ach! wär der Geist nicht so beschränkt.

Ein „Der Zorn" betiteltes Gedicht enthält folgende schöne Verse:

Von Kleinigkeiten oft entsteht
Ein kleines Wortgezänk,
Geht weiter, bis es so weit geht,
Daß es zum Rasen lenket.
Die besten Freunde trennen sich
Oft um ein einzig Wort,
Hassen sich so gewaltiglich
Und bringen an dem Ort (?)
Vergessen ganz der Bruderpflicht,
Wovon kam dieses her?
Ein Wort, das sie verstanden nicht,
Warf ihnen in das Meer.

Oft treibt der Mann sein gutes Weib
Durch Unbesonnenheit,
Die ihm der Zorn und Zank bereit't
Weg von der Liebe weit.
Oft hat sie halb die Jahre nur
Die ihr Gemahl verlebt,
Und er führt ihr nicht auf die Spur
Daß Weisheit ihr belebt.
Point d'honneur und wie es heißt
Verstehet man oft schief,
Und o wie mancher große Geist
Dacht so: daß er mitlief.

Den Schluß dieser Musterkarte mögen zwei Strophen machen, die beweisen, daß Karl Becker wenigstens ein ganz verständiger Mann ist:

Fern sey von mir den Wein zu schelten,
Der unser Herze frölich macht,
Trinkt man ihn mäßig, muß er gelten
Für Freud', die selbst der Weise acht.

Allein, trinkst du zu viel, dann tobet
Er in dir, machet grausam dir,
Wischt Alles weg, was man sonst lobet
An dir, macht daß man fliehet dir. —

Dieser Einbruch des Handwerks und der Unbildung in die Poesie ist übrigens in dieser Periode vereinzelt geblieben.

Der verdienstvolle Sammler, der Verfasser des „Repertorium universale", des „Syllabus Parchimensium", des „Archiv-Lexikons", Friedrich Johann Christoph Cleemann[68]), der 1770 in Crivitz geboren war, in Rostock und Jena Theologie studierte, zeitweilig als Hülfsprediger seines Vaters in Leussow fungierte, dann in Schwerin, in Leipzig und in Parchim privatisierte und in letzterer Stadt 1825 starb, hat in seinen jüngeren Jahren „Oden und Lieder für das Clavier" (Leipzig 1797) gedichtet. Otto Friedrich Ehrenreich Hennings veröffentlichte, damals Pastor in Thelkow, „Gebete für Kinder. Nebst einem Anhang von einigen Liedern" (Rostock 1798). Theodor Hans Heinrich Bühring[69]), dem wir schon als Gelegenheitsdichter begegneten, geb. 1769 zu Kieth, nach beendigten theologischen Studien Hauslehrer in Schwerin, 1800 Rektor in Warin, 1808 Pastor in Rühn, von 1828 bis zu seinem Tode 1838 in Groß-Upahl, gedachte mit dem Ertrage seiner „Gedichte" (Schwerin 1801), denen der Nekrolog wohl zu viel Ehre antut, wenn er ihnen „gebildeten Geschmack und viel Anmut" nachrühmt, den Schweriner Armen beizuspringen, mußte aber die schmerzliche Erfahrung machen, daß die Zahl der Subskribenten hinter seinen Erwartungen zurückblieb und er ein Viertel der Druckkosten selbst zu tragen hatte; ein geplanter zweiter Band, der Romanzen und Heldengedichte enthalten sollte, ist nicht erschienen. Ludwig Theodor August Hobein[70]), 1780 in Wolfenbüttel geboren, wurde nach dem frühzeitigen Tode seiner Eltern von Verwandten in Schwerin erzogen und auf der Domschule vorgebildet, studierte seit 1796 in Helmstedt die Rechte, wurde in Schwerin erst Registrator beim herzoglichen Stadtgericht, 1807 Advokat, auch kaiserlich

---

[68]) S. „Neuer Nekrolog" 3 S. 1907.
[69]) S. Fr. Brüssow ebd. 16 S. 579 f.
[70]) S. Brüssow ebd. 9. S. 1032 f.

französischer Notar und starb 1830; einem Bändchen „Vermischte Gedichte" (Schwerin 1803) gedachte er noch vier Bände „Gedichte" folgen zu lassen, es ist aber bei einem Bande (Schwerin 1806) geblieben. Johann Bogislav Ehrenhaus gab als „der Gottesgelahrtheit Candidatus zu Walow" ein „Taschenbuch der Erfahrung für gebildete Leser, nebst einem Anhang von vermischten poetischen Versuchen" (Schwerin 1803) heraus. Johann Friedrich Wilhelm Friedrichsen, geb. 1773 zu Buchholz (A. Schwaan), angeblich in französischen Kriegsdiensten in Frankreich und Italien, später erst in Güstrow, dann in Berlin lebend und dort 1818 gestorben, hat seine in Zeitschriften zerstreuten Gedichte und Erzählungen nicht gesammelt erscheinen lassen; einige Gedichte sind enthalten in seinen novellistischen „Szenen aus der Erinnerung geschildert" (1. Buch: Weiber. 2. Buch: Männer. Berlin 1806). Franz Passow[71]), geb. 1786 zu Ludwigslust als Sohn des Hofdiakonus und Prinzeninstruktors, späteren Oberhofpredigers Moritz Joachim Christoph Passow, war seit 1802 Schüler des Gymnasiums in Gotha und bezog 1804 die Universität Leipzig, um nach dem Wunsche seines Vaters Theologie zu studieren, wandte sich aber bald ausschließlich den klassischen Sprachen zu; später schloß er auch die Geschichte der bildenden Kunst und die neueren Sprachen in den Kreis seiner Studien ein. Auf einer seiner Reisen lernte er in Halle Goethe kennen, der an ihm Gefallen fand und ihm 1807 die durch den Abgang von Heinrich Voß nach Heidelberg freigewordene Professur der griechischen Literatur am Gymnasium in Weimar übertrug. Im Jahre 1810 folgte Passow einem Ruf als zweiter Direktor des von dem Rate der Stadt Danzig in dem nahen Jenkau nach dem Muster des Dessauer Philanthropins gegründeten Conradinum, das aber, da der Krieg die Stadt finanziell ruinierte, 1814 dem Namen nach suspendiert, in Wahrheit für immer aufgegeben wurde. Gleichzeitig verlor Passow seine Gattin durch den Tod. Durch diese beiden Schicksalsschläge hart getroffen, am Leben verzweifelnd, eilte er nach Berlin und meldete sich als freiwilliger Jäger beim Blücherschen Heere, kam aber zu spät, da inzwischen der Krieg durch die Einnahme von Paris beendet war. So lebte Passow zunächst eine Zeitlang ohne Amt in Berlin, ging aber schon 1815 als ordentlicher Professor der Altertumswissenschaft nach Breslau und ist dort bis an seinen Tod geblieben, obwohl seine Stellung durch seine hervorragende Beteiligung an der sogenannten „Breslauer Turnfehde" — Passow hatte u. d. T. „Turnziel" (1808) eine begeisterte Apologie des damals bei den maßgebenden Behörden verrufenen Turnens geschrieben und in Okens „Isis" einen heftigen Artikel gegen „die

---

[71]) Franz Passows Leben und Briefe. Herausgeg. von A. Wachler, Breslau 1839. — Schimmelpfennig in der Allg. deutschen Biographie Bd. 25 S. 210 ff.

Breslauer Turnfeinde" veröffentlicht — stark erschüttert war und die Regierung seine Entfernung von Breslau wünschte. Was dem großen Philologen seinen Platz auch unter den Dichtern sichert, sind außer einigen seinen Briefen beigelegten schönen Gedichten besonders die ohne Verfassernamen erschienene Sammlung von Sonetten „Menon an Heliodora" (herausgeg. von Friedrich Ziegler. Helmstedt 1806) und die zusammen mit Blochmann und Besseldt veröffentlichten „Vaterländischen Gedichte" („Frühling. Taschenbuch für 1814." Königsberg 1813).

Was Passow vergeblich gewünscht hatte, die Teilnahme am Befreiungskriege, das wurde seinem Fachgenossen Christian Samuel Gottlieb Ludwig Nagel[72]) in reichem Maße zuteil. Als Sohn eines Tischlers 1787 in Schwerin geboren und auf der Domschule vorbereitet, hatte auch er das 1806 in Rostock begonnene Studium der Theologie aufgegeben und sich der Philologie zugewandt; 1808 ging er nach Heidelberg, 1809 nach Göttingen, war von 1810 an Hauslehrer in Mecklenburg und trat 1813 in Breslau in die Lützowsche Freischaar, in der er es bald zum Leutnant brachte. Nach der Auflösung des Freikorps trat er als Offizier in das 25. Linienregiment, kämpfte bei Ligny und Waterloo, machte die Belagerung von Maubeuge und Philippeville mit und kam dann mit seinem Regiment nach Erfurt in Garnison. Als aber 1816 eine königliche Kabinettsordre den durch den Krieg ihrem Berufe für die Wissenschaften entfremdeten Offizieren, die in denselben zurückzutreten wünschten, den Besuch inländischer Universitäten mit Beibehaltung eines halben Jahresgehaltes verstattete, machte auch Nagel von dieser Vergünstigung Gebrauch, setzte seine Studien in Halle fort, bestand 1817 in Berlin die Prüfung für das höhere Lehramt und wurde noch in demselben Jahre Oberlehrer an dem neuerrichteten Gymnasium in Cleve, 1822 Direktor dieser Anstalt und starb als solcher 1827. Von Nagels Poesien sind bei seinen Lebzeiten nur einzelne gedruckt worden; eine Auswahl seiner Gedichte haben die Verfasser seiner Lebensbeschreibung ihrem Werke beigegeben.

Noch anderer Männer ist hier zu gedenken, die ebenso wie Nagel ihre Studien unterbrachen, um als Freiwillige gegen Frankreich ins Feld zu ziehen, und nach dem Ende des Krieges zu ihrer Wissenschaft zurückkehrten und die Proben ihrer dichterischen Befähigung veröffentlicht haben. Burkhard Heinrich Freudenfeld[73]) war 1784 in Schwerin geboren, studierte Philosophie und Geschichte und habilitierte sich 1809 in Göttingen für das Fach der Geschichte; dieser Zeit entstammen seine ganz das Gepräge der romantischen

---

[72]) „Das Leben Dr. Chr. Sam. Gottl. Ludw. Nagels nebst einer Auswahl seiner Gedichte durch Fr. v. Ammon und Th. Herold." 2 Tle. Cleve 1829.

[73]) S. Rosenthal, „Convertitenbilder" (Schaffhausen 1866) Bd. I S. 296 f.

Schule tragenden Dichtungen „Frühlingsgeschenk, oder Sammlung kleiner Gedichte“ (Göttingen 1811), und „Weihnachtsgeschenk“ (ebd. 1811) und die „Zeitschrift für Poesie“, die er mit Georg August Friedrich Goldmann herausgab, von der allerdings nur ein Jahrgang (3 Bde., Unna 1812) erschien. Aus dem Feldzuge zurückgekehrt lebte Freudenfeld zunächst ohne Amt in Berlin, dann wurde er 1819 als außerordentlicher Professor der Geschichte an die neugegründete Universität Bonn berufen. Als er aber in einer Vorlesung eine Stelle aus einem Briefe Luthers an Melanchthon in einer für die Reformatoren sehr ungünstigen Weise kommentierte, brach unter seinen protestantischen Zuhörern ein Sturm der Entrüstung gegen ihn los, man erhob beim Regierungskommissar eine Anklage gegen ihn, und 1820 ward ihm die Fortsetzung seiner Vorlesungen untersagt. Freudenfeld verließ Bonn, trat in Rom zum Katholizismus über, wurde in Freiburg in der Schweiz Mitglied der Gesellschaft Jesu, 1828 zum Priester geweiht, weiterhin Rektor eines Knabenpensionats zu Estavayer und 1841 Professor der Philosophie und Geschichte am Kollegium in Freiburg. Die Ausweisung der Jesuiten aus der Schweiz 1847 machte dieser seiner Tätigkeit ein Ende; Freudenfeld ging nach England, wurde an das Kollegium zu Stonyhurst berufen und starb dort 1850. Ferdinand Kämmerer[74]), aus einer alten Stendaler Familie, die sich früher Camerarius nannte, 1784 in Güstrow geboren, wurde auf der Domschule seiner Vaterstadt, dem Pädagogium in Halle und dem Lyceum in Gotha vorgebildet, studierte in Leipzig und Göttingen erst Philologie, dann Jurisprudenz, promovierte 1807 in Heidelberg und begann dort juristische Vorlesungen zu halten. Im Jahre 1813 trat er bei den hessischen freiwilligen Jägern ein, erhielt 1815 in Güstrow die Advokatenmatrikel, wurde 1816 ordentlicher Professor in Rostock und starb dort 1841. Seine „Poetischen Versuche und Übersetzungen“ erschienen kurz vor dem Feldzuge (Darmstadt 1813). Die Zwillingsbrüder Friedrich und Ludwig Giesebrecht[75]), geb. 5. Juli 1792 zu Mirow, besuchten das Gymnasium zum Grauen Kloster in Berlin und bezogen zusammen 1812 die dortige Universität, traten 1813 als Freiwillige in das Strelitzer Husarenregiment und nahmen vereint an der Schlacht an der Katzbach teil; dann trennten sich ihre Lebenswege. Nach dem Frieden setzte Friedrich seine theologischen Studien in Berlin fort, übernahm 1816 als Adjunkt seines Vaters das Pfarramt in Mirow, bekleidete dasselbe bis zu seiner Emeritierung 1865 und starb in Mirow 1875. Er hat einen „Versuch geistlicher Lieder im Bibel- und Volkston“

---

[74]) Vgl. Brüssow im „Neuen Nekrolog“ Bd. 19 S. 1086 ff. — Teichmann in der Allg. deutschen Biographie Bd. 15 S. 57.

[75]) Ueber Friedrich G. s. W. v. Giesebrecht in der Allg. deutschen Biographie Bd. 9 S. 162; über Ludwig G. s. Kern ebd. S. 159 ff.

(Neubrandenburg 1821) und später „Geistliche Lieder wider die Kirchenstürmer" (Neubrandenburg 1847) veröffentlicht. Ludwig Giesebrecht erkrankte noch während des Feldzuges; genesen nahm er seine historischen und poetischen Arbeiten wieder auf, und zwar in Greifswald. Nach dem Wiederausbruch des Krieges trat er abermals ins Heer, fand aber keine Gelegenheit zur Teilnahme an einem größeren Gefecht. Von 1816 an wirkte er als Professor am Gymnasium in Stettin, trat 1866 in den Ruhestand und starb 1873 in Jasenitz. Neben seinen historischen Studien, deren bemerkenswerteste Frucht seine „Wendischen Geschichten aus den Jahren 760 bis 1182" (1843) sind, ging ihm von der Jugend an bis ins Greisenalter die poetische Tätigkeit einher, von ausgesprochen romantisch-mystischem Charakter, doch ist nur ein Teil seiner Dichtungen veröffentlicht: so das Drama „Lazar" (in den Pommerschen Provinzialblättern), einige Oratorien („Die sieben Schläfer", „Die eherne Schlange" u. a.), zu denen sein Freund Carl Löwe die Musik schuf, und eine Sammlung „Gedichte" (Leipzig 1836; 2. sehr vermehrte Ausg. Stettin 1867). Johann Heinrich Ludwig Fischer, geb. 1791 zu Königsberg in der Neumark, der in Frankfurt a. O. und Breslau Theologie studiert hatte, war Hauslehrer beim Freiherrn v. Maltzan in Penzlin, als der Ruf zu den Waffen erscholl; er trat als freiwilliger Jäger in das 1. pommersche Infanterieregiment und machte die wichtigsten Schlachten des Befreiungskrieges mit. Nach dem Frieden ward er Hülfsprediger an der Stadtkirche in Neustrelitz, 1822 zweiter und 1844 erster Prediger in Schönberg und starb dort 1855. Einer Gedichtsammlung „Mayblumen" (Neustrelitz 1819) hat er, meist unter dem Decknamen Paul Hellmuth, Erzählungen und Novellen („Augustin", 2 Tle., Leipzig 1829; „Anselmus", 2 Tle., ebd. 1831; „Kampf und Frieden", Altona 1843; „Bilder aus dem Leben", 3 Bde., Leipzig 1844) folgen lassen sowie eine Anzahl von Jugendschriften („Märchenkranz", 2 Bde., Neuhaldensleben 1833; „Caritas", Berlin 1835; „Cyanen", ebd. 1835; „Sommerabende", ebd. 1835; „Winterabende", ebd. 1835; „Die Herrlichkeit der Liebe", Wismar 1836), ferner „Schlachtgemälde aus Europas Vorzeit" (Leipzig 1835) und „Historische Gemälde" (2 Bde., Berlin 1851).

Als Berufsoffizier machte die Befreiungskriege mit Friedrich Joachim Philipp v. Suckow.[76]) Zu Goldberg (A. Buckow) 1789 geboren, besuchte er die Schulen in Schwerin und Wismar, trat

---

[76]) Vgl. Häckermann in der Allg. deutschen Biographie Bd. 37 S. 110 f. — Nach Goedeke, Grundriß [1] III, 1162 und Eckart, Lexikon der niedersächsischen Schriftsteller soll Suckow auch unter dem Decknamen Thorwald geschrieben haben. Wenn das richtig ist, wäre er auch der Verfasser einer Sammlung von Novellen und Kriegsbilder u. d. T. „Atlantische Nächte" (2 Tle., Stralsund 1832).

1806 als Fähnrich in das in Berlin stehende Regiment v. Möllendorff, machte den unglücklichen Feldzug von 1806 mit, ging nach der Auflösung des preußischen Heeres 1808 in württembergische, 1811 in badische Dienste (1809 focht er in Vorarlberg gegen die Tiroler, 1812 nahm er am russischen Feldzug teil), kehrte 1813 ins preußische Heer zurück, war 1815 eine Zeitlang Kommandant von Andernach, dann bis 1826 Gensdarmerieoffizier in Pommern und ließ sich, wegen Kränklichkeit pensioniert, 1827 in Stralsund nieder, ging aber 1833 nach Griechenland und trat in ein Jägerkorps ein; seine Erlebnisse dort hat Suckow u. d. T. „Aus dem Tagebuche eines griechischen Jägers" in mehreren Jahrgängen der von ihm im Verein mit Karl Lappe gegründeten Wochenschrift „Sundine" (Stralsund 1827—48) geschildert. Im Jahre 1834 zurückgekehrt, nahm er seinen Wohnsitz wieder in Stralsund, siedelte aber später nach Wernigerode über, wo er 1854 starb. Seine Dichtungen sind „Nachklang der Waffen" (Berlin 1816) und „Harfenlieder" (Berlin 1826). Zur 25jährigen Jubelfeier der Leipziger Völkerschlacht gab er ein militärisches Liederbüchlein „Die Fahnenlieder der alten Zeit" (Stralsund 1838) heraus.

Christoph Joachim Friedrich Theodor Hückstedt, geb. 1781 in Gustävel, gest. 1823, damals Pastor zu Brüz bei Goldberg, auf einer Besuchsreise in Gehmkow in Pommern, gab, als er noch Kandidat und Hauslehrer in Zahren war, „Gedichte" (Rostock 1806) heraus, von denen eines:

Froh bin ich und überall zu Hause,
Und so bin ich überall bekannt

seinerzeit viel gesungen worden ist. Hartwig Heinrich August Hundt, gest. 1865 als Advokat in Hagenow, hat als Helmstedter Student „Blüthen des Lebens" (Berlin 1807) veröffentlicht. August Wilke, dem wir schon unter den Gelegenheitsdichtern begegneten, geb. 1773 in Grabow, vorgebildet auf der Schule des Waisenhauses in Halle, der in Halle und Rostock Theologie studierte, 1799 Kandidat des Predigtamts wurde, in Grabow eine Privatknabenschule gründete und dort 1814 starb, hat „Aesopische Fabeln, mit Anwendungen" (Leipzig 1808), „Erzählungen für Kinder" (Grabow 1810), „Lehrreiche und unterhaltende Erzählungen von musterhaft artigen Kindern" (Lüneburg 1810) geschrieben, namentlich aber sich hervorgetan durch seine „Gedichte. Scherzhafte Erzählungen und Idyllen" (Grabow 1812); die scherzhaften Erzählungen, von der Art, die wir heute Läuschen zu nennen pflegen, sind sehr gut vorgetragen, die Idyllen überaus anmutig. Wie turmhoch stehen diese scherzhaften Erzählungen über den „Angenehmen Unterhaltungen für Freunde der Poesie" (Grabow 1813), deren Ver-

fasser, Karl Friedrich Rückardt[77]), anscheinend aus Thüringen nach Grabow gekommen, zwar von sich selbst rühmt: „Mehrere Gedichte habe ich im Geschmacke der Musarion, d. i. wo sich der Unterricht zwischen Erzählung und Dialog versteckt, zu bearbeiten gesucht, und übrigens Strenge gegen mich selbst, Lebhaftigkeit und Wärme des Styls, Leichtigkeit und Wohlklang in der Versification ꝛc. möglichst beobachtet, so daß ich hoffen kann, mit meinen poetischen Speisen dem einen und dem andern eine deliziöse Schüssel zubereitet zu haben," aber damit nur seine völlige Unfähigkeit zur Selbstbeurteilung dartut. Auf dem Umschlage des mir vorliegenden Exemplars des elenden auf Subskription erschienenen Buches hat ein launiger Leser sein im ganzen zutreffendes, nur zu mildes Urteil in folgenden Versen ausgesprochen:

Die getäuschte Hoffnung.

Für meinen Gulden, dachte ich,
Empfang' ich jetzo sicherlich
Ein recht poetisch Wunderding,
Darum verschlang ich es auch flink.
Allein das Mahl bekam mir nicht,
Es war ein bloßes Schaugericht.
Drum werd' ich künftig mich vorsehn,
Nicht subscribiren, nein! hingehn
Bevor ich kaufe, lesen dann,
So rupfet mich kein Charlatan.

Wilke war auswärtiges Mitglied der Litterarischen Gesellschaft in Ratzeburg; einige seiner Gedichte waren, bevor ihr Verfasser sie gesammelt herausgab, schon in dem Organ der Gesellschaft, den „Ratzeburger litterarischen Blättern", abgedruckt. Gegründet war diese Gesellschaft 1807 durch eine Anzahl akademisch gebildeter und literarisch tätiger Männer aus der Stadt und vom Domhof, die sich in Ratzeburg zusammengefunden hatten und von denen der kaiserlich gekrönte Poet Karl Reinhard, der Pastor, spätere Bischof Bernhard Dräseke, der Rektor Johann Christian Friedrich Dietz, dessen noch zu gedenken sein wird, der Dramatiker und Dramaturg Johann Friedrich Schinck, der Kammerkonsulent Georg Christian Sponagel sich in weiteren Kreisen bekannt gemacht haben. Bestanden hat die Gesellschaft bis Ende 1810, von den „Litterarischen Blättern" erschien die erste Nummer am 1. Januar 1808, die letzte am 29. Dezember 1810. Sekretär der Gesellschaft war Ludwig Nauwerck[78]), dessen schon Erwähnung geschah, 1772

---

[77]) Ueber Rückardt war, wie mir Herr Bürgermeister Calsow in Grabow freundlichst mitteilt, weder in den Magistratslisten und Registern der in Betracht kommenden Zeit noch in den Kirchenbüchern irgend etwas zu ermitteln.

[78]) S. Goedeke, Grundriß[2] VI S. 369 und die dort angeführte Litteratur.

in Ratzeburg geboren, wahrscheinlich als Sohn des dortigen Superintendenten, nach beendeten Studien Kammersekretär bei der herzoglichen Regierung in seiner Vaterstadt, ein Mann von sehr vielseitiger Begabung. Angeregt durch den 1788 in Ratzeburg lebenden Karl Ludwig Fernow bildete er sich zu einem namhaften Zeichner, der es wagen durfte, sich 1805 an der Weimarer Kunstausstellung zu beteiligen; einige Zeichnungen zum Faust sandte er 1810 an Goethe, sie wurden von der Erbprinzessin Caroline erworben und in ihrer Gesamtheit 1826 in Hamburg (3 Hefte) veröffentlicht. Als die Regierung des Fürstentums Ratzeburg 1814 nach Neustrelitz verlegt wurde, übersiedelte Nauwerck dorthin, wurde 1815 Hofrat, 1847 geheimer Hofrat und scheint 1849 gestorben zu sein — in diesem Jahre erscheint er zuletzt im Strelitzer Staatskalender. Seine Gedichte, darunter einige in lateinischer, italienischer und französischer, eines in englischer Sprache, hat er als „Gelegenheitsgedichte" (Neustrelitz u. Leipzig 1822) gesammelt herausgegeben, obwohl sie nur z. T. dem Begriff entsprechen, den man gemeinhin mit dem Worte verbindet und den auch Sueno Eric Carlstedt (geb. 1789) zu Wexiö in Schweden, 1809 Student in Lund und 1813 in Greifswald, dann mehrere Jahre Hauslehrer in Mecklenburg, 1824 Rektor in Bützow, 1828 auch ordiniert, 1831 zweiter und 1842 erster Stiftsprediger, Ostern 1847 emeritiert und noch in demselben Jahre gestorben) damit verband, als er „Verschiedene Gelegenheitsgedichte" (Rostock 1819) herausgab. Gelegenheitsgedichte sind auch die drei „Jubilar-Gesänge" (Rostock 1819), die August Ludwig Diemer[79]) (geb. 1774 in dem Dorfe Milkel in der Oberlausitz, der erst Theologie, dann die Rechte studierte, 1802 Privatdozent und 1806 außerordentlicher Professor in Leipzig, 1819 ordentlicher Professor und Konsistorialrat in Rostock wurde und dort 1855 starb) beim 400jährigen Jubiläum der Universität Rostock, ohne seinen Namen zu nennen, veröffentlichte.

Juliane Charlotte Decker, geb. Lembke, aus Schwerin, die 30 Jahre in Polen, dann, mit dem preußischen Justizrat Decker vermählt, in Potsdam lebte, gab eine Gedichtsammlung „Der Kranz" (Berlin 1816) heraus in der Hoffnung, mit dem Ertrag des Werkes für sich und ihre kranke Tochter die Kosten einer Kur in einem mecklenburgischen Ostseebade bestreiten zu können. „Und so eil' ich denn bald" — heißt es in der Vorrede — „zu der seit 40 Jahren verlassenen Heimath, um die heilende Kraft der Ostsee, deren Wellen das segensreiche Ufer des mir so theuren Bodens benetzen, zu versuchen." Das Bestreben, durch den Absatz seiner Schriften seine traurige Lage etwas zu verbessern, war es auch, welches Joachim Victor Gottlieb v. Bülow aus dem Hause Frauenmark bewog, zu zweien Malen kleine Heftchen mit Ge-

[79]) S. über ihn Steffenhagen in der Allg. deutschen Biographie Bd. 5 S. 128.

dichten („Versuch im Dichten", o. O. 1818; „Gedichte. Zweyter Versuch", Rostock 1820) zu veröffentlichen. Der Arme, 1778 geboren, war bis 1795 Page am Schweriner Hofe, verließ Mecklenburg in der Hoffnung, als Offizier in die hannoversche Armee eintreten zu können und kehrte, als ihm das mißlang, nach Mecklenburg zurück, wo er bald hier bald dort, zuletzt in Rostock ein ärmliches Dasein fristete, ab und an unterstützt von Ritter- und Landschaft und vom Landesherrn, den er unaufhörlich mit Bittgesuchen behelligte. Der letzte dieser Bettelbriefe stammt aus dem Jahre 1829; bald darauf wird Bülow gestorben sein.[80])

Karl Christian Friedrich v. Ferber[81]), geb. 1761 zu Melz, studierte 1777—80 in Bützow, von da ab in Göttingen die Rechte und Staatswissenschaften und bereitete sich dann im elterlichen Hause auf den praktischen Staatsdienst vor. Im Jahre 1782 ging er nach Dresden, wo er eine Zeitlang im Departement der auswärtigen Angelegenheiten arbeitete, begleitete 1783 als Legationssekretär die kursächsische Gesandtschaft nach Petersburg und fungierte dort längere Zeit als Chargé d'affaires, wurde, 1786 nach Dresden zurückgekehrt, zum Legationsrat ernannt und zum Gesandten in Warschau bestimmt, verließ aber auf seines Vaters Wunsch 1787 den kursächsischen Dienst und kehrte nach Mecklenburg zurück, um sich ganz der Landwirtschaft zu widmen. Im Jahre 1789 kaufte ihm sein Vater das Gut Samow, dessen er sich 1793 entäußerte, um dafür Kl.-Lunow zu erwerben; auch dieses verkaufte er 1798 und erwarb Breesen und Rützchow, die er bis 1831 besaß, zog dann nach Vorweden, lebte aber seit 1832 bei seinem Sohne erst in Katelbogen, seit 1835 in Bützow und übersiedelte 1838 nach dem von seinem Sohne angekauften Striggow; dort ist Ferber noch in demselben Jahre gestorben. Er war ein hervorragender landwirtschaftlich-national-ökonomischer Schriftsteller, bewegte sich aber auch auf anderen Gebieten: so schrieb er anonym „Über Ehe und Ehelosigkeit in moralisch-politischer Hinsicht" (Berlin 1796) und „Was der Mensch säet, das wird er ernten, Galat. 6, 7—9, eine Predigt, gehalten vor der versammelten Geistlichkeit aller christlichen Konfessionen in Philadelphia" (Hamburg 1832; neue Aufl. 1833). Was ihm seinen Platz unter den hier zu behandelnden Schriftstellern sichert, sind die „Bruchstücke aus den Unterhaltungen mit meinem Geiste über mannichfaltige Gegenstände unsers Glaubens, Wissens und Wirkens" (Berlin 1823; Fortsetzung Rostock u. Schwerin 1826), Prosa und Gedichte. Unter letzteren befindet sich das „Mecklenburgische Vaterlandslied" „Kennst du das Land, wo unter Gottes Segen Der Tugend schöne Frucht gedeiht", komponiert von dem

---

[80]) Akten im Schweriner Geheimen und Haupt-Archiv.

[81]) Nekrolog von Brüssow im „Freimüthigen Abendblatt" 1838 Beilage zu Nr. 1024.

Organisten an St. Marien zu Rostock Eucharius Adolf Ferdinand Florschütz (gest. 1831).

Johann Joachim Daniel Brockmüller wurde 1781 zu Vier bei Boizenburg als Sohn eines Pächters geboren. Über seine Lebensschicksale lauten die Angaben sehr verschieden.[82]) Er studierte Theologie und Humaniora, promovierte 1806 in Kiel, habilitierte sich in demselben Jahre in Kopenhagen, scheint aber schon 1807 nach Mecklenburg zurückgekehrt zu sein, denn in diesem Jahre ließ er in Rostock eine lateinische Dissertation drucken. Angeblich machte er dann in Parchim das theologische Tentamen und soll darauf zweiter Direktor einer Erziehungsanstalt in Lübow gewesen sein: sicher ist, daß er 1813, in welchem Jahre er dem Orientalisten Tychsen zu dessen 50jährigem Professorenjubiläum eine „Denkschrift" widmete, auch „Drei Kanzelreden, gehalten zu Lübow" in Rostock erscheinen ließ. Im Jahre 1814 war er Hauslehrer in Weisin; 1816 veröffentlichte er, ohne Druckort, „Vorbereitungsgedanken zu einer gesegneten Abendmahlsfeier. Für die protestantische Gemeinde in Vevey. Nebst einem Anhang geistlicher Lieder" und 1817 in Tübingen die sehr hübschen „Dichterischen Anklänge aus meinem Pilgerwallen durch Tyrol, Italien und die Schweiz". In Tübingen soll Brockmüller einige Jahre als Privatdozent gelebt haben; 1819 kam er nach Kurland, wirkte als Privatlehrer im Hause des Barons v. Rönne auf Schloß Hasenpoth und starb dort (nach anderen Angaben in Mitau) 1826. Ein schönes Gedicht — sein letztes — auf den Tod des Kaisers Alexander von Rußland brachte bald nach seinem Hinscheiden das Stuttgarter Morgenblatt.

Christoph Johann Andreas Sengebusch[83]), 1776 in Wismar geboren, studierte die Rechte in Leipzig, Kiel und Göttingen, wurde 1811 beim Hof- und Landgericht zu Güstrow beeidigt und ließ sich in seiner Vaterstadt nieder, wurde aber 1824 durch richterliche Entscheidung von der Praxis entfernt, verließ Wismar und nahm seinen Wohnsitz erst in Demmin, dann in Ratzeburg und starb 1837. Als Schriftsteller ist er erst nach seinem Fortgange aus Mecklenburg aufgetreten und zwar mit einem Roman „Adel und Natur" (2 Bde., Hamburg 1828) und einer Sammlung von Dichtungen „Herz und Welt" (2 Bde., Wismar 1833/34; wiederholt Wismar 1838), die u. a. auch ein Schauspiel „Schein und Wahrheit oder die beiden Ringe" enthält.

Heinrich Georg Studemund, 1785 in Güstrow geboren, studierte Theologie in Göttingen und Rostock, war Hauslehrer in Schwerin, wurde 1811 Rektor in Brüel, 1818 Pastor in Zahrensdorf

---

[82]) Vgl. die Angaben bei Goedeke, Grundriß[2] VII S. 399 mit der Darstellung im Neuen Nekrolog der Deutschen 4. Jahrg. 1826 S. 813 ff.

[83]) S. Brüssow im Neuen Nekrolog 15. Jahrg. 1837 S. 83 f.

(A. Warin), aber 1821 wegen eines schweren Gemütsleidens emeritiert und starb 1831 in Doberan, welches er, neben Schwerin und Bützow, in einer Anzahl seiner „Gedichte" (Rostock 1833) verherrlicht hat. Seine Poesien stehen unter dem Einfluß von Schiller und Matthisson, deren Verse in den seinen oft wörtlich wiederklingen.

Ludwig Christian Boccius[84]), geb. 1791 in Schönberg, auf der Domschule in Ratzeburg und dem Gymnasium in Lübeck vorgebildet, studierte seit 1810 in Kiel, Göttingen und Jena, ließ sich 1815 als Advokat in Neustrelitz nieder, übersiedelte 1816 nach Neubrandenburg und starb dort 1832. Er selbst hat nur „Sechs deutsche Lieder zum Klavier" (Neustrelitz u. Neubrandenburg 1826) und im „Freimüthigen Abendblatt" von 1826 das Gedicht „Belvedere" veröffentlicht; seine nicht zahlreichen „Hinterlassenen Gedichte" gab Aug. Alex. Milarch heraus (ebd. 1833). Der um 1792 in Neubrandenburg als Sohn eines Arztes geborene Friedrich Siemerling[85]) studierte in Berlin und Greifswald Medizin und Naturwissenschaften, promovierte 1813 und begann seine ärztliche Praxis als Gehülfe seines Vaters; nach dessen Tode 1823 ließ er sich in Demmin nieder, verzog aber bald nach Stralsund und starb dort 1837. In Stralsund entstanden seine „Nordischen Immortellen, in Poesie und Prosa, am Meeresstrand gesammelt" (Stralsund 1830).

August Karl Patow, geb. 1782 zu Hohenzieritz als Sohn eines Pächters, lebte in Hamburg erst als Privatgelehrter, dann als Papierhändler und Kollekteur und starb dort 1837. Aus seinem Nachlasse wurden seine „Dichterischen Versuche" (Hamburg 1837) herausgegeben. Seine ersten poetischen Leistungen stammen aus der Zeit der Befreiungskriege; damals entstanden „Das Lied von der Kanone" (Hamburg 1814) und die „Patriotischen Kriegs- und Ermunterungslieder" (ebd. 1815).

Nicht Patow allein hat seine patriotische Begeisterung in dichterische Worte gekleidet; auch andere mecklenburgische Dichter oder die sich dafür hielten stimmten mit ein in den Chor der Sänger, denen das Elend des Vaterlandes zu Herzen ging und die sich dann die Seele erhoben beim Anbruch der Befreiungskämpfe. Und es fügte sich, daß eines der schönsten Lieder der großen Zeit „Du Schwert an meiner Linken" in Mecklenburg niedergeschrieben wurde und sein Sänger Theodor Körner auf mecklenburgischem Boden fiel und in Mecklenburgs Erde seine Ruhestätte fand.

Schon zu Ende des 18. Jahrhunderts hatte ein Unbekannter, der sich Johann Andreas Sparwitz nannte und „der schönen

---

[84]) Neuer Nekrolog 10. Jahrg. 1832 S. 159 ff.
. Brüssow im Neuen Nekrolog 15. Jahrg. 1837 S. 726 f.

Wissenschaften Beflißener" war, seinem Hasse gegen Napoleon einen allerdings unangemessenen Ausdruck verliehen in dem burlesken Werke „Buonaparte der Welteroberer oder Goliath der zweite; im Volkston geschrieben und schnurrig zu lesen" (Rostock [1799]), dessen dem Eroberer in den Mund gelegte Anfangsverse lauten:

Frisch auf, Pilot! Heran ans Ruder,
Du zögerst noch, mein dummer Bruder?
Sieh, wir erobern jetzt die Welt,
Bin Buonapart der große Held,
Berausche mich zuvor in Wein,
Laß dann die Feinde Feinde seyn,
Hau sie in Stücken schüsselklein,
Und schone weder Kopf noch Bein.[86])

Aber dieser Ton hat glücklicherweise keine Nachahmer gefunden. Wie würdig klingen dagegen Nauwercks Distichen „An die neuen Kreuzfahrer" (1798):

Schmückt, ihr Franken, nicht mit der Freiheit grünendem Zweige
Euer Panier, das ihr tragt hin zum Gestade des Nils;
Schicklicher wäre das Kreuz, denn Kreuz nur bringt ihr und Elend;
Und wie die Horden Urbans, predigt auch ihr mit dem Schwert,

und sein Lied „An das Preußische Heer. Bey der Nachricht daß der Krieg beschlossen sey. November 1805":

Heran, heran, wem in der Brust
Ein deutsches Herz noch lebt!
Hin, wo voll edler Kampfeslust
Sich Preußens Adler hebt!

und seine Klage nach der Schlacht bei Jena:

Auch du sankest dahin, hohe Borussia!
Lang entwöhnet dem Kampf, welkte die edle Kraft.
Nicht gewachsen den Adlern,
Die mit rauschendem Siegesflug
Weit durchstürmen die Welt, fließet dein Herzensblut,
Voll aus gähnender Wund', heimische Erd', auf dich.
Klag', o klage Teutona;
Weine bitter, mein Vaterland!

Nagel dichtete 1809 seinen „Aufruf an Oestreich":

Frisch, Oestreich! frisch ins Feld hinaus!
Laß deine Banner wehn!
Steh auf, du altes Kaiserhaus,

[86]) Annalen der Rostockschen Academie VIII S. 360.

Dein Teutschland will dich sehn!
Dich sehn auf stolzem Kriegesroß
mit Donnerstrahl und Schwert;
zerschmettern sollst du den Koloß,
erlösen unsern Heerd!

und 1813, da er als Körners Waffenbruder bei den Lützowern stand, seinen „Ausmarsch zur Schlacht", seinen „Kriegsruf", seinen „Jägersinn", sein „Zornlied beim Einmarsch in S—" (gemeint könnte des Dichters Vaterstadt Schwerin sein):

Und bist ein Mann, und hast kein Schwert?
ein Teutscher ohne Waffe?
und wimmerst feig' am scheuen Heerd,
wie auch der Feind es schaffe?
du zagest ob dem Zorngericht,
womit das Volk die Kette bricht?

Und weiter das schöne „Gebet":

Vater, mit Herz und Hand
flehet dein teutsches Land,
das du zur Freiheit erkoren,

und den „Ruf zur Rache. Nach der Verrätherei bey Kitzen", „Die Jagd bey Lauenburg", „Die Erscheinung bey der Görde", die „Vornacht von Leipzig" und „Die Siegesfeier", und am 19. Juni 1815 den „Siegesjubel beym Marsche über das Schlachtfeld von Schönbund bis Genappe". Heinrich Fischer sang „Des Vaterlandes Erhebung", „Des Jägers Lebewohl", „Kriegslied", „Die Eisenbraut", „Jägerlied", „Gebet vor der Schlacht", „Abendlied vor der Schlacht", „Auf dem Schlachtfelde bei Leipzig", wußte aber auch von ödem Dienst „Auf der Schildwacht" zu sagen und fühlte sich mitten im Kriegsgetümmel von „Heimweh" ergriffen. Völperling ließ im Frühjahr 1813 seinen „Aufruf an Vandaliens Söhne" erschallen, Brockmüller dichtete seine feurigen „Kriegslieder des Regiments Fallois" (2 Hefte, Rostock 1813), Joh. Heinrich Christian Boy (aus Lübeck, 1809—14 Konrektor in Teterow) einen „Religiösen Gesang für die aus Rostock ziehenden Vaterlandssöhne, als Schlachtgesang" (Rostock 1813), „begrüßte in der ersten Stunde des 30. März die siegreichen Russen" (ebd. 1813) und widmete als „ächter Patriot" dem Erbprinzen Friedrich Ludwig ein Lobgedicht auf Kaiser Alexander I (ebd. 1813), Johann Friedrich Jobst Bauer schilderte die „Gefühle eines Deutschen bei den beglückenden Unternehmungen Sr. Maj. des Kaisers Alexander von Rußland" (Rostock 1813). Johann Friedrich Ludwig Paulli (gest. 1825 als Domprediger in Güstrow) gab seiner „Rede, gehalten

unter freyem Himmel, bey der Eidesleistung des Herzogl. Mecklenburgischen Jäger-Corps, am 1. May 1813" (gedruckt in Rostock) einige schwungvolle Kriegslieder bei, von denen eines „Am Morgen des Abzugs der Freywilligen von Güstrow, den 10. May 1813" mit den Anfangsworten „So zieht denn hin, ihr lieben theuren Brüder" von Wilhelm Ferdinand Rong komponiert worden ist. Franz Passow hat mit Blochmann und Besseldt „Vaterländische Gedichte vom Jahre 1813" veröffentlicht (Königsberg 1813), Küffner „Siegeslieder nach der Schlacht bey Leipzig" (o. O. 1813) herausgegeben, Friedrich Giesebrecht zu der Flugschrift „Zur Feier am 9. Februar 1815" das Gedicht

Grüßet mit Hochgesang
Heute im Jubelklang,
Brüder, den Tag

beigesteuert. Von den in v. Suckows „Nachklang der Waffen" und „Harfenlieder" enthaltenen Gedichten ist ein guter Teil aus der Zeit der Befreiungskriege. Der wackere Korb richtete „an die braven vaterländischen Krieger 1813" einen etwas spießbürgerlichen Zuruf:

Euch, Söhnen Mecklenburgs voll Kraft
Und Unerschrockenheit,
Die sich so großen Ruhm verschafft,
Euch sey dies Lied geweiht!
Von deutschem Muthe angefacht
Giengt immer ihr voran!
Ihr habt in mehr als einer Schlacht
Viel — o sehr viel gethan.
Von hoher Generalität
Als Brave anerkannt,
Wird Mecklenburg, durch Euch, noch spät
Mit großer Ehr' genannt —

und Rudolf Könecke (geb. 1761 in Lüneburg, 1796—1828 Lehrer an der Rostocker Stadtschule und 1836 in Rostock gestorben) verfaßte ein Gedicht „Bei dem feierlichen Empfange der tapferen freiwilligen Jäger in Rostock am 17. Juli 1814" (Rostock 1814).

Einige andere Lyriker aus dem Ende unseres Zeitabschnittes, die keine andere Spuren dichterischen Schaffens hinterlassen haben, als daß sie ein Bändchen Lieder ohne ausgesprochene Eigenart drucken ließen, können hier nur kurz erwähnt werden: Friedrich Bresemann veröffentlichte „Gedichte" (Parchim 1827), Ida Krause aus Schwerin „Blüthen, zum Kranze gewunden" (Berlin 1831); Karl Heinrich Brüger, geb. 1800 zu Schwerin als Sohn des Konrektors am Gym-

nasium Christoph Heinrich Bruger (gest. 1822), der seit 1818 erst in Rostock, dann in Bonn Theologie und Philosophie studierte, dann als Kandidat in Schwerin lebte, 1834—51 Pastor in Warsow war und als Emeritus 1862 in Schwerin starb, ließ im Selbstverlage „Gedichte" erscheinen (Schwerin 1831); von Philipp Anton Guido v. Meyer, 1821—43 erst Legationssekretär, dann Legationsrat bei der mecklenburgischen Gesandtschaft am Bundestage,[87]) haben wir „Lyrische Versuche" (Frankfurt a. M. 1835), von George Hückstädt aus Suckwitz bei Zehna „Gedichte" (Demmin 1836) und von A. F. W. Rutenick, Kanzleiadvokat und Notar erst in Altstrelitz, darauf in Mirow, schließlich in Neustrelitz, gleichfalls „Gedichte" (Neubrandenburg 1838), unter denen sich ein paar wohlgelungene freie Nachbildungen Horazischer Oden befinden.

Ein beschränktes Gebiet der Dichtung wählten Georg Köster, Kaufmann (später Rentier) in Rostock, dort bis 1881 nachweisbar, mit seinen „Gesängen für freundschaftliche Zirkel" (Hamburg 1821), und Daniel Ewald Friedrich Runge, der „Lieder zur Förderung des sittlichen, rüstigen und fröhlichen Lebens der deutschen Jugend, mit Singweisen" (Leipzig 1827) und „Turnlieder" (Rostock 1828) herausgab. Runge war 1804 als Gutspächterssohn in Brunn geboren, hatte die Schule in Friedland besucht und in Halle und Rostock bis 1827 Theologie studiert; seit 1833 Pastor in Woldegk, legte er 1851, wegen politischer Umtriebe in Untersuchung, sein Amt nieder und wanderte nach Amerika aus.

Daß die Zahl unserer Lyriker nicht auf diejenigen beschränkt ist, die mit den Kindern ihrer Muse auf den literarischen Markt hinaustraten, steht außer Frage. Zuverlässig gab es mehr als einen, der das, was sein Herz beseligte oder bedrückte, zum Gedicht zu gestalten liebte, aber dann die Lieder, mit denen er sich frei gesungen hatte von seinem Schmerz oder seinem Glück, sorgsam im Pulte verwahrte — hatten sie doch ihre Schuldigkeit getan und was ging es die Draußenstehenden an, ob dieser oder jener zuweilen geheime Zwiesprache hielt mit den Musen. So verfuhr Georg Heinrich Friedrich Daniel, der 1801 in Schwerin als Sohn des Münzmeisters Georg Daniel geboren wurde, seit 1822 in Göttingen, dann in Berlin Medizin studierte, nach mehrjährigen Reisen sich in seiner Vaterstadt als Arzt niederließ und dort 1857 starb; erst fast ein halbes Jahrhundert nach seinem Tode hat die Nachwelt Kunde davon erhalten, daß Daniel auch ein Dichter war.[88])

---

[87]) Wohl ein Sohn des Frankfurter Bürgermeisters Johann Friedrich von Meyer. S. über diesen Ad. Fr. v. Schack, „Ein halbes Jahrhundert" Bd. I S. 57 f.

[88]) Vgl. F. E. Felsenburg „Georg Daniel" in der Sonntags-Beilage der Mecklenburgischen Zeitung vom 28. April 1901.

So verschwiegene Dichter waren auch zwei Mitglieder unseres Fürstenhauses, der Herzog Albrecht und die Herzogin Helene, die Kinder des Erbprinzen Friedrich Ludwig und der Caroline von Sachsen-Weimar, die unter den Augen und als Liebling unserer großen Dichterheroen aufgewachsen war und an dem Tage, da Herder begraben ward, selber zur Dichterin geworden war und ihrem väterlichen Freunde tiefempfundene Verse nachsang.[89]) Prinz Albrecht war am 11. Februar 1812 geboren und starb nach langem Siechtum schon am 18. Oktober 1834; seine Schwester Helene, geb. 24. Januar 1814, ward 1837 Gemahlin des französischen Kronprinzen, des Herzogs von Orleans, und starb am 18. Mai 1858 zu Richmond in England. Von den Gedichten Herzogs Albrecht ist keines, von denen der Herzogin Helene sind zwei veröffentlicht worden: „Die Musik" und „Zuruf"[90]) — wenn das erstere, mehrfach gedruckte wirklich ihrer Feder entstammt, wofür der authentische Nachweis bisher nicht erbracht ist.[91])

Gegen das Drama und die Lyrik in ihren verschiedenen Schattierungen traten alle anderen Dichtungsarten in unserem Zeitraum zurück. Am wenigsten Pflege haben das Epos, das beschreibende und das Lehrgedicht gefunden. Michael Konrad Curtius[92]), geb. 1724 zu Techentin, der in Rostock Theologie studierte, dann als Hauslehrer u. a. im Hause des hannoverschen Staatsministers Grafen v. Schwicheldt wirkte, 1759 Lehrer an der Ritterakademie in Lüneburg, 1768 Professor der Dichtkunst und der Beredsamkeit in Marburg wurde und dort 1802 starb, hat „Die Schicksale der Seele nach dem Tode. Ein philosophisches Lehrgedicht" (Hannover 1754) und eine beschreibende Dichtung „Die Weser" (ebd. 1760) verfaßt. Benjamin Giesebrecht[93]), der Vater von Karl, Friedrich und Ludwig Giesebrecht, als Sohn eines Kammmachers 1741 in Rostock geboren, 1769 Pastor in Mirow, wo er 1826 starb, Verfasser der anonym erschienenen „Empfindungen eines Jünglings bei dem traurigen Kriegsschicksal seines Vaterlandes" (Rostock 1760), dichtete als Student in Halle „Die Schöpfung der Natur" (Halle 1762). Georg Ludwig Otto Plagemann, Konrektor der Stadtschule in Wismar, 1790—1815 Rektor der Stadtschule zu Rostock, Verfasser eines Gedichtes „Die Rückkehr der Musen" (Rostock 1789),

---

[89]) Vgl. meine Schrift „Caroline, Erbprinzessin von Mecklenburg-Schwerin" (Schwerin [1901]) S. 10.

[90]) Bei Georg Zimmermann, „Krone und Lorbeer" (Berlin [1897]) S. 184.

[91]) Vgl. Kade, „Der musikalische Nachlaß weiland J. K. H. der verwittweten Erbgroßherzogin Auguste von Mecklenburg Schwerin" (Wismar 1899) S. IV Anm.

[92]) S. Burstian in der Allg. deutschen Biographie Bd. 4 S. 651 f.

[93]) S. Wilhelm v. Giesebrecht ebd. Bd. 9 S. 156 f.

schrieb unter dem Decknamen Pacificus Bürgerfreund „Die Bürger-Tugenden" (Rostock 1801). Von Ludwig Theodor August Hobein haben wir das allegorisch-epische Gedicht in drei Gesängen „Die Magier" (Schwerin 1804). Nauwerck ließ anonym das Epos in zehn Gesängen „Psyche" (Neustrelitz 1811), „ein alt Gebild, in Hellas ausgegraben", erscheinen, Karl Giesebrecht veröffentlichte in der von Fouqué und Neumann herausgegebenen Zeitschrift „Die Musen" 1814 ein kleines Epos über die Leipziger Schlacht und in Fouqué's „Berlinischen Blättern" 1829 ein Bruchstück einer neuen Messiade, und Ludwig Moritz Holm aus Hagenow, der erst Kanzleiadvokat war, 1807 Kammersekretär in Schwerin wurde, 1816 den Titel Hofrat erhielt und 1852 in Schwerin starb, dem wir auch „Beyträge zur neuesten Geschichte des Herzogthums Mecklenburg-Schwerin, insbesondere während seiner jetzigen Regierungsepoche" (Rostock 1805) verdanken, verfaßte ein beschreibendes Gedicht „Doberan" (Schwerin 1830), in dem es u. a. heißt:

Was auch Ball und Theater, was festlich die Tage der Rennen
Schönes vereinigen hier, Alles was diesem sich sonst
Lebenbewegt anschließt, um die Zeit ausfüllend zu kürzen,
Immer nur mir im Musiktempel verstrich sie zu kurz,
Und seinen Tonharmonieen noch lang' nachhallte die Seele,
Zitternd vor seeliger Lust bald und vor seeligem Schmerz.
Hat dich das Leskabinett ein Stündchen sodann noch gefesselt,
Ruft dich zum Eßsaal schon wieder ein andrer Genuß.
Süß ist die Mittags-Glock; Appetit wirkt stärkend die Seeluft,
Und die Gesellschaft würzt heiter belebend das Mahl.
Nachmittags dann im Freien behagt bald dieses und jenes,
Nach Althof ein Besuch, Kaffe zu trinken daselbst,
Oder im Kühlen ein Thee in des Stahlbads freundlicher Nähe,
Oder ein Ringspiel wohl auf dem geräumigen Kamp.
Also verrinnen die Stunden. Doch Freund, eh' die Sonne dahinsinkt,
Noch einen Abendgang feiern zusammen wir froh.
Auf denn, zur labenden Frische des Buchhains. Hell uns zu Füßen
Sehn wir vom Hügel herab liegen das reizende Thal,
Heitere Gruppen der Häuser und Bäume, die Kirch' im Vorgrund,
Altehrwürd'ges Gebäu' mitten im grünenden Park.
Aber von drüben her winkt einladend die freiere Waldhöh',
Wo uns den suchenden Blick wieder erfreuet das Meer,
Fern ein dunkeler Streif an dem untersten Saume des Himmels,
Fliehende Segel darauf, silbernen Scheines gewirkt,
Seitwärts, dämmernd die Thürme des freundnachbarlichen Rostock;
Über die Landschaft hin strahlend ein rosigter Duft.

Auf dem Gebiet des Epos hat sich auch Helmuth Theodor Wilhelm v. Normann bewegt mit seinem Gedicht in drei Gesängen „Heinrichs des Vierten erste Liebe" (Constanz 1827), übrigens ein sehr vielseitiger Dichter, dem wir auch „Die Reise auf den St. Gotthard" (Heidelberg u. Leipzig 1826), die (unvollendete) Dichtung „Sizilien", die Trauerspiele „Der deutsche Bauernkrieg" (Berlin 1826) und „Otho" u. a. verdanken, der freilich nur seine Knabenjahre in Mecklenburg verlebt hat: 1802 in Neustrelitz geboren und seit 1812 Schüler des dortigen Gymnasiums, kam er 1815 auf das Pädagogium in Halle, studierte seit 1819 die Rechte in Halle, Göttingen und Heidelberg und trat dann in den preußischen Staatsdienst; 1831 wurde er Legationssekretär bei der Gesandtschaft in Hamburg, starb aber dort schon 1832. Seine „Gesammelten Schriften" hat später A. Reumont herausgegeben (2 Bde., Berlin 1846).

Gering ist auch die Zahl derer, die sich der kleinen Prosaerzählung und dem Roman zuwandten. Das ist um so auffallender, als sich seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, nach langer Vernachlässigung dieser Dichtungsgattung, über Deutschland eine unübersehbare Flut von Romanen ergoß. Im Jahre 1796 konnte Friedrich Piper mit Recht klagen: „Unsere Armuth an guten Schriftstellern ist, mit dem Reichthum anderer Provinzen verglichen, so ausgezeichnet groß, daß unserer Bedürftigkeit jeder auch noch so geringe Zuwachs schon willkommen seyn muß."[94]) Einige Jahre später hätte Piper vielleicht minder hart geurteilt. Denn was die wenigen auf dem Gebiet des Romans tätigen mecklenburgischen Schriftsteller geschaffen haben, ist — abgesehen von Engels „Herr Lorenz Stark" — gewiß nicht besser, aber auch nicht wesentlich schlechter als das was in anderen Landschaften in dieser Zeit geleistet wurde, einer Zeit, die im ganzen nicht zu den erfreulichsten Perioden der deutschen Literatur gehört und die insonderheit dem Roman kaum eine andere Aufgabe stellte als die, der darnach verlangenden Lesewelt eine zeitkürzende Lektüre zu bieten.

Der Romane der Brüder Ludwig Theobul und Friedrich Franz Kosegarten sowie der Erzählungen der Luise v. Haugwitz wurde schon gedacht. Daniel Heinrich Thomas, von dem wir sonst nichts wissen als daß er 1739 in Wismar geboren wurde, schrieb „Anakreontische Erzählungen" (Rostock u. Greifswald 1765). August Evers, geboren um 1775 in Schwerin als Sohn eines Arztes, in seiner Vaterstadt als privatisierender Gelehrter lebend und 1817 in Wismar gestorben, veröffentlichte als Rostocker Student unter dem Pseudonym

---

[94]) Neue Monatsschrift von und für Mecklenburg 5. Jahrg. 1796 S. 357.

Just am Walde den psychologischen Roman „Ludwig und Julius. Eine Geschichte, nicht aus der Ideenwelt" (auch mit dem Titel „Geistesentwickelung durch Schwärmerey. Eine Geschichte für unser verfeinertes Jahrzehend"; 2 Bde., Berlin 1796 f.) und „Moralische Erzählungen" (1. [einziger] Bd., Schwerin 1802), enthaltend „Lerners zweyte Liebe" und „Die Schwestern", letzteres Stück schon vorher in Lindemanns „Musarion" abgedruckt. Jacob Friedrich Christian Schmidt, geb. 1772 in Waren, seit 1800 Pastor in Moisall, 1808 Präpositus in Lübz, gest. 1847, gab „Vetter Samuels komische Erzählungen" (1. [einziger] Bd., Neustrelitz 1798), Joseph Bello, über dessen Leben nichts bekannt ist, „Komische Abentheuer Elias Platz" (Altona 1798) heraus, Holm schrieb in jungen Jahren, anscheinend als Student, „Das Schwarzthal oder ein Nachtgemälde nebst mehreren Beilagen und einem Fragment aus der Verlassenschaft eines Verstorbenen" (Leipzig 1799), ein Büchlein mit sehr dürftiger Handlung, voll der Sentimentalität der Siegwart-Periode in einer Jean Paul nachahmenden Sprache. Der Name des Verfassers von „Ellfrieds abentheuerliche Wanderungen und seltsame Begebenheiten" (Hamburg 1799) ist nicht bekannt[95]); auch weiß ich nicht zu sagen, wer die Novelle „Stolz und Liebe. Oder Nettchen von Rosenblüth und der arme Fritz" (Rostock 1804) geschrieben hat. Johann Christian Daniel Salchow[96]), geb. 1782 in Güstrow und auf der dortigen Schule vorgebildet, studierte die Rechte in Jena, wo er 1801 promovierte und Privatdozent für Kriminalrecht wurde. In den ersten Jahren seiner Tätigkeit hat er eine Reihe belletristischer Arbeiten geliefert: unter dem Namen Gustav Stello schrieb er „Das Brandmal oder Ugolino's Lebenswanderungen" (Jena 1802), „Die Jesuiten. Eine Arabeske" (ebd. 1802), „Scenen aus dem akademischen Leben" (2 Bde., ebd. 1802/04), „Rudolfin. Ein Roman für wenige Leser" (ebd. 1803), „Erzählungen" (2 Bde., ebd. 1803). Später beschränkte er sich auf seine Fachwissenschaft, die er durch eine Anzahl gediegener Schriften gefördert hat. Im Jahre 1810 folgte er einem Rufe als ordentlicher Professor nach Halle und starb dort 1829.

Eine große Betriebsamkeit auch als Romanschriftsteller entfaltete der als Dramatiker schon gewürdigte Karl Stein. Seine Romane, komische wie ernsthafte: „Amoena, die Braut eines Verbrechers" (Posen 1804), Ludmilla, das schöne Hussitenmädchen" (2 Bde., ebd. 1805), „Die Unergründlichen" (Berlin 1806), „Der Herr v. Schulterbein und sein Peter" (ebd. 1807), „Der Gasthof zur silbernen Taube" (Leipzig 1812), „Die Verschleyerte" (Berlin 1814), „Der Luftgeist" (ebd. 1816),

---

[95]) Koppe im Staatskalender für 1800 rechnet ihn zu den mecklenburgischen Autoren.
[96]) S. Brümmer in der Allg. deutschen Biographie Bd. 30 S. 211.

„Die beiden Hofräthe oder die wunderbare Fügung des Schicksals" (ebd. 1818), „Der Nothhelfer" (ebd. 1818), „Der kühne Hirt, oder die Befreiung des Vaterlandes" (ebd. 1820), „Die Steckenpferde" (ebd. 1822), „Die Querstriche" (ebd. 1822), „König Gundobald und sein Günstling" (ebd. 1825) usw. haben z. T. Neuauflagen erlebt und sind nachgedruckt worden, aber nicht weit über die Kreise der Leihbibliotheken hinausgedrungen.

Als Erzähler, als Novellist ist einmal auch der damalige preußische Leutnant Helmuth v. Moltke, der spätere Generalfeldmarschall Graf v. Moltke (geb. 1800 zu Parchim, gest. 1891 in Berlin) aufgetreten. Moltke hatte 1825 das Bad Ober-Salzbrunn besucht und dort eine tiefe Neigung zu einer Gräfin Reichenbach gefaßt, aber bei seiner eigenen und der Gräfin Mittellosigkeit auf eine Bewerbung um deren Hand verzichten müssen. Um sich diese „schmerzlich-schöne Episode seines Lebens von der Seele zu schreiben" verfaßte er die Erzählung „Die beiden Freunde" (erschienen unter dem Autornamen Helmuth im März 1827 in dem von Kuhn herausgegebenen Berliner Unterhaltungsblatt „Der Freimüthige"[97]), die zwar in die Zeit des Siebenjährigen Krieges zurückdatiert ist, in deren Hauptpersonen, dem preußischen Offizier Helm und der Gräfin Eichenbach, man unschwer den Verfasser und die geliebte Gräfin erkennt.

Zu den Romanschriftstellern wird zuweilen[98]), aber sehr mit Unrecht, auch Hermann Friedrich Gottfried Klockmann gezählt, der 1783 als Sohn eines 1796 gestorbenen Arztes in Schwerin geboren war, in Jena, Kiel, Helmstedt und Göttingen die Rechte studierte (in Kiel wurde er am 11. November 1806 immatrikuliert), 1811 Justizkanzleiadvokat in Schwerin wurde und dort 1821 starb. Seine (anonym erschienene) Schrift „Leben, Bildung und merkwürdiges Schicksal eines studierenden von Jena nach Kiel vom 13. Oct. bis Nov. 1806 fliehenden Mecklenburgers" (Kiel 1807) ist nichts weniger als eine „phantastische Dichtung" — der Verfasser verwahrt sich im Vorwort ausdrücklich dagegen, daß sein Buch ein Roman sei — sondern ein Stück schlichter Selbstbiographie. Über den Charakter der „Lebensansichten" (Altona 1828), die Johann Heinrich Wilhelm Wüstney, damals Kandidat der Theologie in Röbel, herausgegeben hat,[99]) kann ich nichts aussagen; das Buch ist mir nicht zugänglich gewesen.

[97]) Wieder abgedruckt in den „Gesammelten Schriften und Denkwürdigkeiten des Generalfeldmarschalls Grafen von Moltke" Bd. II; neu herausgeg. von Rudolf Herzog in Reclams „Universal-Bibliothek" Nr. 4160.

[98]) z. B. Goedeke, Grundriß[2] VII S. 400.

[99]) Was später aus ihm geworden ist, weiß ich nicht, die Verzeichnisse der Predigtamts-Kandidaten der nächsten Zeit im Staatskalender enthalten seinen Namen nicht. Vielleicht hat er der Theologie entsagt und ist identisch mit dem Heinrich Wüstney, den der Staatskalender 1834—51, gleichfalls in Röbel, als Postmeister verzeichnet.

Als Jugendschriftsteller hat sich, so weit ich sehe, nur Werner Funk aus Neustrelitz, später in Frankfurt a. O. betätigt: er schrieb „Lebende Bilder in freien Dichtungen und Erzählungen, zur Erheiterung und Erbauung jugendlicher Gemüther" (Frankfurt a. O. 1832), „Gemüthserheiterungen für die fleißige Jugend" (ebd. 1835) und „Kleine Erzählungen nach Sprüchwörtern. Für die Jugend bearbeitet" (Neuhaldensleben 1838).

Auf dem Gebiete des Romans treten in dieser Zeit auch die Frauen in großer Zahl auf den Plan. So haben auch wir hier noch zweier Schriftstellerinnen zu gedenken.

Maria Sophia v. Pleſſen, Tochter des Gutsbesitzers v. Fick auf Göhren, war verheiratet mit dem Kammerherrn Friedrich v. Pleſſen auf Clausdorf und ist bis mindestens in die 40er Jahre des 19. Jahrhunderts nachweisbar: 1839 gab sie ihre „Gedichte" (Schwerin) heraus, die 1846 eine zweite Auflage erlebten. Unter dem Namen Maria hat sie eine Sammlung von unbedeutenden Erzählungen veröffentlicht, betitelt „Schneeglöckchen" (Hamburg 1819), der die unverdiente Ehre zuteil wurde, mitunter für ein Werk Clemens Brentano's gehalten zu werden, dessen Erstlingsschriften unter demselben Pseudonym erschienen; ferner: „Edmund und Blanka, und Anastasia und Irmgart" (ebd. 1824), den historischen Roman „Elfrida von England und Edward der Märtyrer" (ebd. 1824) und in dem Taschenbuch „Minerva" für 1824 die Erzählung „Das Mädchen im Walde".

Ungleich bedeutender war Fanny (Franziska) Tarnow[100]), deren Schriften sich zu ihrer Zeit großer Wertschätzung erfreuten: Klinger hielt große Stücke auf sie, namhafte Leute wie Friedrich Rochlitz, Eduard Hitzig, Friedrich de la Motte-Fouqué rühmten ihre Romane, Franz Horn nannte sie eine „nothwendige Schriftstellerin", Helmina v. Chézy, einst ihre begeisterte Freundin, später ihre entschiedene Widersacherin, mußte doch anerkennen, daß Fanny „im Fache der kleinen Romane ausgezeichnetes geleistet habe", und selbst die jüngere Generation sprach mit Achtung von ihr, Gustav Kühne gab sich Mühe sie zur Mitarbeiterin an seiner einflußreichen „Zeitung für die elegante Welt" zu gewinnen. Sie selbst sah, und nicht mit Unrecht, den Hauptwert ihrer Schriften darin, „daß sie das Eigenthümliche weiblicher Sinnes- und Empfindungsweise in der vollen Wahrheit des Selbstgedachten und Selbstempfundenen aussprechen".

Fanny Tarnow war die erste Mecklenburgerin, die die Schriftstellerei als Beruf betrieb. Der Gedanke, daß das je der Fall sein

---

[100]) S. über sie meinen Aufsatz „Fanny Tarnow. Ein Lebensbild." in den Jahrbüchern des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde 68. Jahrg. (1903) S. 177 ff.

könne, hatte ihr ursprünglich ganz fern gelegen; noch als sie schon eine Reihe von Romanen geschrieben hatte, betrachtete sie ihre literarische Tätigkeit nur als ein Nebenher. Aber die Entwicklung ihres Lebens führte sie dahin, daß sie — wie sie mit Schmerzen sich selbst gestand — schließlich „kein anderes Geschäft hatte als zu schreiben und zu lesen und sich und andere zu amüsieren".

Sie war 1779 in Güstrow geboren als Tochter des wohlhabenden Hofgerichtsadvokaten Johann David Tarnow (gest. 1827), der aber, nachdem er 1794 diese Stellung niedergelegt und sich der Landwirtschaft gewidmet hatte, 1800 in Konkurs geriet und froh sein mußte, die kärglich besoldete Stelle eines ritterschaftlichen Einnehmers des Amtes Bukow zu bekommen. Unter diesen Umständen sah sich Fanny, die infolge langer Krankheit keinen regelrechten Unterricht genossen und sich nur durch Lektüre gebildet hatte, gezwungen für ihren Unterhalt selbst zu sorgen. Sie hat als Erzieherin erst auf Rügen im Hause eines Herrn v. Schmiterlöw auf Neparmitz, dann in Rohlstorf bei Herrn v. Both, darauf in Wismar beim Oberstleutnant v. Preen, schließlich beim Herrn v. Müller auf Rankendorf gewirkt, überall wohlgelitten und geschätzt und doch ohne innere Befriedigung zu finden; die wurde ihr erst zuteil, als sie sich 1812 vor die Aufgabe gestellt sah, ihre in Neubukow lebende kranke Mutter zu pflegen. Nach deren Tode Ende 1814 hielt sich Fanny erst in Hamburg, dann bei der Frau Elise Schleiden auf Ascheberg auf und ging 1816, ausgerüstet mit Empfehlungen Kotzebue's und mit dem Auftrage Cotta's, ihm für sein „Morgenblatt" Berichte zu liefern, zu einer Jugendfreundin nach Petersburg. Auf dieser Reise, deren literarische Frucht u. a. die „Briefe auf einer Reise nach Petersburg an Freunde geschrieben" (Berlin 1819) waren, machte Fanny die Bekanntschaft Klingers. Es bildete sich ein freundschaftliches Verhältnis zwischen ihnen beiden; „am Abend meines Lebens," äußerte er, „wird mir noch die nicht mehr gehoffte Freude, mich von Ihnen verstanden zu fühlen, wie mich nie ein Mann verstanden hat," und nach Fannys Fortgang von Petersburg verschmähte er nicht, ihre Briefe mit Auslassungen zu beantworten, die zu dem wertvollsten gehören das sich brieflich von ihm erhalten hat, und die zugleich dafür Zeugnis ablegen, wie hoch er Fanny schätzte. „Wahr ist es," schrieb er ihr 1818, „ich rechne Sie zu den seltensten und edelsten Frauen, die mir begegneten, und ich danke Ihnen herzlich für das, was Sie mir geworden sind und mir immer bleiben werden."

Ungefähr zwei Jahre hatte Fanny in Petersburg verbracht. Nach Deutschland zurückgekehrt, wurde sie von Hitzig mit der Erziehung seiner Stieftochter betraut und nahm mit dieser ihren Aufenthalt erst in Lübeck, dann in Hamburg, wo sie mit Amalie Schoppe einen bald wieder gelösten Freundschaftsbund schloß und mit ihr vereint einen Band „Erzählungen" (Leipzig 1820) herausgab. Nach Ablauf der für das Er-

ziehungswerk vereinbarten Zeit ließ sich Fanny — dazu veranlaßt durch Helmina v. Chézy, mit der sie sich zur Herausgabe der „Iduna. Schriften deutscher Frauen" (2 Bde., Chemnitz 1820) verbunden hatte — in Dresden nieder und verlebte hier ihre besten Jahre in regem Verkehr mit allen literarischen und künstlerischen Kreisen. Sie verließ aber Dresden 1829, lebte bis 1842 in Weißenfels, zog dann nach Dessau und ist dort 1862 gestorben.

Die schriftstellerischen Anfänge von Fanny Tarnow fallen in ihre Rohlstorfer Zeit. Dort entstanden die Romane „Allwina von Rosen" (abgedruckt in Rochlitz' „Journal für deutsche Frauen" 1804), „Natalie", „Thekla" u. a. (zuerst erschienen in der von Frau v. Fouqué herausgegebenen „Kleinen Romanbibliothek"), denen dann in rascher Folge sich eine große Reihe von Erzählungen und Romanen anschloß, die teils in Zeitschriften, teils selbständig einzeln, teils in Sammlungen („Lilien", 4 Bde., Leipzig 1821/23; „Lebensbilder", 2 Bde., ebd. 1824; „Reseda", 2 Bde., ebd. 1827; „Novellen", 3 Bde., ebd. 1830; „Auswahl aus Fanny Tarnows Schriften", 15 Bde., ebd. 1830) vereint erschienen. Dann aber fühlte sie ihre Erfindungskraft erlahmen, im Vorwort zu der „Auswahl" nahm sie Abschied vom Publikum. Zwar raffte sie sich noch einmal zu einem größeren Werke auf, zu dem Roman „Zwei Jahre in Petersburg" (Leipzig 1833; 2. Aufl. ebd. 1844), aber seitdem beschränkte sie sich auf kleinere Aufsätze in Zeitschriften und auf Übersetzungen; 1846 erschien auch von diesen die letzte und Fanny gehörte nun zu den „Verschollenen" — als eine solche bezeichnete sie sich selber im Vorwort zu der zweiten Auflage der „Zwei Jahre in Petersburg". Die erste Auflage hatte sie anonym erscheinen lassen, weil sie sich damals schon selbst mißtraute.

Neben den Eigenschöpfungen dürfen die Übersetzungen nicht unerwähnt bleiben. Gehen sie doch bei nicht wenigen unserer Dichter Hand in Hand mit der selbständigen Produktion. Hervorragenden Leistungen begegnen wir freilich auch hier nicht, abgesehen von Voß' Verdeutschung des Homer, und auch dieser gegenüber bleibt es wahr, daß die wirkliche Kunst der Übersetzungen erst mit den Romantikern beginnt.

Als Übersetzer auf dem Gebiete der morgenländischen Sprachen ist nur Anton Theodor Hartmann[101]) zu nennen, der, 1774 in Düsseldorf geboren, 1811 Professor der Theologie in Rostock wurde und dort 1838 starb, der Verfasser eines bekannten Buches „Die Hebräerin am Putztisch und als Braut" (3 Bde., Amsterdam 1809 f.). Seine Übersetzungen („Asiatische Perlenschnur, oder die schönsten Blumen des

---

101) S. Redslob in der Allg. deutschen Biographie Bd. 10 S. 680 f.

Morgenlandes, in einer Reihe auserlesener Erzählungen dargelegt", 2 Bde., Berlin 1800; „Micha, neu übersetzt", Lemgo 1800; „Die hellstrahlenden Plejaden am arabischen poetischen Himmel", Münster 1802; „Morgenländische Blumenlese", Neustrelitz 1802, neue Auflage u. d. T. „Morgenländische Erzählungen, oder orientalische Blumenlese", Leipzig 1806; „Früchte des asiatischen Geistes", 2 Bde., Münster 1803; „Medschnun und Leila. Ein persischer Liebesroman von Dschami", aus dem Französischen des A. L. de Chézy übersetzt, 2 Bde., Amsterdam 1808) liegen allerdings vor seiner Rostocker Zeit.

Größer ist begreiflicherweise die Zahl derer, die sich dem klassischen Altertum zuwandten. Was Johann Heinrich Voß auf diesem Felde geleistet hat und daß Ludwig Theobul Kosegarten als Homerübersetzer sich versuchte, wurde schon erwähnt. M. K. Curtius hat des Aristoteles „Dichtkunst" (Hannover 1753) und Columella's Werk über die Landwirtschaft (2 Bde., Hamburg u. Bremen 1769) übersetzt. Adolf Friedrich Fuchs, geb. 1753 in Neuenkirchen bei Neubrandenburg, studierte 1771—74 in Göttingen, wurde dann Hauslehrer, u. a. beim Klosterhauptmann v. Oertzen in Ankershagen — eine Stellung, die kurz zuvor Johann Heinrich Voß innegehabt hatte —, 1778 Konrektor in Prenzlau, 1781 Rektor in Ratzeburg, 1789 Rektor der Domschule in Güstrow, 1810 adjungierter und 1811 wirklicher Superintendent daselbst und als solcher 1828 gestorben, hat einige Oden des Horaz verdeutscht (abgedruckt in den Güstrower Programmen 1804/06); eine Reihe von Nachbildungen der „Lieder des Horaz" findet sich auch in Joh. Franz v. Palthens „Versuchen zu vergnügen". Derselbe Palthen übertrug die Briefe des Seneca (2 Tle., Rostock 1765—67). Ferd. Kämmerer übersetzte „Homers Hymnen, Epigramme und Batrachomyomachie" (Cassel u. Marburg 1815) und andere Stücke aus griechischen und römischen Dichtern (enthalten im 2. Bande seiner „Poetischen Versuche und Übersetzungen"), Heinrich Kurt Stever des Euripides „Hecabe" (abgedruckt in seinen „Gedichten"), Carl Christian Hermann Vermehren, seit 1813 Subrektor, 1815 bis 1829 Konrektor an der Domschule in Güstrow, ließ in Masius' „Vandalia" (1819) ein Bruchstück einer Verdeutschung von des Quintus Smyrnaeus „Posthomerica" abdrucken, Christian Samuel Lenz eine Übersetzung von Ovids „Tristien" in Wiedeburgs „Philologisch-pädagogischem Magazin" (1793). Friedrich Ludwig Röper, Johann Jacob Engels Schwestersohn (geb. 1768 zu Neese, 1793 Kollaborator am Schweriner Dom, 1797 Pfarradjunkt seines Vaters Johann Peter Röper in Doberan, 1817 wirklicher Prediger daselbst, gest. 1830) gab in seiner „Blumenlese aus den Weisen des Alterthums für Freunde der Religion und Tugend" (Neustrelitz 1797) Übersetzungen einiger Platonischer Dialoge, Carl Ferdinand Crain (geb. 1786 zu

Thalwinkel in Thüringen, vorgebildet in Schulpforta, studierte in Leipzig, promovierte daselbst 1810, wurde 1811 Lehrer an der Ratsfreischule daselbst, 1814 an die Große Stadtschule zu Wismar berufen, 1828 Konrektor und noch in demselben Jahre Rektor dieser Schule, trat 1863 in den Ruhestand und starb zu Wismar 1865) Proben einer Übersetzung von des Sophokles „Oedipus in Kolonos" (Gratulationsschrift zur Feier des 300jährigen Bestehens des Gymnasiums zu Güstrow. Wismar 1853). Endlich hat Franz Passow die „Küsse" des Johannes Secundus (Leipzig 1807), den Persius (ebd. 1809), den Musäos (ebd. 1810) und des Sophisten Longos Schäferroman „Daphnis und Chloe" (ebd. 1811) übersetzt.

Passow hat sich nicht auf die Alten beschränkt, sondern in Wachlers „Philomathie" (1818) auch Stücke von Verdeutschungen aus Dante und Petrarca gegeben; Ariosts fünfte Satire „Über die Ehe" übertrug Christian Wilhelm Ahlwardt (geb. 1760 zu Greifswald, dort 1830 gestorben), damals Privatdozent der Philologie in Rostock (veröffentlicht in Burchards und Koppes „Rostockscher Monatsschrift" Bd. II. 1793). Proben einer Übertragung von Camoens' „Lusiaden" veröffentlichte Karl Giesebrecht in Fouqué's „Berlinischen Blättern" (1830). Aus dem Französischen übersetzte Georg Chr. Ben. Ackermann Boileau's Satire „Der Mensch" (abgedruckt in der Monatsschrift von und für Mecklenburg 1792), Johann Christian Koppe des Freiherrn K. Th. v. Dalberg anonym erschienenes Werk „Madame de Buchwald" (Rostock 1787), Gustav Kleffel (geb. 1775 zu Goldberg als Sohn des Rektors der Schule, studierte Medizin in Halle, promovierte 1798 und ließ sich als Arzt in seiner Vaterstadt nieder, erhielt 1803 den Titel Hofmedicus und starb 1817) Corneille's „Cid" (Rostock 1807) und die Schrift der Frau v. Staël über Neckers Charakter und Privatleben (anonym; Rostock 1806), Stever Rousseau's Melodram „Pygmalion" (abgedruckt in seinen „Gedichten"). Übersetzungen aus dem Englischen gaben — außer der schon besprochenen Shakespeare-Verdeutschung von J. H. Voß und seinen Söhnen — Palthen (Thomsons „Jahreszeiten", Rostock 1758; John Gay's „Fabeln", Hamburg 1758; Blackmore's „Schöpfung"), Ad. Friedr. Reinhard („Ode des Herrn Ogilvie an die Melancholey", Bützow 1766), Ludw. Theob. Kosegarten (Pratts „Der Freudenzögling", 2 Bde., Leipzig 1789 f.; Richardsons „Clarisse", 8 Bde., ebd. 1790/93), Kleffel („Luise Witfeld", 2 Bde., Rostock u. Leipzig 1801; „Die heilige St. Siegfriedskirche", 5 Tle., Leipzig 1801 f.; beide Werke anonym), Joh. Fr. Pries (Miltons „Verlorenes Paradies", Rostock u. Leipzig 1813; in fünffüßigen Jamben); ein Ungenannter — doch wohl ein Mecklenburger — veröffentlichte „nach dem Englischen" „Elmerich. Ein Trauerspiel in 4 Aufzügen" (Schwerin u. Wismar 1790).

Fanny Tarnow, die namentlich in der zweiten Hälfte ihres Lebens das Übersetzen berufsmäßig betrieb und die von sich rühmte: „ich übersetze wirklich gut und darf dies von mir selbst sagen, da ich das Verdienst, dies zu thun, nicht höher anschlage, als daß ich eine gute Naht genäht oder eine hübsche Stickerei gemacht hätte," übertrug aus dem Französischen Romane von Ducange, Drouineau, Balzac, Sophie Gay, George Sand, Charlotte Reybaud, Sophie Pannier, Generalin Bauer, Camilla Bodin, Marquis de Custine, Viel-Castel, Brisset, A. de Lavergne, Berthet, Gräfin Dash u. a., aus dem Englischen ein Werk der Lady Morgan, und hat nach dem Französischen wie nach dem Englischen verschiedenes frei bearbeitet.

Als Übersetzer aus dem Schwedischen steht G. Chr. Ben. Ackermann vereinzelt mit seiner Verdeutschung von Kellgrens Erzählung „Die Feinde des Lichts" (in der „Monatsschrift von und für Mecklenburg" 1796).

Von Männern, die nur gelegentliche Streifzüge auf das belletristische Gebiet unternahmen, sind namentlich drei zu erwähnen, die alle drei Geistliche waren: Dietz, Flörke und Simonis.

Johann Christian Friedrich Dietz[102]) war 1765 in Wetzlar als Sohn eines Bediensteten des mecklenburgischen Reichskammergerichtsprokurators Mester geboren. Als Mester 1767 Wetzlar verließ, um Assessor am Hof- und Landgericht in Güstrow zu werden, folgte ihm Dietz' Vater dorthin. So besuchte der Sohn die Güstrower Domschule, studierte in Göttingen Theologie, wurde 1786 Succentor und 1789 Subrektor der Güstrower Schule, 1804 Rektor der Domschule in Ratzeburg, 1812 Pastor in Ziethen bei Ratzeburg und starb dort 1834. Dietz war ein frühreifer altkluger Bursche, der schon als Fünfzehnjähriger „Aufsätze eines Jünglings" (Rostock 1780) veröffentlichte und als achtzehnjähriger Student in Winkopps „Bibliothek für Denker und Männer von Geschmack" (Bd. 2 und 3, 1783 f.) unter dem Titel „Vermischte Bemerkungen über die Sitten, Litteratur und Aufklärung Mecklenburgs" ein im Geiste des ödesten Nationalismus und der seichtesten Aufklärung gehaltenes Schauergemälde von Mecklenburgs intellektueller und moralischer Verkommenheit entrollte. Dieser Darstellung widersprach ein ungenannter Mecklenburger in derselben Zeitschrift, leider in sehr ungeschickter Weise; er wurde von dem Herrn Studiosus mit ein paar hochmütigen Worten abgefertigt, aber die geplante Fortsetzung der Dietzschen Artikel unterblieb. Größere Schriften hat Dietz, der sein Leben lang an chronischem Tintenfluß litt, nicht verfaßt, wohl aber über 3000

---

[102]) Nekrolog im Freimüthigen Abendblatt 16. Jahrg. S. 35 ff.

Aufsätze in allen möglichen Zeitschriften veröffentlicht und darin alle denkbaren Gegenstände des menschlichen Wissens als Dilettant behandelt.

Johann Ernst Flörke, geb. 1767 in Altkalen, studierte Theologie in Rostock, wurde 1795 Kantor in Waren, 1805 Pastor in Kirch-Mulsow, 1812 Präpositus und starb als Emeritus 1830 in Rostock. In eigenem Verlage hat er 1794 eine in Neubrandenburg gedruckte „Aurora" erscheinen lassen, eine Sammlung von Nichtigkeiten vermischten Inhalts, die der Verfasser selbst in Einfälle, in Fabeln und Erzählungen, in Aufsätze einteilt. Eschenbach fand, der Verfasser habe „eine Form gewählt, in welcher er schwerlich jemalen mit Glück arbeiten werde, und insbesondere seien ihm die Stellen mißlungen, wo er sich witzig zu sein bemüht habe", und führt als Beleg für seine Behauptung die „Nachschrift des Buchs" an: „Sollte bloß meinem günstigen Leser die Versicherung geben, daß hier zwar mein Buch, aber keineswegs die Welt ein Ende habe."

Friedrich Simonis[103]), geb. 1770 in Lüssow, besuchte das Gymnasium zu Stralsund, studierte 1791—96 Theologie in Rostock, wurde nach mehrjähriger Hauslehrerzeit 1800 Pastor in Ruchow, 1838 emeritiert und starb 1839. Als Student schrieb er „Über die Fischerische Schauspielergesellschaft während ihres Aufenthaltes in Rostock" (Schwerin 1792), „Venus Urania, oder über die Liebe" (Rostock 1795) und „Blicke in Walhalla, oder über den Glauben an Unsterblichkeit" (Jena 1796), als Hauslehrer gab er „Vermischte Schriften belehrenden und unterhaltenden Inhalts" (Neustrelitz 1798) heraus — belehrend wohl nur für ganz Unwissende, unterhaltend für niemand — und ein „Taschenbuch zur Beförderung der Religiösität für gebildete Leser auf das Jahr 1798" (Schwerin), zu dessen — nicht mit Namen genannten — poetischen Mitarbeitern u. a. Cleemann und Piper gehörten. Ein weiterer Jahrgang ist nicht erschienen.

Dietz und Flörke gehören zu den nicht ganz wenigen, die gegen das Ende des 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts Mecklenburg mit einer Unterhaltungsschrift glaubten beglücken zu müssen.[104]) Sie sind über die ersten Anläufe nicht hinausgekommen. Dietz begann schon als Student, durch mitarbeitende Freunde unterstützt, „Beiträge zum Theater, zur Musik und zur unterhaltenden Lectüre überhaupt" (Stendal 1784) herauszugeben — es blieb bei des ersten Bandes erstem Stück. Seit dem Januar 1786 gab er ein „Mecklenburgisches Museum" heraus,

---

[103]) S. über ihn im Neuen Nekrolog 17. Jahrg. 1839 S. 760 ff.

[104]) Vgl. die freilich nicht ganz zuverlässige „Uebersicht der periodischen Litteratur Mecklenburgs seit ihrem ersten Entstehen" in den „Mecklenburgischen Blättern", herausgeg. von V. A. Huber. I. Bd. Parchim 1835. S. 120 ff. 248. — W. Stieda, „Die Anfänge der periodischen Presse in Mecklenburg" im „Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels." Bd. XIX.

dessen erstes Stück das Motto trug: „Jeder deutsche Mann, der seine Fesseln fühlt, rassele damit dem Bösewicht um's Ohr, und zerschlage sie, wenn's möglich ist, an seiner Stirne" und dessen Vorwort schloß: „Und nun zum Schlusse wünsche ich mir Euern Beyfall, Ihr Guten und Aufgeklärten! und daß dieses Werk recht vielen Nutzen und vieles Vergnügen stiften möge; dann soll mich keines politischen Kannengießers Urtheil bekümmern, kein Neider und Dummkopf zurückschrecken, und kein Grinzen von Patronen der Finsterniß meine Wahrheitsliebe vermindern und meine Freymüthigkeit verscheuchen." Das „Museum" sollte monatlich erscheinen, „Abhandlungen aus allen Theilen der Gelehrsamkeit und Kunst, Gedichte, Erzählungen, Anecdoten, Briefe, Dialoge, dramatische Arbeiten, Reden, Musikalien, Recensionen von neuen, vorzüglich mecklenburgischen Schriften und Kunstwerken, Ankündigungen mecklenburgischer und auswärtiger Bücher und Kunstwerke, Nachrichten aus dem Reiche der Wissenschaften und Künste" bringen, wurde auf Kosten des Herausgebers in Rostock gedruckt und fast ganz von ihm geschrieben, ging aber verdientermaßen nach dem Erscheinen des 3. Stückes ein. Fast ebenso erging es Flörke mit seinen „Feierstunden" (1797), von denen nur eine Nummer erschien.

Derartige Enttäuschungen sind in der Geschichte der periodischen Literatur in Mecklenburg, soweit sie uns hier interessiert, d. h. mit Ausschluß der akademischen und der Fachzeitschriften, keineswegs vereinzelt geblieben. An und für sich war es ja sehr begreiflich, wenn sich auch in Mecklenburg hie und da der Wunsch regte, eine oder mehrere dieser sog. „moralischen Wochenschriften" zu besitzen, nachdem dieser seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts von England herübergekommene neue Literaturzweig in Deutschland so fruchtbaren Boden gefunden hatte, daß nach einem im Jahre 1761 veröffentlichten Verzeichnis der „in deutscher Sprache herausgekommenen sittlichen Wochenschriften" bis dahin schon nicht weniger als 182 ans Tageslicht getreten waren. Und doch könnte man angesichts der vielen Mißerfolge auf diesem Gebiete sich fragen, ob in Mecklenburg das Publikum schon reif war für die Aufnahme solcher Kost. Andererseits mag zur Entschuldigung der Lesewelt immerhin angeführt werden, daß es offenbar nicht immer die geschicktesten Hände waren, die sich der Einbürgerung der Wochen- und Monatsschriften annahmen.

Den ersten Versuch mit einer Wochenschrift machte 1746 in Wismar der Buchhändler Johann Andreas Berger mit seinem „Freimüthigen Erdbürger", der alle Mittwoch in einem Bogen in Quartformat erschien, aber noch vor Ablauf eines Jahres zu erscheinen aufhörte. Die von einem gewissen T. 1767 angekündigte historisch-moralische Wochenschrift „Beschäftigungen des Herzens bey der mecklenburgischen Geschichte", in der die Ergebnisse der vaterländischen Geschichte in einer

für den weiblichen Teil der Bevölkerung verständlichen und geschmackvollen Weise bald in Prosa, bald in Versen vorgetragen werden sollten, kam überhaupt nicht zustande, weil sich zu wenige Subskribenten fanden. Von den „Vermischten, mehrentheils historisch gelehrten Abhandlungen von verschiedenen Verfassern", zu deren Herausgabe sich 1767 eine Anzahl von Rostocker Gelehrten zusammengefunden hatte, sind 52 Stücke mannigfaltigen Inhalts wirklich als Beilage zur Rostocker Zeitung ausgegeben. Dagegen blieb Projekt das „Mecklenburgisch-Schwerinsche Wochenblatt, zum Vortheil der Staatsgeschichte, der Rechte, der Litteratur, der Handlung, des Forstwesens und der Landwirthschaft", deren Erscheinen für 1779 der Schweriner Hofbuchdrucker Bärensprung im November 1778 ankündigte — übrigens ein Unternehmen, bei dem von Originalartikeln abgesehen und das Material für den zweimal wöchentlich zu liefernden Bogen durch Plünderung der besten gleichzeitigen Zeitschriften beschafft werden sollte.

In Güstrow erschien seit dem 1. Juni 1781 ein „Güstrowsches Wochenblatt", je einen Bogen stark, dessen Herausgeber und fast einziger Verfasser Johann Karl Christian Fischer war — eine Zeitschrift mit sehr mannigfaltigem Inhalt: sie behandelte einerseits in ironischer und satirischer Weise Güstrower Zustände (z. B. in dem „Allergnädigst privilegirtes Intelligenz-Blatt der Insul Othaheiti", in den Auslassungen des Bruder Einsiedler „aus seiner Clause auf der Insel Carlsruh im Gutower See" und in den „Gedanken bey meinen Wallfahrten um Güstrow"), andererseits aber auch ernsthafte Themata in den „Gedanken über die in den Mecklenburgischen Städten abzustellende Betteley, in Verbindung der Erziehung der Kinder armseliger Eltern", brachte Anekdoten, Gedichte und Erzählungen, Artikel über Kosmographie („Güstrows kleinen Bürgern gewidmet") und Musik usw. Aber schon in der Nummer vom 3. August klagte Fischer über den Mangel an Abonnenten, wiederholt mußte er in seinem Blatt die Subskribenten um Einsendung der rückständigen Gelder mahnen und schließlich hielt er es für angebracht, das Wochenblatt am 15. März 1782 mit dem 42. Stück eingehen zu lassen.

Mehr Glück hatte die Bödnersche Buchhandlung in Schwerin, Wismar und Bützow mit der Wochenschrift „Der Wißbegierige", deren erstes Stück im Oktober 1783 erschien. Über das Programm der Zeitschrift läßt sich der ungenannte Redakteur in der „Vorerinnerung" dahin aus: „Man nimt es zu unsern sich immer mehr aufklärenden Zeiten allenthalben mit Vergnügen wahr, wie sehr sich alles thätig beeifert, seine Einsichten zu vermehren, sich von allem die möglichsten Kenntnisse zu sammeln, seinen Verstand aufzuklären, und so den Aberglauben und die Unwissenheit, diese scheuslichen Ungeheuer, die den mit so herrlichen Seelenkräften ausgerüsteten Menschen, so sehr unter seine Würde zu er-

niedrigen bemühet gewesen, zu verdrängen, und das so sehr uns beschimpfende Andenken daran, so viel als möglich gänzlich zu vertilgen.... Es bedarf also wol keiner weitläuftigern Vorrede, um Jedem begreiflich zu machen, daß eine periodische Schrift, die vorzüglich auf die Erweiterung der Kenntnisse von allen nützlichen und neuesten Sachen und Erfindungen zur Befriedigung der Wißbegierde eines jeden, absonderlich aber des Landmannes, abzielt, und ihm für den möglichst wohlfeilsten Preis zur nützlichern Unterhaltung, als ein Schwal Sittenverderbender Romane, mit denen seit einigen Jahren, wie mit einer Sündflut, die Lesewelt überschwemmt worden ist, in die Hände geliefert wird, dem Publico angenehm und hoffentlich auch willkommen seyn werde." Demgemäß überwiegt im „Wißbegierigen" das belehrende Element: in längeren Aufsätzen, deren Verfasser durchweg ungenannt bleiben, wird gehandelt über die Kriegsverfassung der Türken, über Steinkohlen, über Stiergefechte, über das englische und das französische Parlament, über Danzig, Paris, Venedig, über das Beschneiden der Fruchtbäume usw., kleine Artikel geben ein Mittel gegen die Wanzen, lehren eine Art gute Lichter zu machen, aus Kartoffeln Brot zu bereiten, verbreiten sich über die Erforschung bevorstehender Witterung usw. Der Unterhaltung dienen viele kleine und größere Anekdoten und eine große Anzahl von Gedichten, zum guten Teil von B—st (wahrscheinlich dem Rostocker Notar Babst) verfaßt. Der „Wißbegierige" brachte es auf 13 Hefte, deren jedes 13 Stücke enthielt, und ging erst 1786 ein.[105])

In diesem Jahre trat Johann Christian Koppe mit einer neuen Wochenschrift hervor. Aber sein „Unterhalter an der Warne", der seit dem Oktober 1786 erschien und Jurisprudenz, vaterländische Geschichte, Philosophie für die Welt behandeln, Briefe über die neueste mecklenburgische Literatur bringen, gute Bücher empfehlen und vor schlechten warnen wollte, jeden Sonnabend herauskommen sollte und von dem jede Nummer einen Groschen kostete, fand gleichfalls so wenig Absatz, daß Koppe schon nach 4 Wochen auf die Weiterführung seines Blattes verzichtete. Ein nur wenig längeres Leben hatte das „Allerley", herausgegeben von dem Theaterdirektor Gottlieb Friedrich Lorenz. Der hatte zu Anfang Oktober 1787 vom Schweriner Magistrat die Spielerlaubnis erhalten und begann schon am 13. Oktober mit seiner Wochenschrift. „Ich schreibe ein Allerley," sagt Lorenz in der Vorrede, „ohne Ordnung und Verbindung, bald dieses, bald jenes. Das Publikum ist mit mehr als zuviel methodisch geschriebenen Büchern überschwemmt, die . . . den freyen Lauf des Verstandes hemmen, und verursachen, daß er in sich selbst verwirrt und ver-

---

105) So wenigstens lautet die Angabe in den „Mecklenburgischen Blättern" S. 248. Mir sind nur 4 Hefte bekannt geworden.

drüßlich wird. Vernünftige Leute werden mir ihren Beyfall nicht versagen; aber da sie eine so geringe Anzahl ausmachen, daß sie sich sehr leicht unter der Menge verlieren, so kann ich mir wohl keinen allzugroßen versprechen. Was liegt daran! . . . Findet man keinen Geschmack an diesem Allerley, desto besser. Es ist ein Beweiß, daß ich allerley an allerley Gegenstände zu bemerken fand, und dieses Allerley deutlich bemerkte, das nicht hätte bemerken sollen der Herausgeber." Das Publikum fand in der Tat keinen Geschmack an der wesentlich mit Bühnenangelegenheiten gefüllten Zeitschrift, die mit dem 10. Blatt vom 15. Dezember aufhörte; wenige Wochen darauf nahm auch Lorenz' Direktion ein Ende.

Ungeschreckt durch alle diese übeln Erfahrungen ging die Bödnersche Buchhandlung zum zweiten Male mit der Gründung einer Wochenschrift vor. Seit 1791 ließ sie den „Mecklenburgischen Boten" erscheinen, der „das Unterhaltende und Angenehme mit dem Brauchbaren und Nützlichen auf eine solche Weise verbinden sollte, daß die Schreibweise der Zeitschrift von Jedermann verstanden und ihr Inhalt von Jedermann mit Nutzen und Vergnügen gelesen werden könnte." Auch dieses Blatt brachte es nur auf 37 Stücke. Das um dieselbe Zeit begonnene, von Wilhelm Josephi (geb. 1763 in Braunschweig, seit 1789 Professor der Medizin in Rostock, wo er 1845 starb) herausgegebene „Rostock'sche gemeinnützige Wochenblatt für alle Stände", dessen Zweck u. a. „Verbreitung allgemein nützlicher Kenntnisse, Erhaltung der Gesundheit, Beförderung der häußlichen Glückseligkeit, Dämpfung des Aberglaubens, schädlicher Gewohnheiten und Gebräuche" war, hörte mit dem 1. Dezember 1792 wieder auf. Die von dem Buchhändler Stiller in Rostock ins Leben gerufenen „Rostock'schen Blätter", deren erste Nummer im August 1793 erschien, haben das Ende des Jahres nicht überdauert, und das von Kaspar Gabriel Gröning (geb. 1752 in Wismar, Advokat beim hohen Tribunal in seiner Vaterstadt, gest. 1798) begründete „Wismarsche Wochenblatt" blieb auf sein Entstehungsjahr 1795 beschränkt.

Damit waren für längere Zeit die Wochenschriften abgetan, erst gegen Ende des zweiten Jahrzehnts des 19. Jahrhunderts tauchen sie wieder auf. Im Jahre 1819 gab der Advokat Conrad August Ackermann die „Wismarschen Blätter oder Mannichfaltigkeiten aus dem Gebiete der Wahrheit und Phantasie" heraus, deren Inhalt kleine Erzählungen, Gedichte, Anekdoten, Sentenzen, Charaden, Korrespondenzen aus Rostock und Doberan, wismarsche Theaterberichte, auch ein Aufsatz „Wie kann Wismar sich am leichtesten der Vortheile einer guten Polizey erfreuen?" bildeten. Das Blatt kam seit dem 1. Juli 1819 heraus und kostete vierteljährlich 32 Schillinge. Schon bald nach dem Erscheinen lesen wir die üblichen Klagen über zu geringe Abonnentenzahl,

und nach einer Ankündigung in Nr. 33 sind die Blätter nicht über das Ende des Jahres 1819 hinausgeführt — es kann sogar zweifelhaft sein ob so weit, trotz des Schlusses der Nr. 35, wo für die Nr. 37 die Fortsetzung der begonnenen Erzählung angekündigt wird.

Seit dem Anfange desselben Jahres 1819 erschien, seit 1817 angekündigt, die von dem Rostocker Professor Georg Heinrich Masius (geb. 1771 zu Schwerin, studierte seit 1789 in Rostock Theologie, 1791—95 in Jena und Göttingen Medizin, praktizierte bis 1802 in Gnoien, dann in Schwerin, wurde 1806 Professor der Medizin in Rostock und starb daselbst 1823) herausgegebene Wochenschrift „Vandalia". „Sie beginnt" — wie der Redakteur sagt — „ihren Lauf allerdings mit einiger Besorgniß, wenn sie zurückblickt auf das kurze Dasein ihrer zum Theil sehr würdigen ältern Schwestern. Mag ihr Lauf nun eben so kurz oder länger seyn, so wird sie sich doch stets bestreben, das ihr vorgesteckte Ziel mit Ruhe und Besonnenheit zu verfolgen, und niemals wird sie von dieser Bahn abweichen, selbst auch dann nicht, wenn sie, wie es wenigstens möglich seyn könnte, auf irgend eine Art gereizt werden sollte .... Nützlich durch ihr Wirken zu werden, Gemeinwohl und Cultur im theuren Vaterlande zu befördern, das ist hauptsächlich das Ziel der Vandalia.... Stets wird die Vandalia dahin streben, das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden, tiefsinnige Untersuchungen zu vermeiden, und über diejenigen Gegenstände, welche sich für sie eignen, so viel Licht zu verbreiten, als möglich ist. Freilich ist die Sehne nicht immer gleich gespannt, die Muskelkraft ist nicht immer gleich fest, die Anstrengung der Seele nicht immer gleich stark, und so — — — wird auch manchmal die Erwartung wenigstens einzelner Leser nicht ganz erfüllt werden." Es müssen doch wohl mehr als bloß „einzelne" Leser gewesen sein, die mit der „Vandalia" nicht zufrieden waren, denn sie beschloß ihren Lauf noch vor Ende ihres ersten Lebensjahres, trotz der Erklärung des Herausgebers im Juli-Heft, „daß sie eine etwas starke Constitution habe". Vielleicht fand man auch den Abonnementspreis von 4 Talern jährlich im Verhältnis zu dem Gebotenen zu hoch. Übrigens hatte sich Masius — vielleicht zu seinem Schaden — gegen die Belletristik von vornherein etwas ablehnend verhalten: „mit dichterischen Erzeugnissen", erklärte er, „wenn sie nicht einen gewissen Werth haben (in welchem Falle wir ihnen doch nur eine Beilage widmen können), bitten wir wiederholt uns zu verschonen."

Ein Jahr vor den „Wismarschen Blättern" und der „Vandalia" hatte in Schwerin das „Freimüthige Abend-Blatt" das Licht der Welt erblickt — die einzige mecklenburgische Wochenschrift, die zu Jahren kam: sie ist erst 1849 eingegangen; vom November 1819 bis zum November 1820 hatte sie allerdings infolge der Karlsbader Beschlüsse ihr Erscheinen einstellen müssen. Ihr Begründer war Justus Christoph Hein-

rich Bärensprung[106]), der 1789 zu Schwerin geborene dritte Sohn des Hofbuchdruckers Wilhelm Bärensprung; nach seinem Tode 1832 übernahm die Redaktion erst sein Neffe, der Hofbuchdrucker H. W. Bärensprung, dann der Advokat Friedrich Ludwig Schweden, schließlich der Advokat Eduard Hobein. Der unleugbare Erfolg dieses Blattes war nicht unverdient: es bot ungefähr das, was wir heute in unseren großen Tagesblättern mit ihren mannigfaltigen Beilagen finden; es unterrichtete — was die dürftigen mecklenburgischen Zeitungen jener Tage nicht taten — die Leser über fast alles, was in Mecklenburg geschah, was dort getan, gedacht und erstrebt wurde und bildete den Sprechsaal für alle mecklenburgischen Interessen. Nur diejenigen fanden sich etwas enttäuscht, die in dem „Abendblatt" eine bequeme Ablagerungsstelle für ihre poetischen Erzeugnisse zu finden gehofft hatten. Eine solche ist das „Abendblatt" nie gewesen und hat es nie sein wollen. Schon in der ersten Nummer des Blattes hatte ein Freund des Herausgebers, als er diesem seine besten Wünsche für das neue Unternehmen aussprach, ihm warnend zugerufen: „Nur keine Poeten!" und damit das entschiedene Mißfallen eines Ungenannten erregt, der dem Herausgeber schrieb: „Mit großer Betrübniß habe ich . . . den einseitigen Wunsch Ihres prosaischen Herrn Correspondenten in den Worten: — ‚nur keine Poeten' — gelesen, und fürchte fast, daß Sie selbst solchen Mitarbeitern etwas abhold sind. Ich freute mich besonders darum auf die Erscheinung Ihres Abendblattes, und segnete Sie in meinem Herzen, weil ich darauf rechnete, hier einen Schauplatz zu finden, wo die Kinder meiner Muse hervortreten könnten. Sie dürfen es einem zärtlichen Vater nicht verargen, daß er ein wenig mit Ihnen zürnt, und eine solche Ansicht nicht als die richtige erkennen kann. Schließe ich von mir auf Ihre Leser, denen ich doch auch Geschmack zutraue, so bin ich überzeugt, daß Sie ihnen einen schönen Genuß vorenthalten. Da habe ich ein hübsches Häuflein, das bisjetzt im dunkeln Pult verschlossen blieb, und mein weiches Herz kann das Geschrei: Vater, gieb uns Licht! kaum länger ertragen. . . . Da konnte mir nichts erwünschter seyn, als die Erscheinung eines vaterländischen Blattes, das ein kräftiges Leben mit auf die Welt bringt. Gefunden, dacht' ich; das ist eine herrliche Gelegenheit, dein Talent geltend zu machen, und den Ruhm deines Vaterlandes, daß es gute Köpfe hervorbringe, fördern zu helfen. Ich bitte Sie, lassen Sie Ihr Vorurtheil fahren. Machen Sie wenigstens den Versuch. Ich verspreche Ihnen, die Zahl der Abonnenten wird sich verdoppeln. Was sollte aus den Blüthen meines Geistes werden? Ins Intelligenzblatt unter die Todes-Anzeigen mag ich sie nicht verstoßen.

---

106) Ueber sein Leben s. den Nekrolog im „Freimüthigen Abendblatt", 15. Jahrg. (1833) Nr. 772.

Die Nachbarschaft ist doch gar zu bedeutungsvoll. Es wird mir lieb seyn, wenn Sie diese Zuschrift gemeinkündig machen wollen, da es außer mir der zärtlichen Väter gewiß noch manche giebt, die wegen des Unterbringens ihrer Kinder in Verlegenheit sind, und denen ich aus der Seele gesprochen habe." Ganz ähnlich hat noch im dritten Jahrgang der Pastor Friedrich Hückstedt in Brüz in einer „Poeten-Querel" betitelten Zuschrift die Redaktion: „‚Hat aber jemand ein Liedchen gesungen, das Dichtergefühl ihm abgedrungen', so nehmen sie das unbedenklich auf, und seyn Sie überzeugt, daß das poetische und poetischgesinnte Publikum Ihnen dafür eben so dankbar seyn wird, wie es, wie für manche schöne Frucht, die Sie in Prosa uns gaben, alle Freunde des Guten, Wahren, Rechten sind." Dem hat denn auch der Herausgeber, der von vornherein erklärt hatte: „Unser Blatt hat wohl eine literarische Seite, ist aber keine Literaturzeitung", nicht widerstanden und seinem Blatt eine „Poetische Beilage" mitgegeben, die freilich immer seltener wurde und bald ganz aufhörte. Seitdem beschränkte das „Abendblatt" seine poetischen Gaben auf die üblichen Gelegenheitsgedichte bei fürstlichen Geburtstagen, Prologe und Epiloge bei Beginn und Ende der Spielzeit des Schweriner Theaters u. dgl.

Eine ausschließlich belletristische Zeitschrift waren dagegen die „Baltischen Blüthen für Geist und Herz", die seit 1836 in Wismar[107]) im Verlage der Ratsbuchhandlung erschienen. Redigiert wurden die „Blüthen", denen ein Literatur- und Korrespondenzblatt beilag, anfangs von J. H. L. Fischer (Paul Helmuth) und Friedrich Pentzlin (geb. 1796 zu Beidendorf bei Wismar, war 1813—15 anfangs freiwilliger Jäger, dann Second-Lieutenant im 21. Infanterie-Regiment, studierte darauf Medizin, promovierte 1825 in Greifswald, war seit 1826 Arzt in Wismar und starb daselbst 1870), später von Pentzlin allein; im ersten Jahre erschien das Blatt einmal, im zweiten Jahre mit vermindertem Umfange der einzelnen Nummern dreimal wöchentlich. Hier kamen die mecklenburgischen, aber auch auswärtige Dichter ungehindert zu Wort; zu den eifrigsten Mitarbeitern am zweiten Jahrgang gehörte John Brinckman, der eine prosaische Erzählung und zahlreiche hochdeutsche Gedichte beisteuerte. Der dritte Jahrgang begann unter dem Titel „Baltische Blätter" unter der Redaktion von J. L. Klein zu erscheinen, doch ist es fraglich, ob mehr als die ersten vier Probenummern herausgekommen sind.

Die „Rostock'sche Abend-Zeitung. Der Unterhaltung und Belehrung gewidmet", im Oebergschen Verlage in Rostock erscheinend, be-

---

107) In Wismar soll auch (nach den „Mecklenburgischen Blättern" a. a. O. S. 125) 1829 eine Zeitschrift „Wismarsche Mannigfaltigkeiten" erschienen sein. Es ist mir nicht gelungen, über dieses Blatt näheres zu erfahren.

gann ihre Laufbahn im Oktober 1838 und beendete sie im Dezember 1839. Dies Blatt schloß alle Gedichte aus und brachte nur Erzählungen und Anekdoten in Prosa, alles fremden Blättern entlehnt, dazu allerdings viele Rostochiensia, auch „Nachrichten, Handel- und Schiffahrt betreffend" und Inserate. Das Eingehen seines Blattes begründete der Verleger damit, daß „ohnehin der Überfluß an sogenannter unterhaltender Lectüre bereits anerkannt so groß ist, daß eine Verringerung dieses Überflusses nur als ein Gewinn gelten kann". —

Ähnlich wie den Wochenblättern ging es den Monats- und Vierteljahrsschriften: auch hier zwar minder zahlreiche, aber meist ebenso fruchtlose Versuche. Das erste Blatt dieser Art war in Mecklenburg die „Monatsschrift für Kinder und ihre Freunde", die 1782—85 in Schwerin bei Bärensprung erschien und deren Inhalt aus „Gedichten, Erzählungen, Abhandlungen aus der Naturgeschichte, von Sitten und Gebräuchen verschiedener Völker, Beyspielen von Tugenden und Lastern, guten und schlechten Gesinnungen, Räthseln usw." bestand. Ein Exemplar dieser Zeitschrift habe ich nicht auffinden können; sie muß nicht schlecht gewesen sein, wenn selbst der allzeit nörgelnde und schulmeisternde Dietz sie als „eine recht angenehme und nützliche Lecture für die Jugend" empfiehlt.[108]) Wie es Dietz selbst mit seinem „Mecklenburgischen Museum" erging, haben wir bereits gesehen. Die von der Koppeschen Buchhandlung in Rostock verlegten, von Johann August Friedrich Holzthien (geb. 1758, der 1795 Rektor in Kröpelin, 1820 Pastor in Rethwisch wurde und 1831 starb) redigierten „Unterhaltungen für alle Stände", von denen monatlich ein Stück im Umfange von 5 bis 6 Bogen herauskommen sollte, blieben gleich im Erscheinen stecken: dem ersten Stück vom Oktober 1786 sind weitere nicht gefolgt.

Besser glückte es der „Monatsschrift von und für Mecklenburg", die seit dem Juli 1788 im Verlage des Hofbuchdruckers Wilhelm Bärensprung in Schwerin herauskam und deren erster Redakteur Johann Christian Martin Wehnert war. Wehnert war 1757 zu Halle geboren, hatte Theologie studiert und als Kandidat im Strelitzischen konditioniert, war seit 1782 Rektor des Gymnasiums in Parchim und ist 1825 gestorben. Er hatte schon 1784 das erste Stück einer Vierteljahrsschrift „Mannigfaltigkeiten für Kinder" herausgegeben, die vom Publikum freundlich aufgenommen worden war; trotzdem war das zweite Stück erst zur Ostermesse 1786 erschienen und ein drittes ist überhaupt nicht erfolgt. Denn Wehnert hatte sich höhere Ziele gesteckt als nur für Kinder zu arbeiten: er plante für Mecklenburg eine Monatsschrift großen Stils und setzte sich zu diesem Ende mit einigen Gelehrten in Verbindung; dabei stellte sich heraus, daß um dieselbe Zeit man sich in

---

108) S. die Rezension im „Mecklenburgischen Museum" S. 74 ff.

Schwerin mit einem ähnlichen Plane trug, es gelang beide Interessentengruppen zu vereinigen und Bärensprung zur Übernahme des Verlages zu bestimmen. Wehnerts Tätigkeit als Redakteur der „Monatsschrift" dauerte nicht lange; er überwarf sich mit Bärensprung, der, wie Wehnert behauptete, sich wiederholt Eigenmächtigkeiten zu Schulden kommen ließ, zur Aufnahme bestimmte Artikel unterdrückte und dafür andere brachte, mit deren Ton und Inhalt Wehnert nicht einverstanden war, und zog sich grollend zurück.[109]) An seine Stelle traten 1791 als Redakteure Adolf Christian Siemssen (geb. 1768 zu Altstrelitz, der in Bützow Theologie und Naturwissenschaften studiert hatte, 1789—93 Hauslehrer beim Drosten v. Bülow auf Kritzow bei Rabensteinfeld war, 1793 in Rostock Privatdozent für Naturkunde wurde, 1796—1829 auch Kollaborator an der Rostocker Stadtschule war und 1833 starb) und der Kameralist Hermann Friedrich Becker in Rostock, der 1795 Forstinspektor in Rövershagen wurde. Aber auch diese schieden bald wieder aus und Bärensprung scheint seitdem Drucker, Verleger und Redakteur des Blattes, das sich seit 1792 „Neue Monatsschrift von und für Mecklenburg" nannte, in einer Person gewesen zu sein. Im Juni 1801 stellte die Monatsschrift in ihrer bisherigen Form ihr Erscheinen ein; sie sollte nach der Ankündigung im Mai- und Juni-Heft „vielleicht in einiger Zeit nach ähnlichem, jedoch hie und da etwas verändertem Plane" fortgesetzt werden, aber dazu kam es nicht, denn im August 1801 starb Bärensprung, der von vornherein die Seele des Unternehmens gewesen war, und damit war das Schicksal dieser tüchtigsten mecklenburgischen Monatsschrift besiegelt, an der die besten Köpfe des Landes mitgewirkt hatten, in der selbst der regierende Herzog Friedrich Franz das Wort zu ergreifen nicht verschmähte[110]) und für die trotzdem bei der Lauheit des Publikums der Verleger namhafte Geldopfer hatte bringen müssen.

---

[109]) S. Stieda a. a. O. S. 91 ff., doch vgl. die Darstellung Bärensprungs in der „Monatsschrift" 1791 S. I—VIII.

[110]) Auf dem Umschlage des Juni-Heftes 1794 waren „Zufällige Gedanken eines Reisenden beim Marmor-Sarge des verstorbenen Herzogs Friederichs in der Kirche zu Ludwigslust im April 1794" von einem F** abgedruckt, so lautend:

Hier schließt ein schöner Marmorstein
Aus Mecklenburg — und schöner kann man ihn wohl schwerlich haben —
Den Rest des besten Fürsten ein; —
Für dich, mein Mecklenburg! — ach viel zu früh begraben!!

Ein Aehnliches für unsern jetzigen Regenten —
'Und wär' der Marmor noch so schön —
Möcht' ich — — ich schwör's bey aufgehobnen Händen! —
Möcht' ich aus guten Gründen doch **nicht sehn!** —

Darauf brachte das Juli-Heft an erster Stelle folgenden „Zuruf":

Mit innigst gerührtem Herzen danke ich öffentlich hierdurch dem Verfasser der Verse, die auf dem Umschlag des Journals „Von und für Mecklenburg" vom vorigen Monat

Die „Monatsschrift" war nichts weniger als ein belletristisches Blatt, aber sie verhielt sich doch der schönen Literatur gegenüber keineswegs ablehnend. Nicht nur daß in ihren Bücherbesprechungen auch Dichtungen berücksichtigt wurden, sondern die Redaktion räumte den Poeten — meist mecklenburgischen, gelegentlich auch auswärtigen — ein Eckchen ihres Blattes ein, sowohl im Text als auch auf den Umschlägen der einzelnen Hefte. Hier finden sich mit Gedichten vertreten viele der Männer, denen wir im Verlauf unserer Darstellung schon begegnet sind, die Ackermann, Ditmar, Dietz, Riesenberg, Brinkmann, Simonis, die Brüder Kosegarten, Piper, Bühring, Mantzel u. a.

Mittlerweile hatte Wehnert eine neue Zeitschrift gegründet, die „Mecklenburgischen gemeinnützigen Blätter", die in seinem Selbstverlage erschienen und bei Korb in Neubrandenburg gedruckt wurden — zum Mißvergnügen der Schweriner Regierung, die es übel vermerkte und gegen Wehnert ihr Befremden darüber aussprach, daß „ein hiesiger Schuldiener und Einwohner eine noch dazu patriotisch seyn sollende Schrift außerhalb Landes drucken lassen" wollte. Den Inhalt der „Blätter" sollten bilden Abhandlungen über Geographie, Geschichte und Statistik Mecklenburgs, Beschreibungen „des Zustandes der Künste und des Erwerbes, der Be- und Verarbeitung der Landesprodukte", „Nachrichten von dem wahren Zustande der Schulen im Lande", „glaubwürdige und bestätigte Nachrichten von merkwürdigen politischen Vorfallenheiten im Lande, von Einrichtungen und Anstalten, die hie und da im Lande getroffen worden; aktenkundige Landes- und Staatsangelegenheiten, Landesverordnungen in extenso und extracto, sowie auch Biographien von verstorbenen und lebenden Personen, welche sich ums Vaterland verdient gemacht haben, auch wohl Nachrichten von ganzen merkwürdigen Familien im Lande"; „Abhandlungen über einzelne Theile der Wissenschaften (sie müssen aber ein besonderes Interesse für die Zeitgenossen haben, und sich über das Gewöhnliche erheben), Entwickelung philosophischer Begriffe, die einen sichtbaren Einfluß auf unsere Art zu denken und zu handeln haben . . .; Wiederlegung solcher Vorurtheile, die den Wachsthum der Vernunft aufhalten und dem Aberglauben die Hand bieten, daher historisch: Nachrichten von Volksgebräuchen und Aberglauben, Bemerkungen, die man sich auf Reisen gesammlet hat, und das

stehn. . . . Das Schmeichelhafte, was in denselben für meine Person enthalten ist, hat mich nicht angetrieben, meinen Dank öffentlich an den Tag zu legen, sondern weil der Verfasser meinen ewig geliebten und unvergeßlichen Oncle, Wohlthäter und Freund, dem ganzen Mecklenburg dadurch in Anerinnerung bringt. Ich rufe auch meinem lieben Volke zu: Vergeßt Ihn nie! Er ist nicht allein für euch, gute Mecklenburger, zu früh gestorben, sondern leider auch für mich!

Ludwigslust den 5. Juli 1794.

Friederich Franz. H. z. M.

Publikum interessiren, auch würde unsere Mecklenburgische Sprache, besonders in Rücksicht der Idiotismen wohl zuweilen einiger Reflexion in einer Mecklenburgischen Schrift werth seyn"; ferner sollte „die einländische Litteratur" angezeigt und besprochen werden „mit derjenigen Bescheidenheit, die gesitteten Männern anständig ist" usw. — wie man sieht, ein sehr umfassendes Programm, das aber die Belletristik nicht einschloß. Jedes Jahr sollte ein Band von vier Heften in zwangloser Folge erscheinen. Aber es ging Wehnert bei diesem Unternehmen wie bei seinen „Mannigfaltigkeiten für Kinder", er hielt die von ihm selbst festgesetzten Termine nicht ein: dem ersten, 1789/90 erschienenen Bande folgte der zweite erst 1792/93, der dritte mit dem Nebentitel „Mecklenburgische Provinzialblätter" gar erst 1801. Es scheint, daß die Zeitschrift gegen die „Monatsschrift von und für Mecklenburg" nicht aufkommen konnte, denn kaum war diese eingegangen, kamen von den „Blättern" jährlich zwei Bände heraus, bis sie 1803 mit dem ersten Quartal des siebenten Bandes abbrachen.

Neben die „Monatsschrift von und für Mecklenburg" und die „Gemeinnützigen Blätter" stellte sich 1791 die „Rostockische Monatsschrift", zu deren Herausgabe sich Johann Friedrich Theodor Burchard (geb. 1756 zu Rostock, studierte seit 1775 in Rostock, Göttingen und Kiel die Rechte, ließ sich 1782 als Prokurator der Justizkanzlei und des rätlichen Obergerichts in seiner Vaterstadt immatrikulieren und ist dort 1822 gestorben)[111]) und Koppe verbunden hatten. In dem von ihnen erlassenen Prospektus schlugen sie eine speziell Rostocker Note an; zugleich aber wollten sie sich nicht auf Mecklenburg beschränken, „das sich, wir wissen nicht, aus welchen Ursachen?, weniger theilnehmend bey dergleichen Versuchen bisher bezeigte, als man von andern Ländern rühmt". Genauer verbreiteten sich die Herausgeber über ihr Programm am Schlusse des ersten Bandes (Januar-Juli 1791) ihres Blattes, das in „Rostock, bey den Herausgebern, und Leipzig, bey J. D. Kleys" erschien, in einem Artikel „Ein und das andere über unsre Monatsschrift, das wir zu lesen bitten". Darin wurden als die zu behandelnden Gegenstände aufgeführt: „Rechtsgelahrtheit sowohl im Allgemeinen als besonders Vaterländische. Arzneykunde jedoch vorzüglich nur medicinische Polizey und gerichtliche Arzneygelahrtheit. Geschichte, Geographie, Statistik blos auf unser Vaterland eingeschränkt. Philosophie jedoch ausschlüßlich die des gemeinen Lebens, die der Philosoph für die Welt, nicht der abstrakte Weltweise mit hochgelahrter Miene vom Katheder herunter vorträgt. Politik oder diejenige Wissenschaft, die über diese oder jene Gebrechen in unsrer sublunarischen Welt abspricht und Vorschläge zu ihrer Abhülfe

111) S. über ihn den Nekrolog von Koppe im „Freimüthigen Abendblatt" 4. Bd. 1822 Beilage zu Nr. 189 Sp. 572.

thut, eine verehrungswürdige Wissenschaft, so lange sie nicht zur über den Leisten gehenden Kannengießerey herabgewürdigt, oder in einer beleidigenden Sprache geäussert wird. Polizey. Philologie im weitläuftigsten Sinne des Worts, jedoch mit Ausschluß der sogenannten Philologia sacra. Unter dieser Rubrik werden wir alles dasjenige bringen, was nur irgend zum Gebiet der schönen Wissenschaft gehört. Dieses Fach wird besonders für denjenigen, äusserst schwer zu befriedigenden Theil unsers Publikums seyn, der blos zum Vergnügen liest. Pädagogik, falls man diese nicht schon unter Politik gesucht hat, als worüber wir mit Niemand hadern wollen. Miscellaneen, hierunter geneige man alles zu suchen, was sich nicht ohne Zwang in eins der andern Fächer rangiren läßt. Von und für Mecklenburg aus den Journälen Deutschlands und kurze Bemerkungen aus den neuesten Schriften die vaterländische Angelegenheiten zum Gegenstand haben." In demselben Artikel aber klagten die Herausgeber bitter über den Mangel an Mitarbeitern: „Unser geliebtes Vaterland ist im glücklichen Besitz grosser und verdienter Männer in jedem Fache eben so sehr, als nur irgend ein andres Land, aber leider, leider gebrichts uns an Patriotismus, einheimische Institute zu befördern, wie in andern deutschen Provinzen geschieht. Schon sechs Monate hindurch müssen wir die unangenehme Erfahrung machen, daß so wenig die bey der Rostockschen Akademie angestellte Lehrer . . . als irgend ein anderer Gelehrter unsers Vaterlandes . . . ungeachtet unsrer mit so vielem Zeitverlust an sie erlaßnen schriftlichen und mündlichen Aufforderung, auch nur das kleinste Scherflein beygetragen haben." Um dem abzuhelfen, hatten Burchard und Koppe sich schon im März an den Herzog gewandt mit der naiven Bitte, die Rostocker Professoren anweisen zu wollen, daß sie die Monatsschrift durch Beiträge unterstützten. Natürlich wurden sie abschlägig beschieden. An diesem Mangel an Mitarbeitern ist denn auch die Zeitschrift im Dezember 1791 gestorben.

Nur zwei Jahre nach dem Eingehen der „Gemeinnützigen Blätter" wagte sich die Bödnersche Buchhandlung in Schwerin mit einem „Mecklenburgischen Journal" heraus, deren Redakteur Dietz war und deren erstes Stück im Juli 1805 erschien. „Die Absicht der Zeitschrift, welche hiemit beginnet" — heißt es in der „Vorerinnerung" — „ist, nicht bloß ausschließend für Mecklenburg, sondern auch allgemein wichtige und interessante Gegenstände, jedoch vorzüglich von der Seite zu behandeln, mit der sie Mecklenburg besonders berühren, und allen unsern denkenden und sachkundigen Mitbürgern ein Magazin zu eröffnen, dem sie ihre Urtheile, Wünsche, Vorschläge und Belehrungen über solche Gegenstände anvertrauen können. Diesen Zweck im Auge, hoffen wir doch ein solches Werk zu liefern, das auch Nichtmecklenburger, denen menschliche und deutsche Angelegenheiten nicht fremd sind, ihres Anblicks nicht unwürdig

achten werden." Aber in diesem Journal, wie es sich, wenn auch wohl nicht mit Absicht und Vorbedacht, doch tatsächlich gestaltete, kamen die Interessen breiter Schichten zur kurz; was wollten die paar literarischen Aufsätze, wie der magere Artikel „zur Geschichte der Schaubühne in Mecklenburg" oder die dürftige „litterarische Statistik der Herzogthümer Mecklenburg" besagen gegen die Überzahl breiter und breitester Ausführungen, die nur Geistliche, Lehrer und Landwirte interessieren konnten. Nur einem Gedicht hat der Herausgeber Aufnahme gewährt, und das wäre besser ungedruckt geblieben: es ist das „Vaterlandslied der Mecklenburger" des von allen Musen verlassenen damaligen Rektors Küffner (Philopatros), beginnend

Heil, Land der Freyheit!
Heil Mecklenburger Dir!
Wo ist auf Erden
Ein Volk wie Wir?

und in der zweiundzwanzigsten (!) Strophe schließend mit den Worten:

Ist Frankreich, ist der Briten Land
Wol frey, wie unser Vaterland? —
Ist dort des Unrechts weniger?
Des Guten mehr, als hier?
Nein!! — Brüder bauet
Mir nur mein Grab allhier! —
Kein Volk der Erde
Ist frey, wie Wir!! —

Mit dem Schlusse des ersten Bandes ging das „Journal" ein, weil der Verleger nicht auf seine Kosten kam. Dazu erklärte Dietz: „Das Mecklenburgische Journal traf nicht den günstigsten Zeitpunct, weil der Drang der Umstände viele, die dasselbe sonst möchten unterstützt haben, zu Sorgen anderer Art nöthigte." Die Ungunst der Zeitläufte kann man ihm zugeben, aber mindestens ebenso viel Schuld an dem Mißerfolge des „Journals" trug dessen bodenlose Langweiligkeit.

In den dann folgenden Jahren schwerster wirtschaftlicher Bedrängnis, der Franzosenzeit und der Kriege wurde kein neuer Versuch einer Zeitschriftengründung gemacht. Erst im Juli 1816 erschien die nächste Monatsschrift, das „Nordteutsche Unterhaltungsblatt für Gebildete aus allen Ständen", herausgegeben von den Präpositen Karl Heinrich Geisenhayner (geb. 1758 zu Roda in Sachsen-Altenburg, studierte in Jena Theologie, wurde 1788 in Mecklenburg tentiert, war dann Hauslehrer, promovierte 1796 in Rostock, wurde darauf Rektor und 1797 zweiter Prediger in Dömitz, 1807 Stiftsprediger in Bützow, 1808 Präpositus, 1828 Kirchenrat und starb in demselben Jahre) und

Ernst Flörke und gedruckt in Güstrow. Es mag wohl wahr sein, was Geisenhayner in der „Einleitung" sagt: „Lange gehegt, und oft geäussert von allen Seiten, war der Wunsch nach einem vaterländischen Blatte seit dem Aufhören der Monatsschrift. . . . Jene Sehnsucht wurde in den Jahren der Französischen Dienstbarkeit aufs höchste gesteigert, und es entfuhr Einem, oft bei den widrigsten Erscheinungen von außen und innen, unwillkührlich der Ausruf: Ach, daß wir doch ein vaterländisches Journal hätten!" Und er mag Recht haben, wenn er hinzufügt: „Ich verdenke es Keinem, wenn er von aussen hereinschaut auf die wissenschaftliche Bildung unsers Mecklenburgs, daß er wenig vortheilhaft von ihr urtheilt, weil er nicht einmal eine Zeitschrift findet." Das „Unterhaltungsblatt" war jedenfalls lesbarer und mannigfaltiger als das „Mecklenburgische Journal"; seinen Inhalt bildeten geschichtliche, literarhistorische, biographische, juristische Aufsätze von mäßiger Länge, aber auch Gedichte, kleine Erzählungen (zum guten Teil von Flörke selbst verfaßt, wobei er neben seinem eigenen ausgeschriebenen oder abgekürzten Namen sich auch des Pseudonyms Eduard Stern bediente), Anekdoten usw., und schon im dritten Heft glaubten die Herausgeber von dem „über unsere Erwartung steigenden Beyfall des Publikums" reden zu dürfen. Nachhaltig scheint indessen der Beifall nicht gewesen zu sein, denn von dem „Unterhaltungsblatt" erschien nur ein einziger Jahrgang. Zwar folgten ihm auf dem Fuße die gleichgearteten „Mecklenburgischen Blätter. Unterstützt von mehreren vaterländischen Gelehrten", herausgegeben von Geisenhayner allein, aber diese schleppten sich mühsam bis ins Jahr 1818 hinein und endeten mit dem Abschlusse von „des ersten Jahrgangs zwoter Hälfte".

Schließlich haben wir der „Mecklenburgischen Blätter" zu gedenken, die „zum Besten der Armen" Victor Aimé Huber (geb. 1800 in Stuttgart, 1833—37 Professor der neueren Literatur und Geschichte in Rostock, gest. 1869 in Wernigerode)[112]) herausgab, wohl der bedeutendste Mann, der auf einem mecklenburgischen Redaktionsstuhl gesessen hat. Die „Mecklenburgischen Blätter", die seit dem September 1834 in Halbmonatsheften von je einem Bogen im Verlage von Hinstorff in Parchim erschienen, sollten „nicht die Masse der belletristischen Unterhaltungsblätter vermehren", aber auch nicht streng wissenschaftliche Abhandlungen bringen, hofften vielmehr in der Bearbeitung der Themata aus Geschichte, Literatur, Kunst, Völkerkunde und Politik „den Ton, die Art und die Gränzen der Behandlung solcher Gegenstände zu treffen, die den Anforderungen und Bedürfnissen eines größeren gebildeten Publicums angemessen sind". Das „Locale, Spezielle, Naheliegende" sollte besonders berücksichtigt werden. Dabei war natürlich wesentlich auf die Mitarbeit von Mecklenburgern gerechnet. Aber diese

112) S. über ihn R. Elvers in der Allgem. deutschen Biographie Bd. 13 S. 249 ff.

ließen den Herausgeber im Stich, wie er am Schlusse des ersten halben Jahrganges klagt. So kam es, daß die „Mecklenburgischen Blätter" wenig Mecklenburgisches enthielten. Zu dem Gefühl des Unbefriedigtseins darüber kam bei Huber noch die Empörung über allerlei Schwierigkeiten, die ihm die Zensur bereitete, so daß er nach Jahresfrist „mit dem Gefühl herzlichen Ekels" auf die Weiterführung des Blattes verzichtete. Immerhin hatten die „Mecklenburgischen Blätter" 336 Abonnenten und Huber konnte eine Reineinnahme von 210 Talern für wohltätige Zwecke verwenden. Dieses Ergebnis wurde allerdings nur ermöglicht durch „die völlige und seltene Uneigennützigkeit des Verlegers" und dadurch, daß der ebenso uneigennützige Herausgeber wenig oder gar kein Honorar zu zahlen brauchte, denn er hatte fast alle Artikel selbst geschrieben.

Einige Dichter haben sich nur vorübergehend in Mecklenburg aufgehalten, aber doch Spuren hinterlassen und dürfen deshalb nicht übergangen werden.

Johann Baptist Tilly, einer namhaften Schauspielerfamilie angehörig — vielleicht war er ein Sohn des François Lambert Tilly, der 1768 als Direktor einer Wanderbühne in Mecklenburg umherzog[113]) —, soll Inspektor des Joachimsthalschen Gymnasiums in Berlin gewesen sein, mehrere Jahre in Bützow privatisiert und als Schauspieler in Hamburg gewirkt haben.[114]) Sicher ist, daß er mit einer Truppe 1783 bis 1791 in Rostock spielte.[115]) Einige seiner Stücke sind von Mecklenburger Buchhändlern verlegt: die Posse „Franz und Minna, oder die Launen der Liebe" (Schwerin 1788), das Schauspiel „Caroline, oder die unbekannte Geliebte" (Rostock u. Leipzig 1790) und das Schauspiel „That und Reue" (Schwerin u. Wismar 1792).

Auch einzelne Werke anderer dichtender Schauspieler sind in Mecklenburg entstanden. Fendler, der 1787 mit Hostovsky in Rostock eine Truppe leitete und mit ihr auch in Wismar, Stralsund und Güstrow spielte[116]) und 1788 in Schwerin engagiert war, gab hier unter dem Pseudonym Reldnef einen „Scherzhaften Taschenkalender für Frauenzimmer auf das Jahr 1789" (Liebestadt, d. i. Schwerin) heraus, den ein Kritiker der „Monatsschrift von und für Mecklenburg"[117]) „ein Gemengsel von sehr armseligen, zum Theil ganz unverständlichen Possen, und von sehr verständlichen Zoten" nennt. Friedrich Wilhelm

---

[113]) S. H. W. Bärensprung, „Versuch einer Geschichte des Theaters in Meklenburg-Schwerin." Schwerin 1837. S. 73.

[114]) S. Goedeke, Grundriß[2] V S. 450.

[115]) Bärensprung a. a. O. S. 98 ff.

[116]) ebd. S. 107, 117, 126.

[117]) Jahrgang 1789 Stück 1 S. 106.

Meyer, Mitglied der Schweriner Bühne, veröffentlichte kleine „Skizen" (Schwerin 1790) und „Versuche" (Schwerin o. J.), Verse und Prosa gemischt, Scheerer in Schwerin ein vieraktiges Schauspiel „Zurückgesetztes Verdienst" mit einer dreiaktigen Fortsetzung „Das ländliche Gemälde" (Schwerin u. Wismar 1805), sein Schweriner Kollege Großmann das Lustspiel „Ehestands-Candidaten" (Rostock 1805). Von dem Schauspieler Bernhard Heinrich Karl Reinhard, der 1760 im Gothaischen geboren war, 1791 in Schwerin, seit 1792 in Hamburg, später in Breslau engagiert war und dort 1799 starb, bewahrt die Schweriner Regierungsbibliothek die 1791 angefertigten Manuskripte der in Schwerin entstandenen Schauspiele „Der Pasquillant" (nachgehends in Braunschweig 1792 gedruckt) und „Die Unschuld siegt", letzteres der Herzogin Luise gewidmet.

Johann Joachim Brinkmann war 1750 in Eutin geboren[118]) und starb 1825 in Hamburg, aber er war Schüler der Güstrower Domschule, die er 1767 verließ, seit 1783 Rektor in Sternberg und 1787 — 1822 Rektor der Schule in Boizenburg und erhielt beim Ausscheiden aus dem Dienst den Titel eines mecklenburgischen Schulrats. Alle seine Schriften („Lehren in Erzählungen, Beispielen und Gedichten zum gemeinnützigen Unterricht fürs erste Jugendalter", Lübeck 1783; „Oden und Gesänge", Schwerin 1785, meist religiösen Inhalts, gewidmet „allen warmen Freunden der Gottesverehrung im Geist und in der Wahrheit, die fern von Heuchelei und Scheinheiligkeit der Tugend und Religion ihre Herzen öfnen"; die Rede „Die Verdienste Luthers um Welt und Nachwelt", Rostock u. Schwerin 1818; „Versuch einer Übersetzung des Briefes Pauli an die Epheser", Hamburg 1793) sind in Mecklenburg entstanden.

August Ludwig Lukas v. Gräffe, Braunschweiger von Geburt, war eine Zeitlang Gouverneur des späteren Großherzogs Georg und lebte dann im Ruhestande in Darmstadt. Er ist der Verfasser des anonym erschienenen fünfaktigen Schauspiels „Die Jacobiner in Deuschland" (Neustrelitz 1798) und des „Schreibens eines Teutschen an den General Bonaparte" (Teutschland [d. i. Neustrelitz] 1798).

Fritz v. Ludwig, der Sänger des bekannten, 1795 entstandenen und mehrfach (von Hurka 1799, von Bornhardt 1811) komponierten Liedes „Willkommen o seliger Abend" (enthalten in seinen „Gedichten", Frankfurt a. O. 1801), geb. 1755, war preußischer Kriegsrat, ging 1807 zum Grafen Carl Friedrich Hahn, dem „Theatergrafen", nach Remplin, lebte dann in Waren und wieder in Remplin, wo er 1811 in Armut starb.

[118]) Nach Goedeke a. a. O. S. 410; im Verzeichnis der Abiturienten der Güstrower Domschule (Raspe, Programm zur 300-jährigen Jubelfeier der Domschule 1853) ist „aus Rehna" angegeben.

Der Aesthetiker Karl Ludwig Fernow[119]), geb. 1763 in Blumenhagen bei Pasewalk, gest. 1808 als Bibliothekar in Weimar, lebte, als er 1788 mit seinem bisherigen Berufe als Apotheker in Lübeck gebrochen hatte, eine Zeitlang in Ratzeburg in vertrautem Verkehr mit Nauwerck, dann in Schwerin und in Ludwigslust. In Schwerin dichtete er zum Geburtstage des Herzogs 1791 einen Prolog[120]); hier entstanden auch sein „Sendschreiben an den Schauspieldirektor Herrn Fischer über das Schwerinsche Theater" (Schwerin 1792)[121]) und die — meines Wissens ungedruckten — Spottverse[122]) auf einen Dichterling, der einer Schauspielerin ein überschwengliches Huldigungspoem gewidmet hatte:

Sternenpflücker!
Veilchenknicker!
Quaalentzücker!
Sage an:
Was hat hoch am Himmel
Mond- und Stern-Gewimmel
Dir zu Leid' gethan?

Sternenkronen,
Orionen
Und Aeonen
Sind dir Spiel;
Schwimmst auf Aetherfluthen,
Schwebst in Sonnengluthen
Auf dem Gänsekiel.

Weis' und Narren
Staunen, harren
Und erstarren
Ob dem Schwulst,
Wenn du stolz und prächtig,
Neuer Welten trächtig,
Hohen Unsinn lullst.

Gleich Catullen
Und Tibullen
Ewig lullen
Und lalleyn,
Stets vom Duft der Rosen
Und von Veilchen kosen
Klingt fürwahr nicht fein.

---

119) S. über ihn Richter in der Allg. deutschen Biographie Bd. 6 S. 716 f.
120) Abgedruckt bei Bärensprung S. 142 f.
121) S. darüber Bärensprung S. 146 ff.
122) Abschriftlich auf der Schweriner Regierungsbibliothek.

Dein Gedudel
Und Gesudel,
Junger Sprudel-
Kopf, ist schaal.
Lulle nach Gefallen,
Nur ermiß vor allen
Armer Leser Quaal.

Männlein, höre
Dir zur Ehre
Meine Lehre;
Sie ist klein:
Lass' hinfort das Lull-Gekose;
Besser ist es, klug in Prose
Als ein Narr in Versen seyn. —

Heinrich Ferdinand August Völperling, 1779 zu Oelper bei Braunschweig geboren, wurde 1804 Lehrer des Französischen an der wismarschen Stadtschule, war 1807—12 Rektor in Rehna, privatisierte seitdem in Schwerin und von 1817 an in Wismar und war 1818 bis 1823 Oberlehrer in Neuruppin, wo er gestorben zu sein scheint. Daß er sich fast als Mecklenburger fühlte, zeigen das Gedicht, das er 1807 dem aus der Verbannung zurückkehrenden Herzog Friedrich Franz widmete, und sein „Aufruf an Vandaliens Söhne" im Frühjahr 1813, beide Stücke enthalten in seiner „Sammlung dichterischer Erzeugnisse", die er „Kinder der Muße" (Wismar 1818) nannte, „nicht als ob mein Leben mir eine glückliche Muße gewährte" — wie es im Vorwort heißt — „sondern weil ich, nach den mühevollsten, ununterbrochenen Anstrengungen des Tages und bei dem Drucke meiner Lage, in diesen Beschäfftigungen meine angenehmste Erholung fand."

Julie Roquette, geb. Penz[123]), war 1763 in Wolgast geboren als Tochter eines schwedischen Offiziers, kam nach dem Tode der Eltern zu Verwandten nach Neubrandenburg, wo sie mit Brückner und seiner Doris verkehrte — Brückners Einfluß ist es wohl zuzuschreiben, daß Gedichte von ihr in Voß' Musenalmanach Aufnahme fanden — und 1793 den Lehrer der französischen Sprache, ehemaligen französischen Schiffskapitän Roquette heiratete. Nach dessen Tode zog sie 1808 nach Berlin und ist dort bis 1821 nachweisbar[124]), dann verschwindet ihre

[123]) Die von der Dichterin selbst in der Vorrede zu ihren Gedichten gemachten Angaben über ihre Familie sind mit Vorsicht aufzunehmen. Vgl. F. v. Meyenn, „Urkundliche Geschichte der Familie v. Penz." Bd. II S. 605 f.

[124]) S. das „Haus- und General-Adreßbuch der Haupt- und Residenzstadt Berlin auf das Jahr 1822" (Vorrede vom 21. Dezember 1821).

Spur. Schon 1796 plante sie eine Veröffentlichung ihrer Gedichte, die unter ihrem Mädchennamen erscheinen sollten[125]), aber damals nicht erschienen sind: erst 1802 kam der erste Band der gar nicht üblen „Gedichte" (Neubrandenburg) heraus; der zweite ist trotz der beträchtlichen Zahl der Subskribenten nicht gefolgt.

Für einige Zeit kam Heinrich Zschokke[126]) nach Schwerin. In Magdeburg 1771 geboren, entzog er sich 1788 üblen Verhältnissen durch die Flucht und wanderte in die Welt hinaus. Ein ehemaliger Mitschüler, Wachsmann, war Schauspieler in Schwerin, zu dem ging er und hatte das Glück, im Hause des Hofbuchdruckers Bärensprung eine Hauslehrerstelle und mit ihr auch die erste publizistische Tätigkeit zu finden. Angeblich soll von ihm der Entwurf der Monatsschrift von und für Mecklenburg herrühren. Jedenfalls versorgte er in jener Zeit Reichards Theaterkalender mit Berichten über die Schweriner Bühne.[127]) Nach kaum Jahresfrist hat Zschokke Mecklenburg wieder verlassen.

Johann Heinrich Millenet, der unter dem Pseudonym Tenelli schrieb und 1859 als Sprachlehrer in Gotha starb, Verfasser mehrerer Dramen und Romane, lebte einige Zeit als Privatgelehrter in Neubrandenburg. Die Sammlung von Erzählungen „Meines Oheims Flausrock" (Leipzig 1824) ist angeblich in dieser Zeit entstanden.[128])

In Schwerin soll geboren sein Innocent Wilhelm v. Beust, später sachsen-gothaischer Landkammerrat auf Reinstedt und Moßbach bei Neustadt a. d. Orla. Indessen ist die Familie v. Beust im 18. Jahrhundert in Mecklenburg nicht nachgewiesen. Vielleicht daß seine Mutter eine Schwerinerin war und er im Hause seiner Großeltern geboren wurde. Beusts „Vermischte Gedichte" (Gotha 1765) haben es auf vier Auflagen gebracht (die 4. betitelt „Satyrisch-moralische Gedichte", o. O. 1777) — eine bei ihrem geringen Wert überraschende Tatsache. Auch scheint die Kritik den Verfasser nicht sehr glimpflich behandelt zu haben, denn in der Vorrede zu den „Satyrisch-moralischen Gedichten" spielt er auf seine „närrischen und abgeschmackten Tadler" an und sagt sehr hochmütig und sehr albern: „Möchten doch die Herren nur bey ihrem Stande bleiben, und sich nicht unter Cavaliers und charakterisirte Personen mengen, die mit keinen solchen stumpfen Federfechtern zu thun haben mögen."

Kein Mecklenburger war Samuel Buchholtz[129]) (geb. 1717

---

[125]) S. die vorläufige Ankündigung Korbs im Neuen Teutschen Merkur 1796 Bd. 3 S. 111 f.

[126]) S. Bäbler in der Allg. deutschen Biographie Bd. 45 S. 449 ff.

[127]) S. Bärensprung a. a. O. S. 122 ff.

[128]) Mecklenburg-Schwerinscher Staatskalender 1825 I S. 213.

[129]) S. Schwarze in der Allgem. deutschen Biographie Bd. 3 S. 480 f.

zu Pritzwalk, seit 1744 Konrektor zu Werben in der Altmark, 1757—59 Rektor der Domschule zu Havelberg, dann Oberpfarrer zu Lichen in der Uckermark bis 1768, gest. 1774 als Oberpfarrer zu Cremmen), der aber durch seinen Freund, den Konrektor Genzmer in Havelberg, späteren Instruktor der Kinder des in Mirow lebenden Prinzen Karl Ludwig Friedrich, in engere Beziehungen zu Mecklenburg kam und dem wir nicht nur einen „Versuch in der Geschichte des Herzogthums Mecklenburg" (Rostock 1753), sondern auch ein dem Prinzen Karl Ludwig Friedrich gewidmetes, aber nicht über das erste Buch hinausgelangtes Epos „Pribislav" (Rostock 1754) verdanken. Auch Georg Christian Sponagel (geb. zu Lüneburg 1763, seit 1801 Kammerkonsulent und Advokat in Ratzeburg, gest. 1830 auf seinem Gute Rondeshagen bei Ratzeburg) darf hier genannt werden als eifriger Mitarbeiter an den „Ratzeburger litterarischen Blättern" und als Verfasser von „Des Vetters Feldzug in die Seebäder von Doberan" (Hannover 1826).

Mecklenburgischen Ursprung scheint ein noch der Barockzeit angehöriges Gedicht „Auf den Tod des Schoßhündchens Amourettchen" zu verraten, dessen Anfang lautet:

Man raubt mir ohne Schuld mein Leben,
Rief Kaiser Titus, als er starb;
Und Ratzeburg wird Zeugnis geben,
Daß Amourettchen so verdarb

und in dem es weiterhin heißt:

Man singt von Amourettchens Thaten
Sogar auf Rostocks Helikon!

Wer aber der Sänger oder die Sängerin von Amourettchens Taten war, ist unsicher.[130])

---

[130]) Franz Blei in seiner u. d. T. „Das Lustwäldchen" (3. Aufl. München 1908 S. 66) erschienenen Sammlung von Gedichten aus der deutschen Barockzeit schreibt es, aber ohne den Beweis dafür liefern zu können, der Regina Maria Pfizerin zu, über deren Leben wenig bekannt ist (vergl. Goedeke[2] III S. 327).

III.

Die moderne Dichtung.

Als den Anfang der „modernen Literatur" pflegt man das Jahr 1830 anzusetzen. Nicht daß mit diesem Jahre der Klassizismus und der Romantizismus endgültig abgetan gewesen wären; klassische wie romantische Strömungen fluten vielmehr über diese Scheide hinüber. Aber auch da, wo sie fortwirken, beginnt die Literatur sich mit ganz neuem Inhalt zu erfüllen, das vielgestaltige moderne Leben, seine Ideen und seine Interessen in sich aufzunehmen und den „unerschöpflichen Stoff, den ihr der unendliche Reichtum der Erscheinungswelt bietet", dichterisch zu verarbeiten. Auf allen Wegen, die seitdem die Literatur eingeschlagen hat und die nicht selten Ab- und Irrwege waren, sind auch Mecklenburger gegangen, in immer steigender Zahl. Und es wäre unnatürlich, wenn in dieser Zeit, in der die Menge der schriftstellernden Frauen namentlich auf dem Gebiete der Novelle und des Romans in dem Grade zugenommen hat, daß man ernstlich von einer „weiblichen Gefahr in der Literatur" hat reden mögen, nicht auch die Mecklenburgerinnen in den scharfen Wettbewerb mit den Männern der Feder eingetreten wären. „Führende Geister" hat Mecklenburg zwar auch in dem Zeitabschnitt, in den wir nun eintreten, nicht hervorgebracht, aber immerhin nicht wenige Männer und Frauen, die das Durchschnittsmaß erheblich überragen und die sich einen dauernden Platz in der Geschichte der deutschen Literatur gesichert haben. Von der jungen Generation haben viele an sich die ungeheure Anziehungskraft erfahren, die seit 1870, wo es neben dem politischen mehr und mehr auch zum literarischen Mittelpunkt Deutschlands geworden ist, Berlin ausübt. Unter den Schriftstellern, die aus allen Teilen des Reichs dort zusammenströmen, befinden sich auch zahlreiche Mecklenburger, nicht wenige von ihnen gehören zu den Leitern oder den geschätztesten Mitarbeitern der Berliner Blätter.

Wenn hochgespanntes Selbstgefühl und eigene Wertschätzung lite-

rarische Erfolge erzwingen könnten, so würde zu den großen Dichtern Friedrich Wilhelm Rogge[1]) gehören. Diesen Rang vermag die Kritik ihm freilich nicht zuzugestehen, wenn sie auch seine ungewöhnliche Begabung bereitwillig anerkennt. Rogge, der sein Dasein „dem Wollustraube der Natur" verdankte, wurde 1808 zu Rankendorf geboren, aber schon wenige Wochen darauf zog seine Mutter, Sophie Riestädt, nach Lüneburg und gab den Knaben dort bei fremden Leuten in Kost und Pflege. So hat sich Rogge immer als Hannoveraner, nicht als Mecklenburger gefühlt. Als seine Mutter später einen Klubbdiener heiratete, nahm sie den Knaben zu sich; dieser aber, von dem Stiefvater brutal behandelt, entfloh aus dem Elternhause und führte nun mehrere Jahre hindurch ein vagabundierendes Leben auf den Dörfern zwischen Lüneburg und Bevensen, teils von der Mildtätigkeit der Bauern lebend, teils sich seinen Unterhalt als Hirtenknabe verdienend. Dann wurde er von einer Verwandten aufgespürt, die ihn nach Lüneburg zurückführte und bei einem Seiler in die Lehre gab. Inzwischen erwachte bei dem Reiferburschen der Wunsch nach höherer Bildung; wohlwollende und einflußreiche Männer ermöglichten ihm den Besuch des Johanneums in Lüneburg, nach dessen Absolvierung Rogge 1829 die Universität Göttingen bezog, um Theologie zu studieren. Doch fesselte ihn dieses Studium nicht auf die Dauer und er wandte sich der Geschichte und den neueren Sprachen zu. Schon auf der Schule hatte Rogge Proben poetischer Begabung abgelegt; schon damals wollte er „einmal ein klassischer Dichter werden". Während der Göttinger Zeit gab er 1830 die erste Sammlung seiner „Gedichte", sowie 1833 eine Tragödie „Kaiser Friedrich Barbarossa" heraus — die Veröffentlichung seiner „Lieder von Polen" verhinderte die Zensur, erst in der vierten Auflage der Gedichte (Leipzig 1847) erschienen sie endlich, „aber nur als Ilias post Homerum, während sie 1831 von allen Herzen und allen Lippen begeisternd und als ein Rausch der Freiheit gewirkt und wiedergeklungen und den Namen des Verfassers bekannt und populär gemacht haben würden". Mit einigen gleichstrebenden jungen Leuten, „die sämtlich den Flammenkuß Apollon's auf ihren Lippen zu fühlen glaubten und die dem schöpferischen Drange in ihrem Herzen die poetische Weihe zu erteilen glühten", gründete er einen dem Hainbunde nachgebildeten zweiten Göttinger Dichterverein; die des Druckes würdig erkannten Gedichte der Mitglieder sind in zwei Jahrgängen des „Neuen Göttinger Musen-

[1]) Seine Selbstbiographie bis zum Jahre 1873 hat Rogge unter dem Decknamen Paul Welf geliefert: „Ein seltenes Leben" (Zürich 1877). Doch vergl. die Beleuchtung dieses Buches von Ferd. Schröder „Der Dichter F. W. Rogge und seine Beziehungen zu dem Großherzog von Mecklenburg-Schwerin" (Leipzig 1877). Diese Schrift hat Fr. Brümmer in seinem Artikel über Rogge in der Allgem. deutschen Biographie Bd. 53 S. 424 ff. zu erwähnen versäumt.

almanachs“ (1832 und 1833) veröffentlicht. Ohne seine Studien zu einem formellen Abschluß gebracht zu haben, verließ Rogge Göttingen zu Ostern 1833 und nahm eine Hauslehrerstelle im Hause der verwitweten Gutsbesitzerin Holst in Timkenberg an; hier vollendete er die in Göttingen begonnene Tragödie „König Manfred“. Als nach Jahresfrist sein Zögling das Gymnasium in Lüneburg bezog, ließ sich Rogge 1834 als Privatlehrer in Schwerin nieder, wo er bis 1859 geweilt und seine beste Zeit erlebt hat.

„Die vornehme bürgerliche Welt in Schwerin“ — so heißt es in Rogge's nicht uninteressanter Schilderung des Schwerin vor 70 Jahren — „war damals gastfrei und nichts weniger als exklusiv. Der Hof residierte in Ludwigslust, die Schweriner waren daher in ihren Vergnügungen und geistigen Genüssen mehr oder weniger auf sich angewiesen und man muß ihnen nachrühmen, daß sie für Kunst und Poesie im höchsten Grade empfänglich waren. Rogge's poetisches Talent war daher eine Empfehlung mehr für sie. Es gab häufig Familienfeste, denen man gerne mit kleinen dichterischen Erzeugnissen mehr Würze zu verleihen liebte, und unser Dichter war immer bereit, die Hand dazu zu bieten, und die Hauptsache war, daß ihm dergleichen Arbeiten nicht die geringste Mühe machten. So wurde er denn bald in mehreren Familien heimisch und selten verging eine Woche, in der er nicht einen angenehmen gesellschaftlichen Abend verlebt hätte . . . . . Rogge lernte die Mecklenburger als einen fleißigen, treuherzigen, biedern Menschenschlag kennen, immer zur Hülfe bereit, wo es galt, dem Bedrängten unter die Arme zu greifen. Bei aller Einfachheit in ihrem Wesen und persönlichen Verkehr, doch aufgeweckt und intelligent und für die Kunst, für Literatur und Wissenschaften mit einem weit regeren Sinn und größerer Empfänglichkeit begabt, als Rogge in seinem späteren Leben in anderen größeren Städten als Schwerin es jemals gefunden hat.“

„Zu den winterlichen Abendgenüssen gehörten namentlich die Lesethees, in denen die dramatischen oder lyrischen Meisterwerke der Literatur aller Völker mit Rollenverteilung vorgelesen wurden. Es beteiligten sich an denselben die gebildetsten Familien der Stadt, Männer wie Frauen, und auch die blühende Jugend des schönen Geschlechtes, an der Schwerin damals einen reichen Flor besaß, belebte diese Zirkel durch Anmut und Schönheit. Sogar adelige Herrschaften schlossen sich diesen Leseabenden an, und der Landdrost v. Bülow, sowie dessen Bruder, der Justizrat, und mehrere junge Damen ihres Standes lasen Schillers Maria Stuart mit warmer Begeisterung und vollem Verständnis vor. So wurde nach und nach eine große Anzahl klassischer Werke gelesen, besprochen und zum Verständnis gebracht, was sich als ebenso unterhaltend wie bildend und belehrend erwies . . . . Die Familie, in welcher nach einem gewissen Turnus die Abendsitzung stattfand, be-

stimmte die Wahl des Stückes und verteilte die Rollen nach eigenem Ermessen. Um anzudeuten, in welchen Kreisen sich diese Vorlesungen bewegten, seien hier genannt: die Familien Kanzlei-Direktor Wachenhusen, Geheimer Medizinal-Rat Hennemann, Landrentmeister Ahrens, Gymnasial-Direktor Wex, Geheimer Medizinal-Rat Flemming, Ober-Jägermeister von der Lühe, Hofrat Tolzien u. a. In allen diesen Familien ging Rogge, obwohl ein Fremdling unter ihnen, aus und ein und wurde so wohlwollend von ihnen behandelt, als wäre er ein Kind der Stadt und in diesen Familien aufgewachsen gewesen."

„Das Stadttheater war damals ein Privatunternehmen, an dessen Spitze der Direktor Krampe stand. Rogge hatte als dramatischer Dichter freien Eintritt und lieferte bei festlichen Gelegenheiten die Prologe, so zu dem Geburtstage der Erbgroßherzogin Alexandrine und zu dem fünfzigjährigen Regierungsjubiläum des Großherzogs Friedrich Franz, zu welchem er auch die Fest-Cantate dichtete."

Bald nach seiner Übersiedlung nach Schwerin schrieb Rogge seine dritte Tragödie „Bianca Vanezzi" (1835), die dann mit dem „Manfred" vereint u. d. T. „Kron' und Liebe" erschienen ist (Schwerin 1838) und der ein Kritiker der „Blätter für literarische Unterhaltung" überschwengliches Lob gespendet hat: „Vollendet unter dem Gesichtspunkt der tragischen Grundbedingungen, von poetischer Erhabenheit, völlig frei in Bezug auf Charaktere und Erfindung, dabei mit Shakespeare'scher Heiterkeit und Klarheit aufgefaßt, ja selbst im Humor des großen Briten nicht unwürdig, reich an tiefer Erkenntnis der menschlichen Seele, und endlich ein Gemälde der Liebe darstellend, wie es seit Julia und Gretchen nicht geliefert ist." Aber die „Bianca Vanezzi" ist ein Buchdrama geblieben, den Weg zur Bühne hat sie nicht gefunden.

Um jene Zeit handelte es sich darum, in Schwerin jemanden zu finden, der den Kindern des Erbgroßherzogs Paul Friedrich Unterricht im Englischen und Französischen erteilen könne, und man dachte dabei an Rogge, der „um seiner Zukunft willen den Gedanken mit seiner gewohnten Lebhaftigkeit aufgriff". Er überschätzte offenbar den Wert, den man dieser Tätigkeit beimaß; da „wie immer sein Wunsch dahin ging, eine leidlich sorgenfreie Muße zu gewinnen, um sich ganz seinem poetischen Schaffen hingeben zu können", so mochte er wähnen, der Erfüllung seines Wunsches nahegerückt zu sein. Denn „die hohe Meinung, die er von der Bedeutung und der Mission des Dichters besaß, ließ ihn immer von neuem annehmen, daß die Reichen und Großen, vor allen andern aber die Fürsten und Könige dieser Welt jedes wahre Talent, in welchem der Götterfunke Allen sichtbar geworden, unter ihre Fittiche nehmen und demselben ein freundliches Dasein nicht bloß bereiten müßten, sondern auch bereiten würden." Einstweilen „bat er es sich aus, zuvor noch einige Zeit in Paris und London zuzubringen,

um die letzte Politur an seine Kenntnisse in jenen beiden Weltsprachen zu legen." Die Kosten dieser Reise gedachte er dem Erbgroßherzog aufzuerlegen und machte sich, obwohl von zuständiger Seite gewarnt, sich nicht als fest angestellt zu betrachten, mit geborgtem Gelde wohlgemut auf den Weg.

Nach Schwerin zurückgekehrt, nahm Rogge seine Tätigkeit als Sprachlehrer wieder auf, und nun wurde er wirklich damit beauftragt, den Unterricht bei Prinz Friedrich „vorläufig im Englischen privatweise zu übernehmen". „Residierte der Hof in Ludwigslust, so mußte Rogge mit der Post auf einige Tage in der Woche Schwerin verlassen und er wurde dann in Ludwigslust in dem Fontainenhause stehend einquartiert." Es ist bezeichnend, daß er das „dem Hofe Opfer bringen" nannte. Übrigens wurden ihm diese Opfer nur ein Jahr hindurch zugemutet, denn dann ging Prinz Friedrich, inzwischen Erbgroßherzog geworden, zu seiner weiteren Ausbildung nach Dresden. Daß ihn dorthin der Instruktor Kliefoth begleitete und nicht er selber, hat Rogge immer als ihm angetanes schweres Unrecht angesehen. Nicht minder fühlte er sich dadurch gekränkt, daß mit dem englischen Unterricht bei der Prinzessin Luise nicht er, sondern der um jene Zeit nach Schwerin gekommene Engländer Mr. O'Danne betraut wurde. Klagend wandte er sich an den Großherzog Paul Friedrich, der ihm eröffnen ließ, daß eine Kränkung nicht beabsichtigt gewesen sei, und ihm nicht nur „eine namhafte Unterstützung bewilligte", sondern ihm auch 1840 eine reichlich bezahlte Beschäftigung an der Regierungsbibliothek gab, deren damalige Verhältnisse die Anstellung eines Hülfsarbeiters kaum erheischten. „Die neue Beschäftigung, die im übrigen ganz der Neigung des strebsamen und wißbegierigen Dichters entsprach, gab seinen Studien reiche Nahrung und regte bei der Durchsicht so vieler gediegener Werke manchen poetischen Gedanken bei ihm an, der oft auf der Bibliothek selber zur Ausführung kam." Lange hat diese Dienstleistung Rogge's, von dessen Tätigkeit die Akten der Bibliothek nicht viel Rühmliches zu erzählen wissen, nicht gedauert: 1845 wurden ihm die Schlüssel abgenommen, doch ließ man ihm die einmal gewährte Remuneration auf Lebenszeit.

Im Jahre 1842 starb Paul Friedrich, und Friedrich Franz II trat die Regierung an. Rogge „huldigte" dem neuen Landesherrn „mit einer Ode", die er, reich gebunden, „seinem ehemaligen Zögling" überreichte, wie er denn überhaupt „nie eine Gelegenheit versäumte, die fürstlichen Herrschaften poetisch zu feiern". Er glaubte nun seine Zeit gekommen; er trug sich mit ausschweifenden Hoffnungen und rechnete bestimmt auf eine dauernde Stellung im Dienste des Großherzogs, womöglich eine Stellung, die ihn in beständige Berührung mit dem regierenden Herrn gebracht hätte, obwohl er bekennt, daß er im Herzen Republikaner war, mit Emphase ausgesprochen hat: „Glücklich, wer fern

von Palästen lebt!" und einmal sang: „In Deutschlands Fürsten wurzelt Deutschlands Schmach!" In der Tat gedachte der Großherzog ihn zu berücksichtigen und hat das in mehr als einer Weise betätigt. Zwar lehnte er es ab, ein besonderes Amt in seinem persönlichen Dienst für Rogge zu schaffen, aber er verlieh ihm bald nach seinem Regierungsantritt die von Rogge erbetene Stelle eines Gehülfen des Theaterintendanten Zöllner. Diese Funktion hat Rogge nicht einmal so lange ausgeübt wie den Dienst an der Bibliothek: auch hier steht aktenmäßig fest, daß er, weil den Anforderungen der Stelle nicht gewachsen, schon seit 1844 nicht mehr beschäftigt wurde. Seine Besoldung aber behielt Rogge auch in diesem Falle bis an sein Lebensende unverkürzt. Den Grund dieser Mißerfolge sah er freilich nicht in der Unzulänglichkeit seiner Leistungen, sondern mit starker Selbstüberschätzung in den „kleinlichen Eifersüchteleien", dem Neid und den Intrigen hochgestellter Männer, die — wie er sich einredete — seinen Einfluß fürchteten.

Im Jahre 1845 wurde Rogge durch Minister v. Lützow im Auftrage des Großherzogs anheimgegeben, Schwerin mit einer anderen Stadt Deutschlands zu vertauschen, und zwar unter Fortgewährung aller seiner Bezüge. Darauf ging Rogge nicht ein. Der Großherzog aber bewies sich auch fernerhin freigebig gegen ihn, kam ihm „wiederholt mit Geldgeschenken zu Hülfe" und erteilte ihm 1846 den Auftrag, „alle neuen Erscheinungen auf dem Gebiete der Kunst, der Literatur und der Wissenschaften dem Großherzog vorzulegen und die einzelnen Werke mit kurzen Kritiken zu beleuchten." Natürlich bezog Rogge auch dafür eine Remuneration. Und trotz alledem erlaubte er sich unziemliche, perfide Äußerungen über den Großherzog und tat sogar alles mögliche, diese seine Äußerungen dem Großherzoge bekannt werden zu lassen. War es da ein Wunder, daß ihm wiederholt nachgesuchte Audienzen nicht bewilligt wurden? Nun kam er 1858 auf das Anerbieten von 1845 zurück und verließ Schwerin 1859 wirklich. Er gedachte nach Heidelberg zu ziehen, und ihm wurde zu dem Umzuge dorthin eine namhafte Summe bewilligt, aber er kam nur bis Ludwigslust. Erst 1860 hat Rogge Mecklenburg für immer verlassen. Daß man ihn dort nicht vergaß, dafür sorgte er durch die auch im Auslande fortgesetzten Anzapfungen des Großherzogs, dem er — wie er törichterweise behauptete — „fünfundzwanzig Jahre seines Lebens geopfert hatte". Ebenso töricht war es, wenn Rogge später die Sache so darstellte, als sei er in Schwerin „das Opfer einer tiefangelegten, engherzigen Cabale" gewesen.

Für Rogge's dichterische Entwicklung ist Schwerin die Hauptstation gewesen, mochte er immerhin in einem Briefe an Alexander v. Humboldt über die „geistige Öde" dieses Ortes klagen. Hier dichtete er seine vierte Tragödie „Kaiser Heinrich IV" (Leipzig 1839), seinen Sonettenkranz „Buch der Huldigung" (Rostock u. Schwerin 1845), sein „Musodoron"

(Leipzig 1853), unverächtliche gedankenvolle und formschöne Werke, denen man — zu ihrem Ruhme sei es gesagt — den sauren Schweiß nicht anmerkt, den ihre Hervorbringung den Dichter gekostet hat — denn Rogge ist der Vater des geflügelten Wortes „Dichten ist 'ne Pferdearbeit!" Auch eine Anthologie „Blüthe der deutschen Lyrik" (Rostock u. Schwerin 1846) hat Rogge veröffentlicht; es mutet den Leser eigen an, daß der Herausgeber in diese Sammlung, die „das Schönste, was wir auf diesem Gebiet etwa aufzuweisen haben . . . . zu einem immer grünen duftenden Kranze zu verbinden" bestimmt war, nicht weniger als 26 eigene Lieder aufnahm.

Schon 1857 gab Rogge seine „Sämmtlichen Werke" (4 Bde., Berlin) heraus. Diese Sammlung enthielt also die gleichfalls in Schwerin entstandene episch-elegische Dichtung „Aus Westminster-Abtei" (Schwerin 1859) noch nicht, ein schwungvolles, virtuos gereimtes und doch ermüdendes Werk, das aber Rogge als die Krone seiner Schöpfungen betrachtete und zu dem er selbst mit einer staunenden Bewunderung aufsah. Aus der Zahl der Auflagen, die diese Dichtung erlebte (5. Aufl. Stuttgart 1880), könnte man schließen, daß sie außerordentlichen Anklang gefunden habe. Doch wäre das ein Fehlschluß. Denn der Hauptabnehmer für die „Westminster-Abtei" war nicht das Publikum, sondern der Verfasser selbst. An zahllose durch Rang und Reichtum ausgezeichnete Männer, namentlich aber an die Fürsten sandte er kostbar gebundene Exemplare „und wartete sehnsüchtig den Eindruck ab, den diese Heldenthum und Liebe athmende, und sich mit den höchsten Problemen der Menschheit beschäftigende Dichtung auf die in Purpur und Hermelin gekleideten Leser und Leserinnen hinterlassen würde". Er war so naiv zu glauben, daß sich nun eine Fülle von Gold und Ehren auf sein Haupt herabsenken müsse und fand es „natürlich", daß auf Verwendung der Kronprinzessin von Preußen die Königin von England „den einfachen Friedrich Wilhelm in einen Sir William Rogge mit einem ansehnlichen Repräsentationsgehalt" verwandeln werde. Als natürlich von alledem nichts erfolgte, als er nur einige Dankschreiben oder „Hamlet'sche Worte" erntete und die Könige und Fürsten den „Priester des Idealen" „der Fürsorge der Götter" überließen, da klagte er: „Sie sind sich alle wunderbar ähnlich, der Psalmist muß sich selbst und seines Gleichen vortrefflich gekannt haben, als er allen Jahrhunderten und den Menschen in ihnen zurief: Verlaßt euch nicht auf Fürsten!" —

Im Jahre 1860 wurde Rogge Lehrer an der Höheren Bürgerschule in Bremen. „Allein die Stellung war von der Art, daß sie von vornherein kein dauerndes Verhältnis versprach, und der Direktor wußte es dahin zu bringen, daß der ihm unbequeme Dichter aus seiner Stellung zu scheiden sich genöthigt sah." Das geschah bereits 1861. Doch erhielt Rogge alsbald eine Anstellung als Lehrer an der Höheren Töchterschule

in Hannover. Auch diese Stellung verlor er schon 1863: „Der hohe Grad seiner wissenschaftlichen Bildung machte unseren Dichter dem Direktor unbequem." Doch blieb er einstweilen in Hannover, machte sich hier aber auch dem Könige lästig: eines Tages wurde ihm auf der Polizei eröffnet, „daß des Königs Majestät in Gnaden geruhen wolle, dem Dr. Rogge ein letztes Gnadengeschenk von 200 Thalern unter der Bedingung zu bewilligen, daß er Hannover sofort mit seiner Familie verlasse. Seine Majestät seien der ewigen Bettelbriefe müde." Um diese Zeit aber brach das Königreich Hannover zusammen; „die hannoversche Presse wurde preußischen Zwecken sofort dienstbar gemacht. So stellte sich denn das dringende Bedürfnis für die gesinnungstreuen Hannoveraner heraus, ein eigenes Organ zu gründen," und Rogge ließ sich als Mitredakteur der welfischen „Deutschen Volkszeitung" anwerben. Auf dem Gebiete der redaktionellen Tätigkeit, auf dem er sich nun einige Jahre bewegte, hat Rogge freilich keine Erfolge errungen, obwohl er ein erstaunliches „Anpassungsvermögen" entwickelte, das ihm gestattete, kurz nach einander Zeitungen von ganz verschiedenen Richtungen zu dienen: nach dem Eingehen des Welfenblattes wurde er Redakteur des offiziösen „Alsacien" in Colmar, erklärte sich bereit, die Redaktion der „Düsseldorfer Zeitung" und der freisinnigen Hamburger „Reform" zu übernehmen — woraus allerdings nichts wurde —, war Redakteur der christlich-konservativen „Süddeutschen Reichspost" in Augsburg und Redakteur der „Frankfurter Börsen- und Handelszeitung", alles nur kurze Zeit. In Frankfurt hat Rogge dann seinen Wohnsitz behalten und dort ist er 1889 gestorben.

An Dichtungen hat Rogge, seit er Schwerin verlassen hatte, nur noch vier kleine Elegien zum Preise seiner Gattin u. d. T. „Liebeszauber" (Stuttgart 1878) veröffentlicht, sonst nur Prosawerke, darunter in erster Linie die bereits erwähnte Selbstbiographie, ein perfides Buch, durch das sich fast vom Anfang bis zum Ende die Anklage zieht, daß „der Grund und die Veranlassung zu all den Drangsalen, denen Rogge in seinen späteren Lebensjahren ausgesetzt war," nur von Einem „ausgegangen ist", und zwar von dem Großherzog von Mecklenburg-Schwerin. Übrigens liefert dies Buch mit seiner widerlichen Selbstverherrlichung auch den Beweis, wie sehr im Unrecht diejenigen waren, die Rogge „stets den Vorwurf machten, daß er selber nichts für seinen Ruhm thäte". „Ein seltenes Leben" enthält aber auch in einem Rückblick das bemerkenswerte Selbstbekenntnis: „Obwohl ich von Haus mehr ruhig und gutartig angelegt war, so muß ich mich doch vieler Querköpfigkeiten und Dummheiten, um es nicht schlimmer zu bezeichnen, anklagen, die ich sehr wohl hätte vermeiden können und sollen, und die ich auch wahrscheinlich alle vermieden haben würde, wenn ich nicht, so zu sagen, hinter'm Zaun wäre geboren worden, oder wenn mir jener Mentor in der Gestalt eines

verständigen, mit der menschlichen Natur vertrauten Vaters zur Seite gestanden hätte; denn ich war zu allen Zeiten für klugen Rath und wohlmeinende Vorstellungen stets empfänglich; aber weil mir dieser Mentor fehlte, habe ich manchen Fehltritt gethan, über den ich mich in späteren Jahren oft gewundert habe, wie es möglich gewesen, auf solche Irrwege zu gerathen. Hätte ich mein Leben noch einmal zu beginnen mit der Einsicht und den Erfahrungen von heute, so würde ich alles, was mir nicht zum Ruhme gereicht, unterlassen, und Vieles, Vieles anders angreifen, als ich es in meiner Kurzsichtigkeit und aus dämonischer Bethörung angegriffen habe. Ich beklage das heute, aber ich kann es nicht mehr ändern."

Zahlreiche Beispiele von unangebrachter Ruhmredigkeit finden sich auch in Rogge's gesammelten Feuilletonartikeln, den „Blättern der Erinnerung an gefeierte Namen", die er u. d. T. „Mnemosyne" (Minden 1885) herausgegeben hat, unter denen sich ein langer Aufsatz „Über die Insel Ceylon und das Einfangen und Gewöhnen der wilden Elephanten" seltsam ausnimmt. An vielen Stellen drängt sich das liebe Ich in den Vordergrund. Die Aufsätze über Adolf Böttger und Karl Gutzkow handeln viel mehr von Rogge als von diesen Männern, und überall begegnet man an den Haaren herbeigezogenen Zitaten aus Rogge's Gedichten. So stehen z. B. in einem Essay über Charlotte v. Stein die an sich schönen Verse:

Zu dem Adler gesellt,
O hinaus, o hinaus!
O wie groß ist die Welt,
Und wie klein ist mein Haus!
An die Scholle gebannt,
Im Gemüthe die Qual,
Mit den Sternen verwandt
Und gefesselt an's Thal:
Ich trag' ein noch heißeres Sehnen, als du,
Und muß es doch singen und zwingen zur Ruh!

aus des Dichters Lied „Weh um Weh"; in eine Betrachtung am Grabe des Frankfurter Oberbürgermeisters Fellner flicht Rogge die Strophe:

Süß ist der Tod wie Liebesbande,
Und leicht der Boden, der dich trug;
Süß ist der Tod im Vaterlande,
Wem unbefleckt von Schuld und Schande
Der Freiheit letzte Stunde schlug!

aus den „Thränen des Scipio" ein; der Abschnitt über Arthur Schopenhauer ist mit mehr als einem Dutzend von Anführungen aus Rogge ge-

spickt; der nicht lange Artikel über Marianne v. Willemer enthält nicht bloß ein Zitat aus Rogge's „Kaiser Heinrich IV", sondern auch seine Gedichte „Ariadne", „Das Standbild des Pompejus" und „Der Friedhof" sind bei dieser Gelegenheit von Anfang bis zu Ende abgedruckt.

Rogge's letztes Werk ist „Adolf Friedrich Graf v. Schack. Eine literarische Skizze" (Berlin 1883), ein Buch, das sich wesentlich auf eine Inhaltsangabe der Schackschen Dichtungen und auf Mitteilung von Proben aus ihnen beschränkt. Zu den Vielen, denen Rogge sein „Musodoron" übersandte, hatte auch Schack gehört, der dem Verfasser antwortete: „Mich haben Ihre Gedichte wahrhaft erquickt. Diese Produktionen erscheinen mir, wenn ich mir ein Urtheil darüber erlauben darf, äußerst schätzbar. Sie gehören jener ernsten und schwungvollen Gattung der Lyrik an, welche bei uns vornämlich durch Schiller und Platen ausgebildet worden ist, aber in neuerer Zeit zu wenig cultivirt wird, indem die Dichter des Tages mit geringen Ausnahmen die schon bis zum Überdruß abgeleierten Weisen von Uhland und Heine immer von Neuem zu wiederholen nicht müde werden."[2]) In diesem poetischen Bekenntnis, das Schack in seinem Aufsatz „Ein Wort über die Lyrik" in der „Pandora" weiter ausgeführt hat, liegt ein Berührungspunkt zwischen ihm und Rogge, so weltenweit auch im übrigen die beiden Männer von einander verschieden sind.

Adolf Friedrich Graf von Schack[3]) wurde am 2. August 1815 in Schwerin geboren als ältester Sohn des Landrats Adam Reimar Christoph v. Schack auf Brüsewitz. Seine Kindheit und seine ersten Knabenjahre verbrachte er auf dem väterlichen Gute in fast absoluter Einsamkeit: „Da damls noch keine Chaussee über dasselbe führte, konnten Besuche von den Nachbargütern nur sehr selten sein, und die Post brachte nur zweimal wöchentlich Briefe und Zeitungen." Schack hat die freundlichsten Erinnerungen an diese Zeit bewahrt — Erinnerungen an „das Vaterhaus, aus dessen Tor er früh sich in die Welt verlor", an den Park und die Streifzüge in die Umgegend. Die Heimatliebe ist dem Weitgereisten nie erstorben, das beweisen Gedichte wie „Heimkehr", „Heimatsgefühl", „Aus der Heimat", „An die Hausgeister", „Die Ahnenbilder", „Im Garten zu Brüsewitz"[4]) und im Andenken an seine glückliche Jugend ruft der Dichter im Anfang seines „Lothar" aus:

---

[2]) Brief vom 13. Juli 1854, abgedruckt in „Ein seltenes Leben" S. 214.

[3]) S. die Autobiographie Schacks „Ein halbes Jahrhundert. Erinnerungen und Aufzeichnungen" (3 Bde., Stuttgart u. Leipzig 1888; 3. Aufl. 1894). Eine Zusammenstellung der Schriften über ihn gibt E. Walter: „Ad. Fr. Graf v. Schack als Übersetzer" („Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte" X. Leipzig 1907) S. 2 Anm. 2.

[4]) „Gesammelte Werke." In 10 Bänden. 3. Aufl. (Stuttgart 1897 f.). Bd. II S. 25, 163, 178, 375, 412, 415.

Wie glücklich ich! O sel'ge Kindheit,
Der Lebensfrühe goldne Zeit!
Ein Licht, das wir nicht schaun in unsrer Blindheit,
Ein Schimmer noch aus der Unendlichkeit
Umleuchtet dich!

Den frühesten Unterricht erhielt Schack von Hauslehrern, den in der Musik und in einigen anderen Fächern von der Gouvernante seiner Schwestern, Hedwig Dragendorff, für die ihm immer ein warmes Gefühl der Dankbarkeit und herzliche Zuneigung geblieben ist; die „Nächte des Orients" sind ihr gewidmet. Von seinen Hauslehrern verdankte der Knabe dem ersten eine gewisse Kenntnis von den Naturerscheinungen, namentlich des Sternenhimmels, und diese Liebe zu den Gestirnen hat sich vom Lehrer auf den Schüler übertragen; die Sternenwelt spielt eine große Rolle in Schacks Gedichten, eines seiner schönsten Epen führt den Titel „Die Plejaden". Sein zweiter Mentor hatte zur Zeit des Wartburgfestes studiert und lebte ganz in den Ideenkreisen der Burschenschaft; es ist unverkennbar, daß dessen Erzählungen und Äußerungen seinen Zögling nachhaltig beeinflußt haben. „Er erzählte mir," berichtet Schack, „viel von den Befreiungskriegen, von den Opfern an Gut und Blut, die das deutsche Volk gebracht, um seine Unabhängigkeit wieder zu erringen, und fügte dann bitter hinzu, wie wenig ihm von allen seinen Hoffnungen erfüllt, wie schmählich es um die ersehnte Macht und Einheit betrogen worden sei . . . . Wenn dann die Oktoberfeuer zum Andenken an die Schlacht von Leipzig . . . . aufflammten, loderte mein Herz in Begeisterung für die Helden jener Freiheitskriege, in Unwillen gegen diejenigen, die ihnen die Früchte ihrer Siege geraubt, empor. Zugleich ward dies Gefühl in mir geschürt durch die Körnerfeier, die alljährlich in unmittelbarer Nähe meines väterlichen Gutes stattfand."

Wenn so ein Teil von Schacks Ideenwelt von außen bestimmt wurde, so entwickelten sich andere wesentliche und beherrschende Triebe seiner Seele ohne fremdes Zutun. „Es ist wunderbar," sagt er, „wie eigentümliche Geistesrichtungen von der Natur dem Menschen eingepflanzt zu sein scheinen und sich von selbst, ohne Anregung von außen, ja sogar unter hemmenden Einflüssen nur um so stärker geltend machen. So wüßte ich nicht, von wem die Liebe zur Literatur, besonders zur Poesie, sowie auch der Drang zur Erlernung von Sprachen, der Trieb in die Ferne und das Verlangen nach Reisen in mir geweckt worden wären."

Es muß der Trieb sein, der auf andern Sternen
Vor der Geburt ihm ward ins Herz geflößt

sagt Schack in dem Gedichte „Dichterschicksal“.[5]) „Lebhaft interessierten mich auch,“ fährt er fort, „Zeitungsnachrichten aus weitentlegenen Ländern. Wenn abends bei meinen Eltern die Berichte über den Aufstand der Griechen vorgelesen wurden und niemand glaubte, daß ich ein Ohr dafür hätte, hörte ich mit gespannter Aufmerksamkeit zu und bewunderte die Taten von Kolokotroni, Nikitas und Kanaris. Ebenso groß war meine Teilnahme für die spanische Revolution, und ich erinnere mich noch, wie viele Tränen ich um Riego weinte, als die Kunde von seiner Hinrichtung eintraf.“

Kleine Reisen, nach Pyrmont und nach Travemünde, erschienen dem Knaben wie große Ereignisse. Zu den Hügeln des Deister blickte er mit ahnungsvollen Schauern hinüber, der Anblick des Meeres riß ihn zum höchsten Entzücken hin. Von seinem Wandertrieb durfte Schack freilich zu seinem Vater nicht sprechen, ebensowenig von seiner Liebe zur Poesie. Der Landrat v. Schack hatte zwar selber in seiner Jugend einige literarische Neigungen gehabt und war als Student in Halle und Göttingen mit Achim v. Arnim, Clemens Brentano und Ernst v. Houwald befreundet gewesen, aber das Geschäftsleben der späteren Jahre hatte seinen früheren Hang zur schönen Literatur ertötet. Er konnte es sich nicht anders denken, als daß sein Ältester dereinst eine hohe Stellung im Staatsdienst bekleiden würde.

Im Jahre 1828 wurde der Landrat v. Schack zum mecklenburgischen Bundestagsgesandten ernannt und siedelte mit seiner Familie nach Frankfurt über. Doch dauerte der Aufenthalt in Frankfurt für den Knaben dieses Mal nicht lange, da es längst bestimmt war, daß er das Pädagogium in Halle besuchen sollte. Dort fühlte sich Schack sehr unglücklich. Mehrmals dachte er an Flucht: einmal wollte er nach Hamburg entfliehen und als Matrose nach Amerika gehen, ein anderesmal beabsichtigte er sich nach Polen, für dessen Aufstand er schwärmte, zu begeben und in das Revolutionsheer einzutreten. Er erzählt, der Aufenthalt auf dem Pädagogium sei ihm schließlich so unerträglich geworden, daß er sicher einen dieser absurden Pläne zur Ausführung gebracht hätte, wenn nicht unerwartet eine glückliche Wendung in seinem Schicksal stattgefunden hätte. Die Cholera nämlich bedrohte Halle, und da beriefen seine Eltern ihn zu sich nach Frankfurt. Hier genoß er zunächst volle Freiheit und hatte nur Unterricht in einigen seiner Lieblingsfächer. Seine unter dem Druck der Verhältnisse in Halle erstickte Neigung zu den Studien flammte jetzt um so mächtiger empor. Nachdem er die deutschen Dichter wieder und wieder gelesen hatte, warf er sich auf das Erlernen der neueren Sprachen und brachte es bald dahin, Dante, Ariost und Calderon lesen zu können.

---

[5]) „Episteln und Elegien“ ebd. Bd. X S. 56.

Aber das genügte ihm nicht; er wollte sich alles Vorzüglichste in den verschiedenen Literaturen aneignen und dann doch wieder nicht bloß genießen, sondern auch selbst produzieren. So warf er denn die Bücher bei Seite und begann zu schreiben, bald Prosa, bald Verse, und häufte Manuskripte auf Manuskripte, die freilich nachher in den Ofen wanderten.

Nachdem er so einige Monate die Freiheit genossen hatte, kam Schack auf das Frankfurter Gymnasium, und zwar gleich in die oberste Klasse. Hier hatte er zum ersten Male das Glück des Umgangs mit jungen Leuten, die ihn nicht nur verstanden, sondern ähnliche Ziele verfolgten wie er selbst. An bestimmten Abenden in der Woche kamen die Freunde zusammen, um sich über die Themata zu unterhalten, die ihnen am Herzen lagen. Sie schrieben ein Journal, das am Sonntag, freilich nur im Manuskript, erschien und zu dem jeder einen Beitrag liefern mußte. Von den Aufsätzen und Gedichten sandten die Freunde dann solche, die dessen würdig befunden wurden, an Frankfurter Blätter und hatten die Freude, manches davon aufgenommen zu sehen.

Seine Privatstudien beschränkte Schack nicht auf die romanischen Sprachen, sondern er wagte sich auch an die orientalischen und studierte mit heißem Bemühen Wilkens persische Grammatik und persische Chrestomathie, und da er bald inne wurde, daß eine eindringende Kenntnis des Persischen nicht möglich ist ohne Kenntnis des Arabischen, wollte er auch diese Sprache erlernen, überzeugte sich indessen bald, daß das ohne einen Lehrer nicht ausführbar ist, und einen solchen fand er in Frankfurt nicht.

Diese übergroßen geistigen Anstrengungen drohten Schacks ohnehin nicht starke Gesundheit zu zerrütten. Doch gab es auch manches, was seine Arbeiten unterbrach. Er hatte ein lebhaftes politisches Interesse. Von seiner anfänglichen Sympathie für die burschenschaftlichen Bestrebungen war er längst „zu viel vorgeschritteneren Ansichten“ übergegangen und sah im Grunde die Republik als das Erstrebenswerte an. Vor seinem Vater mußte er natürlich derartige Ansichten geheimhalten; auch ging er nicht so weit, in demagogische Verbindungen einzutreten, aber er wurde doch Mitglied einer Gesellschaft, die zwar nicht offene Revolution wollte, aber sonst auf jede Weise die Wiedergeburt Deutschlands zu fördern sich vorgesetzt hatte. Je toller die Redner dieser Gesellschaft an ihren Versammlungsabenden gegen die Tyrannei der Regierungen donnerten, desto mehr fanden sie Schacks Beifall, der gar zu gern selbst als Redner aufgetreten wäre, den man aber seiner Jugend wegen nicht zum Worte kommen ließ. Nur einmal erschien er als Redner einigermaßen in der Öffentlichkeit. Als nach dem Falle von Warschau viele vertriebene Polen durch Frankfurt kamen, verabredete er mit einigen Bekannten, ihnen in einem Gasthause einen festlichen Empfang zu bereiten und deklamierte dort ein pomphaftes Gedicht zu ihrer Begrüßung. Die Debatten in den süddeutschen Ständeversammlungen

verfolgte er mit dem größten Interesse und hegte innige Verehrung für die oppositionellen Kammermitglieder. Jede Demonstration gegen die Regierungen, besonders das Hambacher Fest erschien ihm als ein Wahrzeichen, daß nun die Morgenröte der Freiheit sich über Deutschland erheben werde. Noch als Student schrieb er anonyme enthusiastische Briefe an Karl v. Rotteck, an den württembergischen liberalen Abgeordneten Paul Pfizer, an den durch sein politisches Märtyrertum bekannten Bürgermeister Behr in Würzburg, und verfaßte in französischer Sprache ähnliche begeisterte Schreiben an den spanischen Freiheitskämpfer Torrijos und den griechischen Seehelden Kanaris. In gleicher Weise fühlte er sich gedrungen, gegen Dichter und Künstler, die er besonders hochschätzte, sein Herz auszuschütten, namentlich gegen solche, die nach seiner Meinung nicht nach Verdienst gewürdigt wurden. So schrieb er z. B. eine ganze Reihe von Briefen an Platen, der von allen lebenden Dichtern den größten Eindruck auf ihn gemacht hatte.

Noch vor Vollendung seines 17. Lebensjahres hatte er das Gymnasium absolviert; da es seinen Eltern reichlich früh erschien, ihn jetzt schon die Universität beziehen zu lassen, wurde ihm gestattet, einige Monate auf Reisen zu gehen. Er durchstreifte die Schweiz von einem Ende zum andern, dann erschloß sich ihm zum ersten Male das langersehnte Italien. Genua schien ihm schon das Wundervollste, was die Erde bieten könne, aber sein Entzücken steigerte sich noch, als er Florenz betrat und ihm dort die italienische Kunst in ihrer ganzen Herrlichkeit aufging. Einen noch gewaltigeren Eindruck machte ihm Venedig, das ihm bis an sein Lebensende die schönste aller Städte zu sein schien. Die Verhältnisse erlaubten ihm nicht, auch nach Rom zu gehen; um so lebhafter blieb der Stachel des Verlangens nach dort in seiner Brust zurück.

„Mein Vater," so sagt Schack, „teilte die in Deutschland sehr verbreitete, mir von je her unverständliche Meinung, es sei für einen Adligen unpassend, einen anderen Beruf zu wählen als den der Bewirtschaftung eines Landgutes, den des Soldaten oder etwa die juristische, Hof- oder diplomatische Karriere, und demnach sei es vom Übel, sich mit Studien zu beschäftigen, die nicht unmittelbar für die Verfolgung eines solchen Berufes nützlich wären." So stellte der Wille des Vaters dem Sohn, dessen schwache Gesundheit den Militärdienst auszuschließen schien, das Dilemma, sich entweder ganz dem Landleben zu widmen oder die juristische Laufbahn einzuschlagen, aus der er später in die diplomatische übergehen könne. Überzeugt, daß er eine andere, seinen Wünschen mehr entsprechende Laufbahn nicht betreten dürfe, ohne sich mit seinen Eltern ganz zu entzweien, entschloß er sich zum Studium der Jurisprudenz, obwohl er bekennt, daß er sich zu ihr unter allen Wissenschaften am wenigsten hingezogen fühlte und sich selbst sagte, daß er ihr nie irgend ein Interesse würde abgewinnen können. Indessen tröstete er sich mit

dem Gedanken, daß ihm neben dem juristischen Studium wohl noch Zeit für seine Lieblingsbeschäftigungen bleiben werde. So bezog er denn die Universität Bonn und fühlte sich bald recht behaglich am Rhein. Von dem studentischen Treiben hielt er sich fern. Die juristischen Vorlesungen besuchte er selten, schrieb viel Poetisches, wovon er aber wenig der Aufbewahrung wert erachtet hat, und widmete sich im übrigen dem Studium der romanischen Sprachen sowie des Sanskrit und des Arabischen unter Diez, Lassen und A. W. v. Schlegel.

Die ersten großen Ferien gedachte Schack zu einer größeren Reise zu benutzen, die er bis Spanien ausdehnen zu können hoffte. Er ging zunächst über Brüssel nach Paris. Schon den zweiten Tag seines dortigen Aufenthaltes benutzte er zu einem Besuch bei Ludwig Börne, für den er sich einen Brief hatte aus Frankfurt schicken lassen. Börne's Name füllte damals alle Zeitungen, seine Briefe aus Paris wurden, obwohl strengstens verboten, in ganz Deutschland eifrig gelesen. Der scharfe Spott dieser Briefe über deutsche Zustände sagte Schack ungemein zu, und er wollte nicht in Paris gewesen sein, ohne den Verfasser gesehen zu haben, der ihn sehr freundlich aufnahm und mit dem er einen Spaziergang nach dem Père Lachaise machte. Am Tage darauf aber erkrankte Schack schwer; sein Vater eilte an sein Krankenbett und führte den Sohn, sobald der einigermaßen genesen war, nach Frankfurt zurück. Als der Herbst ins Land kam, ging Schack zur Fortsetzung seiner Studien nach Heidelberg, machte aber vorher noch einen Ausflug nach Schwaben, um Justinus Kerner aufzusuchen, wie er denn zeitlebens bestrebt gewesen ist, die Männer, die ihm durch ihre Werke teuer waren, persönlich kennen zu lernen. Kerners Person wurde ihm sehr lieb, aber in die Mysterien von Prevorst eingeführt zu werden lehnte er ab, obwohl er, wie er wiederholt bekannt hat, weit davon entfernt war, die Tatsache des Hellsehens zu leugnen. Auch Tübingen besuchte Schack, um Hölderlin zu sehen, erreichte aber seinen Zweck nicht. Den Rückweg nahm er über Karlsruhe in der Hoffnung, einige der hervorragenderen Mitglieder der gerade tagenden badischen Deputiertenkammer, für die er eine schwärmerische Verehrung hegte, zu sehen und zu hören und es glückte ihm anwesend zu sein, als Welcker eine Rede hielt, ein Mann, über den in den Kreisen seines Vaters nur feindselig und geringschätzig gesprochen wurde.

In Heidelberg schrieb Schack an einem erzählenden Gedicht, das aber später ins Feuer wanderte. Schon damals übrigens begann er nach literarischer Auszeichnung zu trachten, hatte aber, wie auch später noch lange Zeit hindurch, große Scheu, mit eigenen poetischen Leistungen an die Öffentlichkeit zu treten und sann daher nach, mit welchem anderen Werke, das zugleich seinen Neigungen entspräche, er sich ein Verdienst um die Literatur erwerben könne. Die wichtigste der Arbeiten, die ihm vorschwebten und mit denen er sich zu beschäftigen begann, war eine

Übersetzung des Firdusi. Je mehr er sich in dieses Werk hineinarbeitete, desto fester wurde ihm die Überzeugung, der alte Perser sei einer der größten Dichter aller Zeiten und zudem dem germanischen Geiste so verwandt, daß er, in angemessener Weise übertragen, in allen deutschen Herzen Anklang finden müsse. Schon in Heidelberg vollendete Schack ein paar Abschnitte, war aber später mit der Ausführung so unzufrieden, daß er das bereits Vollendete vernichtete und die betreffenden Partien ganz von neuem übersetzte.

Begreiflich, daß es mit seinen juristischen Studien nicht recht vorwärts gehen wollte. Er hörte Pandekten bei Thibaut, aber es wollte ihm trotz aller Mühe nicht gelingen, dem Gegenstande ein Interesse abzugewinnen. Thibaut selbst, an den Schack empfohlen war, gefiel ihm in seiner Unterhaltung viel besser als auf dem Katheder.

Im Frühjahr 1835 trat Schack auf ärztliches Anraten eine größere Reise an. Diese führte ihn zunächst in die Schweiz, für die er nicht nur ihrer landschaftlichen Schönheiten wegen schwärmte; als ihren unschätzbaren Vorzug pries er ebenso laut, daß sie ein von allen Nachbaren anerkanntes Asyl der Freiheit sei. Nachdem er das Berner Oberland durchwandert hatte, ging er an den Vierwaldstätter See, um hier die Wiege der Schweizerfreiheit zu begrüßen. Da bei seiner früheren Reise der Übergang über die Alpen und der erste Eintritt in Italien ihm einen überwältigenden Eindruck gemacht hatte, so beschloß er, sich diesen Eindruck zu wiederholten Malen zu verschaffen und ging deshalb erst über den Gotthard, dann über den Simplon, schließlich über den Splügen. Nachdem er die Ortschaften und Villen am Comer See durchwandert und mit seinem damaligen Liebling Albano am Lago Maggiore geschwärmt, nahm er seinen Aufenthalt am Genfer See und pilgerte, wie das so seine Art war, nach den Stätten, die durch Erinnerungen aus Geschichte und Dichtung oder durch das Andenken an ausgezeichnete, von ihm besonders verehrte Männer geweiht waren. So ging er am Genfer See Rousseau und Byron nach. Dann wandelte er in der Provence auf den Spuren Petrarca's, in dem er mehr den politischen als den lyrischen Dichter, mehr den Sänger der Canzone „Italia mia" als den Verfasser der Sonette an Laura verehrte. Weiter ging es nach den Pyrenäen und ins Land der Basken. Schacks Sehnsucht stand von je nach Spanien; vom Pic du Midi sandte er verlangende Blicke nach Süden, wo ein scharfes Auge die Türme von Saragossa erkennen konnte, aber der in Spanien wütende Karlistenkrieg verhinderte für diesesmal den Besuch des Landes. Statt dessen beschloß er nach Italien zu gehen, als er jedoch in die Provence zurückkehrte, war dort die Cholera ausgebrochen und verbreitete panischen Schrecken. Bis Spezia gelangte er noch unangefochten, dann aber gingen ihm durch langwierige strenge Quarantäne mehrmals kostbare Wochen verloren. Doch gelangte er

schließlich nach Florenz, nach Siena, nach Perugia, endlich auch nach dem heißersehnten Rom. Die ihm für die Reise gesetzte Frist war inzwischen abgelaufen, aber er fand sich mit seinem Gewissen ab, blieb acht Tage in Rom, durchwanderte das Albaner und das Sabiner Gebirge, ging noch für ein paar Tage nach Neapel und gelangte in Eilfahrten zu Neujahr 1836 nach Berlin, um dort seine Studien fortzusetzen und zu beenden.

Noch etwa zwei Jahre Studium hatte Schack nun vor sich, bevor er in den Staatsdienst treten sollte, aber er beeilte sich nicht mit den Vorbereitungen dazu. Zunächst trieb er eifrig Philosophie und hörte Vorlesungen bei Michelet und Hotho, fühlte sich aber von der herrschenden Hegelschen Philosophie abgestoßen. Dann betrieb er Kunststudien unter der Führung von Eugen v. Liphart und Carl Friedrich v. Rumohr. Daß literarhistorische Studien, belletristische Lektüre, Besuch des Theaters und Verkehr mit literarischen Größen nicht fehlten, versteht sich von selbst. So wurde er z. B. bei einem längeren Aufenthalt in Dresden Hausfreund bei Ludwig Tieck und pflog in Berlin vertrauten Umgang mit Adalbert v. Chamisso, zu dessen Musenalmanach er eine Anzahl von Gedichten beisteuerte.

Inzwischen rückte nun doch die Zeit heran, wo es für Schack galt, seinen Lieblingsbeschäftigungen zunächst zu entsagen und sich für das Examen vorzubereiten. Nach heftigem Kampfe riß er sich von allem los, studierte während eines halben Jahres bis tief in die Nacht hinein und bestand im Frühjahr 1838 die Staatsprüfung. Wegen der Aussicht, später in die Diplomatie übergehen zu können, trat er in preußische Dienste; zuerst aber mußte er, nach der damaligen Vorschrift, ein Jahr beim Gericht, ein weiteres Jahr bei der Regierung arbeiten. Ihn traf das Schicksal, zunächst ans Kriminalgericht beordert zu werden. Diese Zeit bezeichnet Schack als die trostloseste seines Lebens. Viel besser wurde es auch nicht, als er ans Stadtgericht versetzt wurde. Nachdem er dreiviertel Jahre lang sich so in der Tretmühle der Geschäfte gemüht hatte, war seine Gesundheit völlig zerrüttet und er glaubte sicher zu Grunde gehen zu müssen, wenn er in der ihm verhaßten Tätigkeit hätte ausharren sollen. Daher schätzte er sich glücklich, Urlaub auf ein Jahr nehmen und auf Reisen gehen zu können.

Sein Sehnen stand wieder nach Spanien, doch nötigte ihn der dort immer noch wütende Bürgerkrieg, seiner Reise ein anderes Ziel zu geben. So ging er denn, Italien nur durchfliegend, zunächst nach Sizilien. Auf der Überfahrt von Syrakus nach Malta wurde das kleine Küstenschiff, auf dem er sich mit mehreren Reisegefährten befand, in der Nacht von einer französischen Brigg übersegelt und Schack mußte froh sein, das nackte Leben zu retten. Von Malta ging es nach Athen, wo er die Freude hatte, zwei Studienfreunde, Ernst Curtius und Emanuel Geibel, wiederzufinden. Beide kannte er von Bonn her; in Berlin war er ihnen näher

getreten, hatte mit Curtius Italienisch getrieben und mit Geibel zusammen ein Trauerspiel zu schreiben begonnen. Von Athen aus durchzog Schack einen großen Teil von Nordgriechenland und fast den ganzen Peloponnes, schiffte sich dann nach Kleinasien ein, unternahm den Ritt über das Schlachtfeld von Troja nach Brussa, bestieg den bithynischen Olymp und fuhr nach Konstantinopel. Von hier wandte er sich wieder nach Süden, sah das damals noch in unzerstörter Eigentümlichkeit prangende Kairo und ließ sich, den sengenden Strahlen der Sonne trotzend, von einer Nilbarke nach Oberägypten führen. Nach Kairo zurückgekehrt, unternahm er den Wüstenritt nach dem Sinai und der Ruinenstadt Petra, ging über Hebron nach Jerusalem, Damaskus und Beirut, von wo er Ausflüge in den Libanon machte. Es war inzwischen Spätherbst geworden, und er verließ den Orient, um sich zu Schiff über Malta nach Gibraltar zu begeben. Von da brach er zunächst nach dem Ziel seiner besonderen Sehnsucht, nach Granada auf, ging über Sevilla und Cordoba nach Madrid, wo er längere Zeit im Interesse seines Werkes über die dramatische Literatur der Spanier in der königlichen Bibliothek und der des Herzogs von Ossuna arbeitete, und begab sich dann nach Lissabon. Sein Urlaub war, wie er sich zu seiner Beschämung gestehen mußte, schon um viele Monate überschritten, und so schiffte er sich schweren Herzens nach Southampton ein, von wo er wieder in die Heimat gelangte. Ihn schauderte bei dem Gedanken, nun von neuem an den Aktentisch gebannt zu werden. Indessen empfing ihn bei der Rückkehr die willkommene Nachricht, daß ihm die Stelle eines Legationssekretärs bei der mecklenburgischen Bundestagsgesandtschaft in Frankfurt angeboten sei. Da er wußte, daß dieses Amt ihm reichliche Muße zu Studien und literarischen Arbeiten lassen werde, nahm er den Antrag sofort an, löste frohen Herzens das Band, das ihn weiter „in die herzerhebende preußische Beamtenkarriere“ hineinziehen sollte und nahm im Sommer 1840 in dem ihm schon liebgewordenen Frankfurt seinen Aufenthalt.

Für den Bundestag, in dessen Wesen und Tun der mecklenburgische Legationssekretär manchen Einblick tun durfte, hat Schack kein Wort des Lobes. Er war bereit anzuerkennen, daß ein schwaches Band der Einheit besser sei als gar keines, aber er sagte sich, daß ein so lockerer Bau bei der nächsten Erschütterung einstürzen müsse und ersehnte den Moment, wo das geschehen werde. „Glücklicherweise,“ sagt er, „war meine Stellung nicht von der Art, daß mir zugemutet wurde, irgend etwas zu tun, was mit meinen Überzeugungen im Widerspruch stand. Die mir obliegenden Geschäfte waren von sehr unschuldiger Art, und so erfreute ich mich der vielen Zeit, die sie mir übrig ließen, um den Musen zu opfern.“

Im Interesse seiner Studien ging Schack zu Anfang 1841 für längere Zeit nach London. Er fand hier einen Bonner Universitätsfreund wieder, der ein großes literarisches Journal herausgab. Der

glänzendste Mitarbeiter dieser Zeitschrift, für die auch Schack einige Artikel über neue deutsche Literaturerscheinungen schrieb, war Giuseppe Mazzini, mit dem bei dieser Gelegenheit Schack bekannt und nach und nach eng befreundet wurde. „Ich wüßte nicht", schrieb er später,[6]) „daß je ein Mensch gleich bei der ersten Bekanntschaft einen so mächtigen Eindruck auf mich gemacht hätte. Mir war, als stände einer der ersten Apostel vor mir und ich wurde von der ehrfurchtgebietenden Größe des Mannes wie niedergedrückt. Aber wenn ich zuerst kaum ein Wort in seiner Gegenwart hervorzubringen vermocht, wenn ich bange die Augen vor ihm niedergeschlagen hatte, fühlte ich mich doch bald wieder ermutigt: so einfach und mild erschien er mir und aus dem Glanze seiner Augen, die unter seiner mächtigen Stirne leuchteten, strahlte ein ganzer Himmel auf mich nieder. Ehe er mich näher kannte, vermied er es natürlich, von dem, was seine Seele vor allem erfüllte, der hohen politischen und sozialen Aufgabe, die er sich gestellt hatte, zu reden. Unsere Gespräche drehten sich daher hauptsächlich um Literatur und Kunst, über die er mit hinreißendem Feuer zu sprechen wußte und von denen er große Ziele in Übereinstimmung mit der hohen Aufgabe des Jahrhunderts verfolgt wissen wollte. Später, als er erkannte, daß er mir vertrauen dürfe, enthüllte er mir dann seine ganze große Seele mit ihren weltumspannenden Ideen und machte mich zu seinem begeisterten Anhänger, als welchen ich mich, wenn auch meine Überzeugung im Laufe der Zeit diese oder jene Wandlung erfahren hat, noch heute bekenne." Später, in einem denkwürdigen Moment der neueren Geschichte Italiens, sollte Schack Mazzini in Rom wiedersehen.

Im März 1842 wurde Schack von der mecklenburgischen Regierung nach Paris gesandt. Wie bescheiden auch seine diplomatische Stellung sein mochte, so wurde sie doch dadurch gehoben, daß die Schwiegertochter des Königs Louis Philipp eine mecklenburgische Prinzessin war und Schack schon von früher her kannte. Denn dieser Umstand verschaffte ihm näheren Zutritt zum Hofe und zur Familie des Königs. Unter so begünstigenden Umständen bot der Aufenthalt in Paris des Interessanten viel. Von den Staatsmännern der Julimonarchie lernte Schack namentlich kennen den kalten und gemessenen Guizot und den viel sympathischeren, bisweilen sogar hinreißend liebenswürdigen Thiers. Mehr Wert als auf die Bekanntschaft mit den Staatsmännern legte er auf den Verkehr mit Dichtern und Künstlern. Er fand Zutritt zum Salon Victor Hugo's, in dem er nicht sowohl den bedeutenden Dramatiker als besonders den größten Lyriker verehrte, den Frankreich je hervorgebracht. Im Cercle littéraire des Palais Royal traf er mit manchen der damaligen Literaturgrößen zusammen, so mit Alexander Dumas und

---

[6]) „Joseph Mazzini und die italienische Einheit." Stuttgart 1891. S. 56 f.

mit Charles Nodier, in verschiedenen Salons begegnete er dem greisen Chateaubriand. Von Künstlern waren es besonders Hector Berlioz und die Maler Delacroix und Ingres, mit denen verkehrt zu haben ihm immer eine angenehme Erinnerung gewesen ist.

Nach Frankfurt zurückgekehrt wandte sich Schack wieder seinen Arbeiten zu, die aber bei der beständig wachsenden politischen Aufregung, die in Deutschland herrschte, nicht recht gedeihen wollten. Aus dieser unbehaglichen Stimmung riß ihn Ende 1843 der Antrag, den vor kurzem zur Regierung gekommenen Großherzog Friedrich Franz II auf einer größeren Reise zu begleiten. „Während der Monate nun," schreibt Schack, „die ich in seiner unmittelbaren Nähe verbrachte, war es mir vergönnt, den hochsinnigen, für alles Große und Schöne glühenden Fürsten nicht allein genauer kennen zu lernen, sondern auch seine Freundschaft zu gewinnen. Diese hat er mir in allen Lebensverhältnissen bewährt, und noch mein letzter Herzschlag wird von meiner Dankbarkeit und innigen Liebe zu ihm Zeugnis geben."

Die Reise, obwohl auf weit fernere Ziele gerichtet, sollte doch auch zum Besuch verschiedener Höfe benutzt werden. Die erste kurze Rast war in Berlin. Hier fügte es sich, daß Schack im intimsten Kreise der königlichen Familie die Bekanntschaft von Alexander v. Humboldt machte. Über Dresden ging es dann zu längerem Aufenthalt nach Wien. Es war im Januar und die Soireen, Bälle und Diners drängten einander. „Da diese Art von Vergnügungen", berichtet Schack, „stets meiner Neigung widerstrebt hat, sehnte ich mich bald nach der Abreise. Die großen Feste bei Hofe und in den Sälen der hohen Aristokratie boten mir allenfalls noch einiges Interesse .... Aber wahrhaft peinlich waren mir ... die kleinen Zirkel beim Fürsten Metternich, die doch häufig besucht werden mußten. ... Was mir die Teilnahme an den Soireen im Metternichschen Hause besonders verleidete, war der Umstand, daß ich den Fürsten, dem hier alle als dem größten Staatsmann huldigten, für den bösen Dämon Deutschlands und Europas ansah und meine Privatansicht doch natürlich in den geheimsten Winkel meines Herzens zurückdrängen mußte."

Es folgte ein Besuch in München, dann ging es dem ersehnten Italien zu. In Venedig konnte nur ein kurzer Aufenthalt gemacht werden, denn der Karneval lockte nach Rom. Die lauten Lustbarkeiten der Fastnachtzeit verstimmten Schack; sie erschienen ihm wie ein herzloser Hohn auf die Trauer, die in der ganzen Atmosphäre der Tiberstadt atmet. Daher suchte er, so oft er konnte, dem Mummenschanz zu entfliehen, um in den Thermen des Caracalla oder bei dem Ausblick aus dem Klostergarten von S. Onofrio das wahre Rom wiederzufinden. In Neapel verbrachte Schack selige Wochen. Alle wonnigen Stätten der Umgebung wurden wiederholt durchschwärmt. „Ich trug Sorge dafür,"

berichtet er, „daß dem Großherzog, der das lebendigste Gefühl für Poesie hatte, jedoch unter den mannigfaltigen Geschäften, die einem regierenden Fürsten obliegen, sich nur selten dem Genuß derselben hingeben konnte, hier wie anderswo die besuchten Gegenden in dem verklärenden Glanze der Dichtkunst erschienen. So erinnere ich mich, daß ich ihm auf den Felsen bei Sorrent, angesichts von Tasso's Hause, mehrere Canzonen dieses Dichters, sowie die herrliche Ode an Italien von Petrarca vorlas. Auch Platen . . . war immer in meinen Händen und seine ‚Bilder Neapels', seine Idyllen ‚Die Fischer auf Capri' und ‚Amalfi' wurden wiederholt gelesen. Daß auch der königliche Hof besucht ward, versteht sich."

Dem Aufenthalt in Neapel folgte ein Maultierritt durch Sizilien. „Wie glücklich fühlte ich mich, die Uniform mit der schlichten Reisetracht vertauschen zu können, die glänzenden, von Schranzen erfüllten Königsschlösser mit der freien Luft des Himmels, in der ich mich nun vom Frührot bis zum Sonnensinken bewegen durfte! Ein einfaches, von sizilischem Wein gewürztes Mahl auf den Tempeltrümmern von Girgenti oder an den myrthenduftenden Meergestaden von Selinunt war mir lieber als alle Diners an sämtlichen Höfen Europas." Doch spricht Schack andererseits von den Entbehrungen, denen er in Sizilien ausgesetzt war, und namentlich von den entsetzlichen Nachtquartieren. Dafür entschädigte wenigstens für einige Tage der Aufenthalt in La Valetta.

Auf dem Programm der Reise hatte auch Griechenland gestanden und Schack hatte sich darauf gefreut, Athen wiederzusehen. Daraus wurde nichts, weil gerade damals von den Griechen eine Agitation gegen die Deutschen ins Werk gesetzt war, durch die viele und verdienstvolle Männer aus ihren Ämtern verdrängt wurden, und weil es nicht passend erschien, daß unter solchen Umständen ein deutscher Fürst das Land betrete. So ging die Fahrt über Smyrna direkt nach Konstantinopel. Als einen besonderen Vorzug bei seinem diesmaligen Besuche dieser Stadt empfand es Schack, daß die Verhältnisse ihm den Zutritt zum Hofe des Sultans — es war Abd-ul-Medschid — ermöglichten.

Für die Heimreise, die wieder den Weg über Malta nahm, hatte der Großherzog sich eine Besteigung des Aetna vorgenommen. Sie wurde auch begonnen, mißlang aber dadurch, daß unterwegs ein Unwetter losbrach und die Führer sich verirrten. Die Reisegesellschaft geriet so in eine sehr bedenkliche Lage, den meisten Teilnehmern versagten schließlich völlig die Kräfte; wäre nicht im letzten Augenblick, fast durch Zufall, die Casa degli Inglesi erreicht worden, so hätte der Ausflug ein bedenkliches Ende genommen. Am anderen Tage war blauer Himmel und der Großherzog, dem der Gedanke peinlich war, so nahe dem Gipfel gewesen zu sein und nicht am Rande des Kraters gestanden zu haben, schickte seine erschöpften Kavaliere zurück und machte sich, von Schack begleitet, auf den

Weg nach der Spitze des Berges, zuletzt aber stellte sich heraus, daß es unmöglich sei, hinaufzukommen: der Kegel hatte sich während der Nacht mit festgefrorenem Schnee bedeckt und der Pfad am Abhang war durch die Glätte unerklimmbar geworden. So gebot denn die Notwendigkeit die Umkehr. „Daß die Aetnaexpedition", meint Schack, „ohne dauernden Schaden für die Gesundheit der Teilnehmer ablief, kommt mir fast wie ein Wunder vor." Von weiteren Stationen der Rückreise nennt Schack nur Florenz und Karlsruhe.

Nach Frankfurt zurückgekehrt vertiefte sich Schack wieder in seine Arbeiten. Seine nächste Beschäftigung war, die beiden ersten Bände seiner „Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien" zum Druck vorzubereiten. Zwar meinte er, das Werk leide an manchen Unvollkommenheiten, die sich vielleicht beseitigen ließen, wenn er es noch länger im Pult behielte, aber andererseits mußte er sich sagen, daß etwas allen Ansprüchen genügendes bei der ersten, auf fast keine frühere Leistungen gestützten Bearbeitung dieses umfangreichen Feldes der Literatur sich nicht zustande bringen ließe und daß allzu große Ängstlichkeit und Skrupulosität bei literarischen Unternehmungen unter Umständen ebenso vom Übel sei wie zu große Leichtfertigkeit. So erschienen die beiden ersten Bände 1845, der dritte folgte 1846. Daß eine derartige Arbeit, so abseits von den Interessen des Tages liegend, keinen lauten und rauschenden Beifall finden konnte, verstand sich von selbst, indessen konnte der Verfasser mit der Aufnahme des Werkes in allen urteilsfähigen Kreisen wohl zufrieden sein. Mit besonderer Freude erfüllte ihn die Anerkennung, die es in Spanien fand, wo es, von Eugenio Hartzenbusch in der Akademie besprochen und von Eugenio de Mier übersetzt, mit ein Anlaß zu der erneuten Beschäftigung der Spanier mit ihren alten Dramen wurde.

Nach der Vollendung dieses Buches widmete sich Schack längere Zeit, um sich — wie er sagt — ein Fest nach der Arbeit zu geben, der poetischen Produktion, die ihm seit seiner frühesten Jugend Bedürfnis gewesen war. Mit dieser Tätigkeit ging dann die Übertragung oder vielmehr Nachdichtung des Firdusi Hand in Hand, die ihn mehrere Jahre hindurch beschäftigte. Bei diesen Arbeiten aber hatte sich Schack wieder mehr zugemutet, als seine Nerven ertragen konnten. Da er aus Erfahrung wußte, daß eine Reise ihn bald wiederherstellen würde, ging er im Herbst 1846 in die Seebäder von Barcelona. In die Zeit, die seiner Rückkehr nach Frankfurt folgte, fiel ein Ereignis, das einen düsteren Schatten über sein ganzes späteres Leben gebreitet hat. „Es widerstrebt mir völlig" — sagt er in seinen Lebenserinnerungen — „hier von intimen Herzensangelegenheiten zu reden; nur der heiligen Stimme der Dichtkunst habe ich es gegönnt, einiges davon verlauten zu lassen. Hier sei einzig gesagt, daß das Mädchen, welches ich mit aller Glut und Tiefe

der Empfindung liebte, deren mein Wesen fähig ist, plötzlich durch eine hitzige Krankheit von der Welt hinweggenommen wurde. Es sind später, freilich erst Jahre nachher, andere Neigungen in mir erwacht, aber keine hatte die Stärke dieser ersten." Genesung von diesem Seelenleiden erwartete Schack von der Zauberkraft der Arbeit, auf die er sich nun mit Leidenschaft warf. So entstand denn in jener Zeit ein großer Teil der Nachbildung des Firdusi. Aber die Überanspannung der Kräfte führte wieder eine Ermattung herbei und drohte ihn aufs Krankenlager zu werfen. Dem suchte er durch eine im Spätsommer 1847 unternommene Reise nach Holland, England und Schottland zu begegnen. Den Winter von 1847 auf 1848 verbrachte er wieder in Frankfurt, in indische Studien vertieft. „Wenn ich am Abend", erzählt er, „aus meinem orientalischen Gemach in die geselligen Zirkel, die ich notgedrungen besuchen mußte, eintrat, konnte ich mich in diese fremde Welt schwer finden und verstand, was Goethe damit meinte, wenn er sagte, die Wirklichkeit sei absurd. Deshalb machte ich Anstrengungen, die Geselligkeit wenigstens an einigen Abenden so zu gestalten, wie sie mir mehr zusagte. Es gelang mir, einen Kreis von Herren und Damen zusammenzuführen, um dramatische Werke mit verteilten Rollen zu lesen. . . . Das Repertoire unserer dramatischen Abende, das zu wählen mir im wesentlichen überlassen blieb, war ein mannigfaltiges. Außer den Stücken, die einmal als klassisch galten, wurden auch solche, welche Anwartschaft darauf haben, es einst zu werden, in unserem Zirkel gelesen, so namentlich die von Kleist, Merlin und Alexis von Immermann, die Hohenstaufen von Grabbe, der Schatz des Rhampsinit von Platen. Stücke wie Griseldis, der Sohn der Wildnis, König René's Tochter und ähnliche Stücke suchte ich fernzuhalten, obgleich die Damen für sie schwärmten. Auch einige der Bundestagsgesandten, die man sonst nur am Kartentisch zu sehen gewohnt war, nahmen an dem Verein teil."

Diesen geselligen Abenden machten die politischen Ereignisse ein Ende: die Februarrevolution brach aus und Deutschlands „tolles Jahr" begann. Schack mußte im März im Auftrage seiner Regierung nach Ems zur Herzogin von Orleans reisen, die, aus Paris geflohen, mit ihren beiden Söhnen sich dort in tiefster Zurückgezogenheit barg. Über den Inhalt dieser Mission hat sich Schack nicht ausgesprochen; wir dürfen annehmen, daß er die Herzogin bewegen sollte, ihren Aufenthalt in Mecklenburg zu nehmen, wo ihr der Großherzog das Ludwigslust Schloß zur Verfügung stellte. Wahrscheinlich hat die Herzogin Schack nicht empfangen, wie sie sich ja auch weigerte, die Großherzogin Alexandrine zu sehen; es ist ja bekannt, daß sie nicht nach Mecklenburg ging, sondern in die Heimat ihrer Mutter und sich in Eisenach niederließ. Bedeutungsvoller für Schack gestaltete sich der weitere Verlauf des Jahres. Im Herbst beschloß der Reichsverweser auf Andrängen der Nationalver-

sammlung, Gesandtschaften an verschiedene europäische Höfe zu schicken, um die internationale Verbindung Gesamtdeutschlands mit den auswärtigen Staaten anzuknüpfen. Es ward für passend erachtet, auch an den Papst eine Gesandtschaft abzuordnen und zum Gesandten der Fürst Chlodwig Hohenlohe bestimmt, der zugleich den Auftrag hatte, sich von Rom noch nach Athen zu begeben. Durch den Reichsminister Schmerling wurde Schack angeboten, den Fürsten als Legationsrat zu begleiten, und Schack ging gern darauf ein, obwohl er sich keine Illusionen darüber machte, daß die politische Bedeutung der Mission nur gering sei.

Im November 1848 wurde die Reise angetreten; sie ging zunächst nach Marseille, von wo man sich nach Civitavecchia einschiffen wollte. In Marseille aber erhielt man die Nachricht, daß der Papst aus Rom geflohen sei, wohin wußte man nicht. So fragte Hohenlohe in Frankfurt an, wie er sich zu verhalten habe und ob er sich vielleicht gleich nach Griechenland begeben solle. Die Antwort lautete bejahend und stellte es als wünschenswert hin, daß, auch wenn demnächst der Aufenthaltsort des Papstes bekannt sein würde, der Gesandte sich doch erst später zu ihm verfüge, wenn mehr Klarheit über den Stand der Dinge im Kirchenstaat gewonnen sei. Die Fahrt nach Griechenland bot für Schack kaum etwas neues, aber Athen erschien ihm noch wundervoller als das erstemal. Die Aufnahme der Reichsgesandtschaft durch den König, die Regierung und das Volk ließ nichts zu wünschen; Schack gewann bei der Gelegenheit einen neuen Freund in der Person des österreichischen Gesandten Grafen Prokesch-Osten, an den ihm der Reichsverweser ein eigenhändiges Schreiben mitgegeben hatte. Seine Verbindung mit Prokesch hat seitdem bis zu dessen Tode fortgedauert.

Während die Gesandtschaft noch in Griechenland weilte, wurde bekannt, daß der Papst auf neapolitanisches Gebiet geflohen war und sich in der Festung Gaeta aufhielt. Hohenlohe wurde nun angewiesen, sich dorthin zu begeben. Da aber sein Erscheinen beim Papst nicht sofort nötig erschien, ward ihm freigestellt, zuvor einen Abstecher nach Palästina und Aegypten zu machen. So hatte Schack die Freude, auch diese Länder wiederzusehen. Von Aegypten begab sich Hohenlohe dann nach Mola di Gaeta, um von dort aus die ihm für den Papst erteilten Aufträge auszurichten. In dem kleinen Schloß Gaeta hauste damals zugleich mit Pius IX auch König Ferdinand von Neapel, der sich in seiner Hauptstadt nicht sicher fühlte, und in dem nahen Mola di Gaeta der gleichfalls durch die Revolution aus seinem Lande vertriebene Großherzog Leopold II von Toscana. Dem Papst wie den flüchtigen Fürsten war auch das bei ihnen akkreditierte diplomatische Corps gefolgt und Mola di Gaeta wimmelte daher von Gesandten fast aller europäischen Höfe. „Botschafter und Gesandte," bekennt Schack, „haben an sich, mögen sie auch mit noch so vielen Ordenssternen überdeckt sein und in der Gesellschaft

die vorderſten Plätze einnehmen, mir durch ihre bloße Stellung nie imponiert. Ich habe unter ihnen viele unglaublich unbedeutende Leute gefunden, von denen ich kaum begreifen konnte, wie ihre Souveräne ſie nur auf ſolche Poſten ſtellen mochten. In Mola di Gaeta befanden ſich jedoch einige Diplomaten, die ſich weit über das Niveau des Gewöhnlichen erhoben und denen dort näher treten zu können ich mich glücklich ſchätzte.“ Als ſolche nennt er namentlich die beiden Spanier: den Herzog von Rivas und Martinez de la Roſa, beide nicht nur als Staatsmänner und Diplomaten, ſondern auch als Schriftſteller ausgezeichnet.

Mit dem Beſuch beim Papſt war Hohenlohe's Miſſion beendet und er kehrte nach Deutſchland zurück. Schack dagegen ging nach Neapel, wo er einen längeren Aufenthalt zu nehmen gedachte. Aber die Verhältniſſe dort waren ſehr unbehaglich, auf der Stadt laſtete der Druck einer furchtbaren Reaktion. Deshalb wandte ſich Schack nach Rom, wo er ſeinen Freund Mazzini als Diktator der Republik wiederfand. Doch auch in Rom war ſeines Bleibens nicht lange. Mazzini, der ihn mit alter Herzlichkeit begrüßte, riet ihm ſelber, die Stadt zu verlaſſen, denn ein franzöſiſches Heer ſei unterwegs, um die päpſtliche Regierung wiederherzuſtellen, und es werde blutige Kämpfe geben. Schack ging alſo nach Livorno, ſchiffte ſich nach Marſeille ein, machte noch einen Ausflug in die Pyrenäen und kehrte über Paris nach Deutſchland zurück. Noch unterwegs erhielt er die Nachricht von der Beſchießung und Einnahme Roms durch die Franzoſen.

Schack hoffte nun für längere Zeit in ländlicher Stille ganz ſeinen Studien leben zu können, allein dieſe Hoffnung ward durch die Entwicklung der politiſchen Verhältniſſe vereitelt. Es folgten vielmehr zwei Jahre, die ihn mehr als irgend welche vor oder nachher von ſeinen Lieblingsbeſchäftigungen fern hielten. Gleich den meiſten kleineren deutſchen Staaten war auch Mecklenburg dem Dreikönigsbündnis beigetreten und Schack wurde von ſeiner Regierung zum Bevollmächtigten bei dem in Berlin tagenden Verwaltungsrat ernannt. Wie tief er auch das Scheitern der bisherigen Einheitsbeſtrebungen beklagte, ſo glaubte er doch das Angebot nicht ablehnen zu dürfen, da er die Erreichung des gewünſchten Zieles unter Führung von Preußen noch jetzt für möglich hielt.

„Dem Fluch, Geſellſchaften zu beſuchen“, erzählt er, „der mich ſchon in Frankfurt verfolgt hatte, konnte ich in Berlin noch weniger entgehen. Das Glück wollte, daß ich gleich nach meiner Ankunft daſelbſt bei einem Hofdiner neben Alexander v. Humboldt zu ſitzen kam, wobei mir derſelbe zeigte, daß er mir ſein altes Wohlwollen bewahrte. Fortan hatte ich das Privilegium, bei dem großen Manne jedesmal auf meine Karte hin Zutritt zu erhalten; beſonders unſchätzbar aber war es mir, in Soireen und auf Bällen, wo ich ſonſt auf die Alltagsunterhaltung angewieſen geweſen wäre, einen Hort an ihm zu finden. . . . Wenn Hum-

boldt trotz seiner achtzig Jahre sich noch geistiger und körperlicher Frische erfreute, so machte ein anderer hochberühmter Mann, den ich einigemale bei Hoffesten antraf, den Eindruck einer Ruine. Es war Joseph v. Schelling. . . . . In den Jahren, als ich mich viel mit Philosophie beschäftigte, hatte ich manche von seinen Werken gelesen. . . . So ergriff ich freudig die Gelegenheit, mit ihm bekannt zu werden. Er stand in den großen Gesellschaften fast immer einzeln und schweigend da, und so war es ihm sichtlich angenehm, jemand zu finden, mit dem er sich unterhalten konnte. Er zeigte sich dabei so freundlich gegen mich, daß ich davon Veranlassung nahm, ihn in seiner Wohnung zu besuchen. . . . Die Unterhaltung mit Schelling war übrigens sehr anregend für mich. Er hatte mit den Koryphäen unserer Literatur in Verbindung gestanden und sprach gern von ihnen."

Eine sehr angenehme Unterhaltung fand Schack in der „Italienischen Gesellschaft". Mehrere Männer, die längere Zeit in Italien gelebt hatten und das Land liebten, kamen einmal wöchentlich bei heiterer Mahlzeit zusammen, um alte Erinnerungen aufzufrischen. Alles war dabei so eingerichtet, daß man glauben konnte, sich noch in Rom, Neapel oder Florenz zu befinden: man aß nur italienische Gerichte und trank nur italienische Weine. Als Teilnehmer nennt Schack den schon erwähnten Eduard v. Liphart, den Archäologen Eduard Gerhardt, den Professor Gustav Friedrich Waagen und den Maler und Dichter August Kopisch, den Entdecker der blauen Grotte auf Capri. Die alte Freundschaft mit Ludwig Tieck wurde wieder aufgefrischt; in Tiecks Hause lernte Schack den von ihm sehr geschätzten, heute vergessenen Dichter Friedrich v. Uechtritz kennen. Von den Diplomaten verkehrte er am meisten mit dem österreichischen Gesandten Grafen Prokesch-Osten, den er von Athen her kannte. Übrigens war Prokesch ein entschiedener Gegner Preußens, und seine Agitation gegen die deutschen Bestrebungen dieses Staates wurde nach und nach so heftig, daß Schack sich im Besuche seines ihm sehr angenehmen Hauses einige Reserve auferlegen mußte.

Der Umgang mit Männern wie ich sie nannte entschädigte Schack einigermaßen für die ihn nicht befriedigende umfangreiche amtliche Tätigkeit. Als er in Berlin eintraf, lagen die politischen Verhältnisse so, daß Bayern den ihm angesonnenen Beitritt zum Dreikönigsbündnis verweigerte; bald zogen sich auch Sachsen und Hannover zurück. Preußen setzte jedoch mit den treugebliebenen Staaten seine Bemühungen fort, einen wenn auch anfänglich nicht großen Bundesstaat herzustellen, in der Hoffnung, er werde Anziehungskraft genug haben, um später ganz Deutschland zum Eintritt zu bewegen. Der Verwaltungsrat beschäftigte sich nun in den folgenden Monaten mit den Vorbereitungen für die Zusammenberufung eines Parlaments und mit der Ausarbeitung der demselben zu unterbreitenden Vorlagen. „Mir selbst," berichtet Schack,

„lagen außer diesen Arbeiten noch andere sehr lästige und mir viel Verdruß bereitende in Bezug auf innere Verhältnisse der beiden von mir vertretenen Großherzogtümer ob. Es stimmt mich zur Melancholie, wenn ich denke, welche ungeheuren Massen von Papier ich damals vollgeschrieben habe, ohne daß die Resultate irgend meinen Anstrengungen entsprochen hätten . . . . Nach meinem Dafürhalten ist eine einzige Seite meines Firdusi mehr wert als alle die zahllosen Berichte, Vorträge und Gutachten, mit denen ich zu jener Zeit so viele Bogen anfüllen mußte. Dennoch wurde von den Meisten in der letzteren Seite meiner Tätigkeit allein eine würdige Lebensaufgabe erblickt, während sie die andere eine Torheit nannten."

Zum Frühjahr 1850 wurde das Parlament zur Vereinbarung der Grundlagen des neuen Unionsstaates einberufen und trat am 20. März in Erfurt zusammen. Mit dem Verwaltungsrat siedelte auch Schack dahin über. Auf das Erfurter Parlament folgte der Berliner Fürstenkongreß, der das in Erfurt Vereinbarte genehmigte. Der Verwaltungsrat erhielt nun den stolzen Namen „Fürstenkollegium". Schack war als Mitglied desselben weiterhin ein indignierter Zuschauer der ferneren Entwicklung, die über Olmütz zur Reaktivierung des Bundestages führte. Er wünschte lebhaft aus dem Staatsdienst auszutreten, doch gestatteten ihm die Verhältnisse das nicht sogleich. Indessen gewann er doch so viel Muße, im Sommer 1851 den ersten Band des Firdusi mit Einleitung herauszugeben. Im Herbst 1851 nahm er dann seine Entlassung. „Die Stunde," sagt er, „als ich die lang getragene Bürde von mir genommen sah, war eine der glücklichsten meines Lebens. Ich fühlte mich nun ganz mir selbst zurückgegeben, und die kommenden Jahre lagen in sonnigem Glanz vor mir." Einen Schatten auf seine Freude warf nur der Umstand, daß er seine Gesundheit sehr erschüttert fühlte. Zunächst mußte er sich zu einer Brunnenkur nach Spaa begeben, wo er sich mit dem gleichfalls zur Kur anwesenden Meyerbeer anfreundete. Dann besuchte er einige ihm bis dahin unbekannte Städte Belgiens und machte einen Abstecher nach London; dort traf er seinen Freund Mazzini wieder, der nach dem Untergange der kurzlebigen römischen Republik in sein Asyl an der Themse zurückgekehrt war. Den Winter brachte er bei seinen Eltern in Brüsewitz zu und verwandte mehrere Monate der ländlichen Stille zu eifrigem Schaffen. Im Frühjahr 1852 rüstete er sich zur Ausführung des lange gehegten Planes, Spanien nochmals zu besuchen; nicht als gewöhnlicher Tourist, vielmehr wollte er in Andalusien Vorstudien machen für ein Werk über Poesie und Kunst der Araber. Eben hatte er sich auf einen längeren Herbstaufenthalt in Sevilla eingerichtet, als ihn die Kunde vom Tode seines Vaters traf, der am 14. August 1852 in Vevey gestorben war. Sofort machte sich Schack auf den Heimweg und traf noch zur rechten Zeit in Mecklenburg ein, um der Bestattung der Leiche im

Familienbegräbnis in Strahlendorf beizuwohnen. Der Winter von 1852 auf 1853 verging ihm großenteils in der Ordnung von Familienangelegenheiten. Ihm trat nun auch die Frage wegen der Einrichtung seines künftigen Lebens nahe. Sich dauernd auf dem Lande niederzulassen, was alle Welt von ihm erwartete, widerstrebte ihm durchaus: er fürchtete die Isoliertheit, den Mangel an literarischen Hülfsmitteln, das Entbehren des Umganges mit gleichstrebenden Männern. So vertagte er die endgültige Entschließung und ging einstweilen wieder nach Spanien. Sein geheimer Plan war, von Lissabon aus Südamerika zu besuchen, um eine Anschauung der tropischen Natur zu gewinnen und den Weltteil, den ihm Humboldt mit so glühenden Farben geschildert hatte, mit eigenen Augen zu sehen. Aber er ist nur bis Madeira gekommen; dort bewog ihn ein Arzt, den Plan aufzugeben. Er kehrte deshalb nach Spanien zurück, nahm langen Aufenthalt in seinem geliebten Granada und verlebte den Winter in Madrid, seine Zeit zwischen Arbeiten in Bibliotheken und geselligem Verkehr teilend. Der Verfasser des Werkes über das spanische Drama wurde in den literarischen Kreisen natürlich mit offenen Armen aufgenommen; in die aristokratischen Zirkel führte ihn der Herzog von Rivas ein, den er von Gaeta her kannte.

Im Sommer 1854 befand sich Schack wieder in Brüsewitz. Da erhielt er ganz unerwartet ein im Auftrage des Königs Max von Bayern an ihn gerichtetes Schreiben, dessen Zweck war, ihn nach München und in die Nähe des Königs zu ziehen. Der König kannte Schacks Lebensverhältnisse nicht; er glaubte sein Ziel dadurch zu erreichen, daß er ihm irgend eine Stelle anböte, über deren Natur er zunächst Schacks Wunsch einholen wollte. Schack erwiderte, daß er seine Freiheit über alles liebe, daß er aber nicht verfehlen werde, sich dem König in nicht ferner Zeit vorzustellen. Im Herbst richtete er eine Reise nach Süddeutschland so ein, daß er Berchtesgaden berührte, wo sich der König aufhielt. König Max bereitete ihm einen überaus freundlichen Empfang, forderte ihn auf, mehrere Wochen bei ihm in Berchtesgaden zu bleiben und bat ihn schließlich, jedes Jahr wenigstens einige Wintermonate in München zu verbringen. Erst als der erste Schnee fiel, wurde das Hoflager in Berchtesgaden abgebrochen und Schack kehrte nach Mecklenburg zurück.

Bis zu seiner Übersiedelung nach München verging aber doch geraume Zeit. Zunächst hielten ihn Geschäfte den Winter über in der Heimat fest. Im Frühjahr 1855 schickte ihn der Arzt zum Gebrauch der Molkenkur nach Baden-Baden, und wenn sich auch Schacks Befinden dort und auf einer nachfolgenden Schweizer Reise besserte, so wagte er doch aus Scheu vor dem verrufenen Münchener Klima nur einen kurzen Besuch daselbst, um sich dem Könige wieder vorzustellen. Im Mai 1856 war er abermals in Baden-Baden. Da er sich krank fühlte, glaubte er das schon mehrmals erprobte Mittel der Luftveränderung bei häufig wech-

selndem Aufenthalt von neuem anwenden zu sollen, verweilte also den Sommer in Tirol, in der Schweiz und an der Riviera und ging im Herbst nach Algier, von wo er nach Deutschland zurückzukehren gedachte. Aber schon in der Provence wehten bei der Landung im November so rauhe Lüfte, daß er beschloß, den Winter lieber in Italien zuzubringen. Doch in Florenz erkrankte er, und als er dann, kaum notdürftig genesen, sich nach Rom schleppte, verbrachte er dort einige Monate in so tiefer Erschöpfung, daß er nur selten das Haus verlassen konnte. Schack bezeichnet diese Zeit als eine der traurigsten Perioden, die er je durchlebt habe und die nur erträglich gewesen sei durch die freundschaftliche Pflege und den tröstenden Zuspruch, die ihm vonseiten des preußischen Gesandten beim päpstlichen Stuhl v. Thiele, des Fürsten Chlodwig Hohenlohe und seines Bruders des Kardinals sowie der Fürstin Karoline Wittgenstein zuteil wurden. Einen neuen Freund gewann er damals an Ferdinand Gregorovius.

Inzwischen verschlechterte sich Schacks Zustand immer mehr; er war der festen Überzeugung, daß er den Frühling nicht erleben werde. „Ich fühlte, je mehr ich meine Gedanken auf mein nahes Ende als auf den Anfang eines neuen Lebens richtete, eine Bürde von mir hinweggenommen, und selbst die Trauer, die mich bisweilen beschlich, daß so manche Pläne, die ich noch auszuführen gehofft, nun unvollbracht bleiben sollten, hatte nicht lange Gewalt über mich . . . . Während ich so schon die Erde hinter mir zurücksinken sah, hegte ich den Wunsch, noch einmal die sistinische Kapelle zu besuchen, und ließ mich eines Abends nach dem Vatikan fahren. Welche Stunde, die ich in dem Heiligtum Michelangelo's verbrachte! . . . Da erfaßte mich eine mächtige Sehnsucht, die dunkle Erde zu verlassen, und hätte der Tod mich in jenem Augenblick ereilt, ich würde ihn mit Jubel begrüßt haben."

Auf Verlangen seines Arztes mußte Schack Rom verlassen und nach Neapel gehen. Wirklich glaubte er von der frischen Meerluft sich gekräftigt zu fühlen, aber die Besserung war nur scheinbar, bald sank er in die frühere Lethargie zurück. Da wollte es das Glück, daß er in die Hände eines deutschen Arztes geriet, der ihm eine milde Wasserkur verordnete und ihn zu diesem Zweck nach der Schweiz adressierte. In der Anstalt Auf der Waid bei St. Gallen wurde in der Tat Schack in wenigen Wochen so weit hergestellt, daß er in der zweiten Hälfte seines Lebens mit seiner Gesundheit zufriedener sein durfte als in der ersten.

Von da ab, seit 1857, hat Schack lange Zeit hindurch etwa die Hälfte des Jahres in München zugebracht, in den übrigen Monaten bald in Mecklenburg auf dem Lande, bald in der Schweiz gelebt, auch seiner bisherigen Gewohnheit, häufig größere Reisen zu unternehmen, nicht entsagt. Was ihn zunächst nach München zog, war nicht allein die Pflicht, seine dem König Max gegebene Zusage zu erfüllen, sondern auch

der Drang des Herzens, der ihn zu dem Könige hinzog. König Max hat Schack in vielfacher Weise ausgezeichnet, ihn häufig in seine nächste Nähe gezogen, über dies und das sich von ihm belehren lassen und bei allen Unternehmungen zur Förderung der Wissenschaft und sonstiger geistiger Interessen ihn zu Rate gezogen. Daß Schack Teilnehmer an den vielberufenen Symposien des Königs wurde, versteht sich von selbst. An alten Bekannten fand er in München Emanuel Geibel und Paul Heyse wieder, neuen Verkehr knüpfte er an mit Männern wie Liebig, Dönniges, Bodenstedt, Carriere, Riehl, Bluntschli, Löher u. a., von denen die meisten gleichfalls dem Symposion angehörten. Auch zu vielen Mitgliedern der unter dem Namen „das Krokodil" bekannten neuen Münchener Dichterschule unterhielt Schack Beziehungen, ja er war sogar „Ehrenkrokodil", ließ sich aber in den Sitzungen der Gesellschaft selten blicken.[7])

Bald nach seiner Ankunft in München begann Schack den Grund zu seiner Gemäldegalerie zu legen, über deren „Bildungsgeschichte" er in einer anziehenden eigenen Schrift erzählt hat („Meine Gemäldesammlung." Stuttgart 1881; 7. Aufl. 1894). Darüber besteht kein Zweifel, daß sich Schack durch sie ein namhaftes Verdienst erworben hat, ein Verdienst um die Kunst und um eine Anzahl von Künstlern, denen er den Weg gebahnt und die er mit seinen Mitteln unterstützt hat, „und deshalb ist der Name Schack verwoben in die Geschichte der neueren Kunst, gleich unaustilgbar wie die Namen der großen Adelsgeschlechter Italiens in die Geschichte der Renaissance." Von einigen seiner Schützlinge hat er später, als sie es zu Ruhm und Ansehen gebracht hatten, herzlich wenig Dank geerntet. Namentlich haben sie ihrem Gönner vorgeworfen, daß er von der Kunst und insonderheit von der Malerei nichts, rein gar nichts verstanden habe. Das trifft namentlich Böcklin und Lenbach. Gustav Flörke hat einige Aussprüche Böcklins registriert, z. B. „Schack habe ihn nach Möglichkeit ruiniert. Er bestellte Bilder und nahm sie dann nicht," und an einer anderen Stelle: „Schack, der schöne Graf Schack! von dem ich in schönen, pietätvollen Stunden angenommen hatte, er empfinde etwas für und verstände etwas von Malerei!"[8]) Viel härter und mit bitterem Hohn hat sich Lenbach nach Schacks Tode über ihn geäußert[9]), aber auch von verschiedenen Seiten den Vorwurf der Undankbarkeit über sich ergehen lassen müssen. Auch Schacks Landsmann Adolf Wilbrandt, hat es sich nicht versagen können, in seinem Roman „Hermann Ifinger" Schack unter dem Namen Baron Pillnitz

---

[7]) Vgl. Paul Heyse, „Jugenderinnerungen und Bekenntnisse" S. 218; Julius Grosse, „Ursachen und Wirkungen" S. 264.

[8]) G. Flörke, „Zehn Jahre mit Böcklin." 2. Aufl. München 1902. S. 13, 246. Vgl. auch das Urteil von Paul Heyse a. a. O. S. 210 f.

[9]) „Franz von Lenbach: Gespräche und Erinnerungen." Mitgeteilt von W. Wyl. Stuttgart und Leipzig 1904. S. den 3. Abschnitt „Baron Schack" S. 45 ff.

zu verspotten als einen Don Quijote ähnlichen unbeschäftigten sehr reichen Mann, der in seiner kritiklosen Anmaßlichkeit viel Kunstunheil anrichtet, erst jeden gemalten Wisch, der „Ideen" enthält, ankauft, dann seine „Pillnitzothek" mit Bildern der „Schönheit" schmückt, endlich zur „Wahrheit" schwört — stets mit der gleichen Ignoranz von dem jeweiligen Einbläser und der jeweilig modernen Richtung bestimmt.[10])

Man hat Schack auch Knauserei bei der Erwerbung seiner Bilder vorgeworfen und es außerdem getadelt, daß er die Künstler in seinem Solde nicht frei habe schaffen lassen, sondern ihnen bestimmte Direktiven gegeben und einen unerträglichen geistigen Zwang auf sie ausgeübt habe. Aus diesen Gründen soll es zum Bruch zwischen Schack und Feuerbach gekommen sein.[11]) Andererseits erzählt Schack: „Nicht verschweigen will ich jedoch, daß auch viele Dornen auf dem Pfade sproßten, den ich bei der Bildung meiner Sammlung wandeln mußte, und daß ich mir manche Unannehmlichkeiten hätte ersparen können, wenn ich mich ganz gleichgültig gegen die Kunst verhalten oder höchstens hie und da eine Landschaft, ein Genrebildchen gekauft hätte."

Schacks Verhältnis zu König Max hatte sich immer intimer gestaltet. Der König wünschte über seine Arbeiten auf dem laufenden gehalten zu werden und ließ sich z. B. die einzelnen Kapitel des Werkes über die „Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sizilien", bevor sie gedruckt wurden, durch den Verfasser vorlesen. Dadurch war beim König ein besonderes Interesse für Spanien erweckt, er plante eine Reise dahin und lud Schack ein, ihn zu begleiten. Doch mußte die Reise einstweilen aufgeschoben werden, und dann starb König Max plötzlich im März 1864. Schack berichtet, daß dieser Trauerfall ihn so mächtig erschütterte, daß er längere Zeit zu jeder geistigen Beschäftigung unfähig blieb. Ihm kam nun der Gedanke, München zu verlassen, doch blieb es schließlich dabei, daß er nach wie vor einige Monate des Jahres in München verweilte. Zu dem Nachfolger des Königs Max gewann er kein Verhältnis.

Die Reise nach Spanien, auf der er den König hatte begleiten sollen, machte Schack 1865 im Gefolge des Großherzogs Friedrich Franz II, der am 16. April 1865 zum zweiten Male Witwer geworden war und seine Trauer durch die Anregungen einer großen Reise zu lindern suchte. Auch diesmal trug Schack Sorge dafür, daß dem Großherzog die besuchten Gegenden „in dem verklärenden Glanze der Dichtkunst" erschienen: in der Omajjadenmoschee in Cordoba, in dem Kloster San Francisco, wo

---

[10]) Vgl. V. Klemperer, „Adolf Wilbrandt. Eine Studie über seine Werke." Stuttgart und Berlin 1907. S. 85 f.

[11]) Vgl. J. Allgeyer, „Anselm Feuerbach. Sein Leben und seine Kunst." Bamberg 1894. S. 220.

einst ein Lustschloß Abdurrahmans stand, in den Gärten der Alhambra und wo sich sonst die Gelegenheit bot, erzählte er seinen aufmerksamen Zuhörern die Geschichte der Araber in Spanien und las die von ihm nachgebildeten Gesänge und Romanzen der arabischen Dichter vor.

Nicht lange nach der Rückkehr von dieser Reise brach der Krieg zwischen Preußen und Österreich aus. „Ich konnte," sagt Schack, „den Erfolg der preußischen Waffen nicht mit ungeteilter Freude begrüßen, denn ich sah in deren Siegen nur eine Vergrößerung Preußens, für die ich nicht viele Sympathien hatte. Wie ganz anders gestaltete sich das, als im Jahre 1870 die französische Kriegserklärung erfolgte und nun ein mächtiges deutsches Gefühl durch alle Lande ging, das selbst die verstocktesten Partikularisten zum Schweigen brachte, und als sich bald herausstellte, daß Preußen, die Größe des Momentes erkennend, das eine Ziel, die Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches, ins Auge faßte. Schon da noch die Lüfte in leisen Wallungen dem ausbrechenden Sturme vorangebebten, fühlte ich, daß das größte Jahr der neueren Geschichte gekommen sei, und alle die lange halb begraben gewesenen Hoffnungen meiner Jugend, ich würde noch die Herstellung deutscher Einheit erleben, erwachten von neuem in mir . . . . Und als nun das deutsche Kaiserreich in der Gestalt, die ich als die allein mögliche betrachtete, errichtet wurde, erschien mir dies als der Höhepunkt meines Daseins. Hätte ich sonst auch nichts als Unglück und Trübsal erfahren — der Eine Augenblick, wo ich die Einheit Deutschlands verwirklicht sah, würde die Wagschaale der Leiden hoch emporgeschnellt haben, und ich hätte mir gesagt, derjenige, der dies erlebt, könne sich glücklich schätzen, geboren worden zu sein." Gleich nach dem Friedensschluß machte sich Schack auf, die wiedergewonnenen Reichslande zu begrüßen. Er besuchte die Schlachtfelder und nahm dann längeren Aufenthalt in Straßburg, um gleichsam auch für sich diese Stadt in Besitz zu nehmen.

In der Zeit zwischen den beiden Kriegen, im Jahre 1868, war Schack in Angelegenheiten seiner Gemäldesammlung abermals in Spanien gewesen. Bei seinem Aufenthalt in Madrid wurde er freudig davon überrascht, eine Übersetzung seines Buches über die Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sizilien von Juan Valera sehr verbreitet zu finden; sie hat in der Tat drei Auflagen erlebt, während das deutsche Original es nur zu einer zweiten gebracht hat. Im Jahre 1869 bis in das Frühjahr 1870 war er wieder in Ägypten, Syrien, Griechenland und Konstantinopel; in dieser Stadt brachte er die schönsten Stunden bei seinem alten Freunde, dem Grafen Prokesch zu, damals österreichischem Internuntius bei der Pforte. Er hatte wohl daran gedacht, auch die Länder des fernen Ostens, mit deren Geschichte und Poesie er sich so viel beschäftigt hatte, Persien und Indien zu besuchen und selbst eine Reise um die Welt in Erwägung gezogen, aber er gab die Ausführung dieser

Projekte doch schließlich auf in der Erwägung, daß die lange dazu erforderliche Zeit für die verschiedenen Arbeiten, die auszuführen er sich vorgenommen hatte, verloren sein würde. In den Orient aber ging er im Winter von 1871 auf 72 abermals, wiederum als Begleiter des Großherzogs Friedrich Franz II. Die Aufforderung zu dieser Reise kam ihm an sich ungelegen, denn er hatte sich gelobt, nun einige Jahre strenger Arbeit zu widmen, aber bei seiner Verehrung für den Großherzog mochte er der Einladung nicht widerstehen. „Mir ist der Großherzog," bekennt er auch bei diesem Anlaß, „das ganze Leben hindurch der treueste Freund gewesen, und obgleich, wie dies an den Höfen nicht leicht ausbleibt, von manchen Seiten Versuche gemacht worden sind, ihn gegen mich einzunehmen, hat er keinen Augenblick in seiner Freundschaft gewankt. Einen seltenen Beleg für die Freiheit und Vorurteilslosigkeit seines Geistes liefert es, daß er meine sämtlichen Schriften, an denen politische und religiöse Beschränktheit leicht Anstoß nehmen könnte, wiederholt gelesen und gegen mich wie gegen Andere seinen Beifall darüber ausgedrückt hat. Wenn er nicht in allen Meinungen mit mir übereinstimmte, so teilte er doch viele mit mir, und vor allem bildete die Begeisterung für die Größe und Einheit Deutschlands, die ihn schon als Jüngling beseelte, von früh an den Vereinigungspunkt, auf dem unsere beiderseitigen Anschauungen zusammentrafen." Weitere Zeugnisse für seine Liebe zum Großherzog und seine über das Grab hinausreichende Treue sind das schöne Gedicht, welches er ihm während dieser Reise zum 28. Februar 1872 — seinem Geburtstage, den er in Jerusalem verlebte — gewidmet hat, und seine Verse „Zur Enthüllungsfeier des Denkmals für Großherzog Friedrich Franz II von Mecklenburg".[12])

Mit der Schilderung dieser Reise, auf der Italien nur durchflogen, Korfu besucht und der Nil bis Assuan befahren wurde, die dann durch Palästina und Syrien und über Athen nach Konstantinopel ging, beendet Schack seine 1888 erschienenen Lebenserinnerungen. Nur kurz erwähnt er, daß er, dessen Reisetrieb fast immer den Süden aufsuchte, 1878 nach Dänemark, Schweden und Norwegen ging und 1884 abermals in Spanien und Portugal war, daß im übrigen die seitdem verflossenen Jahre ihm neben manchem Erfreulichen doch überwiegend Trübsale, auch viel Krankheit gebracht hätten. Es wurde auch allmählich einsam um ihn, von seinen Freunden sank einer nach dem andern ins Grab, wenn er seine Galerie durchwanderte, mutete ihn das an wie ein Gang über den Friedhof. Seiner Gewohnheit, jeden Winter im Süden zuzubringen, blieb er treu und ging jedesmal, noch ehe in Deutschland die ersten Schneeflocken fielen, über die Alpen: Venedig, Florenz, Rom, Neapel, Palermo wurden ihm dadurch vertrauter als die meisten Städte

[12]) Werke Bd. X S. 64 ff., 357 f.

der Heimat. Gegen das Ende seines Lebens traf ihn das schwere Schicksal zu erblinden, „und nun war" — so berichtet Paul Heyse — „die Seelenstärke höchst bewunderungwürdig, mit der er klaglos sein Unglück ertrug, beständig wissenschaftlich und dichterisch mit seinem Sekretär und dank seinem nie versagenden Gedächtnis fortarbeitend, bis er in Rom [am 14. April] 1894 seine verdunkelten Augen für immer schloß."

An äußeren Ehren hat es Schack nicht gefehlt. An seinem 70. Geburtstage wurde er zum Geheimen Rat mit dem Prädikat Exzellenz ernannt; der deutsche Kaiser, dem er seine Gemäldesammlung vermachte, machte ihn 1876 zum Grafen. Schon früher hatten ihn die spanische Akademie und die Münchener Akademie der Wissenschaften zu ihrem Mitglied erwählt, 1892 wurde er auch Mitglied der Berliner Akademie der Künste. Ferner war er Ehrendoktor der Universitäten Leipzig und Tübingen.

Schacks Lebenserinnerungen schließen mit den Worten: „In der Einsamkeit, in die ein schweres neuralgisches Leiden mich mehr und mehr zurückzuziehen mir gebietet, gewährt mir die Erinnerung an die zurückgelegte Laufbahn Trost und Befriedigung. Wie muß ich dem Geschicke danken für alle geistigen Genüsse, die es mir seit meiner Jugend geboten hat, wie auch dafür, daß ich meine Seelennahrung nicht bloß aus den Werken Eines Volkes, sondern aus denen so vieler, die vor mir gewesen, schöpfen konnte! Sie alle haben ihr Bestes vor mich hingebreitet . . . . Zu dem Allem ist mir noch vergönnt gewesen, einen unendlichen Horizont sich vor mir auftun zu sehen, von dem keiner der früher Lebenden eine Ahnung gehabt, und den Blick in eine dämmerferne Vergangenheit zugleich, wie in eine hoffnungsreiche Zukunft der Menschheit zu werfen. Ich kann mir daher sagen, daß ich ein so reiches Leben gelebt habe, wie es in keiner früheren Epoche möglich gewesen wäre. — Wenn aber auch für mich die Stunde kommt, welche für Viele eine dunkle ist, so hoffe ich, sie mir zu einer lichten zu machen. Ich werde alle die edlen und großen Männer, welche mir als Sterne vorgeleuchtet und denen, wenn auch nur mit schwankenden Schritten nachzufolgen ich bemüht gewesen bin, ich werde die erhabensten Momente aus der Geschichte der Menschheit und die höchsten Anschauungen von Gott und Unsterblichkeit, die mir in Momenten der Begeisterung aufgegangen sind, um mein Sterbebett versammeln, damit sie mir den Weg nach drüben erhellen." Ein ähnlicher Gedanke ist es, mit dem der Dichter seine Hymne „An den Genius" schließt:

Und sei's! Führst du dereinst, o Genius,
Die letzte mir herauf der Erdensonnen,
Zum großen Gange gieb durch deinen Kuß
Die Weihe mir! Unsterblich sind die Wonnen,

Ich fühl' es, die mir deine Huld verlieh;
Ins Jenseits auch hinüber nehm' ich sie. —

Wie wir sahen, trat Schack in die Öffentlichkeit zuerst als Literarhistoriker und Übersetzer. Gleichzeitig mit seiner „Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien" (3 Bde.; 2. Ausg. Frankfurt 1854), der wir schon gedachten, ließ er, überzeugt daß die deutsche Bühne sich an den Meisterwerken der spanischen Dramatik „erstaunlich bereichern" könne, eine Übersetzung einer Anzahl von Dramen u. d. T. „Spanisches Theater" (2 Bde., Frankfurt 1845) erscheinen, eine Sammlung, die er 1886, um ein Stück vermehrt, in der Cottaschen „Bibliothek der Weltliteratur" neu herausgegeben hat. Mit Geibel zusammen veröffentlichte er den „Romanzero der Spanier und Portugiesen" (Stuttgart 1860). Die Romanzen hatten ihn neben den Dramen schon frühzeitig gefesselt; er sah in ihnen wirklich hervorragende dichterische Leistungen, obwohl er sonst „die seit Herder Mode gewordene Überschätzung des Volksliedes" nicht teilte.

Schacks Interesse an der spanischen Dichtung hat sich nicht immer auf gleicher Höhe gehalten; er meinte später, er habe die spanischen Dramatiker überschätzt. Jedenfalls fesselten ihn bald andere Literaturen mehr, besonders die orientalischen, und zwar diese für die Dauer. In seinen „Nächten des Orients" begrüßt er das Morgenland mit den begeisterten Worten:

Gegrüßt, du meines Herzens Lieblingsstätte,
Du meiner Kindheit froher Aufenthalt,
Mein Orient! Wie ich dich neu betrete,
Wie mir dein Sandelduft entgegenwallt
Und der Muezzinruf vom Minarete
In heilger Frühe mir zum Ohre schallt,
Wird mir zu Sinne, wie dem lang Verbannten
Beim Wiedersehn von Heimat und Verwandten.

Schacks Liebling unter den östlichen Dichtern ist stets der Perser Abul Kasim Mansur, bekannter unter dem Namen Firdusi, d. h. der Paradiesische, gewesen. Schon als Student machte er sich daran, Firdusi's „Schah-Nameh", d. h. das Königsbuch zu übertragen, ein Werk von etwa 60 000 Doppelversen, welches den jahrhundertlangen Kampf der Söhne des Lichts und der Finsternis, Irans und Turans, behandelt. Aber erst 1851 konnte der erste Band ans Licht treten, 1853 erschienen weitere Stücke und 1863 lag das ganze Werk, unermüdlich umgearbeitet und gefeilt, vor als „Firdusi. Heldensagen in deutscher Nachbildung" (Berlin), mit einer Einleitung, die das Leben des Firdusi, die Geschichte des Stoffes und den Inhalt der behandelten Sagen gibt. Allerdings

hat Schack von den beiden Teilen, in die das Gedicht zerfällt, nur den ersten, der die vorgeschichtlichen, „in vollem Glanz der Sage erstrahlenden" iranischen Herrscher behandelt, wiedergegeben und die Darstellung der späteren Geschichte des historischen Perserreiches übergangen und das Versmaß des Originals durch gereimte fünffüßige Jamben ersetzt.

Neben dem Firdusi erfreuten sich die Araber der besonderen Zuneigung Schacks. Zwar der Islam stieß ihn ab und die Dichtung der östlichen Araber, über die er in seinem Aufsatze „Ein Wort über arabische Poesie" in den „Perspektiven" ein hartes Urteil fällt, erweckte ihm geringe Teilnahme. Dagegen hat er eine tiefe Zuneigung zu den abendländischen Arabern, den Beherrschern der Pyrenäenhalbinsel während mehrerer Jahrhunderte und zeitweilig auch Siziliens. In seinem Werke „Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sizilien" (2 Bde., Berlin 1865; 2. Aufl. Stuttgart 1877), für welches er sich gleichfalls kaum auf Vorarbeiten stützen konnte, hat er gezeigt, wie weit dies Volk in Kunst und Wissenschaft nicht nur seine orientalischen Stammesbrüder, sondern alle Zeitgenossen übertraf und durch zahlreiche Proben in trefflicher Wiedergabe den hohen Wert auch ihrer Dichtung dargetan. Ganz vorübergegangen ist Schack aber auch an der arabischen Literatur des eigentlichen Orients nicht. Im ersten Bande seines „Orient und Occident" (Stuttgart 1890) finden wir eine Verdeutschung von Dschami's „Medschnun und Leila", einer Dichtung, deren Inhalt die tragischen Liebesschicksale zweier feindlichen Stämmen entsprossener Wüstenkinder bilden; und dann hat Schack — es ist dies, wie man gesagt hat [13]), die reizvollste Schöpfung seines Lebens" — die „Strophen des Omar Chijam" (Stuttgart 1878) übertragen, „des zauberhaftesten Dichters des Orients", eines Mannes, „der Wein und Weiber über alles liebt, aber auch gelegentlich über die tiefsten Fragen des Daseins grübelt."

Eine reife Frucht von Schacks indischen Studien bieten uns seine „Stimmen vom Ganges" (Berlin 1857), Übertragungen von zwölf kleineren Dichtungen, unter denen sich die „Sakuntala" in ihrer ältesten, dem Drama des Kalidasa zu Grunde liegenden Fassung befindet. In der zweiten Auflage des Werkes (Stuttgart 1877) ist ein Stück „Padus Meerfahrt" weggefallen und ersetzt worden durch das „Naladaya", das uns die Geschichte des Königspaares Nal und Damajanti schildert. Im dritten Bande von „Orient und Occident" finden wir dann eine Nachbildung von Kalidasa's Epos „Raghuvansa", einer Darstellung der bedeutendsten Momente im Leben der Raghuiden, d. h. der Nachkommen des Königs Raghu.

Den zweiten Band von „Orient und Occident" bildet die Übersetzung des Epos „Camoens" von Almeida-Garret, dem hervorragendsten

---

[13]) Ferd. Laban in der „Deutschen Rundschau" Bd. 111 S. 433.

unter den neueren Dichtern Portugals, dessen Bekanntschaft Schack kurz vor dessen 1854 erfolgten Tode gemacht hatte und der ihn zur Beschäftigung mit der neueren portugiesischen Literatur angeregt hatte.

Eine Zeit lang trug sich Schack mit dem Plan eines Werkes über das englische Drama, welches als Seitenstück zu der Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien gedacht war. Das Buch ist nicht geschrieben worden, obwohl sich Schack tief in Studien über die altenglische Bühnendichtung eingelassen hatte. Angeregt hatte er sich dazu gefühlt durch die Lektüre von Charles Lambs „Specimens of English dramatic poets, who lived about the time of Shakespeare" (London 1808), aus dem er die Überzeugung gewann, daß Shakespeare zwar „im Ganzen der unerreichte Riese gewesen, daß aber seine Zeit reich, erstaunlich reich an dramatischen Dichtern war, die durch ihre Begabung das Mittelmaß weit überragen, ja in manchem Stück sich dem Meister annähern". „Wer," heißt es in den „Perspektiven", „die Werke eines Dekker, Webster, Middleton, Tourneur, Rowley und anderer zeitgenössischer Dichter liest, wird darin viele Stellen finden, die Shakespeare geschrieben haben könnte, und ich glaube, daß man die größten Kenner des letzteren damit irre zu führen im Stande wäre; dennoch sind sie keine Nachahmer des größeren Dramatikers, sondern nur Mitglieder derselben Schule. Shakespeare übertrifft sie alle unendlich in der Gesamtkomposition, es möchte jedoch schwer sein, außer dieser seiner höheren Vortrefflichkeit, eine andere Eigentümlichkeit anzugeben, durch die er sich von ihnen unterschiede." Auf Grund dieser Erkenntnis und geleitet von dem ihm von je eigenen Bestreben, verkannten oder nicht nach Gebühr beachteten Dichtern zu ihrem Rechte zu verhelfen, hat denn Schack größere Abschnitte aus den „Specimes" übertragen und u. d. T. „Die englischen Dramatiker vor, neben und nach Shakespeare" (Stuttgart 1893) herausgegeben.

In seinen letzten Lebensjahren, da der gealterte Dichter seine Lebensarbeit überblickte und sichtete, hat er in seiner „Anthologie abendländischer und morgenländischer Dichtungen" (2 Bde., Stuttgart 1893) „Übersetzungen und freie Nachbildungen ausländischer Gedichte zusammengestellt, die sich" — wie er sagt — „im Laufe der Zeit in meinem Pulte aufgehäuft haben. Sämtliche darin enthaltene Poesien sind meines Wissens noch nie übertragen worden, und damit glaube ich meiner Sammlung einen Vorzug vor anderen vindicieren zu können." Es ist eine bunte Sammlung von Verdeutschungen orientalischer, italienischer, spanischer, portugiesischer, französischer, englischer und amerikanischer Gedichte, selbst die altchristliche Dichtung ist vertreten. „Er fand eben überall Gutes und Aufnahmewertes, und wir können wohl sagen, daß unter den deutschen Dichtern er der von Goethe geforderten Weltliteratur am eifrigsten gedient hat." In seiner „Pandora" gibt Schack sechs Aufsätze über „Weltliteratur"; was er selbst unter Weltliteratur versteht,

spricht er so aus: „Sie soll nicht darin bestehen, daß eine Nation die Hervorbringungen der andern nachahmt, sondern daß sie sich mit deren Geist durchdringt und zu eigenem Schaffen befeuert; ferner daß sie ihren Gesichtskreis ausdehnt und durch erweiterte Anschauung das Einseitige und Beschränkte, das ihr anklebt, ablegt. Hat doch Goethe selbst hiezu schon die schönste Initiative gegeben; seine gesamte dichterische Tätigkeit würde sich ganz anders gestaltet haben, wenn sie nicht angeregt und reguliert worden wäre durch die Erzeugnisse fast sämtlicher Nationen."

Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß Schack auch ein historisches Werk geschrieben hat: die „Geschichte der Normannen in Sizilien" (2 Bde., Stuttgart 1889), eine Arbeit, die ihr Verfasser schon als Vierundzwanzigjähriger entwarf, aber erst vierzig Jahre später der Welt vorlegte. „Wenn ich," sagt Schack in der Vorrede, „der ich bisher der eigentlichen Historiographie ferngestanden, diesen Stoff zu bearbeiten unternahm, ermutigten mich dazu verschiedene Umstände. Zuerst das lebhafte Interesse, welches mir der Gegenstand seit so lange eingeflößt, zweitens die eigene Anschauung des Bodens, auf welchem sich die Geschichte der sizilischen Normannen abgespielt, endlich die Erwägung, daß, um diesen historischen Stoff zu behandeln, die Kenntnis des Arabischen, dem ich viele Jahre eifrig gewidmet, kaum zu entbehren sei, und die meisten der lebenden Geschichtschreiber, mit denen ich mich in Bezug auf Kunst der historischen Darstellung sicher in keinen Wettstreit einlassen kann, gerade diese für die Geschichte des Mittelalters so wichtigen orientalischen Studien nicht betrieben haben." Das alles hat die Kritik anerkannt, aber doch nicht verschweigen können, daß das Werk an mancherlei Gebrechen leidet: daß dem Verfasser einige wichtige Quellen unbekannt geblieben sind, daß es ihm gegenüber der benutzten Literatur an der nötigen Kritik gefehlt hat, daß er auf eine Darlegung der inneren politischen Organisation des sizilischen Reiches an keiner Stelle eingeht usw. —

Nun zu Schacks Dichtungen. „Von Jugend auf hatte ich," — so erzählt er — „einem inneren unbezwinglichen Drange gehorchend, produziert, und zwar auf lyrischem sowohl als epischem und dramatischem Gebiet. Vieles und das Meiste aus der ersten Zeit, ja noch aus späteren Jahren, wurde verbrannt, Einiges dagegen, was mir nicht ganz wertlos schien, aufbewahrt und umgearbeitet. Dazwischen entstanden dann fort und fort neue Dichtungen, bei denen ich zunächst nur einem Antrieb meiner Seele folgte und die ich mehrenteils sogar meinen intimsten Freunden nicht zeigte. Nachdem ich mit meinen Nachdichtungen großer Geisteswerke fremder Völker und mit meinen literarhistorischen Arbeiten aufgetreten war, wurde mir der Entschluß immer schwerer, eigene dichterische Leistungen erscheinen zu lassen. Einmal mußte ich mich für überzeugt halten, die heutige Generation besitze überhaupt wenig

Empfänglichkeit für Poesie. Wäre eine solche auch nur annäherungsweise in dem Maße, wie zu Ende des vorigen Jahrhunderts vorhanden gewesen — dachte ich mir — so hätte Firdusi, der bisdahin in Deutschland ganz unbekannt geblieben, nachdem ich ihn für jeden verständlich und genießbar gemacht, einen allgemeinen Enthusiasmus hervorrufen müssen. Statt dessen hatte sich meine Nachbildung nur in sehr engen Kreisen verbreitet. Weiter sagte ich mir, wenn auch meine poetischen Versuche Beifall fänden, so könne mich das unmöglich freuen, da ja gerade die wertlosesten Produkte mehrenteils bei unserem Publikum die beliebtesten seien. So stellte sich bei mir nach und nach die Absicht fest, Originaldichtungen bei meinen Lebzeiten nicht herauszugeben, sondern erst durch eine posthume Publikation derselben an die Nachwelt zu appellieren. Nur auf äußerliche Veranlassung war ich diesem Grundsatz untreu geworden, indem ich in einigen Musenalmanachen von Otto Friedrich Gruppe und sodann in dem Münchener Dichterbuch von Geibel verschiedene Lyrika drucken ließ.[14]) Als hierdurch meine Scheu vor der Öffentlichkeit einigermaßen gemindert war, wurde ich mir auch der Abnormität meines früheren Verfahrens bewußt und erinnerte mich, wie wohl kein Dichter oder Künstler freiwillig seine Werke vor der Mitwelt verborgen gehalten habe, wie auch diejenigen unter ihnen, denen Ruhmbegierde wie Gewinnsucht ganz fern gelegen, doch das Verlangen gehegt, den Eindruck kennen zu lernen, den ihre Schöpfungen auf Andere ausübten. So erwachte in mir mächtig der bisher gewaltsam zurückgedrängte Wunsch, Zeuge sein zu dürfen, daß die Gebilde meiner Phantasie, die Ergüsse meines Gefühls in den Seelen meiner Zeitgenossen Anklang fänden. Ich ließ daher meinen früheren Entschluß fallen und gab im Herbste 1866 eine Sammlung meiner Gedichte heraus, welcher sich dann bis heute eine Reihe poetischer Produkte angeschlossen hat, die zum Teil weit früher entstanden sind. Ich habe nie bereut, diesen Schritt getan zu haben; denn wenn auch die Verbreitung meiner Werke nur eine beschränkte blieb[15]), so wurden mir doch häufig sehr erfreuliche Kundgebungen, wonach dieselben von Personen, auf deren Beifall ich besonderes Gewicht legen mußte, mit lebhafter Teilnahme aufgenommen worden waren."

Schacks dichterischen Werdegang zu zeichnen ist kaum möglich. Wir

---

[14]) Seine Gedichte stehen im „Münchener Dichterbuch" (Stuttgart 1862) S. 53 ff. und im „Neuen Münchener Dichterbuch" (ebd. 1882) S. 27 ff. Schack verschweigt, daß er auch zu dem kleinen Heftchen „Deutschland vorwärts! Dichterstimmen aus München für Schleswig-Holstein" (München 1864) zwei politische Gedichte („An Friedrich VIII., Herzog von Schleswig-Holstein" und „Ein Nothschrei von der Eider") beigesteuert hat.

[15]) Dem scheint zu widersprechen, daß die meisten von Schacks Dichtungen in mehreren Auflagen erschienen sind. Doch wird Paul Heyse recht haben, wenn er (a. a. O. S. 210) sagt, daß es sich z. T. um Scheinauflagen handelt.

wissen, daß zwischen dem Entstehen und der Veröffentlichung der einzelnen Werke oft Jahrzehnte liegen, nur selten hat der Dichter ihr Geburtsjahr verraten oder es ergibt sich aus dem Inhalt von selbst. In der Zueignung der „Episteln und Elegien" macht sich Schack über die Kritiker lustig, die bei der Besprechung seiner Werke ihr Urteil hätten durch die Erscheinungsjahre beeinflussen lassen. „Einige dieser Herren" — heißt es da — „sagten z. B. über ein paar in den letzten Jahren gedruckte Dichtungen, die schon in meinen ersten Mannesjahren entstanden waren und die ich immer zu meinen besten gezählt habe, es seien Produkte des Alters, und glaubten deshalb, sie gegen vermeintlich frühere herabsetzen zu müssen. Dagegen haben die Herren meine ‚Pledajen', welche dreißig Jahre später geschrieben und sogleich gedruckt worden waren [1881], ungemein gepriesen. Ich muß das Wohlwollen, welches mir diese Kritiker im ganzen immer gezeigt haben, dankend anerkennen, da ich aber dasselbe gern erwidern möchte, gebe ich ihnen den Rat, sich künftig aller solcher Mutmaßungen über die Entstehungszeit meiner Werke zu enthalten, da sie fast immer neben das Ziel geschossen haben ... Sie werden daher gewiß besser tun, diese Episteln so zu beurteilen, wie Gedichte allein beurteilt werden dürfen, nämlich zu sagen, ob sie dieselben gut oder schlecht finden."

Betrachten wir zuerst Schack als Lyriker. In seiner „Pandora" findet sich, wie schon erwähnt, ein Abschnitt „Ein Wort über die Lyrik". Hier wendet sich der Dichter mit scharfen Worten gegen diejenigen, die unter der „eigentlichen Lyrik" nur das sangbare Lied verstehen und geringschätzige Seitenblicke auf die übrigen Gattungen der lyrischen Poesie werfen. „Der Ausdruck Lied" — heißt es da — „bezeichnet ursprünglich sehr allgemein ein lyrisches Poem. Noch Schiller hat seine Rhapsodie ‚Die Glocke', Platen sein in antikem Odenmaße gedichtetes ‚Trinklied von Bajä' so genannt. In neuerer Zeit ist es Gebrauch geworden, unter solcher Benennung kleine, stimmungsvolle Gedichte von melodiöser Form zu verstehen, in welchen der Dichter seinen Empfindungen der Freude oder der Trauer Ausdruck gibt. Unsere Literatur hat außerordentlich viel Schönes in der Gattung aufzuweisen, und Viele haben sich von dem Zauber derartiger Versstücke, wie sie nach dem Vorgange von Claudius und Goethe besonders vortrefflich von Uhland, Eichendorff und Heine gedichtet worden sind, so bestricken lassen, daß sie den anderen höheren Formen der Lyrik kein Recht auf Existenz mehr zugestehen wollen. Dem unbefangenen Beurteiler muß dieser ästhetische Standpunkt als ein unerhört beschränkter erscheinen. Nicht leicht hat etwas Anderes einen gleich unheilvollen Einfluß auf unsere Literatur geübt. In der Musik betrachtet man es als ein sicheres Zeichen des ungebildeten Dilettantismus, wenn jemand nur für eine einfache, leicht ins Gehör fallende Melodie Sinn hat, allem aber, was darüber hinaus-

geht, sein Ohr verschließt. Was eine solche einfache Melodie in der Musik ist, ist nun das Lied in der Poesie. Man kann beides hochschätzen; wie es jedoch von einer sehr unausgebildeten Empfänglichkeit für das Schöne zeugt, nur für kleine melodische Sätze Sinn zu haben, so steht auch derjenige auf einer sehr untergeordneten Stufe des Geschmacks, der in dem Liede die höchste oder gar die einzige Gattung des lyrischen Gedichts findet. Indessen, handelt es sich nur um einen individuellen Geschmack, und wird dies ausgesprochen, so möge es noch hingehen. Wenn jemand das kleine Vergißmeinnicht am Bache allen anderen Blumen vorzieht oder das Veilchen wegen seines süßen Duftes ganz besonders liebt, so läßt sich nichts dagegen einwenden; wenn er aber nun seiner individuellen Neigung zuliebe zu beweisen versuchte, Vergißmeinnicht oder Veilchen seien die höchste oder einzige Gattung von Blumen, die herrliche Rose, die prächtige Lilie hätten kein Recht zur Existenz, so würde man ihm mit Grund die Tür weisen. Auf gleiche Art läßt sich auch manchen Freunden der Poesie die Idiosynkrasie zu gute halten, daß sie die innigen und gefühlstiefen Lieder eines Eichendorff und anderer als die schönsten Blüten unserer Lyrik verehren. Wollen sie nun aber dozieren, jene kleinen, meist momentane Stimmungen ausdrückenden lyrischen Stücke seien allein berechtigt, die schwungvolle Hymne, die gedankenreife und zugleich von Empfindung erwärmte Elegie dagegen gehörten einer falschen Gattung an, so muß man sie allen Ernstes zurechtweisen und ihnen dartun, auf wie bodenloser Verkehrtheit, welcher Unkenntnis der Literatur, welcher ästhetischen Befangenheit eine solche Ansicht beruht."

Das ist eine mutige Absage gegen den „oft bis zur Phrase getriebenen Kultus der ‚stammelnden Volkspoesie'", zugleich auch eine oratio pro domo, denn so viele Töne Schack auf seiner Leier hat, so tritt doch die „reine Lyrik" bei ihm mehr zurück. Daß auch sie ihm zu Gebote steht, zeigen u. a. die „Lieder der Trauer" und die gleichfalls auf den Ton der Klage gestimmten „Verwehten Blätter". Wem solche Lieder gelingen wie

Von dunklem Schleier umsponnen
Ist mir das Tageslicht;
Wohl steigen neue Sonnen —
Ich seh' sie nicht.

Mir schweift der Blick hinüber
In Weiten dämmerfern;
Vom Himmel blickt ein trüber
Einsamer Stern.

Ein Mädchen bleich von Wangen
Winkt mir von drüben zu;

Ich bin vorangegangen,
Was zögerst du?

oder

Das singt und flötet in den Zweigen
Und zirpt und schmettert auf der Flur;
Zum Himmel mit den Lerchen steigen
Die Freudenrufe der Natur.

Ein Sausen geht, wie Jubelchöre,
Von Ast zu Ast, von Baum zu Baum;
Die düstre Tanne selbst, die Föhre
Erweckt es aus dem Wintertraum.

Hinunter jauchzt in allen Schluchten
Der stürzenden Gewässer Schwall;
Froh tönt am See von Bucht zu Buchten
Des Wogenschlages Widerhall.

Doch Trost giebt mir der Stimmen keine
In all dem Jubel und Gesang,
Denn stumm für immer ist die eine,
Die süßer mir als alle klang.

oder endlich

In der Schlucht hat schon zu dichten
Haufen sich das Laub getürmt,
Während neu der Herbstwind Schichten
Welker Blätter niederstürmt.

Aber durch das Sturmgetose
In den Moderdunst der Kluft
Haucht noch einsam eine Rose
Ihres Kelches süßer Duft.

Liebe! Aus begrabnen Jahren
In mein Leben, längst verdorrt,
Hauchst du deine wunderbaren
Milden Düfte fort und fort —

wem, sage ich, solche Lieder gelingen, der hat ein volles Recht darauf, als ein echter Lyriker angesehen zu werden. Und neben diesen elegischen Tönen, wie heiter und lebensfrisch klingt die „Herbstfeier in Rüdesheim", wie schalkhaft und neckisch ist „Auerbachs Keller"! „Die volle Kraft seines Genius aber entfesselt Schack da, wo er in kühnem Schwung hoher Gedanken einherzieht. Wenn es gilt, weite geschichtliche Perspektiven zu

eröffnen, im freien Fluge der Anschauung ferne Regionen zu erreichen und auszumalen, namentlich die Gestaltungen der Kunst und ihre hohen Vertreter als Silhouetten zu zeichnen oder tiefe Ideen des geistigen Lebens zu berühren und zu verfolgen, da ist er seines Stoffes Herr und seiner Sache Meister. Es liegt etwas von Schillers Art und Weise in ihm, er ist, in dessen Sinne zu reden, ein völlig sentimentaler Dichter. Daher wiegen die ‚Weihgesänge' noch schwerer als die ‚Gedichte' und die ‚Lotosblätter', Stücke wie ‚Leben', ‚Tod', ‚Hymne', ‚Memnon', ‚Perikles', ‚Dante', ‚Wolfram von Eschenbach', ‚Zoroaster' und ähnliche können Perlen der Sammlung und unserer ganzen Gedankenlyrik genannt werden."[16])

Neben den „Weihgesängen" gelten für Schacks beste Werke die „Episoden" und „Die Plejaden". Die „Episoden" sind eine Gruppe von zehn erzählenden Dichtungen, deren Reiz neben dem melodischen Fluß der Verse in den charakteristischen Schilderungen der jedesmaligen Kulturepoche liegt, denen diese Bilder entnommen sind: zwei der Erzählungen spielen in Griechenland, fünf in Italien, eine im Orient, eine in Deutschland und eine, „Der Regenbogenprinz", enthält „eine reizvoll-phantastische Gegenüberstellung des vom Dichter mit seinem ironisch gezeichneten Hofstaat bevölkerten Luftreiches und des Erdenvölkchens sowie die Begegnung von Vertretern beider Regionen in einer flüchtigen und romantisch zerfließenden Liebesgeschichte". Den „Episoden" stehen nahe die „Tag- und Nachtstücke", die in kleinen episch-lyrischen Dichtungen eine bunte Fülle von Stoffen aus allen Zeiten und allen Ländern mit einer wunderbar reichen Farbengebung behandeln.

Noch weiter als in den „Episoden" holt Schack in der Schilderung der verschiedenen Kulturepochen aus in den „Nächten des Orients", einer Dichtung von großem Wurf, in der uns die verschiedenen Weltalter in breiten Bildern vorgeführt werden und der Glaube an den Fortschritt der Menschheit, dieses Lieblingsthema unseres durch und durch optimistischen Dichters, zuerst mannigfachen Zweifeln begegnet, um schließlich eine desto glänzendere Verherrlichung zu erfahren. Schack hat in einem Nachwort den Grundgedanken der Dichtung kurz und treffend zusammengefaßt: „Der Mensch ist nicht von einem ursprünglich reinen und glücklichen Zustande später entartet, hat sich vielmehr im Laufe unzählbarer Jahrtausende allmählich aus tierischer Roheit erhoben und steigt zu immer höherer Entwicklung auf; nicht in der Vergangenheit liegt das goldene Zeitalter, sondern in der Zukunft."

Aufwärts geht der Menschheit Gang,
Ob sich ihr Pfad auch krümmt und windet,
Ja ob er auch Jahrhundert lang

---

[16]) E. Brenning, „Graf Adolf Friedrich von Schack. Ein literarischer Essay." S. 29

In dunkle Abgrundtiefen schwindet.
Nach oben reißt sie doch ihr Drang.

An die „Nächte des Orients" schließe ich den „Memnon", eine tiefsinnige und inhaltsvolle Mythe in wunderschöner Form, eine Dichtung, deren Plan in dem Dichter entstand, als er im Frühjahr 1849 „die Trümmerwelt des hunderttorigen Theben durchwanderte und den von uralten Sagen umspielten Koloß des Memnon im ersten Morgenstrahl leuchten sah". Schon damals wurden einige Gesänge des Gedichtes niedergeschrieben, aber erst mehr als drei Jahrzehnte später, im Jahre 1885 ist es vollendet. Die Wanderung des Helden zum Sonnenaufgang, um seine Mutter, die Göttin des Morgenrots, zu suchen, seine Kriegsfahrten und Herzensabenteuer, seine Heimkehr als geblendeter Bettler, den zuletzt die Mutter in ihr lichtes Reich aufnimmt — das ist eine Reihe von tiefernsten wundervollen Bildern.

Man könnte die „Episoden" und eine ganze Anzahl anderer kleiner erzählender Dichtungen als Novellen in Versen bezeichnen. Schack ist weiter gegangen und hat einige Romane in Versen geschrieben. Der Name ist neu und Schacks Erfindung. Diese Romane sind „Lothar", „Ebenbürtig", „Durch alle Wetter", „Die Plejaden", „Weltmorgen".

In seinem „Weltmorgen" wollte Schack den Übergang der mittelalterlichen Weltanschauung in diejenige darstellen, die sich mit dem Wiedererwachen der Wissenschaften Bahn zu brechen begann. Zum Helden, in dessen Geist diese Wandlung vor sich gehen sollte, wählte er sich einen jungen Deutschen der Reformationszeit. Da nun aber die Schilderung von bloß inneren Vorgängen in dessen Seele schwerlich einen geeigneten Stoff für ein Epos geboten hätte, machte er seinen Egon zum Johanniterritter und führte ihn in eine Umgebung, die an Reichtum und Mannigfaltigkeit der in ihr vorgegangenen Ereignisse ihres gleichen sucht. Mit der Verteidigung der Insel Rhodos durch die Johanniter wurden die größten und folgenreichsten Ereignisse der nächstvorhergehenden und der nächstfolgenden Zeit verbunden: die Entdeckung Amerikas und des Seeweges nach Ostindien, der Fall von Konstantinopel und die erste Verbreitung der griechischen Bildung im Abendlande, die frühesten Aufstandsversuche der Hellenen gegen die Türken und die unter Leo X sich herrlich entfaltende, von seinen Nachfolgern dann wieder zurückgedrängte Geistesbildung in Italien. Aus allen diesen Motiven hat der Dichter ein Bild gewoben, in dem wir gleichermaßen den äußeren Glanz der Handlung wie den inneren geistigen Gehalt bewundern müssen.

In den „Plejaden" wird Griechenlands Schicksal in der Zeit seines Heldenkampfes von Salamis entrollt. Das poetische Interesse knüpft sich hierbei an die Gestalt des jungen Atheners Kallias und der ionischen

Griechin Arete, deren vielverschlungene Schicksale uns in einem harmonisch abgerundeten Gemälde vorgeführt werden.

In die Neuzeit führt uns der „Lothar", von dem uns der Dichter berichtet, daß er ihn zum größten Teil angesichts der Gegenden schrieb, durch die er seinen Helden führte: unter den Palmen und Zelten Syriens und auf dem Dache des lateinischen Klosters in Jerusalem, an den Ufern des Guadalquivir und auf der Alameda von Ronda, auf einer Nilbarke und inmitten der ungeheuren Trümmer von Theben. Das Werk ist die Frucht jugendlicher Begeisterung für die Freiheit und Größe des deutschen Vaterlandes, der Held, ein jugendlicher Feuerkopf, den das Leben Geduld und Entsagung lehrt und zum gefesteten Manne erzieht — wie Schack in den „Perspektiven" bekennt — kein anderer als der Dichter selbst, ohne daß das Gedicht zu einer poetischen Selbstbiographie würde. Die Dichtung schließt mit den schönen Worten:

O nimm mich wieder auf an deinem Herde,
Du deutsches Land, du herrlichstes der Erde!
Wo wär' ein edler Volk als deins
Vom traubenduftenden Gestad des Rheins
Bis zu der Ostmark fernsten Gauen?
Wo strahlt der ganze Himmel aus so blauen,
Aus unergründlich klaren Tiefen wieder
Wie aus den Augen deiner Frauen?
In deinem Schoß dereinst die müden Glieder
Zu betten gönne mir! Allein nicht eher
Laß schließen mich die Augenlider,
Bis jenen neuen Morgen, den als Seher
Mein Vater sterbend prophezeite,
Ich über dich, das einige, befreite,
Aufsteigen sah! — Verraucht ist mir der Wahn,
Der nur vom allzerstörenden Orkan
Verjüngung hofft; doch jener Genius,
Der früh auf mich gedrückt den Flammenkuß,
Ich fühl's, umrauscht mich noch mit seinen Schwingen
Und mahnt mich, neu zu streben und zu ringen,
Damit das heiße Sehnen deiner Söhne
Die endliche Erfüllung kröne.
Er leihe Milde mir zur Stärke
Und weises Maß zum Thatendrang —
Dann nach vollbrachtem Tagewerke,
Wie sollt' ich zagen vor dem letzten Gang?
Ein froher Zeuge noch im Tod
Von meines Volkes Auferstehn,

In seiner Größe Morgenrot
Werd' ich beglückt von hinnen gehn.

Ganz neue Seiten seines Wesens entfaltet Schack in den beiden komischen Epen „Durch alle Wetter" und „Ebenbürtig". Hier fühlt man sich an Byrons „Don Juan" erinnert, ohne daß man deshalb eine direkte Nachahmung annehmen dürfte, gegen die sich der Dichter auch ausdrücklich verwahrt. „Einen so heißen Athem der Leidenschaft haben die Schackschen Romane nicht. Sie berühren zwar eine Fülle von Tagesfragen und gehen kaum an einer Erscheinung des modernen Lebens vorüber, aber sie sind in ihrer ganzen Haltung gutmütig und liebenswürdig. Was ihm an Schärfe abgeht, ersetzt Schack durch Glätte und durch den Wohllaut seiner Diktion, die den Leser unwiderstehlich gefangen nimmt. Das Stoffliche hat in diesen Romanen nur nebensächliche Bedeutung. Es wiegt als Erfindung nicht schwer und bietet kaum irgendwelche psychologische Feinheiten. Dagegen bildet es das Spalier, um welches sich die Schlingpflanzen weitausholender Vergleiche, geistreicher Anspielungen und witziger Bemerkungen emporranken. Politik und Parteileben, Adel und Bürgertum, Belletristik und Literatur, Musik und Gesellschaft — das alles schwirrt durcheinander, stößt und drängt sich und findet doch wieder durch die Hand des Dichters die entsprechende Ordnung."[17])

„Durch alle Wetter" erzählt uns die Schicksale eines Liebespaares, des Gesandtschaftsattachés Grafen Viktor und der Opernsängerin Amalie Schmidt, die zusammen aus Dresden durchgehen, erst nach Baden-Baden, dann nach London sich begeben, um von dort nach Neapel zu reisen, in London aber durch die Intrigue eines amerikanischen Impresario getrennt werden und erst nach langer Zeit und nachdem beide die tollsten Abenteuer bestanden haben, sich in Neapel wieder zusammenfinden. Noch bunter geht es in dem Roman „Ebenbürtig" zu, dessen Grundgedanke eine Verspottung des Höflingstums und Noblessendünkels ist.

Du gabst mir, herrlichste der Himmelstöchter,
Für Hochmut, der ein Nichts zum Etwas färbt,
Für Dünkel, den im Wechsel der Geschlechter
Der Ahn dem eitlen Enkelsohn vererbt,
Die beste Waffe, schallendes Gelächter
Und Spott, der seichter Toren Rücken gerbt;
Du lehrtest mich, Durchlauchten, Exzellenzen
Als Opfer am Altar des Momus kränzen —

so redet der Dichter die Muse an und schildert dann mit größter Heiter-

[17]) E. Zabel, „Graf Adolf Friedrich von Schack. Ein literarisches Portrait." S. 49 ff.

keit den Hofhalt des mediatisierten sehr stolzen und sehr orthodoxen, aber auch sehr pauveren Fürsten Friedrich und berichtet uns, wie er, den der Gedanke an eine Mesalliance empören würde, es erlebt, daß seine sämtlichen Söhne und Töchter in bürgerliche Kreise herabsteigen, ja wie er selbst schließlich eine Gouvernante heiratet, während sein Diener einer alten ungarischen Fürstin die Hand reicht. „Ein prächtiger Roman", meint Johannes Scherr, „eine Fabel voll prickelnder Schalkheit, vollendeter Formensicherheit, ein von unerschöpflich guter Laune getragener Vortrag, eine mehr lachende als geißelnde Satire — das sind die Vorzüge dieser Dichtung, welche man mit wahrem Behagen von der ersten Zeile bis zur letzten genießt."

Eine ausdauernde Tätigkeit hat Schack auch auf dem Gebiete des Dramas entfaltet und „nur das urteilslose Anbeten des Erfolges kann diesem Teile seiner Produktion die Anerkennung versagen". Allerdings haben sich die Bühnen Schacks Stücken gegenüber meist ablehnend verhalten, aber dieses Schicksal teilt er mit fast allen Dichtern, die das Drama höheren Stils pflegen. Freilich sind seine Dramen von ungleichem Werte. Am besten gelungen sind „Timandra" und „Die Pisaner", Stücke mit scharf charakterisierten Menschen und spannender Handlung. „Timandra" hat zur Heldin die Mutter des Spartanerkönigs Pausanias, die den ersten Stein herbeiträgt, um ihren von den Ephoren wegen Landesverrats verurteilten Sohn im Tempel einzumauern; der Konflikt der Mutterliebe mit der Vaterlandsliebe ist ergreifend geschildert. Die „Pisaner" behandeln den düstern Stoff, den Gerstenberg seinem „Ugolino" zu Grunde gelegt hat, aber mit weiterem Horizont, da Schack uns auch die vorausgehenden Parteikämpfe vorführt, in denen Ugolino als Welfe und der Erzbischof Ruggiero als Ghibelline sich gegenüberstehen. In „Heliodor", dessen Held, ein vornehmer Athener, zur Zeit da infolge des Andranges der Germanen die Welt aus den Fugen geht, die alte Herrlichkeit von Hellas durch Vertreibung der Römer wie der Christen wiederherstellen will — in „Heliodor" beeinträchtigt der geschichtsphilosophische Inhalt die dramatische Form. „Gaston" ist eine Tragödie des Glaubenskampfes: durch Intriguen und Treulosigkeiten triumphiert die katholische Intoleranz über den Glaubensmut der Waldenser und ihren heldenmütigen Beschützer Grafen Gaston von Lucerna. „Atlantis" spielt kurz vor dem Ausbruch der französischen Revolution: ein deutscher Graf Wolfgang lockt eine Expedition — an der auch ein „ehrlicher mecklenburgischer Schäfereipächter" Jürgen mit seinem Sohne Hans teilnimmt — in den Westen Nordamerikas in der Hoffnung, dort einen Zukunftsstaat zu gründen, der den Traum eines goldenen Zeitalters der Verwirklichung nahe führen soll; doch der Kampf mit trügerischen und mit unbotmäßigen Genossen sowie Wolfgangs eigene böse Leidenschaft bringen das Unternehmen zum Scheitern und treiben Wolfgang zum Selbstmord.

In allen diesen Dramen wie auch in „Kaiser Balduin", „Gerbert und Walpurga", „Der Johanniter", „Das Jahr Eintausend" sind, um mit Gottschall zu reden, „der kunstgerechte Aufbau, die edle Sprache, die Grundgedanken und weiten geschichtlichen Perspektiven zu rühmen, wenn auch der geistige Äther derselben etwas zu fein ist für die aufnehmenden Atmungsorgane des an dickere Bühnenluft gewöhnten Publikums". Ganz besonders gilt das von „Sirius", vom Dichter als „ein Mysterium" bezeichnet. Das spielt in der Urwelt, in der Periode, von der die Genesis sagt „Aber die Erde war verderbet vor Gottes Augen und voll Frevel". Der Repräsentant dieser verderbten frevelhaften Welt ist der hoffärtige und blutgierige Herrscher Sirius, dem als Gegenbild der Mann Jehova's Noah gegenübergestellt ist. Das Stück endet mit dem Hereinbrechen der Sündflut.

Diesen ernsten Dramen treten an die Seite einige Lustspiele: „Ein Hofstaat", „Der Magier", „Willy", das Fastnachtspiel „Ein Volksfest am Ätna", das moderne Satyrspiel „Menschen und Affen" und zwei große politische Komödien „Der Kaiserbote" und „Cancan". Der „Kaiserbote" wurde im Spätherbst 1850 geschrieben „nach dem Untergange der letzten Hoffnungen für deutsche Einheit, die sich an die Bewegungen des Jahres 1848 geknüpft hatten" und schildert die Strömungen dieses Jahres nach den verschiedensten Richtungen und mit Zugrundelegung der Idee, „daß Kaiser Barbarossa, durch das Brausen der Freiheitsstürme draußen aufgeschreckt, seinen Diener Klaus aussendet, um Deutschland zu durchwandern und zu sehen, ob es zum Empfange seines Kaisers bereit ist. Die verschiedenen Erlebnisse des Kaiserboten sind mit viel Phantasie und mit treffendem Witz geschildert. Zurückgekehrt kann er dem Kaiser nur raten, in seinem Kyffhäuser ruhig weiter zu schlafen. Aber indem dann der Graf von Hohenzollern auftritt und den Klagen Barbarossa's ein Wort kühner Prophezeiung von der Größe seines eigenen Hauses entgegensetzt, wird ein ernsterer Klang dem tollen Scherze beigemischt." „Cancan" „entstand unmittelbar nach dem herrlichen Siege der deutschen Sache, welcher hier, freilich auf eine von den üblichen Festspielen sehr abweichende Weise, gefeiert wird". Das Stück führt uns nach Frankreich und läßt uns den Zusammenbruch des zweiten Kaiserreichs erleben. Napoleon III, Eugenie, Lulu und Ollivier treten auf „und werden von Sturzbächen eiskalten Hohnes übergossen"; andere handelnde Personen sind z. B. der gallische Hahn und die Affen des zoologischen Gartens. „Es findet sich manches darin," bemerkt der Dichter, „was von der Aufregung der Zeit, in welcher das Lustspiel entstand, eingegeben ist und was ich jetzt nicht niederschreiben würde; aber das Ganze gehört als Zeugnis der Stimmung jener großen Tage der Geschichte an, und es darf mir nicht verargt werden, wenn ich es von neuem drucken lasse. Ich bin so anmaßend, meinem Lustspiele mehr Wert als

einem Pamphlet beizulegen, und deshalb möchte ich es nicht untergehen lassen."

Um das Bild des Schriftstellers Schack völlig abzurunden, sei hier kurz seiner prosaischen Schriften gedacht, die er in verschiedenen Sammlungen unter den Titeln „Pandora" (1889), „Mosaik" (1891) und „Perspektiven" (2 Bde. 1894) zusammengefaßt hat. Es ist eine bunte Fülle von literarhistorischen, geschichtlichen, kunstgeschichtlichen, ästhetischen und beschreibenden Aufsätzen, die uns diese Bände bieten; in allen zeigt sich der Verfasser als ein überaus kenntnisreicher und geistvoller Mann. Und schließlich sei erwähnt, daß Schack die „Nachgelassenen Schriften" Edmund Dorers herausgegeben hat (3 Bde., Dresden 1893) — auch eines von denen, die „trotz höchst schätzbarer Werke, die sie hervorgebracht, doch nie die gebührende Anerkennung gefunden haben".

Schack ist sich seines Wertes voll bewußt gewesen. Um so mehr kränkte ihn die Gleichgültigkeit, mit der das Publikum lange Zeit seinen Dichtungen begegnete. Seinem Unmute, seinem Schmerze darüber hat er wiederholt Ausdruck gegeben. So klagt er in dem Gedicht „Vor einem Fenster" (in den „Lotosblättern"):

Was ich baute, sah zerstört
Ich zu Boden wieder rollen;
In der Luft ist ungehört
Meiner Worte Klang verschollen,
Und bevor mein Volk, mein Land
Noch erkannten, wen sie hatten,
Unbetrauert, ungenannt,
Werd' ich eingehn zu den Schatten.

Sein Buch über seine Gemäldesammlung schloß Schack mit den bitteren Worten: „Bei der eisigen Kälte und tödlichen Gleichgültigkeit, welche die ganze deutsche Nation von jeher meinem eigenen poetischen und literarischen Schaffen gezeigt hat und noch jetzt zu zeigen fortfährt, wo mein Abend hereinbricht, liegt es wohl oft nahe, daß mich tiefe Niedergeschlagenheit befällt, und daß ich den Wunsch nicht zurückweisen kann, ich möchte lieber in England oder Italien, in Frankreich oder Spanien geboren worden sein. Ich kenne diese Länder genug, um zu wissen, daß mir dort nicht die Teilnahmlosigkeit begegnet wäre wie im ‚Lande der Dichter und Denker'." Diesen selben Gedanken hat Schack auch ausgesprochen in dem Gedichte „Mein letzter Wunsch" (Werke Bd. X), dessen Schluß lautet:

Mein letztes Wort sei, eh ich ausgelitten:
Wär' ich geboren doch, anstatt in Deutschland,
Im Land Italien oder dem der Britten!

Er hoffte „auf eine empfängliche Nachwelt". Und diese Hoffnung hat ihn nicht betrogen. Er konnte in der 7. Auflage seines genannten Buches (1894) den eben angeführten Worten die Bemerkung hinzufügen: „Ich halte es für angemessen, die vorausgehenden Worte, die jetzt vielleicht nicht mehr völlig begründet sind, hier wieder abdrucken zu lassen, da ich sie als ein Spiegelbild meiner damaligen Stimmung betrachte. Denn es kann dem kommenden Geschlecht vielleicht zur Ermunterung dienen, daß dem ernst Strebenden auf dem Gebiete der Dichtung und Wissenschaft doch wenigstens nach mehr als einem Menschenalter der Verkennung und Ignorierung am späten Abend seines Lebens die Würdigung zu teil geworden ist, die freilich manche andere nie mehr erblickt haben, ja vielleicht viele auch nach ihrem Tode nie erreichen werden." In der Tat hat Schack es noch erleben dürfen, Zeuge der hohen Würdigung zu sein, die früherer Verkennung gefolgt und anscheinend noch im Wachsen ist.[18]) Sehr beträchtlich ist bereits die Zahl der über ihn handelnden Schriften, auch von Nichtdeutschen. Sogar die Schulen haben sich seiner schon bemächtigt: Johanna Willborn hat in einem Vortrage die Frage aufgeworfen: „Warum dürfen Gedichte von Ad. Fr. v. Schack in den Lesebüchern für die Oberstufe der höheren Mädchenschule n i ch t fehlen?" (Schwerin 1886) und Halling „Gedichte des Grafen Ad. Fr. v. Schack. Für Schule und Haus ausgewählt und erläutert" (2. Aufl., Dresden 1894) herausgegeben. Mögen immerhin Einzelne seine Dichtungen „epigonenhafte Bildungspoesie" schelten und in ihm selber den „Typus der Überschätzung der literarischen Kultur" sehen — größer ist doch die Zahl derer, die ihm „den Ruhm einer frei erfindenden reichen Phantasie, einer glanzvollen und blühenden Sprache" zuerkennen und in ihm „einen Dichter von echt moderner Empfindung und selbständiger Gedankenwelt" begrüßen. —

In den ersten Jahren von Schacks Münchener Zeit lebten dort zeitweilig zwei andere Mecklenburger, auch sie in den literarischen Kreisen, mit denen Schack Fühlung hatte: Lemcke und Wilbrandt.

Karl Lemcke, 1831 in Schwerin geboren, besuchte das dortige Gymnasium, studierte seit Ostern 1852 in Göttingen, München und Heidelberg und lebte dann als Privatgelehrter in Berlin, Paris, am längsten in München, wo auch er zum „Krokodil" gehörte. In dieser Zeit erschienen seine frischen „Lieder und Gedichte" (Hamburg 1861), unter denen sich auch ein sehnsüchtiges Gedicht an „seine Vaterstadt, die Stadt der blauen Seen" befindet. Im Jahre 1862 habilitierte sich

---

[18]) Karl Lamprecht, „Zur jüngsten deutschen Vergangenheit" („Deutsche Geschichte" I. Ergänzungsband) Bd. I S. 268 sagt: „Die Nation ist ihm gegenüber undankbar geblieben und wird ihn besser wohl erst verstehen, wenn sie, zunächst rein inhaltlich in den universalen, die weitesten Grenzen der Welt seiner Zeit umfassenden Horizont seines Denkens und Empfindens hineingewachsen ist."

Lemcke in Heidelberg als Privatdozent für Ästhetik und deutsche Literaturgeschichte und wurde 1867 außerordentlicher Professor, siedelte 1871 nach München über, wirkte seit 1873 als Professor der Ästhetik und Kunstgeschichte an der Akademie der bildenden Künste in Amsterdam, seit 1876 in gleicher Stellung am Polytechnikum in Aachen, seit 1885 am Polytechnikum in Stuttgart, wurde 1897 Generalinspektor der königlichen Gemäldegalerie daselbst, trat 1903 in den Ruhestand und lebt seitdem in München. Wissenschaftlich hat er sich durch seine „Populäre Ästhetik" (Leipzig 1865; 6. Aufl. 1890 u. d. T. „Ästhetik in gemeinverständlichen Vorträgen"), seine „Geschichte der deutschen Dichtung neuerer Zeit" (Bd. I. Leipzig 1871; neue Ausgabe u. d. T. „Von Opitz bis Klopstock" 1882) und eine Anzahl von Biographien und Charakteristiken von Meistern der niederländischen Malerei (in Dohme's „Kunst und Künstler des Mittelalters und der Neuzeit", Berlin 1878) vorteilhaft bekannt gemacht, für seine unter dem Pseudonym Karl Manno veröffentlichten Romane „Beowulf" (2 Bde. Berlin 1882; 3. Aufl. Stuttgart 1899), „Ein süßer Knabe" (Berlin 1885; 3. Aufl. 1898), „Gräfin Gerhild" (Stuttgart 1892) und „Jugendgenossen" (3 Bde., Berlin 1898) sich einen weiten Leserkreis erobert. Auch schrieb er ein Lustspiel „Kinder des Tages" und ein von Franz Wüllner komponiertes Oratorium „Heinrich der Finkler".

Adolf Wilbrandt[19]) ist ein Rostocker Kind. Sein Vater Christian Wilbrandt[20]), geb. 1801 zu Neuenkirchen bei Wittenburg als Pfarrerssohn, hatte seit 1818 das Schweriner Gymnasium besucht, seit 1820 in Berlin Philologie der klassischen und germanischen Sprachen studiert und war zugleich ein begeisterter Schüler Hegels geworden. Dann wurde er 1823 Oberlehrer am Gymnasium in Heiligenstadt, 1825 Adjunktus und Oberlehrer in Schulpforta, 1828 als Lehrer an die Große Stadtschule in Rostock berufen und 1837 dort als Nachfolger von Viktor Aimé Huber ordentlicher Professor der Ästhetik und neueren Literatur. Das Jahr 1848 riß ihn in die politische Bewegung hinein: er war Mitglied der 1848 zusammenberufenen mecklenburgischen Abgeordnetenkammer und der Abgeordnetenkammer von 1850, wurde wegen seines politischen Verhaltens nach Wiederaufhebung der Verfassung 1852 seines Amtes enthoben, 1853 in den unseligen „Rostocker Hochverratsprozeß" verwickelt, hatte eine zweijährige Untersuchungshaft zu erleiden, wurde später zu einer zweimonatlichen Gefängnisstrafe verurteilt, auf das von

[19]) Autobiographisches „Ein Gespräch, das fast zur Biographie wird" (in „Gespräche und Monologe", Stuttgart 1889); „Aus der Werdezeit" (Stuttgart u. Berlin 1907); „Erinnerungen" (ebd. 1905). S. auch den Essay in den „Grenzboten" 53. Jahrg. 2. Vierteljahr S. 17 ff. 127 ff. V. Klemperer a. a. O. Vgl. „Adolf Wilbrandt. Zum 24. August 1907. Von seinen Freunden." (Stuttgart u. Berlin 1907.)

[20]) S. über ihn H. Klenz in der Allgem. deutschen Biographie Bd. 42 S. 476.

ihm eingelegte Rechtsmittel ab instantia losgesprochen und blieb in Freiheit bei seiner Familie; 1867 ist er in Doberan gestorben. In dem Jahre, da Wilbrandt Professor wurde, ist sein Sohn Adolf geboren, am 24. August 1837. Die tiefe Heimatsliebe, die den Vater beseelte, sein Verständnis für „die Poesie dieser Stadt und dieses Landes", hat sich auf den Sohn vererbt, der in Rostock „eine schöne Jugend" verlebte: „Sonnenschein von jeder Art: Liebe vollauf, doch nicht zu viel; herrliche Vorbilder in blühenden, einträchtigen, weise erziehenden, großgesinnten Eltern; schöne, gesunde, notlose Armut, von deutscher Bildung und Idealität verklärt;" nach Rostock hat es den Vielgewanderten schließlich wieder zurückgezogen, im „alten Elternhaus", nur „wenig Schritte bis zum Fluß hinab," hat er sich sein neues Heim, seine Arbeitsstätte bereitet und seine Gedankenwerkstatt aufgeschlagen, täglich neu erfüllt von dem „Dankgefühl":

Ich dank' dir, mein Geschick, an jedem Morgen,
Daß du mich grüßest mit des Lebens Gruß!
Daß mir die Musen immer weiter borgen,
Daß ich kann schaffen ohne graue Sorgen,
Doch, um die Sorg' zu scheuchen, schaffen muß;
Daß mich wie Schwingen trägt der holde Jugendsinn,
Und daß ein Schleier hängt vor jedem Morgen,
Und daß ich frei und kein Beamter bin.

Auf der Großen Stadtschule vorgebildet, bezog Wilbrandt 1856 die Rostocker Universität; auf seines Vaters Wunsch hatte er sich, wie er erzählt, „zunächst dem Jus ergeben, sprang mit beiden Füßen hinein und trank den ersten Becher, das Kolleg über die Institutionen des römischen Rechts, so bis zum letzten Tropfen aus, daß ich das Ganze wörtlich im Kopf hatte . . . . Aber von diesem und andern Kollegien kam ich dann nach Hause in mein Paradies: Studien für mich und nach meiner Lust, in all meinen Sprachen, deutsch, griechisch, lateinisch, französisch, englisch, etwas italienisch; dazu Geschichte, Ästhetik, Philosophie, Literaturgeschichte und so fort. Alle alten Dichter las ich. Die längsten Tage waren kaum lang genug. Meine besten Freunde waren auf andere Universitäten gegangen, ich lebte wie ein Eremit über meinen Büchern." Schon im zweiten Semester aber mißfielen ihm die Pandekten; er „verliebte sich in den Gedanken, später, draußen, etwa in Berlin, zur Bühne zu gehen und wie Shakespeare und Moliere ein Schauspieldichter zu werden."

Dazu kam es freilich zunächst noch nicht, auch dann nicht, als Wilbrandt Ostern 1857 zur Fortsetzung seiner Studien nach Berlin gegangen war. Die Jurisprudenz warf er nun über Bord und „floh zur Kunst, zu den Dichtern und zur Philosophie", stürzte sich in Hegels Werke, hörte

Lepsius' Vorlesungen über ägyptische Kunst und Geschichte, „suchte Goethe, Schiller und Shakespeare im königlichen Schauspielhaus, fand sie aber selten;" vor allen Dingen suchte er Menschen, die er „mehr als alles begehrte und daheim vergebens ersehnt hatte, Menschen der Großstadt, der Welt, des Geistes, von denen er leben lernen, an denen er wachsen und werden konnte," und „mit dankbarer Seele" hat er bekannt: „dieses mein Urverlangen ward mir so erfüllt und gesegnet, wie ich's wünschen konnte; nichts hat mir das Leben so reich vergönnt. Überall an meinem Weg stehen rechts und links freundliche Gestalten, Bildner, Führer, Gefährten, Freunde, Herzenskameraden. In diesem Berliner Sommer begann es; die folgenden Jahre setzten das Liebeswerk fort, als hätten sie darüber einen Bund geschlossen."

Zunächst verhalf ihm sein Landsmann Gustav Eggers, ein früh verstorbener junger Komponist, zum Verständnis der Musik. Weit wichtiger noch für Wilbrandts Werdegang wurde sein vertrauter Verkehr mit Gustavs Bruder Friedrich Eggers.[21]) Der war 1819 in Rostock als Sohn eines Kaufmanns geboren und 1835 aus der Prima der Großen Stadtschule abgegangen, um selber Kaufmann zu werden, aber nach beendeter Lehrzeit 1839 zur Schule zurückgekehrt, hatte 1841 das Abiturientenexamen gemacht und die Universität Rostock bezogen, wo er sich mit warmer Verehrung an den Professor Wilbrandt anschloß. Dann hatte er 1842 in Leipzig unter Wachsmuth historische Studien gemacht, 1843 in München sich durch Friedrich Thiersch zur klassischen Archäologie und Kunstgeschichte ziehen lassen und einen Freundschaftsbund mit Joseph Viktor Scheffel geschlossen. Nach längerem Aufenthalt in seiner Vaterstadt hatte er sich 1845 in Berlin niedergelassen, lehrend und schriftstellerisch tätig, hatte 1848 in Rostock promoviert, war 1849 einige Monate in Schwerin Redakteur der neugegründeten „Mecklenburgischen Zeitung" gewesen, aber dann nach Berlin zurückgekehrt und hatte 1850 dort das „Deutsche Kunstblatt" gegründet, das bis 1858 bestand und dessen Redaktion zeitweilig „unter Friedrich Eggers' Schild und Namen" Wilbrandt geführt hat. Der Erfolg seiner privaten Vorlesungen über Kunstgeschichte wurde Veranlassung, daß er 1863 zum Professor dieses Faches an der Kunstakademie ernannt wurde; später übernahm er auch kunstgeschichtliche Vorlesungen an der Gewerbeakademie und der Bauakademie, kam aber zu einer einigermaßen sorgenfreien Stellung erst, als er 1868 einen Ruf nach Karlsruhe abgelehnt hatte. Größere Reisen durch Deutschland, nach Frankreich und England machte er 1862 und 1863, in Rom diente er 1870 dem Großherzog Friedrich Franz II als Führer. Im Mai 1872 berief ihn der Minister Falk in das Kultusministerium als Referenten für Kunstangelegenheiten,

[21]) S. über ihn Woltmann in der Allgem. deutschen Biographie Bd. 5 S. 671 ff.

aber schon im August desselben Jahres starb Eggers. Als Dichter war er schon als Gymnasiast mit kleinen Erzählungen in Zeitschriften hervorgetreten, in Berlin eifriges Mitglied der Dichtergesellschaft „Tunnel" geworden, hat seinem Freunde Taubert das Textbuch zur Oper „Macbeth" geschrieben — bei dieser Arbeit unterstützt von Wilbrandt — und den verbindenden Text zur Komposition von Shakespeares „Sturm" geliefert, zur Gedächtnisfeier von Christian Daniel Rauch eine Kantate gedichtet; weiteren Kreisen wurden seine Dichtungen erst nach seinem Tode bekannt, da Karl Eggers die „Gedichte" (Breslau 1873) seines Bruders und ihrer beider „Tremsen" (ebd. 1875) herausgab. Wilbrandt hat es ausgesprochen, daß er in Eggers den ersten der Menschen kennen lernte, die er sich für seinen Werdegang vom Schicksal gewünscht hatte. In seinen „Wiener Erinnerungen" hat er den heimgegangenen Freund in Kürze zu schildern versucht, in Wilbrandts Erzählung „Fridolins heimliche Ehe" (Wien 1875) ist er „zur redlich treu gemalten Romangestalt geworden". „Ich habe nie einen Mann gekannt, der in aller Welt so viele Freunde hatte, wie Friedrich Eggers," sagt Heinrich Seidel, der ihm in seinem „Von Berlin nach Berlin" einen längeren Abschnitt widmet und Eggers' anziehendes Heim in seiner „Sperlingsgeschichte" ausführlich geschildert hat.

Am bedeutungsvollsten wurde für Wilbrandt, daß er als Friedrich Eggers' Freund Eingang fand in das Haus Franz Kuglers, des Kunsthistorikers und Dichters. Mit dessen Sohn, dem Maler Hans Kugler, schloß er eine Freundschaft, wie er keine zweite mehr gefunden zu haben bekennt. Im Kuglerschen Hause, dessen Seele die Hausfrau Klara Kugler war, lernte Wilbrandt „nun eine lange Reihe begabter Männer aus der Kunstwelt kennen, alte und junge, berühmte und emporstrebende, für mich eine Welt": u. a. den Maler Adolf Menzel, die Architekten Hitzig, Strack, Lucae, den Kunsthistoriker Lübke, die Dichter Theodor Fontane und Otto Roquette — alle in guter Freundschaft mit einander lebend, das Kuglersche Haus als ihr Hauptquartier betrachtend. In diesem Kreise hoffte Wilbrandt noch eine Weile zu leben, aber da starb plötzlich im März 1858 Franz Kugler, Frau Klara zog nach München zu ihrer an Paul Heyse verheirateten Tochter und ihrem dort Geschichte studierenden Sohn Bernhard und nahm Hans mit sich — was war natürlicher, als daß auch Wilbrandt im Frühjahr 1858 nach München übersiedelte, wo er ohnehin seine akademischen Lehrjahre zu beschließen geträumt hatte. Zu der Freundschaft mit Kuglers gesellte sich hier „wunderbar schnell" die mit Heyses — „das eigentliche Paradies meiner Werdezeit" nennt es Wilbrandt.

In München warf er sich mit Eifer auf das Studium der Geschichte unter Leitung von Heinrich v. Sybel, in dessen historisches Seminar er eintrat und zu dessen „historischen Abenden" er Zutritt gewann. Als

werdender Schriftsteller ward er Mitarbeiter an Paul Heyse's „Literaturblatt" und schrieb für das „Deutsche Kunstblatt", bis es 1858 einging. Persönlich bekannt und zumteil befreundet wurde er mit einer Anzahl der erlauchtesten Geister des damaligen Münchens, mit Männern wie Justus v. Liebig, Bernhard Windscheid, Wilhelm Heinrich Riehl, dem Physiker Jolly, dem Rechtslehrer Bluntschli, dem Mediziner Karl v. Pfeufer, dem Zoologen Karl v. Siebold, dem Kunst- und Kulturhistoriker Julius Braun, dem Mineralogen und Dialektdichter Franz v. Kobell, den Dichtern Emanuel Geibel, Friedrich Bodenstedt, Hermann Lingg, Julius Grosse, Hans Hopfen, Heinrich Leuthold u. a. Zu Anfang 1859 promovierte er in Rostock und kehrte dann nach München zurück, um „nun eine Weile ganz sich selbst zu leben, das heißt, den Dichter zu formen, der in diesen bücher- und menschengefüllten Lernjahren wohl zuweilen ‚poetische Krämpfe' gehabt, aber für sein Wachsen weder Raum, noch Luft, noch Sonne gefunden hatte. Jetzt, in der Stille und Freiheit, in der Münchener Dichter- und Künstlerluft sollte es werden; daran zweifelte der Jüngling nicht." Aber es kam anders: der Dichter sollte sich noch einige Jahre gedulden, zunächst kam der Politiker und Journalist zu Wort. In Preußen hatte mit Wilhelms Regentschaft die „neue Ära" begonnen, der Nationalverein ward gegründet; in München fanden sich vermögende Patrioten zusammen zur Gründung eines politischen Blattes, das in dem spröden Süddeutschland werben sollte für die deutsche Sache. Erster Redakteur dieser „Süddeutschen Zeitung" ward der treffliche Karl Brater, die ihm angebotene Stelle eines zweiten Redakteurs nahm Wilbrandt an, warf seine neuen poetischen Versuche beiseite und begann am 1. Oktober 1859 seine Tätigkeit. „Damals," berichtet er, „schien es mir sehr viel nötiger und würdiger, meine Jugendkraft der Wiederaufrichtung Deutschlands zu opfern, als still für mich zu singen und zu sagen." Hier sah er sich nun freilich, wie er erzählt, „zu einer Gründung aus den rohesten Anfängen gesellt, Übersetzer, Korrektor, Kritiker, Theaterreferent, Feuilletonist, Leitartikler, politischer Redakteur, Überwacher der Druckerei, oft Chef und alles zugleich . . . . Tätig war ich, wie nie zuvor noch nachher; und wohl ist Tätigkeit Glück; aber zu dieser war ich nicht geschaffen. Je mehr mir alles gelang, je leichter ich mich von Sattel in Sattel warf, desto heftiger, nagender, unerträglicher ward in mir der Widerwille gegen diesen Beruf. Andere mag alles an ihm erfreuen; bei edler Gesinnung des Unternehmens ist er eines tüchtigen Mannes wert; mir war das ewige Einerlei des ewigen Wechsels, dies ruheloſe Leben von und für den Tag zuletzt wie ein dauernder Selbstmord an Seele und Leib. . . . Dennoch war's auch ein Segen für mich, diese angespannte, zur Schnelligkeit erziehende, immer auf den Kern und das Wesen hindrängende Tätigkeit. Sie lehrte mich, jede Sekunde auszubeuten, im Flug zu lesen, im Flug zu über-

blicken; und ich gewann die Sicherheit und Freiheit des Stils, die gleichsam die gesunde Unterlage seiner Schönheit ist."

Zwei Jahre und noch etwas drüber hat Wilbrandt seine Kraft der tapferen „Süddeutschen Zeitung" gewidmet, dann aber „hielt ihn kein Wunsch und kein Angebot mehr". Zugleich verließ er München und ging, nach ausruhendem Aufenthalt in der Heimat, nach Berlin. Ihn trieb es damals, „ein Kleist-Herold zu werden und die bei Sybel gelernte historisch-kritische Methode an einer Biographie dieses vernachlässigten Dichters zu bewähren." Er wohnte bei Friedrich Eggers, befreundete sich mit Julian Schmidt — dem er für seine „Berliner Allgemeine Zeitung" „fürs tägliche Brot" Artikel lieferte — und Wilhelm Dilthey, war viel mit Otto Roquette zusammen; „auch in die ‚feine' geheimrätliche Welt suchte man ihn hie und da zu ziehn, lud ihn in ihre Gesellschaften ein; aber wie aus einer ungemütlichen Schlinge zog er bald seinen Hals heraus und hielt ihn nicht wieder hin. Seit er mit den Süddeutschen, mit Bayern, Franken und Schwaben gelebt hatte, war ihm das norddeutsch ‚Gebildete', das so oft überbildet und verbildet war, vollends leidig geworden." Als der „Heinrich v. Kleist" (Nördlingen 1863) im Manuskript fertig war, verbündete sich Wilbrandt mit Eggers, der im Juni 1862 auf Kunstreisen ging: „Ja, ja, Kunst studieren und den Dichter Adolf Wilbrandt suchen! Die Kunst in den großen Städten, den Dichter im Gebirg!" Das erste Ziel war Dresden. „Hatte ich bisher" — erzählt Wilbrandt — „in Berlin und München die alten Meister der Malkunst mit Andacht, mit Wonne, aber doch noch mit ungeschulten Augen angeschaut, so ward nun im Dresdner Museum wahres, wirkliches Studium daraus; eine schöne und unvergeßliche Zeit. Wie vor einer Offenbarung stand ich (wie viele Mal) vor der Sixtinischen Madonna, ‚die zuletzt aufhört, ein Bild zu sein', wie ich damals schrieb, ‚und als göttliche Erscheinung den ganzen Geist durchrüttelt'. Aber bedeutender noch ward mir für alle Zeit, daß mir hier die Venezianer voll lebendig wurden, ich zuerst all die paradieshafte Seligkeit ihrer Kunst empfand, der Farbenhunger meiner Augen sich in der edelsten Sättigung stillte. Palma vecchio, Giorgione, Tizian wuchsen mir in den Himmel hinein. Im Wiener Belvedere sollten sich dann diese Dresdner Eindrücke aufs schönste befestigen, läutern, bereichern; eine ungeheure Eroberung ward Schritt für Schritt vollendet." In Wien machte Wilbrandt „in jugendlichem Übermut und Wissensdrang alle Forschungen seines Kameraden mit"; „so tief," bekennt er, „in Barock und Rokoko bin ich nie gewatet wie in dieser Zeit. Wie in Dresden und Prag, so auch hier vertieften wir uns in alles, was die großen und kleinen Meister jener Stile in die geduldige Luft hineingebaut, gemalt und gemeißelt hatten." Dann aber kam über Wilbrandt eine „Wien-Müdigkeit", die ihn in die Berge, dem Traunsee zutrieb; in Gmunden wollte er an seinen tragischen Plänen

seine Kraft prüfen. Er begann eine Tragödie „Die Freunde von Bologna" und verwarf sie, dann machte er sich an das „Trauerspiel der schönen Königin von Kastilien", aber seine dramatischen Phantasien mit fester Hand zu gestalten gelang ihm noch nicht; seufzend schrieb er in sein Tagebuch: „Alles, was ich bin und kann, ist Gärung" und „Es ist alles noch Übung, Kladde und Shakespeareerei!" Und nun geriet Wilbrandt doch wieder in die Journalistik hinein: im November 1862 ging er nach Frankfurt, um an der dorthin übergesiedelten „Süddeutschen Zeitung" das Feuilleton zu redigieren, zugleich aber auch seinen ersten Roman zu schreiben. Diesen längsten und menschenreichsten der Wilbrandtschen Romane „Geister und Menschen" (3 Bde., Nördlingen 1864) hat sein Verfasser selbst „ein wundervoll mißratenes Buch" genannt. „Lieber Freund," — führt er weiter aus — „wer hat ihn geschrieben? Ein mit Politik überfüllter Jüngling, der die vaterländische Schmach nicht mehr ertrug, der über das schleswig-holsteinische Elend Tränen der Wut geweint hat . . . . Ein Mensch, der leider nicht wußte, daß auch der Gesundeste nur ein gemessenes Maß von Arbeit, Aufregung, Übermut und Selbstmißhandlung erträgt, der so lange sich zu vergeuden fortfuhr, bis die heimlich wachsende, schleichende, saugende Nervenerkrankung sich zunächst im Geistigen, in diesem Roman, entlud. Als ich seinen Schluß, den dritten Band, schrieb, war ich aus München, aus den Armen der Freundschaft, der Ruhe, des Glücks nach Frankfurt am Main geflohen, um noch einmal ‚deutsche Pflicht, deutschen Dienst zu tun': Schleswig-Holsteins Befreiung schien zu tagen, man schrieb Januar 1864, der neue ‚Herzog' saß in Kiel, als Freiwillige gegen Dänemark zu kämpfen ward uns nicht vergönnt, so folgte ich Braters Ruf, um für den ‚Sechsunddreißiger Ausschuß' des Abgeordnetentages wenigstens mit der Feder zu wirken. Frankfurter Patrioten hatten uns ein Haus in der Großen Gallusgasse, das für den Abbruch bestimmt und menschenleer war, zur Verfügung gestellt; Brater wohnte mit seiner Frau im Vorder-, ich im Hinterhaus. In dieser langen Reihe öder Räume, nachts von Fledermäusen geweckt, durch die phantastische Unheimlichkeit des Ganzen in meinem überhitzten Nervenleben nur noch mehr verwildernd, schrieb ich heute eine volkstümliche Flugschrift ‚für Schleswig-Holstein'[22]) (die in weit über hunderttausend Exemplaren verbreitet ward), morgen am Roman, übermorgen früh an einer ‚autographischen Korrespondenz' für die patriotischen Zeitungen, übermorgen abend am Roman, und so fort und fort, bis ich nachts nicht mehr schlief, bis ich aus halbem Schlummer zu sinnverwirrenden Hallucinationen erwachte, bis mir vor der öden Stille, vor gestorbenen Freunden, vor mir selber graute, — bis ich vor

---

[22]) Wiederabgedruckt in Wilbrandts „Gesprächen und Monologen" S. 17 ff.

Vater hintrat und ihm sagte: ‚Mein Roman ist zu Ende, und ich auch; gib mich wieder her, ich halt's nicht mehr aus'."

So verließ denn Wilbrandt Frankfurt, wanderte zunächst nach München zurück und zog von da im April 1864 auf „die hohe Schule Italien". Diese Romfahrt hat zwar, wie er meint, „seinen Werdegang verlängert, seine Ausbildung als Schaffender verzögert; aber ‚der gerade Weg ist nicht immer der beste', und diesem Umweg hab' ich wie so viele Großes zu verdanken". In Rom lebte Wilbrandt fast nur mit Malern; hier alles mit Künstleraugen sehen zu lernen, war sein Hauptbestreben, nach archäologischer Gelehrsamkeit verlangte ihn nicht. Aber „diesem schönen Lernen und Leben machte ein plötzlicher Zusammenbruch ein Ende", der Wilbrandt zu langsamer „Flucht nach dem Norden" nötigte; Hans Kugler floh mit ihm. In langer Ruhe in Seeon, unter Heyse's und der Seinigen Pflege, dann in München genas er so weit, daß er im Herbst, wiederum mit Kugler, abermals die Fahrt nach Rom antreten mochte, für die er diesmal den Weg durch die Provence wählte und an die er im März 1865 einen Besuch von Neapel anschloß. Dann kehrte er nach München zurück. „In dem Gefühl, noch immer ein Genesender zu sein, und nicht Kräfte vergeuden, sondern sammeln zu müssen, wich er noch einmal dem eigenen Schaffen aus und stürzte sich in eine Arbeit, die ihn schon lange gelockt, jetzt in Rom ganz gewonnen hatte: die herrlichsten und seelenvollsten Werke des Sophokles wieder bühnenlebendig zu machen, indem er sie, all ihr Eigenstes und Persönlichstes rettend, von dem Minderwesentlichen gleichsam befreite, das dem Vollgenuß der heutigen Menschen hinderlich ist." So warf er sich noch 1865 auf „Elektra", dann auf „König Oedipus" und „Antigone", den „uns ewig fremden Chor der altgriechischen Tragödien" beseitigend, den Trimeter durch den fünffüßigen Jambus ersetzend, und fügte den „Cyklopen" des Euripides hinzu, in Prosa; 1866 folgte der „Oedipus in Kolonos". Das Wagnis gelang, in dieser Gestalt sind „König Oedipus", „Oedipus in Kolonos" und „Antigone" zunächst in Meiningen, dann auch anderswo über die Bretter gegangen, die „Elektra" und der „Cyklop" in Wien, „König Oedipus" und der „Cyklop" auch in Schwerin in der Spielzeit 1868/69, mit tiefer Wirkung. Das ermutigte Wilbrandt, alsbald auch Sophokles' „Philoktetes" und Euripides' „Medea" und „Hippolytos" in seiner Art zu übertragen, aber hier blieb der Erfolg aus: diese drei sind dem Theater fern geblieben. An Bodenstedts neuer Shakespeare-Übertragung beteiligte sich Wilbrandt um diese Zeit mit dem „Coriolan" und „Viel Lärm um nichts". Dann kam ihm endlich die Kraft zu eigener Produktion. Ein schon in Rom entworfenes Blücherdrama „Die Deutschen in Frankreich" (später „Frieden im Krieg") wurde 1866 und 1867 geschrieben, dann die ersten Novellen („Heimat", „Reseda", „Die Verschollenen"), und mit dem Lustspiel „Die Verlobten", das 1868 in München seine

erste Aufführung erlebte, begann Wilbrandts Bühnenleben; die lange zurückgehaltene Kraft entlud sich in einer „Dramenüberschwemmung" — Wilbrandt selbst hat es so genannt —: in demselben Jahre 1868 entstanden noch die Lustspiele „Die Vermählten", „Unerreichbar", „Die Lebensmüden", 1869 das historische Schauspiel „Der Graf von Hammerstein", die Lustspiele „Durch die Zeitung" und „Jugendliebe", 1870 neben den Lustspielen „Die Wahrheit lügt" und „Die Maler" endlich auch das erste Trauerspiel „Gracchus der Volkstribun". „Es begann dann auch die Zeit der großen Erfolge, die sich über Deutschland und Österreich verbreiteten." Das waren die „Flitterjahre", die Wilbrandt mit dem Theater verlebte, ohne deshalb seinen anderen Dichtertrieben untreu zu werden: er fuhr fort, Novellen zu schreiben, u. a. „Die Brüder", in der er die Jugendgeschichte seiner Großmutter erzählte, und 1869 erschien der erste Band der „Novellen". Nun aber wurde dem Dichter München zu klein, schon lange „fehlte ihm an der Isar die große Welt, das volle Leben". Das alles glaubte er zu finden, als er 1871 nach Wien kam, um den „glänzenden und siegreichen" Aufführungen der „Vermählten" und der „Maler" am Burgtheater beizuwohnen; er „sah, hörte und fühlte: dein Boden ist Wien!" und so zog er denn noch im Herbst 1871 dorthin.

Was Wien für Wilbrandt gewesen ist, „wie viel Bedeutendes, Schönes, Förderndes er in Wien erlebt, wie viel nachwirkende Schöpfungen, merkwürdige Menschengebilde er in sich aufgenommen", das hat er „mit tiefer Dankbarkeit gefühlt" und in seinen „Wiener Erinnerungen" erzählt, nicht in der Pose des Autobiographen, sondern im leichten Plauderton. Da berichtet er von Franz Grillparzer, Eduard Bauernfeld, Heinrich Laube und Ludwig Anzengruber, von Hans Makart, Franz Lenbach und Gottfried Semper, von Karl Goldmark, Johannes Brahms, Franz Liszt und Anton Rubinstein, von Joseph Hellmesberger, Luise Dustmann, Karoline Gomperz-Bettelheim, Marie Wilt, Josephine Gallmeyer und — der Fürstin Pauline Metternich, von den Salons der Gräfin Marie Dönhoff — die jetzt die Gattin des Reichskanzlers Fürsten Bülow ist —, des Buchhändlers Leopold Rosner, des Grafen Albrecht und der Gräfin Wilhelmine Wickenburg, der Frau Josephine v. Wertheimstein, der Frau Rosa Gerold und so mancher Anderer. Das Wichtigste aber in Wilbrandts Wiener Leben wurde und blieb das Burgtheater, mit dem er als Dichter, dann als Gatte der Burgschauspielerin Auguste Baudius, dann als Direktor, Übersetzer, Bearbeiter gelebt hat. Die Burg, ihr damaliger Direktor Franz Dingelstedt und ihre großen Künstler und Künstlerinnen — die Sonnenthal, Lewinsky, Baumeister, Charlotte Wolter, die Mecklenburger Ludwig und Zerline Gabillon, um nur diese zu nennen — haben ihm zu seinen ersten Erfolgen verholfen, an der Burg hat er sich zu dem bedeutenden Dra-

matiker entwickelt, den wir in ihm verehren. Nach Dingelstedts Tode und einem kurzen Provisorium ward er, am 1. Dezember 1881, Direktor dieses Theaters, nachdem er schon im November „viel vorgearbeitet und mitregiert" hatte. „Es war ein schwerer Kampf in mir" — so erzählt er — „ehe ich mich entschloß; denn die Freiheit war mir wie Lebensluft, und mein Sprüchlein hieß: Zigeuner leb' ich, Zigeuner sterb' ich. Als Baron Hoffmann, der mittlerweile Generalintendant der Hoftheater geworden war, mir in unserem ersten Gespräch eröffnete, die Meinung sei, mir sogleich lebenslängliche Anstellung zu geben, so war mir zu Mut, als hätte der Gerichtspräsident mir, dem Angeklagten, lebenslängliches Zuchthaus verkündigt. Ich machte mir aus, daß ich jederzeit, auch ohne Invalidität, meinen Abschied nehmen könnte; mit bewußtem Verzicht auf jede Pension: denn die übliche, allgemeine beginnt erst nach dem zehnten Dienstjahr, und länger als fünf, sechs Jahre halt' ich's nicht aus! dessen war ich gewiß. Ich hätte auch nie Beamter und Direktor werden können, wenn man mir nicht eben das Burgtheater angetragen hätte, das noch in hoher, reicher Blüte stand und an dem mein Herz hing."

Was Wilbrandt seinerseits dem Burgtheater gewesen ist, hat Alfred Klaar in Kürze ausgesprochen[23]): „Sicher und bewußt als Dramaturg, genial und empfindungsstark als Dramatiker, war er zum Leiter der ersten Bühne Deutschlands innerlich bestimmt. Die sieben Jahre, die er dem Burgtheater vorstand, gehören zu den Glanzperioden dieser Hochschule dramatischer Kunst: Shakespeare und die Spanier erschienen in neuem Lichte, Sophokles wurde zu dramatischem Leben erweckt und Goethes Faust in seiner Ganzheit, vom Prolog im Himmel bis zur Einkehr in den Kreis der Seligen, für das im Theater aufhorchende, naiv empfängliche Publikum gewonnen. Brüderliche Freundschaft für die Künstler ging mit festem Ernst in der Leitung Hand in Hand; man fühlte zugleich den Adel und die zielbewußte Energie des Charakters. ‚Eine eiserne Faust in Glacéhandschuh' nannte Lewinsky dieses Wilbrandtsche Regime. Es war mehr als das: es war eine edle deutsche Künstlerhand, die ernst zu walten und treu zu halten wußte. Es gab freilich keinen Korybantenlärm, der diese Vorzüge verkündete; denn Wilbrandt hat ‚keine Hand, keine Zunge, keine Feder je für sich angestiftet oder aufgemuntert'. Aber die Besten waren sich dessen bewußt, daß nie ein vornehmerer Name von der Stirne des Burgtheaters leuchtete, daß nie ein reinerer Künstlersinn diese Bühne durchwärmte und befeuerte, als in den Tagen der Wilbrandtschen Direktion."

Bis 1887 ist Wilbrandt Burgtheaterdirektor gewesen. Er verließ das Theater, weil er seine Zeit gekommen glaubte: „Die Nerven waren ‚dieses Treibens müde', und der Dichter verlangte übermächtig nach

---

23) „Adolf Wilbrandt. Zum 24. August 1907." S. 38 ff.

Freiheit." Zugleich verließ er auch Wien und kehrte in seine Geburtsstadt zurück, wo er, der neugewonnenen Freiheit froh, noch heute rastlos dichterisch schafft.

Wilbrandt ist ein Dichter von imponierender Vielseitigkeit. Wir sahen, daß er seine schriftstellerische Laufbahn begann als Literarhistoriker, als Biograph Heinrichs v. Kleist. Er ist diesen biographischen Neigungen treu geblieben, auf allen Stufen seiner Entwicklung hat er sie betätigt, „bald im freien Phantasiespiel, bald in der strengen, formenreichen Kunst des Biographen": als hundert Jahre seit der Geburt Hölderlins verstrichen waren, veröffentlichte er 1870 in dem damals von Riehl herausgegebenen „Historischen Taschenbuch" seine Studie „Hölderlin, der Dichter des Pantheismus"; nach dem Hingange Fritz Reuters, den er persönlich nicht gekannt hat, schilderte er 1874 „Fritz Reuters Leben und Werke" (zuerst gedruckt als Einleitung zu Reuters nachgelassenen Schriften); in dem Geleitwort zu Hans Kuglers hinterlassener Novelle „Im Fegefeuer" (1874) hat er diesem seinem Herzensfreunde einen ergreifenden Nachruf gewidmet[24]); seiner „gesichteten Auswahl" aus Georg Christoph Lichtenbergs Schriften (Stuttgart 1893) gab er eine treffliche Einleitung mit; in der „Neuen Freien Presse" hat er ein Bild seines Freundes Franz Lenbach gezeichnet[25]); dem „armen Mann im Tockenburg", dem „ungebildeten, hart um das Dasein kämpfenden Weber" Ulrich Braeker, der sich „zu einem Schriftsteller emporrang, den man ruhig neben Goethe nennen kann," hat er eine liebevolle Würdigung zuteil werden lassen.[26]) Aber die biographischen Arbeiten, die verdienstvollen und erfolgreichen Übersetzungen und Bearbeitungen antiker und neuerer Dramen — unter den letzteren verdienen die von Calderons „Richter von Zalamea" (gedruckt in der „Cottaschen Handbibliothek" Nr. 42, Stuttgart u. Berlin 1902) und Goethes „Faust" (Leipzig, 2. Aufl. 1900), „für die Bühne in drei ‚Abenden' eingerichtet", besondere Erwähnung — bilden doch nur einen Anhang zu Wilbrandts Werk. Daß er zum selbstschaffenden Dichter berufen sei, fand er schon als Knabe selbstverständlich. Freilich legten sich, wie wir gesehen haben, lange Jahre zwischen ihn und diesen Beruf. Fünfunddreißig Jahre war er alt, als sein erstes Trauerspiel über die Bretter ging, und sechsunddreißig, als er „Gedichte" (Wien 1873) herausgab. Diesen Gedichten sind dann noch zwei weitere Gedichtsammlungen gefolgt: „Neue Gedichte" (Stuttgart 1889) und „Lieder und Bilder" (Stuttgart u. Berlin

---

[24]) Diese drei Stücke wiederabgedruckt in den „Gesprächen und Monologen" S. 71 ff. 195 ff. 325 ff.

[25]) Wiederabgedruckt in den „Erinnerungen" S. 220 ff.

[26]) Im 18. Heft der von G. Gräf herausgegebenen „Beiträge zur Literaturgeschichte" (Leipzig 1906).

1907). Indessen ist die Lyrik nicht Wilbrandts Stärke. So schön einzelne Lieder sind, wie z. B. „In der Schicksalsnacht" („O wie du weinst, o wie du weinst, Deinem verlornen Leben nach" aus dem Roman „Hildegard Mahlmann"), so sehr uns Mecklenburger namentlich Gedichte wie „Heimat", „Kleine Leute", „An der Warnow" anmuten, so bewegt sich doch Wilbrandts Lyrik im allgemeinen zu sehr in den Bahnen des Allerpersönlichsten, des Gelegenheitsgedichtes im gewöhnlichen Sinne, als daß sie uns erwärmen könnte; diese Kunstgattung „bietet ihm nicht das paßliche Gefäß, sein Bestes abgeschlossen darin zu übermitteln". In vollem Maße aber ist ihm das gelungen in seinen Novellen und Romanen und in seinen Dramen.

Der glänzenden dramatischen Anfänge, die in seine letzte Münchener Zeit fallen, wurde schon gedacht. Mit gleicher Fruchtbarkeit ist er seinen Weg weiter gegangen, nicht immer mit gleichem Glück: viele seiner Stücke sind wohl gar nicht über die Bühne gegangen oder haben sie nur gestreift, sind auch nicht im Buchhandel erschienen, sondern Bühnenmanuskript geblieben, wie die Lustspiele „Die Lebensmüden", „Die Wahrheit lügt" (1870) und „Frauenherrschaft" (1892), die Schauspiele „Frieden im Krieg", „Auf den Brettern" (1873), „Neue Zeiten" (1890), „Der Königsbote" (1894) und „Der Herzog" (1898), die dramatischen Dichtungen „Viola" (1894) und „Die Toten leben" (1899), das Trauerspiel „Gräfin Mathilde" (1890) u. a. m. Aber auch an großen und größten Erfolgen hat es dem Dichter nicht gefehlt: es sei hier nur an das Trauerspiel „Arria und Messalina" (1874) erinnert — ein Stück, dessen Entstehungsgeschichte uns der Dichter in einem „Gespräche" erzählt hat (1887)[27]) —, an das Trauerspiel „Kriemhild" (1877) — das den „ungeheuren Nibelungenstoff" in einem dreiaktigen Drama zu behandeln unternahm —, die Schauspiele „Johannes Erdmann" (1881) und „Die Tochter des Herrn Fabricius" (1883) — ein Stück, das Arnold „das beste bürgerliche Schauspiel der Verfallszeit" nennt — und die dramatische Dichtung „Der Meister von Palmyra" (1889), „das Werk eines echten Dichters, reich an poetischen Schönheiten und an tiefen Gedanken in edler Fassung und von scharfem Gepräge". Ferner sind zu nennen die Lustspiele „Ein Kampf ums Dasein" (1874), „Durch die Zeitung" (1874), „Die Wege des Glücks" (1876), „Die Reise nach Riva" (1877) — eine Dramatisierung der Erzählung „Fridolins heimliche Ehe" —, „Der Turm in der Stadtmauer" (1878) und „Der Unterstaatssekretär" (1890), das Künstlerdrama „Assunta Leoni" (1883) und das historische Schauspiel „Die Eidgenossen" (1896), die dramatische Dichtung „Hairan" (1899), deren Helden man „einen Christus vor Christus" genannt hat und „die ein

[27]) Wiederabgedruckt in den „Gesprächen und Monologen" S. 115 ff.

plumpes Zensurverbot vom Theater verbannte", die Trauerspiele „Nero" (1872), „Giordano Bruno" (1874), „Robert Kerr" (1880), „Markgraf Waldemar" (1889), „König Teja" (1899) und die dramatische Verherrlichung des Sokrates „Timandra" (1903) — alles in allem eine achtunggebietende Gesamtleistung. Daß Wilbrandt 1875 für seinen „Gracchus" und 1880 für den „Meister von Palmyra" den Grillparzerpreis erhielt und 1878 vom deutschen Kaiser mit dem großen Schillerpreis ausgezeichnet wurde, sei hier nur erwähnt.

Auch auf dem Gebiete der Prosadichtung, der Novelle und Erzählung und des Romans, hat sich Wilbrandt zu den besten Meistern dieser Gattung gesellt. Unter seinen kleineren Sachen, die in verschiedenen Sammlungen — „Novellen" (Berlin 1869), „Neue Novellen" (ebd. 1870), „Ein neues Novellenbuch" (Wien 1875), „Novellen aus der Heimat" (Stuttgart 1882), „Der Verwalter. Die Verschollenen" (Breslau 1884), „Der Wille zum Leben. Untrennbar" (Stuttgart 1885), „Vater und Sohn und andere Geschichten" (ebd. 1896), „Erika. Das Kind." (ebd. 1900), „Das lebende Bild und andere Geschichten" (ebd. 1901), „Große Zeiten und andere Geschichten" (Stuttgart u. Berlin 1904) — vereinigt sind, heimeln uns besonders die an und sind vielleicht die besten, die, mehr oder minder bestimmt ausgesprochen, auf dem Boden unseres Landes spielen: „Die Brüder", „Heimat", „Johann Ohlerich", „Unser Rechtsbewußtsein", „Vater und Sohn", „Der Lotsenkommandeur", „Der Gast vom Abendstern", „Am heiligen Damm", „Der Mitschuldige". Denn am wohlsten fühlt sich Wilbrandt in der Heimat, als Mecklenburger bekennt er sich gern, den „Mecklenburger Humor" preist er bei jeder sich darbietenden Gelegenheit. In seinem Roman „Ein Mecklenburger" (Stuttgart u. Berlin 1901), der übrigens nicht zu seinen bedeutendsten Schöpfungen gehört, läßt er den jungen Ewald Haideck auf einem Berliner Maskenfest sagen: „Ja, ein Mecklenburger, das bin ich; . . . Seh'n Sie, die Mecklenburger — so was wie den preußischen Staat hätten sie nicht machen können; Spartaner sind sie gar nicht. Und wenn die Sachsen ‚helle' sind — wir lieben wohl ein bißchen die Dämmerung; und wenn in Schwaben schon der Säugling gebildet ist — so sehr eilt's uns nicht. Überhaupt, Fixigkeit — wir leben mehr nach dem alten schönen Spruch: ‚Kommst du heut nicht, kommst du morgen'! Aber eines haben wir, da lassen wir uns niemand vorbeifahren: einen gesunden, dauerhaften, unerschrockenen, auch schön verrückten Humor! Nicht Witze machen, das mein' ich nicht; aber so ein gewisser innerer Sonnenschein. So 'ne sorgenbrechende Seelenstimmung, die sich aus dem Elend herauslachen kann, die mit allem fertig wird. Seh'n Sie, man sagt uns nach, daß wir besonders empfindlich sind; meinetwegen; und empfindsam dazu. Dann rührt sich aber der Helfershelfer, der alte Mecklenburger Humor, und bringt uns wieder hoch! Den

kleinen Mann und den großen Mann; da ist kein Unterschied. Von meinem Großvater, dem schnurrigsten und lustigsten aller Schiffskapitäne, bis zu unserem ersten Großherzog, dem alten Friedrich Franz; von dem Burschenschafter Fritz Reuter, der sich seine sieben Festungsjahre so humorselig vergoldet hat . . . bis zum ‚ollen Blücher‘, der selbst mit Napoleon fertig wurde.“

In seinem ungefügen Erstlingsroman „Geister und Menschen“ hatte Wilbrandt einen „Bildungsroman“ geschaffen, „der die ganze Weltbreite überschaute und alle die Zeit durchschießenden Strahlen in einem Brennpunkte zu sammeln suchte.“ Auf das „Weltbild“ hat er im weiteren Verlauf seiner überaus regen Tätigkeit als Erzähler verzichtet; „jetzt gewann die Episode, freilich immer die Episode, die etwas zu bedeuten hatte, den Sieg.“ Und neben seinen politischen, literarischen und künstlerischen Neigungen kam nun auch die Liebe zur Philosophie und zur Naturwissenschaft zum Wort, auch soziale Themata werden behandelt und zugleich zieht sich durch einen bedeutenden Teil seiner Romane ein starkes aber unaufdringliches pädagogisches Element.

Zwischen dem Roman „Geister und Menschen“ und dem nächsten „Meister Amor“ (2 Bde. Wien 1880) liegen sechzehn Jahre; fast ein Jahrzehnt verstrich dann bis zum Erscheinen von „Adams Söhne“ (Berlin 1899). Seitdem sind sich die Romane immer schneller, zuletzt Schlag 88
auf Schlag gefolgt: „Hermann Ifinger“ (Stuttgart 1892), „der eigentliche Roman der Makartzeit“; „Der Dornenweg“ (ebd. 1894); „Die Osterinsel“ (ebd. 1895), „die Tragödie der modernen Philosophie“, ein Roman, in dem der Dichter ablehnend Stellung nimmt zu der neuen Nietzsche'schen Ethik; „Die Rothenburger“ (ebd. 1895); „Hildegard Mahlmann“ (ebd. 1897); „Schleichendes Gift“ (ebd. 1897); „Die glückliche Frau“ (ebd. 1898); „Vater Robinson“ (ebd. 1898); „Der Sänger“ (ebd. 1899); „Feuerblumen“ (ebd. 1900); „Franz“ (ebd. 1900), „in dem es sich um nichts geringeres handelt als um eine neue, eine ‚germanische‘ Religion“; „Villa Maria“ (Stuttgart u. Berlin 1902); „Familie Roland“ (ebd. 1903); „Fesseln (ebd. 1904), „ein trübes Sitten-Bild, der einzige Roman, in dem der Ehebruch zum Hauptthema erhoben ist“; „Irma“ (ebd. 1905); „Die Schwestern“ (ebd. 1906); „Sommerfäden“ (ebd. 1907); „Am Strom der Zeit“ (ebd. 1908). Wie in seinen Novellen, hat Wilbrandt auch in den Romanen gelegentlich den Schauplatz der Handlung in seine Heimat verlegt: der erste Teil der „Osterinsel“ spielt in Rostock, für einen Teil der „Sommerfäden“ bildet Schwerin den Schauplatz, und „Hildegard Mahlmann“, dieser poetischste unter Wilbrandts Romanen“, verläuft durchweg in den Grenzen Mecklenburg; „daß das plattdeutsche Landvolk, das in diesem Roman erscheint, nicht auch plattdeutsch spricht,“ hat der Dichter im Vorwort ausdrücklich gerechtfertigt.

Daß auch Wilbrandts Romane nicht alle auf gleicher Höhe stehen, daß auf so manchen Treffer gelegentlich auch eine Niete gefolgt ist, kann nicht verschwiegen werden und ist auch dem Dichter gewiß nicht entgangen. Aber noch gilt ja bei ihm, was er selbst in seinem „Gespräch, das fast zur Biographie wird", von seinen Dichtungen sagt: „Kam eine tot zur Welt, ich lebe ja noch, andre zu schaffen!" —

Manche Ähnlichkeit mit Wilbrandts Werdegang hatte der seines engeren Landsmanns Gustav Flörke.[28]) Der war in Rostock 1846 geboren als Sohn eines juristischen Senators, ein Großneffe von Johann Ernst Flörke, besuchte die Große Stadtschule seiner Vaterstadt und studierte dann Jurisprudenz in Rostock, Jena und Berlin. Hier aber sagte auch er dem Rechtsstudium Valet und warf sich unter der Leitung von Friedrich Eggers auf die Kunstgeschichte, deren Studium er in München fortsetzte, in Verkehr mit den Mitgliedern des „Krokodils", den Paul Heyse, Wilhelm Hertz, Heinrich Reder u. a. Dann promovierte er in Rostock mit einer Schrift über „Die vier Parochial-Kirchen Rostocks. Ein Beitrag zur Geschichte des Backsteinbaues in der norddeutschen Tiefebene"[29]), kehrte aber alsbald nach München zurück. Den Feldzug 1870-71 machte er als Vizefeldwebel im 90. Füsilier-Regiment mit; seine prächtigen Kriegsberichte, deren letzte erst in Italien geschrieben wurden und die allerdings keine Geschichtsquelle sind, sondern in denen er „schrieb, was ihn amüsierte, nicht was die Welt bewegte" und die „nie mehr sein wollten und nie etwas anderes werden sollten als ein Genrebild", sind anonym u. d. T. „Von unseren Truppen im Felde" (Rostock 1871) veröffentlicht. Gleich nach dem Frieden ging Flörke nach Rom. Seine von dort an hervorragende deutsche Blätter gesandten glänzenden Aufsätze über italienische Kunst und Kultur veranlaßten 1873 seine Berufung zum Professor der Kunstwissenschaften und Sekretär der Kunstschule in Weimar. Hier entstanden 1874 „der dichterische Rahmen" zu Schwinds Märchen von den sieben Raben, der poetische Text zu Fritz Schulze's „Schwarze Bilder aus Rom und der Campagna" (Leipzig 1874) und eine anonym erschienene Gelegenheitsdichtung „Ein lustig Mirakelstück von der gar schweren Kunst der Malerey" (Weimar 1878).

Im Jahre 1879 verließ Flörke seine Stellung in Weimar — angeblich wegen „gewisser höfischer Rangstreitigkeiten" — und ging wieder nach Italien, mit dem sich hinfort seine Schriftstellerei ausschließlich beschäftigt hat. Noch in demselben Jahre erschienen u. d. T. „Die Insel der Sirenen" (München 1879) seine capresischen Dorfgeschichten, deren Widmung mit dem Schlußsatz „Evviva l'Italia!" von Florenz da-

---

[28]) S. über ihn Ludwig Fränkel in der Allgem. deutschen Biographie Bd. 48 S. 602 ff.

[29]) Die Arbeit ist aufgenommen in die von Schirrmacher herausgegebenen „Beiträge zur Geschichte Mecklenburgs, vornehmlich im 13. Jahrhundert" (Rostock 1872).

tiert ist. In Florenz war Flörke nun fast fünf Jahre ständiger Gast, in vertrautestem Verkehr mit den dortigen Künstlern, namentlich mit Böcklin; mit diesem lebte er auch 1884 in Zürich und hatte sich wiederholter Besuche dieses Meisters in München zu erfreuen, wo Flörke wieder seinen Wohnsitz genommen hatte und wo er sein Hauptwerk „Italisches Leben" (Stuttgart 1890), „Geschichten und Abenteuer aus alten Skizzenbüchern", zusammenstellte. Diesem Buche hat er dann noch „Sommerfäden. Hundstage in Italien" (in der von Haarhaus herausgegebenen „Bücherſammlung für die Freunde Italiens" u. d. T. „Kennst du das Land?" (Leipzig 1896) folgen lassen. „Von allen deutschen Erzählern, die Land und Leute des südlichen Italiens geschildert haben" — so rühmte schon 1886 ein berufener Beurteiler, Paul Heyse, von Flörke — „hat keiner so tiefe Blicke in den Geist jener Volksnatur getan wie Flörke, keiner mit so echten Lokalfarben jene Landschaften und ihre Staffage wiedergegeben. In seinen römischen, capresischen, volskischen Lebensbildern finden wir nirgends eine Spur der landläufigen Schönfärberei, welche sentimentale nordische Poeten, die nur mit flüchtigem Touristenblick diese Gegenden gestreift haben, fast ausnahmslos sich zu Schulden kommen lassen, ohne dadurch, wie es Flörke gelingt, den strengen Adel jener Formen, die charakteristische Anmut und naive Größe des Stils, die jenen Gestalten eigen sind, nur entfernt zu erreichen. Bei ihm ist alles angeschaut, ergründet, erlebt, oft mit so überstrenger Wahrheitsliebe, daß der Erzähler sich nicht hat entschließen können, die zur novellistischen Vollendung seiner Skizzen nach der Natur erforderlichen Striche aus freier Phantasie hinzuzufügen."

Als die „Sommerfäden" erschienen, hatte Flörke München bereits wieder verlassen (1892) und war in seine Vaterstadt Rostock zurückgegangen. Dort ist er 1898 gestorben. Erst nach seinem Tode erschien, von seinem Sohne herausgegeben, das aufsehenerregende Werk „Zehn Jahre mit Böcklin. Aufzeichnungen und Entwürfe" (München 1901; 2. Aufl. 1902).

Neben den Dramatikern Rogge, Schack und Wilbrandt steht eine nicht geringe Anzahl von Dichtern, die sich ausschließlich oder überwiegend auf dem Gebiete des Dramas betätigt haben. Alle Arten des Dramas finden wir vertreten, von der Posse und dem Volksstück angefangen bis hinauf zur „stilisierten Tragödie", ja diese begegnet uns verhältnismäßig oft und bis in die neueste Zeit hinein — sie scheint doch ein kräftigeres Leben zu haben, als die modernen Literarhistoriker annehmen, von denen sie endgültig zu den Toten geworfen wird.[30])

[30]) Vgl. Robert F. Arnold, „Das moderne Drama" (Straßburg 1908) S. 53: „In den Dramen Wilbrandts und Wildenbruchs findet die stilisierte Tragödie eines den großen Ahnherrn würdigen Abschluß, einen erlösenden Tod, wie ihn Wilbrandts Meister Apelles stirbt."

Als Verfasser von Volksstücken hat sich bekannt gemacht Johann Heinrich Detlev v. Fahse, der 1796 in Rostock als Sohn eines Maurers geboren wurde, in der Armenschule seiner Vaterstadt einen mangelhaften Unterricht erhielt, 1811 zu einem Schuhmacher in die Lehre kam, 1816 auf die Wanderschaft ging, sich 1820 in Hamburg als Meister niederließ und dort 1871 gestorben ist; außer einigen patriotischen Gedichten schrieb er die Dramen „Hamburgs edle Jungfrauen, oder: Das Czarenwort Peters des Großen" (Hamburg 1837) und „Otto, der Heimatlose, oder: Auf Reue folgt Segen" (ebd. 1841), das tragikomische Schauspiel mit Gesang „Die fehlschlagende Terne" mit Vorspiel „Der Traum" (ebd. 1842), das Lokal-Gelegenheits-Vaudeville „Die heimliche Noththür, oder: Der Bündelabend" (ebd. 1842), das Schauspiel „Das beherzte Mädchen, oder: Der berüchtigte schwarze Peter" (ebd. 1845), das Schauspiel mit Gesang „Der Wetterschlag, oder: Wiedersehen, Wiederfinden" nebst Vorspiel „Das verlorene Kind" (ebd. 1846) u. a. m.

Christian Dehn, der 1807 in Schwerin geboren wurde, seit 1825 in Rostock Theologie studierte, 1832 Informator an der Pagerie in Schwerin wurde, nach deren Aufhebung (1842) als Privatmann in seiner Vaterstadt lebte und dort 1852 starb, Herausgeber einer „Mecklenburgischen Volksbibliothek" (1.—3. Jahrg., Schwerin 1844—46), veröffentlichte eine „Dramatische Neujahrsgabe für 1842" (Schwerin), enthaltend den dramatischen Scherz „Prosit Neujahr", die Zauberposse „Petermännchen, oder der Lübecker Martensmann" mit Musik von dem Schweriner Hofmusikus Philipp Lappe, die Burleske „Die Brautfahrt" und den Operntext „Die Obotriten", komponiert von Lappe, und eine zweite „Dramatische Jahresgabe" (Leipzig 1844), enthaltend das Schauspiel „Eulalia Pontois" nach einer Erzählung von Fr. Soulié und die Lustspiele „Die beiden Oheime" und „Die Kriegserklärung".

Karl Friedrich Flemming, 1799 in Jüterbog geboren, studierte Medizin, promovierte 1821 in Berlin, war 1823—24 Arzt an der Irrenheilanstalt Sonnenstein bei Pirna, kam dann nach Schwerin, wurde 1830 bei der Errichtung der Irrenheilanstalt Sachsenberg dirigierender Arzt derselben, trat 1854 in den Ruhestand, den er in Schwerin verlebte, und starb in Wiesbaden 1880. Daß er zu Rogge's Gönnern gehörte, haben wir schon gesehen. Er ist Verfasser der historischen Dramen „Pym und Strafford" (Berlin 1865) und „Otto der Erste" (ebd. 1865) und des Trauerspiels „Otto der Zweite" (ebd. 1865). Der große Meister auf dem Gebiete der französischen und englischen Philologie Eduard Mätzner[31]), 1805 in Rostock als Sohn eines Malermeisters

[31]) S. über ihn W. Bernhardi in der Allgem. deutschen Biographie Bd. 52 S. 238 ff.

geboren, auf der Großen Stadtschule seiner Vaterstadt und dem Gymnasium in Greifswald vorgebildet, gest. 1902 in Steglitz, dichtete schon als Gymnasiast das romantische Schauspiel „Hermann und Thusnelda", welches der Greifswalder Direktor Breithaupt drucken ließ (Greifswald 1821; neue Ausg. Berlin 1874) — ein Stück, dessen freiheitlicher Ton in Rostock, wohin sich Mätzner zum Studium der Theologie begeben hatte, mißfiel und dem Dichter eine halbjährige Entfernung von der Universität eintrug. Eine dramatische Jugendsünde beging auch Hans Timm, geb. 1815 als Pfarrerssohn in Groß-Giewitz, 1841—57 Lehrer am Gymnasium zu Parchim, Herausgeber eines weitverbreiteten „Liederbuchs für Turner", 1857 Pastor in Kiewe und dort 1868 gestorben, mit seinem Trauerspiel „Der Untergang der Häuser Casanelli und Ferrato" (Berlin 1836). Eduard Hobein, ein Sohn des früher genannten Ludwig Theodor August Hobein, geb. 1817 in Schwerin, wo er das Gymnasium besuchte, nach absolviertem Rechtsstudium sich 1845 als Advokat niederließ und 1882 starb, dichtete das Trauerspiel „Ulrich von Hutten" (Schwerin 1845) und das Lustspiel „Mazarins Pathe" (Schwerin 1858). Für Friedrich v. Flotow, den damaligen Intendanten des Schweriner Hoftheaters, lieferte er die Texte zu der Oper „Johann Albrecht" (später „Andreas Mylius" genannt, 1857) und zu dem Weihnachtsmärchen (Ballett) „Tannkönig".

Fast gleichzeitig mit Hobein schrieb einen „Ulrich von Hutten" auch Hans Köster[32]), der die Begabung und Fruchtbarkeit der eben genannten Dramatiker überragt, dem es aber nicht gelungen ist, sich durchzusetzen. Geboren 1818 in Kritzow bei Wismar, studierte er in Berlin, Bonn und München philosophische Fächer, lebte längere Zeit in Italien und Frankreich, heiratete 1843 die dramatische Sängerin Luise Schlegel (gest. 1907 in Ostorf bei Schwerin), war zeitweilig Besitzer des Gutes Bagenz bei Spremberg, später des Gutes Schlichow bei Cottbus, vertrat 1867—73 den Wahlkreis Cottbus-Spremberg im deutschen Reichstage, ließ sich 1890 in Neuzelle nieder, übersiedelte 1895 nach Ludwigslust und starb dort 1900. Seine dichterische Laufbahn begann er frühzeitig mit dem Trauerspiel „Alcibiades" (Berlin 1839), dem sich in rascher Folge die Schauspiele „Maria Stuart", „Konradin", „Luisa Amidei" und „Polo und Francesca" (vereinigt erschienen als „Schauspiele", Leipzig 1842), die Trilogie „Heinrich IV von Deutschland" (Leipzig 1844), die Trauerspiele „Ulrich von Hutten" (Breslau 1846) und „Luther" (Tl. I, Breslau 1847) und das vaterländische Schauspiel „Der Große Kurfürst" (Berlin 1851) anschlossen. Als die erhofften Bühnenerfolge ausblieben, verzichtete Köster ein Jahrzehnt lang auf

[32]) Vgl. den Nekrolog von Franz Brümmer im „Biographischen Jahrbuch und deutschen Nekrolog", herausgeg. von Anton Bettelheim. Bd. 5 S. 262.

weitere schriftstellerische Tätigkeit, nahm sie aber dann wieder auf und schuf die Dramen „Hermann der Cherusker" (Berlin 1861) und „Der Tod des Großen Kurfürsten" (Weimar 1866), sowie die Lustspiele „Liebe im Mai" (ebd. 1866) und „Die Maler von Florenz" (Moskau 1873).

Nur gelegentliche Streifzüge auf das Feld des Dramas unternahmen der Lexikograph Daniel Sanders (geb. 1819 in Altstrelitz, studierte 1839—42 in Berlin und Halle Philologie und Mathematik, war seit 1843 Rektor der jüdischen Schule in Altstrelitz bis zu deren Aufhebung 1852, privatisierte dann in seiner Vaterstadt und starb daselbst 1897) mit seinem unter dem Pseudonym Hans Sachs der Jüngere veröffentlichten Schwank „Die beiden Apostel" (Zürich 1881) und Juliane Günther geb. Engell, die sich als Schriftstellerin auch Engell-Günther nennt (1819 in Sülze geboren, ging 1849 mit ihrem Manne, dem Ingenieur Günther nach Brasilien, wo sie bis 1858 ein Erziehungsinstitut leitete, war 1872—77 Redactrice des „Bazar" in Berlin, 1883—89 Lehrerin in Zürich und lebt jetzt in Basel) mit dem Drama „Cilly die Hexe" (Berlin 1881). Auch bei Cäsar Wilhelm Stuhlmann, der zwar in Hamburg geboren war (1822) und in Lübeck starb (1884), aber die beste Zeit seines Lebens (1855—79) in Mecklenburg erst als Leiter der Wasserheilanstalt Stuer, dann in Schwaan verbrachte und dessen Schriften alle in Mecklenburg entstanden sind, liegt der Schwerpunkt seines literarischen Schaffens nicht in seinen „Zwei Lustspielen" („Ein großes Haus" und „Herr Sonnenthaler und sein Diener"; Kiel 1859) und dem Lustspiel „Quart" (1860), ebenso bei Emil Jonas (geb. 1824 in Schwerin, kam frühzeitig nach Schleswig-Holstein, wurde nach vollendetem Studium Journalist und übersiedelte 1847 nach Kopenhagen, wo er durch die alsbald nach dem Erscheinen beschlagnahmte politische Broschüre „Kopenhagen 1847" die Aufmerksamkeit auf sich lenkte, die kurzlebige deutsche Zeitung „Intelligenz" gründete und dann eine Anstellung im Ministerium des Auswärtigen fand, nach dem Tode König Friedrichs VII (1863) dieses Amt niederlegte und privatisierte, bis er 1866 nach Berlin übersiedelte), dessen kleine Schwänke „Während der Wiener Weltausstellung" (1873) und „Unser Taugenichts" (1874) neben der Menge seiner sonstigen Schriften (Romane, Reisehandbücher, Übersetzungen usw.) völlig verschwinden.

Lediglich dramatischer Dichter war der Schauspieler Leopold Günther, geb. 1825 zu Berlin. Er begann seine Laufbahn als Chorsänger im Königlichen Theater in seiner Vaterstadt, ging 1843 als Chortenor an das Hamburger Thalia-Theater, 1845 als Tenorist an das Stadttheater in Riga, 1847 in gleicher Stellung nach Lübeck, 1848 als Tenorbuffo nach Bremen, 1850 nach Würzburg, 1851 nach Köln und 1852 abermals nach Hamburg, wo sich der Übergang vom Sänger zum Charakterkomiker vollzog. Im Jahre 1853 spielte er in Amsterdam und

gründete dort mit van Lier das Deutsche Theater, war dann in Lübeck, in Braunschweig, 1857 in Nürnberg, 1858 am Woltersdorffschen Theater in Berlin engagiert, wirkte 1859—64 als artistischer Direktor in Königsberg, kam 1864 an das Stadttheater in Hamburg und wurde 1865 von dem damaligen Intendanten Gustav zu Putlitz für Schwerin gewonnen, wo er hinfort blieb, 1869 zum Regisseur, 1894 zum Oberregisseur aufrückte, 1898 in den Ruhestand trat und 1902 starb. Seit er in Schwerin zur Ruhe gekommen war, trat er auch als Bühnendichter auf und schrieb die Posse „Lott' ist todt" (1866), das Lustspiel „Ein alter Tänzer" (1866), die Posse „Max und Moritz" (1877), die Lustspiele „Engel und Satan" (1882), „Der Leibarzt" (1885), „Die Nachrede" (1886), „Der neue Stiftsarzt" (1883) und „Die Töchter des Kommerzienraths" (1884), letztere beiden Stücke in Gemeinschaft mit seiner hochbegabten Tochter Maria Günther, die, 1854 in Lübeck geboren, von ihrer Mutter, einer Pflegetochter von Friedrich Wiek, dem Vater von Klara Schumann, zur Sängerin ausgebildet wurde und als solche in Rostock, Hamburg, Kassel, Neustrelitz und Altenburg wirkte, dann der Bühne entsagte und beim Vater in Schwerin lebte, 1891 den damaligen Schweriner Hofschauspieler Brauer heiratete — seitdem nannte sie sich Günther-Brauer —, nach der Trennung dieser Ehe 1895 nach Schwerin zum Vater zurückkehrte und nach dessen Tode ihren Wohnsitz in Wiesbaden nahm. Maria Günther-Brauer ist eine überaus fruchtbare Bühnenschriftstellerin; die meisten ihrer nicht tiefen, aber geschickt gearbeiteten Stücke, namentlich ihre Märchenspiele, sind mit Glück über die Bretter gegangen. Zu nennen sind: der dramatische Scherz „Der Weihnachtsmann" (1873), „Jeder nach seinem Geschmack" (1880) und „Die „Durch die Karten" (1876), „Eifersüchtig auf sich selbst, oder: Das graue Männlein" (1879), „Jeder nach seinem Geschmack" (1880) und „Die Feuerprobe" (1881), das dramatische Märchen „Goldmarie und Pechmarie" (1882), der Schwank „Die Flagge deckt die Waare" (1885), die Lustspiele „Ein räthselhafter Liebhaber" (1887), „Papa Windbeutel" (1887) und „Sammelfieber" (1888), das Märchenspiel „Schneeweißchen und Rosenroth" (1888), die Schwänke „Die beiden Hausärzte" (1889) und „Das Bild der Schwiegermutter" (1890), das Lustspiel „Dilettanten und Künstler" (1892), die Märchen „Tischlein deck' dich, Esel streck' dich, Knüppel aus dem Sack" (1893) und „König Blaubart und die Prinzessin auf der Erbse" (1895), das Volksstück „Zu hoch hinaus" (1896), die Märchen „Die kleinen Musikanten" (1896) und „Christinchen" (1896), das Lustspiel „Weltfriede" (1897), die Schwänke „Olgas Toto" (1897) und „Der neue Theaterarzt" (1898), das Lustspiel „Die kleine Exzellenz" (1898), die Schauspiele „Ein Dienstbotenstreik" (1898) und „Antons Erben" (1899), das Märchen „Der Kleinen Osterfahrt" (1900), der Schwank „Till Eulenspiegels Jugendstreiche" (1902), der

dramatische Zyklus „Sinnlich-Übersinnliches“ (1903). Von besonderem Interesse für Mecklenburg, besonders für Schwerin ist das historische Charakterbild „Das Petermännchen oder Christian Ludwig und seine Hofkomödianten“ (1893), das ein Stück aus der Geschichte der Schönemannschen Schaubühne behandelt.

Der Schauspieler und ehemalige Theaterdirektor (am Thalia-Theater in Breslau, dem Hoftheater in Sondershausen, dem Stadttheater in Aachen, dem Nationaltheater in Berlin) Georg Kruse, 1830 in Neustrelitz geboren, jetzt in Berlin-Schöneberg lebend, hat unter den Decknamen F. Silesius und G. Krüsemann geschrieben das Genrebild „Kriegsgefangen“ (1866), das Lebensbild „Lieb Vaterland, kannst ruhig sein“ (1870), das Volksstück „Ein Mann aus dem Volke“ (1871), die Lustspiele „Die Brautschau“ (1879), „Sie ist stumm“ (1893), „Sie weint“ (1894) und „Heimliche Zusammenkünfte“ (1894), das Schauspiel „Der Roland von Berlin“ (Bern 1898) und zusammen mit F. v. Suppé die Vaudeville-Operette „Dichter und Bauer“ (Leipzig 1901). F. Rohde, „geb. 1828 im Mecklenburgischen,“ in Dresden als Schriftsteller lebend, ist Verfasser der Trauerspiele „Leo Bardas“ (Dessau 1852) und „Desiderius“ (Dresden 1860). Adolf Zehlicke, geb. 1834 zu Ludwigslust als Sohn des Seminardirektors, besuchte nach dem Tode des Vaters 1847—56 das Gymnasium in Parchim, studierte bis 1860 in Rostock, Erlangen und Tübingen Theologie, Philologie, Philosophie, Geschichte und Literatur, wurde Hauslehrer in Mecklenburg, 1861 Lehrer an der Bürgerschule in Schwerin und 1865 Schuldirektor in Biala in Österreichisch-Schlesien. Schon lange daneben journalistisch tätig, ging er 1870 ganz zur Journalistik über, wurde Chefredakteur der „Schleswiger Nachrichten“, war 1870/71 Kriegsberichterstatter der „Schlesischen Zeitung“ — diese Berichte erschienen gesammelt u. d. T. „Von Weißenburg bis Paris“ (Breslau 1871) — und wirkte dann als Redakteur in Breslau, in Wien, seit 1874 in Berlin, wo er 1887—90 auch Direktor der „Deutsch-Ostafrikanischen Kompagnie“ und der „Deutschen Handels- und Kolonialgesellschaft“ war, schließlich eine Verlagsbuchhandlung gründete und 1904 gestorben ist. Wie auf anderen literarischen Gebieten hat er auch als Dramatiker eine von Jahr zu Jahr sich steigernde Fruchtbarkeit entwickelt; er ist Verfasser des vaterländischen Trauerspiels „König Gottschalk“ (Berlin 1892), der Lustspiele „Der Schillerpreis“ (ebd. 1893), „Der echte Schmuck“ (ebd. 1893) und „Ein Tanzkursus“ (ebd. 1899), der Schauspiele „Vater und Sohn“ (ebd. 1898) und „Die Schwestern“ (ebd. 1898), der Dramen „Slavina“ (ebd. 1899), „Kruto“ (ebd. 1899) und „Die Schlacht bei Tannenberg“ (ebd. 1899), des historischen Trauerspiels „Heinrich von Plauen“ (ebd. 1899) und des historischen Schauspiels „König Sigismund“ (ebd. 1900). Rudolf Sperling, geb. 1835 in Warnken-

hagen bei Schlieffenberg als Pastorensohn, besuchte die Domschule in Güstrow und wandte sich dann dem Baufach zu; nachdem er sich bei dem Baumeister Thormann in Wismar u. a. die nötigen Vorkenntnisse erworben hatte, studierte er 1857—59 an der Bauakademie in Berlin die Architektur und 1859—61 in Zürich Ästhetik, Kunst- und Literaturgeschichte und ging 1861 nach Wien, wo er sich als Schriftsteller eine Existenz zu gründen gedachte. Da ihm das mißlang, wurde er 1866 Hauslehrer in einer gräflichen Familie in Steiermark, kehrte aber 1870 nach Wien zurück, wo er, nun mit besserem Erfolge, als Journalist lebt. Von seinen nicht zahlreichen Werken sind hier zu nennen das dramatische Gedicht „Nausikaa" (1866), das Lustspiel „Fein kombiniert!" (Graz 1868), das idyllische Drama „Vor dreitausend Jahren" (Dresden und Leipzig 1893) und das Völkerdrama „Der Kampf um Byzanz" (ebd. 1894). Albert Schmidt, in Güstrow 1836 geboren und auf der dortigen Domschule vorgebildet, studierte seit 1855 die Rechte in Göttingen, Berlin und Rostock und ließ sich 1860 als Advokat in seiner Vaterstadt nieder, kam bei der Justizreorganisation 1879 als Landgerichtsrat nach Schwerin und ist seit 1890 Landgerichtsdirektor. Er schuf die Tragödie „Dante Alighieri" (Wismar, Rostock u. Ludwigslust 1874), das Trauerspiel „Marfa" (Leipzig 1876), das Lustspiel „Unter der Maske" (Leipzig 1878), das von den Preisrichtern in der Laube'schen Lustspiel-Konkurrenz zur Beachtung und Aufführung empfohlen wurde, und das Trauerspiel „Die Scharffensteiner", das 1890 am Schweriner Hoftheater die erste Aufführung erlebte. Johanna Willborn, geb. 1838 in Schwerin, wo sie 1864 Lehrerin wurde, 1878 einen Kindergarten und eine Fortbildungsschule für junge Mädchen errichtete und diese Institute bis zu ihrem Tode 1908 leitete, veröffentlichte unter dem Pseudonym Julius Willborn das historische Trauerspiel „Matthias" (Leipzig 1857). Ein „Weihnachtsmärchen für große und kleine Kinder", betitelt „Die Reise durch's Märchenland" (Schwerin 1881), mit Musik vom Schweriner Hofmusikdirektor Fritz Becker, schrieb Elise Bethge-Truhn, geb. 1838 in Elbing als Tochter des Komponisten Friedrich Hieronymus Truhn, die zur Bühne ging, während ihres Engagements am Schweriner Hoftheater den Schauspieler Adolf Bethge heiratete und 1889 in Hannover gestorben ist. Hermann Freiherr v. Maltzan, geb. 1843 auf dem väterlichen Gute Rothenmoor, besuchte 1859—63 das Gymnasium in Neubrandenburg, studierte in Rostock die Rechte, übernahm 1865 die Bewirtschaftung der ererbten Güter Federow und Schwarzenhof, verkaufte dieselben 1877 und nahm seinen Aufenthalt erst in Berlin, darauf in Frankfurt a. M., dann in Darmstadt und seit 1885 wieder in Berlin, wo er 1891 starb. Neben seinen naturwissenschaftlichen, namentlich malakozoologischen Studien, in deren Interesse er große Forschungsreisen unternahm — die Ausbeute

derselben birgt das seinen Namen tragende Naturwissenschaftliche Museum in Waren — fand er Freude an belletristischer, besonders dramatischer Tätigkeit, deren Ergebnisse niedergelegt sind in den Lustspielen „Die Artenstein" (1883), „Der Adelskalender" (1884), „Ein berühmter Mann" (1884) und „Freudenreich" (1885), dem Zeitbild „Der Verein" (1885), dem Drama „Melidoni" (1885) und dem Volksschauspiel „Der Lohnkampf" (1890); im Zusammenhang mit seinem eigenen Schaffen verdienen auch seine Broschüren „Volk und Schauspiel" (Berlin 1888) und „Die Errichtung deutscher Volksbühnen, eine nationale Aufgabe" (ebd. 1889) erwähnt zu werden. Octavius Clason[33]), geb. 1844 in Hamburg, studierte in Bonn vornehmlich Geschichte, habilitierte sich 1871 als Privatdozent in Rostock, wo er 1874 außerordentlicher Professor wurde; er starb schon 1875 während einer Forschungsreise in Rom. Wie seine wissenschaftlichen Arbeiten sich ausschließlich im Bereich der römischen Geschichte bewegten, so entnahm er ihr auch die Stoffe seiner beiden Tragödien „Tiberius" (Rostock 1873), veröffentlicht unter dem Decknamen F. A. Colans, und „Jugurtha", „von denen die erstere auf einzelnen Bühnen mit Beifall aufgenommen worden ist, die zweite die Anerkennung von Freunden gefunden hat". Wilhelm Paul Graff[34]), geb. 1845 in Doberan, besuchte das Gymnasium in Rostock bis zum 16. Lebensjahre und widmete sich dann dem Handelsstande, kehrte aber anderthalb Jahre später zur Schule zurück, studierte seit 1866 mehr dem Wunsche der Eltern als dem eigenen Triebe gehorchend die Rechte in Rostock, Berlin, Göttingen, München und wieder in Rostock, wandte sich aber schließlich ganz dem Studium der Geschichte und Literatur zu und wirkte eine Zeit lang in Rostock als Dramaturg des Stadttheaters. Seit 1870 war er Hauslehrer in der Rheinprovinz, in Berlin und in Rostock, ließ sich 1874 in Wiesbaden, 1875 in Rostock nieder und bewirtschaftete seit dem Herbst 1875 das von ihm erworbene Gütchen Villa Maria bei Güstrow. Im Jahre 1887 übersiedelte er nach Schwerin, wo er Hilfsarbeiter der Regierungsbibliothek wurde und 1904 starb. Seit seinen Studienjahren hatte er sich der Schriftstellerei gewidmet; „diese ist nun einmal mein Steckenpferd," bekennt er, „auf dem ich wohl so lange herumtraben werde, als meine Beine mich tragen." Mit Vorliebe hat er sich auf dem Gebiete des Dramas bewegt. Seinem Erstlingswerke, dem geschichtlichen Drama „Die Babenberger" (Rostock 1870) folgte schon 1870 das Trauerspiel „Michel Kohlhaas" — nicht eine einfache Dramatisierung der Kleist'schen Novelle; der Dichter verwahrt sich in seiner Vorrede dagegen ganz ausdrücklich —, das in Rostock zum erstenmal zur

---

[33]) Vgl. Lothholz in der Allgem. deutschen Biographie Bd. 4 S. 276.

[34]) S. Brümmer im „Biographischen Jahrbuch und deutschen Nekrolog". Bd. IX S. 329.

Aufführung gelangte; weiter erschienen der Schwank „Vermiethet“ (1873), das Drama „Der Student“ (Güstrow 1881) und das mit Benützung Ostrowsky's gearbeitete geschichtliche Drama „Um die Krone“ (Schwerin 1885), welches am Schweriner Hoftheater mehrmals aufgeführt ist. Für Max Bruch, mit dem er in Wiesbaden bekannt geworden war, hat Graff das stimmungsvolle Textbuch zum „Odysseus“ (1873) geschrieben. Karl Beyer, mit dem wir uns an anderer Stelle zu beschäftigen haben werden, schuf ein fünfaktiges Weihnachtsspiel „Der verzauberte König“ (Schwerin 1908). Der überaus fruchtbare Musikschriftsteller Hermann Ritter, geb. 1849 in Wismar, zeitweilig Violinist an der Hoftheaterkapelle in Schwerin, seit 1879 Professor für Musikgeschichte und Aesthetik an der königlichen Musikschule in Würzburg, hat sich auch als Dramatiker mit der Familienszene „Ein kritischer Tag“ (Würzburg 1894), dem dramatischen Abenteuer „Ein Stein des Anstoßes“ (ebenda 1895) und dem Schauspiel „Durch Nacht zum Licht“ (Bamberg 1895) versucht. Berthold Raabe, geb. 1853 in Ludwigslust, gest. 1900 in Cöln, schrieb die Schauspiele „Alexander und Roxane“ (Dresden u. Leipzig 1894) und „Gudrun“ (Ludwigslust 1897). Selma Erdmann-Jesnitzer, in Schwerin als Tochter des Hofschauspielers Bethge und der oben genannten Elise Bethge-Truhn 1860 geboren, 1886 verheiratet mit dem Schauspieler, späteren Direktor des Lübecker und dann des Bremer Stadttheaters Friedrich Erdmann-Jesnitzer, seit 1906 Witwe, in Bremen lebend, ist Verfasserin der Schauspiele „Um Seinetwillen“ (Bremen 1905) und „Auf roter Erde“ (1906). Emmy Rossi, geb. 1852 in Wittenburg, gestorben 1895 in Berlin, hat den Schwank „Schnelldampfer Luise“ (Potsdam 1887), Luise Maaß, geb. Suhr, in Neustrelitz als Tochter eines Lehrers 1855 geboren und jetzt als Witwe eines Aktuars in ihrer Vaterstadt lebend, das Volksschauspiel „Gerichtet“ (Berlin 1892) geschrieben. Der überaus fruchtbare Erzähler Burghart v. Bülow, der unter verschiedenen Decknamen (Alexander v. Degen, Curt v. Rabenstein, Gerhard v. Bülow, Hans v. Bülow, A. v. Friedeburg) geschrieben hat, geb. 1855 auf dem väterlichen Gute Kaarz, auf Schulen in Wittenberg und Güstrow, 1877 in die sächsische Armee eingetreten, in der er bis zum Hauptmann aufrückte, und 1892 durch eigene Hand gestorben, hat auch ein Lustspiel „Ich zuerst“ (1889) geschrieben. Hermann Eduard Jahn, geb. 1857 in Klein-Vielen, als Schriftsteller seit 1891 in Berlin lebend, nachdem er seit 1879 seinen Wohnsitz erst in Rostock, dann in Leipzig, in Greifswald, 1889 in Lübtheen, 1890 in Schwerin gehabt hatte, begann seine literarische Laufbahn, während deren er sich verschiedener Decknamen bedient hat (Hermann Hain, A. Westphal, A. v. d. Warnow), in Rostock mit den dramatischen Skizzen „Arbues de Epila“ und „Die letzte Stunde der Madame Roland“

(Bremen 1879) und den Trauerspielen „König Erich“ (ebd. 1880) und „Agnes Bernauer“ (Rostock 1880). Der Schauspieler Gustav Burchard, in Neubukow 1859 geboren, zur Zeit Oberregisseur und Dramaturg am Stadttheater zu Bremen, schrieb die Festspiele „Lützows wilde Jagd“ (Berlin 1891), „Mozarts Heimgang“ (1891) und „Franz Schubert“ (Berlin 1896), die Schauspiele „Christoph Columbus“ (Berlin 1892), „Firdusis Tod“ (1893), „Friede auf Erden“ (Hamburg 1898), „Am Fürstenhofe zu Weimar“ (1899), „Das Jahrhundert“ (mit C. Schlack; Berlin 1900), „Das Brandmal“ (1900), „Die Kunst am Hofe“ (1903), das Märchenspiel „Treulieb“ (Hamburg 1899) und das dramatische Spiel „Hans Sachs“ (1894), das die Einleitung bildet zu Burchards Bearbeitung von Hans Sachs' Schwänken (1894) und Komödien und Tragödien (2 Bde. 1901). Karl v. Blücher, der 1860 zu Ludwigslust als Sohn des Majors und Kommandeurs des Dragonerregiments Helmuth v. Blücher geboren war, das Katharineum in Lübeck besuchte und seit 1880 Jurisprudenz studierte, aber durch schweres Körperleiden sich zur Aufgabe des Studiums und zum Verzicht auf einen eigentlichen Lebensberuf gezwungen sah, seine letzten Lebensjahre auf dem seinem Bruder gehörigen Waldgut Hagensruhm verbrachte und 1896 durch einen Jagdunfall das Leben verlor, verfaßte das Schauspiel „Anna Boleyn“ (Schwerin 1890) und ein Salonstück „Thea“, die im Schweriner Hoftheater beifällig aufgenommen wurden, und das vaterländische Schauspiel „Des Pilgers Heimkehr“ (Neustrelitz 1893), das in Neustrelitz mit Glück über die Bühne ging. Felix Frhr. v. Stenglin, geb. 1860 in Schwerin, vorgebildet auf dem Kadettenkorps in Plön und Berlin, 1878 Offizier in Berlin, 1882 im Grenadierregiment in Schwerin, seit 1883 als Schriftsteller in Berlin lebend, dessen eigentliches Fach übrigens der Roman ist, schrieb das dramatische Lebensbild „Das Los der Armen“ (1886), die Lustspiele „Der Gast seiner Frau“ (Berlin 1889) und „Das Gespenst im Hause“ (1894) sowie zwei Einakter: die Tragikomödie „Der Tugendweg“ und das dramatische Momentbild „D'Weanerin“ (Dresden 1902). Anna Stein, geb. Segert, in Altstrelitz 1861 geboren, 1888 nach Ludwigslust verheiratet, jetzt mit ihrem Gatten, einem Geschäftsreisenden, in Alt-Strelitz lebend, die meist unter dem Namen A. Segert-Stein schreibt, debutierte mit dem Lustspiel „Kopf und Herz“ (1881). Der 1861 in Schwerin geborene Journalist Willy Alexander Kastner, jetzt in Stuttgart lebend, schrieb die Lustspiele „Narcissus“ (1882) und „Die Seele der Frau“ (1905), das Trauerspiel „Der Rhapsode von Venedig“ (Leipzig 1893), den Schwank „Mathilde von Hohenfels“ (Leipzig 1904) und das Drama „Eine Frühlingsnacht“ (ebd. 1904). Sophie Charlotte v. Sell, geb. 1864 in Schwerin als Tochter eines Offiziers, der nach vielfachem Garnisonwechsel endlich nach Schwerin zurück

versetzt wurde und dort starb, die unter dem Pseudonym Else v. Lynden schreibt, dichtete das auch in Schwerin zur Aufführung gelangte Weihnachtsmärchen „Die Glocke vom Helfenstein" (Schwerin 1900). Gleichfalls in Schwerin geboren (1865) ist der jetzt in Berlin als Schriftsteller tätige Otto Krack, der Verfasser des Schauspiels „Die Wiedergeburt" (Berlin 1892). Karl Krickeberg, geb. 1867 in Wismar, seit 1898 Oberlehrer am Gymnasium zu Rostock, ist bis jetzt nur mit dem Drama „Charlotte Corday" (Rostock 1901) hervorgetreten. Paul Remer, als Sohn eines Lehrers in Godow bei Waren 1867 geboren, der seit 1885 erst in Rostock Theologie, dann in Berlin, Zürich und Heidelberg neuere Philologie studierte, 1889 promovierte, sich 1891 als Schriftsteller in Berlin niederließ und zur Zeit seinen Wohnsitz in Molchowhaus bei Neuruppin hat, der Herausgeber der u. d. T. „Die Dichtung" erscheinenden Sammlung von Dichterbiographien, schrieb die Komödie „Frau Sonne" (Berlin 1897) und das Schauspiel „Osterglocken" (Berlin u. Leipzig 1901). Otto Hinrichsen aus Rostock (geb. 1870), zurzeit Arzt an der Irrenheilanstalt Friedmatt bei Basel, schrieb unter dem Pseudonym Otto Hinnerk die Komödien „Närrische Welt" (Bonn 1899) und „Gretchens Zukunft" (ebd. 1899), das Lustspiel „Graf Ehrenfried" (Aarau 1903), das Drama „Pastor Kraske" (Bonn 1902), das Trauerspiel „Kläre" (Bonn 1905) und das Schauspiel „Cyprian" (Zürich u. Berlin 1907).[35]) Leopold Ripcke, geb. 1871 in Schwerin, jetzt Oberlehrer in Rostock, ist Verfasser des Götterdramas „Balders Tod" (Schwerin 1902) und der dramatischen Dichtung „Der Schmied von Ruhla" (1905). Hans Franck, 1879 in Wittenburg geboren, als Schriftsteller in Hamburg tätig, schrieb das Drama „Um Kranz und Schleier" (1907); gleichfalls als Journalist in Hamburg lebt der 1881 zu Boizenburg geborene Leonhard Adelt, Verfasser des Dramas „Der Dritte" (Berlin 1899), der Tragikomödie „Die Wand" (1901) und des Trauerspiels „Sein Erlöser" (1901). Hermann Strauß, geb. 1880 in Schwerin, ist Verfasser eines Schauspiels aus dem russischen Volksleben „Menschenrechte" (Schwerin 1906). Ein „dramatisches Stück deutscher Geschichte", nämlich „Herzog Heinrich der Fromme von Schlesien, oder: Die Tartarenschlacht bei Liegnitz" (Berlin-Leipzig 1908) dichtete der Kammerherr Konrad v. Klinggräff auf Pinnow bei Neubrandenburg.

Der bedeutendste unter den jüngeren Dramatikern mecklenburgischer Herkunft ist Max Dreyer. In Rostock 1862 geboren und auf dem Gymnasium vorgebildet, studierte er seit Ostern 1880 in seiner Vaterstadt und in Leipzig Theologie, dann Philologie und Geschichte und

---

[35]) Vgl. H. Trog, „Der Dramatiker Otto Hinnerk" in den Süddeutschen Monatsheften. 3. Jahrg. Heft 8 (August 1906) S. 211 ff.

promovierte 1884 in Rostock mit einer Dissertation „Der Teufel in der deutschen Dichtung des Mittelalters". Nach bestandenem Oberlehrerexamen war er 1885—86 Probekandidat am Realgymnasium in Malchin, dann wissenschaftlicher Hülfslehrer an der Realschule in Bockenheim, gab aber 1888 die Lehrtätigkeit auf und übersiedelte nach Berlin, wo er Redakteur der „Täglichen Rundschau" wurde und seit 1898 als freier Schriftsteller lebt. Seiner niederdeutschen Heimat ist Dreyer in seinem Fühlen und Empfinden nicht untreu geworden; in seinen Erzählungen wie in seinen Dramen umweht uns nicht selten frische Mecklenburger Luft und hören wir die vertrauten Klänge des Plattdeutschen.

In der Mehrzahl seiner Stücke, die überwiegend durch liebenswürdige Frische und Natürlichkeit des Dialogs, durch eine behagliche, gelegentlich bis zur Ausgelassenheit gesteigerte Laune ausgezeichnet sind, steht Dreyer auf dem Boden der Gegenwart; seine Stoffe entnimmt er dem vielgestaltigen modernen Leben, mit offenem Auge für dessen Licht- und Schattenseiten, meist als objektiver Schilderer, doch zur Satire neigend; nicht überreich an selbständigem Erfinden, aber auch verbrauchten Motiven neue Züge abgewinnend, und ein Künstler darin „jede Figur mit ihrer eigenen Atmosphäre zu umgeben".

Dreyer begann seine Laufbahn als Bühnendichter — denn bei dem von ihm als „Skizze" bezeichneten krassen einaktigen Schauspiel „Zweifel" (1891), in dem ein Arzt, „eine vollständig zerfressene Natur", ein Mensch „der Freude an der Fäulnis hat", durch seine Zweifel an seiner Frau dieser erst nur einen gründlichen Widerwillen einflößt, weiter sie zur Untreue und schließlich dahin treibt, daß sie ihren Mann ersticht, hat Dreyer wohl selbst nicht an die Bühne gedacht — mit dem Drama „Drei" (Berlin 1894), in dem man die Schule Gerhart Hauptmanns hat spüren wollen, einer „feinen Behandlung dessen, was Ibsen das Dreiecksverhältnis nannte"; es folgte das stofflich an Halbe's „Jugend" gemahnende Drama „Winterschlaf" (ebd. 1896) mit seinem grausamen Schluß, der rohen Vergewaltigung der aus dem einsamen Forsthaus in das Leben hinausstrebenden jungen Heldin. Die Komödie „In Behandlung" (Leipzig 1897) führt uns eine studierte Frau, eine Ärztin vor, die schließlich doch ihrer Hülflosigkeit inne wird und in den rettenden Hafen der Ehe mit einem Kollegen einläuft. In dem übermütigen Schwank „Großmama" (ebd. 1897) erleben wir die freilich etwas plötzliche Bekehrung eines eingefleischten Junggesellen. Die einaktigen Komödien „Liebesträume" (ebd. 1898) — in Mecklenburg spielend — und „Unter blonden Bestien" (ebd. 1899) machen uns zu Zeugen einer verdienten — in letzterem Stück nur moralischen, in ersterem sehr handgreiflichen — Züchtigung dreister und gewissenloser Courmacher. In dem Drama „Hans" (ebd. 1898) erleben wir, wie die gelehrte Tochter des Leiters einer biologischen Anstalt ihr Herz entdeckt und auch ihrem Vater zu einer zweiten

Frau verhilft. Den Inhalt des sehr ernsten Dramas „Der Sieger“ (Leipzig u. Berlin 1901) bildet, daß ein junger Bildhauer die Entdeckung macht, wie seine gleichfalls künstlerisch schaffende Frau ihm weit überlegen ist, wie in den daraus sich ergebenden Konflikten der Mann zwar äußerlich der Sieger bleibt, aber moralisch zu Grunde geht und seine Frau verliert. Einen gleichfalls sehr ernsten Stoff behandelt Dreyer in dem Schauspiel „Die Siebzehnjährigen“ (Stuttgart u. Leipzig 1904): hier drängt sich ein verführerisches liebedurstiges Mädchen zwischen Vater und Sohn; der Vater ist in Gefahr zu erliegen, da aber erschießt sich der das sehende Sohn und rettet dadurch den Vater vor einer Ehrlosigkeit. Als eine „Burleske“ bezeichnet der Dichter sein Stück „Stichwahl“ (ebd. 1902), eine Satire auf den Wahlschwindel: in einem mecklenburgischen Dorfe läßt sich die Besitzerin des Kruges, Mutter von sieben wahlberechtigten Söhnen, vor der Stichwahl von dem konservativen wie von dem liberalen Agenten die Stimmen ihrer Söhne teuer abkaufen; man hat den Eindruck, daß die Söhne, nachdem die Mutter das Geld geschluckt hat, überhaupt nicht zur Wahlurne gehen. Von einem vieraktigen Schauspiel „Möller Hildebrandt“, das gleichfalls in Mecklenburg spielt, veröffentlichte Dreyer den ersten Akt im „Mecklenburgischen Dichterbuch“; das Stück harrt noch der Vollendung.

Unter dem Titel „Schelmenspiele“ (ebd. 1902) hat Dreyer drei Einakter vereinigt: „Puß“, wo die Frage der geschlechtlichen Belehrung der Kinder in bejahendem Sinne behandelt wird; „Ecclesia triumphans“, eine Geißelung der Kirche, die dem Selbstmörder ein ehrliches Begräbnis nur dann nicht verweigert, wenn seine Tat in geistiger Störung begangen wurde, und die unbedeutende, bei der Aufführung im Deutschen Theater in Berlin energisch abgelehnte Komödie „Volksaufklärung“. Einen großen Erfolg hatte der Dichter dagegen mit seinem Drama „Der Probekandidat“ (ebd. 1899), der 1899 im Deutschen Theater in Berlin zuerst in Szene ging und von da aus seinen Weg über fast alle deutschen Bühnen, vielleicht die Hoftheater ausgenommen, gegangen ist, eine Anzahl von Nachahmungen erfahren hat und als der Ahnherr des eigentlichen Schuldramas angesehen werden kann. Der dem „Probekandidaten“ zu Grunde liegende Gedanke war nicht neu, schon fünfzig Jahre früher hatte Gutzkow in seinem „Uriel Acosta“ die „Tragödie der Überzeugung“ geschaffen; was sich dort in der Synagoge zu Amsterdam abspielt, die Versuchung, eine erkannte Wahrheit zu verleugnen um äußerer Vorteile willen, das ist hier übertragen auf ein Realgymnasium „in einem norddeutschen Kleinstaat“ und hat auf diesem Wege nicht unerheblich an Wucht verloren, aber immerhin bleibt der „Probekandidat“ eines der effektvollsten neueren Dramen; die große Szene im dritten Aufzug, in der der Probekandidat Fritz Heitmann vor versammelter Prima seine den Schülern vorgetragenen naturwissenschaft-

lichen Lehren widerrufen soll und einen Augenblick zu widerrufen bereit ist, aber dann doch sich sieghaft zur Wahrheit bekennt und damit sein Schicksal besiegelt — diese Szene ist von packender Wirkung und verdient den Beifall, der ihr in reichem Maße gespendet ist.

Dreyer hat sich in der Wahl seiner Stoffe nicht auf die Gegenwart beschränkt. In dem niedlichen, in Knittelversen geschriebenen historischen Schwank „Eine" (Leipzig 1898) befinden wir uns in einem Dorfe bei Münster zur Zeit der Wiedertäufer, deren Lehre von der Vielweiberei in die Praxis übertragen werden soll; ein junger Landsknecht, Frieder Rhoden, führt drei Weiber in sein Haus, Stine, Mine und Trine, die ihm aber in wenigen Stunden die Hölle so heiß machen, daß er sie verläßt und sich zu der „Einen" flüchtet, Lise, die sich ihm bisher spröde versagte, nun aber sein Glück in Aussicht stellt.

Zwei Stücke läßt Dreyer in der Rokokozeit spielen. In dem einen, dem übermütigen und doch dezent gehaltenen — in Preußen von der Polizei verbotenen — „historischen Schwank" „Das Tal des Lebens" (Leipzig u. Berlin 1903) ist der Hauptinhalt der, daß dem alternden Markgrafen, einem „Serenissimus" von der Sorte, wie sie süddeutsche Witzblätter zu verspotten lieben, nach langer Kinderlosigkeit durch die Kraft eines Elixiers „Morgenröte", wie er glaubt, in Wahrheit unter Beihülfe eines schmucken Soldaten der Schloßkompagnie ein Thronerbe geboren wird. Das andere, „Die Hochzeitsfackel" (Stuttgart u. Leipzig 1907), als „Spiel einer Maiennacht" bezeichnet, in Jamben, nicht weniger launig als das „Tal des Lebens", stellt dar, wie der Fürst Ulrich in seiner Hochzeitsnacht, geärgert durch ein ödes höfisches Ceremoniel, seiner jungen Gattin entflieht, aber von ihr im Park wieder eingefangen wird.

Seine „Venus Amathusia" (Stuttgart u. Leipzig 1906), die im Königlichen Schauspielhause in Berlin ihre Uraufführung erlebte, läßt der Dichter im 6. Jahrhundert spielen. Die Alamanen haben Florentia erobert, ihr König Leutharis hat bei Todesstrafe verboten, daß keiner seiner Krieger mit einem italischen Weib Buhlschaft treibe; als er selbst von Liebe zu der schwarzäugigen Florentinerin Lucretia ergriffen wird und sich in Gefahr sieht, seiner Leidenschaft zu erliegen, tötet er sich. Eine gewisse Kritik hat behauptet, wegen dieses Stückes müsse Dreyer aus der Liste der ernsthaft zu nehmenden Bühnendichter gestrichen werden; wir stehen nicht an, uns zu einer durchaus gegenteiligen Ansicht zu bekennen. —

Es sei hier noch einiger dramatischer Gelegenheitsstücke gedacht. Zum 22. Mai 1864, dem Tage, da der Großherzog Friedrich Franz II und seine Gemahlin Anna nach ihrem feierlichen Einzuge in Schwerin einer Festvorstellung im Theater beiwohnten, dichtete Gustav zu Putlitz, 1863—67 Intendant des Schweriner Hoftheaters, sein Festspiel „Maienzauber" (Schwerin 1864), zu dem Alois Schmitt die Musik

schrieb; das Stück behandelt die Werbung des Herzogs Johann VII um die Prinzessin Sophie von Schleswig-Holstein-Gottorp (1588).[36]) Als Kaiser Wilhelm am 5. November 1871 bei einem Besuche des Großherzoglichen Hauses im Theater erschien, wurde er mit einem von A. v. Wolzogen gedichteten, durch Alois Schmitt komponierten „Festspiel" (Schwerin 1871) begrüßt. Paul Warncke, geb. 1866 in Lübz, vorgebildet auf den Gymnasien in Schwerin, Parchim und Rostock, der sich dann dem Buchhandel widmete, 1893 Schüler der Bildhauerklasse der Berliner Akademie der Künste in Berlin wurde und jetzt als Schriftsteller und Redakteur in Charlottenburg lebt, verfaßte ein „Festspiel" zur Feier des 25. Jahrestages der Gründung des Deutschen Reichs" (Berlin 1896). Luise Paschen in Bützow schrieb zur 200jährigen Jubelfeier der evangelisch-reformierten Gemeinde in Mecklenburg ein Festspiel u. d. T. „Unter fürstlichem Schutz, oder: Der Hugenotten Zufluchtsstätte in Mecklenburg" (Bützow 1899). Endlich hat Eduard Hausmann, geb 1847 in Ribnitz, als pensionierter Kaiserlicher Obersteuermann in Lübeck lebend, ein Neujahrsfestspiel „Sylvester" (Berlin 1898) verfaßt.

Putlitz kann nur als vorübergehend in Mecklenburg lebend angesehen werden. Doch sind außer dem „Maienzauber" auch „Der gestiefelte Kater", als Weihnachtsvorstellung gedichtet, und die Lustspiele „Die Zeichen der Liebe", „Um die Krone", „Die Geige", „Zwei Tassen" und „Spielt nicht mit dem Feuer" in seiner Schweriner Zeit entstanden. Auch unter den damals am Hoftheater engagierten Schauspielern und Schauspielerinnen „fing es an sich selbstschöpferisch zu regen", und Putlitz erzählt von einem Schweriner „Theaterabend, wie ihn wohl wenige Bühnen aufweisen konnten" — es war der 28. November 1866 — mit vier kleinen Einaktern, „die alle Mitglieder des Theaters zu Autoren hatten": man gab Putlitz' Blüette „Die Geige", „Engel und Satan" von dem schon genannten Leopold Günther, „Aus der Leihbibliothek" von Emma Kaibel und eine derbe Posse von Wilhelm v. Hoxar „So kommt man in Verlegenheit."[37])

Länger als Putlitz, nämlich von 1867 bis zu seinem 1883 in San Remo erfolgten Tode, hat sein Nachfolger Alfred Frhr. v. Wolzogen[38]) die Stelle als Intendant des Hoftheaters in Schwerin innegehabt. Er war 1823 in Frankfurt a. M. geboren, hatte in Berlin und Heidelberg die Rechte studiert und dann die preußische Beamtenlaufbahn eingeschlagen; er war (seit 1863) Regierungsrat in Breslau, als er den

---

[36]) In seinen „Theatererinnerungen" Bd. II S. 84 ff. hat Putlitz über den „Maienzauber" eingehend gehandelt.

[37]) „Theatererinnerungen" Bd. II S. 93 ff. 132 ff. 141 ff. 155 ff. 159 ff. 163 ff.

[38]) Vgl. über ihn M. Mendheim in der Allgem. deutschen Biographie Bd. 44 S. 199 ff.

Ruf nach Schwerin erhielt. Sein dramatisches Gedicht „Sakuntala" (Schwerin 1869) erlebte in Schwerin die erste Aufführung, das kleine Lustspiel „Die glückliche Braut" (Berlin 1870) und das Weihnachtsmärchen „Die kleinen Hasenscharten" (ebd. 1871), die Dramatisierung einer Episode aus John Brinckmans „Unf' Herrgott up Reisen", wurden hier geschrieben, wie auch sein „Wallenstein" (Schwerin 1870), der theatralische Versuch, Schillers Wallenstein-Trilogie in ein einziges Theaterstück zusammenzuziehen, den Schweriner Jahren entstammt. Über die nach seinem Szenarium einstudierte Aufführung des „Don Juan", die sich zu einem Ereignis für die Schweriner Bühne gestaltete, hat Wolzogen selbst in einer kritischen Schrift (Breslau 1869) berichtet.

Nicht für die große Bühne gedacht, sondern „den christlichen Jünglings- und Lehrlingsvereinen dargebracht" sind die kleinen biblischen Schauspiele „David" (Schwerin 1894) und „Joseph und seine Brüder" (ebd. 1894) von Martha Martins, geb. 1868 in Roggendorf als Tochter des damaligen Pastors Köhler, 1891 Gattin des Pastors Martins in Schwerin, dort 1907 gestorben, die unter dem Namen M. Frohmut geschrieben hat. Und anscheinend zur Aufführung in Mädchenpensionaten bestimmt sind das Jugendspiel „Eines schickt sich nicht für alle" (Mühlhausen i. Thür. 1903), der Schwank „Nelly's Notizbuch" (ebd. 1903) und das Genrebild „Nina" (ebd. 1903) von Johanna Klemm aus Bützow, 1856 geboren, als Schriftstellerin in Schwerin lebend.

Als Kuriosum möge schließlich genannt sein das Schauspiel „Freimut. Beleuchtung der Sinnen-Erkenntniß und der angeeigneten ‚Seelen-Kräfte' zur Entwickelung des Geistes, seiner begrifflichen Gestaltung und vernünftigen Verwendung, in 2 Acten mit Vor- und Nachspiel" (Rostock 1881) von Karl Weinholtz, einem wunderlichen Heiligen, der zwar sein Leben auf 90 Jahre (er starb zu Rostock 1885), es aber sonst nicht weiter gebracht hat als zum Privatdozenten der Philosophie und außerordentlichen Mitarbeiter der Rostocker Universitätsbibliothek.

Als eine auffallende Tatsache hatten wir es im vorigen Abschnitte zu bezeichnen, daß die erzählende Dichtung bis in die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts hinein in Mecklenburg so wenige Vertreter fand. Das hat sich in unserem Zeitraum völlig geändert. Überaus groß ist die Menge der literarischen Produkte auf diesem Gebiet, vom Gesellschafts- und Salonroman, dem historischen Roman oder was sich dafür ausgab und der Novelle angefangen bis hinab zu den meist geistlich angehauchten Volkserzählungen und den Jugendschriften. Und es mag nochmals hervorgehoben werden, daß gerade hier die Frauen — und in hervorragender Weise die Töchter unseres Adels — das eigentliche Feld ihrer literarischen Betätigung gesucht und gefunden haben.

Bei zweien dieser Frauen reicht ihre Lebenszeit noch in das 18. Jahrhundert zurück, aber sie haben erst in vorgerückten Jahren zur Feder gegriffen und fallen demnach in unsere Periode hinein. Karoline v. Zöllner war 1795 geboren als Tochter des Majors Ernst Andreas v. Grape auf Göhren bei Malchow (weshalb sie sich nachmals als Schriftstellerin Karoline v. Göhren nannte), heiratete einen Leutnant v. Zöllner und starb erblindet 1868 in Dresden. Dort mit Gustav Nieritz bekannt geworden, hat sie für dessen „Jugend-Bibliothek" eine Anzahl von Erzählungen geliefert („Das geraubte Kind", „Christian Wohlgemuth oder der innere Beruf", „Bilder aus dem Kinderleben") und auch sonst einige Jugendschriften verfaßt („Die Geburtstagsfeier oder die Reise nach Java", Leipzig 1857; „Handwerk hat einen goldnen Boden", ebd .1857; „Die Waise", Düsseldorf 1858); ihre Stärke aber liegt in den Romanen: „Die Adoptivtochter" (2 Tle. Stuttgart 1846), „Robert" (2 Bde., 2. Ausg. ebd. 1851), „Die Einquartierung" (2 Bde., 2. Aufl. ebd. 1852), „Ottomar" (3 Bde., Dresden 1850), „Victor und Thora" (ebd. 1851), „Ein Carneval in Dresden, oder: Szenen aus dem Leben eines sächsischen Offiziers" (2 Bde., ebd. 1854), „Frauenliebe und Künstlerberuf" (2 Bde., Hamburg 1856), „Die Brautschau" (2 Bde., Berlin 1856), „Aus dem Salonleben" (2 Bde., Nordhausen 1859) und den Novellen, die teils unter diesem Titel (2 Bde., Dresden 1850), teils als „Glieder einer Kette" (Leipzig 1851) gesammelt erschienen. Henriette v. Bissing, geb. 1798 zu Waren als Tochter des Arztes Dr. Krohn, der später nach Röbel übersiedelte, wurde die Gattin eines preußischen Offiziers, der 1837 als Oberstleutnant seinen Abschied nahm und sich nach Nienburg a. d. Weser zurückzog; nach dessen Tode zog sie nach Anklam, wo sie 1879 gestorben ist. Von ihren Romanen, die sich alle in die mittlere Zeit ihres Lebens zusammendrängen und denen sie schließlich eine historische Färbung zu geben suchte, sind zu erwähnen: „Werner" (Hannover 1840), „Die Familie Steinfels" (2 Bde., ebd. 1841), „Viktorine" (2 Bde., ebd. 1842), „Waldheim" (2 Bde., ebd. 1844), „Minona" (ebd. 1844), „Iwan" (2 Bde., ebd. 1845), „Don Manuel Godoy" (3 Bde., ebd. 1845), „Lucretia Tornabuoni" (2 Bde., Breslau 1847) und „Reimar Widdrik und Dithmarschen im J. 1500" (3 Tle., Hannover 1848).

Als Henriette v. Bissing zuerst an die Öffentlichkeit trat, hatte eine Jüngere bereits die ersten Staffeln ihres Ruhmes erklommen: Gräfin Ida Hahn-Hahn, die weitaus bedeutendste der mecklenburgischen Schriftstellerinnen.[39]) Sie war am 22. Juni 1805 in Tressow geboren

[39]) Vgl. Marie Helene (d. i. Elisabeth Le Maistre), „Gräfin Ida Hahn-Hahn. Ein Lebensbild nach der Natur gezeichnet." Leipzig 1869. — A. v. Wurzbach, „Gräfin Ida Hahn-Hahn". (Zeitgenossen. XII. Heft.) Wien Pest Leipzig 1871. — G. Ketter, „Ida Gräfin Hahn-Hahn. Ein Lebens- und Litteraturbild." Würzburg 1880. — P. Haffner, „Gräfin Ida Hahn-Hahn. Eine psychologische Studie." Frankfurt a. M. 1880. — O.

als Tochter des Erblandmarschalls Grafen Karl Hahn, des bekannten „Theatergrafen", der ein großes Vermögen, seine persönliche Würde und sein Familienglück einer unseligen Leidenschaft für das Theater opferte und, nachdem er schließlich als Direktor einer Wanderbühne ein ruheloses Leben geführt hatte, 1857 zu Altona in Dürftigkeit starb. Ihre Mutter Sophie Luise war die Tochter des Landesdirektors v. Behr auf Vargatz und Dönnie in Pommern, eine stille weiche Frau, an der aber die Gräfin Ida, obwohl sie das lebhafte phantastische Wesen des Vaters geerbt hatte, immer mit kindlicher Liebe gehangen hat und die, wie sie einmal schrieb, auf der weiten Gotteswelt die einzige Person war, die ihr imponierte. Über die Jugend des Mädchens wissen wir nur das wenige, was später die Schriftstellerin gelegentlich in dem einen oder anderen ihrer Werke mitgeteilt hat: so berichtet sie im „Sigismund Forster" von dem grauenhaften Eindruck, den ihr ein Maskenball in Remplin machte, und von einer „ungeheuren, namenlosen, verzweiflungsvollen Bangigkeit", die sie empfand, als ihr Vater sie, die damals noch ein ganz kleines Kind war, zwang ein prasselndes Feuerwerk ebendort anzusehen; in dem Buche „Jenseits der Berge" erzählt sie, wie sie in den Tagen der Befreiungskriege „eine so leidenschaftliche Patriotin war, wie man es nur sein konnte" und wie die Siege „der Alliierten" sie mit Jubel erfüllten, „weil Rostock nach einem jedem herrlich illuminiert wurde" — später freilich hat die Gräfin sich in einem Briefe an den Fürsten Pückler ihrer zu Unrecht angenommenen slavischen Abstammung gerühmt: „Ja freilich bin ich eine Wendin! Das slavische Blut ist gut, hat Anmuth und Gaben, aber es ist sehr leichtblütig, das kann ich nicht leugnen;" über ihren Konfirmationsunterricht in ihrem 16. Lebensjahre handelt sie in „Von Babylon nach Jerusalem" und weiß sich aller Äußerlichkeiten genau zu entsinnen, „aber von dem, weshalb ich bei dem alten Herrn war, und was er mich lehrte — weiß ich nicht eine einzige Sylbe".

Im Jahre 1826 vermählte sich Gräfin Ida mit ihrem nur ein Jahr älteren Vetter, dem Grafen Friedrich Hahn auf Basedow. Ob es eine tiefe Neigung war, die die Beiden zusammenführte, kann man bezweifeln; es wird eine im Familienrat beschlossene Konvenienzheirat gewesen sein, in die sich allerdings Gräfin Ida ohne Widerstreben fügte. Sie selbst hat einmal erzählt, daß, als man sie gefragt, ob sie den Grafen Friedrich heiraten wolle, sie ohne Bedenken „Ja, gern!" geantwortet habe, weil ihr diese Ehe als eine angemessene und natürliche Entwicklung ihrer

---

v. Schaching, „Ida Gräfin Hahn-Hahn. Eine biographisch-literarische Skizze." Regensburg 1903. — J. de Cock, „Mevrouw Ida Hahn-Hahn. Haar beteekenis in de duitsche letterkunde." Lier s. a. — (J. Eckardt) „Der Rechte der Gräfin Hahn-Hahn. Eine Liebesgeschichte aus vormärzlicher Zeit." (Deutsche Rundschau. Bd. 104 S. 243 ff.) Dieser treffliche Aufsatz ist in nachfolgender Darstellung mehrfach benutzt. — Richard M. Meyer in der Allgem. deutschen Biographie Bd. 49 S. 711 ff.

Beziehungen zu dem Jugendgespielen und Vetter erschienen sei, zumal da ja das „Mein und Dein" so herrlich ausgeglichen und die Verhältnisse zu einander passend gewesen wären. Sie hat diesen Irrtum schwer gebüßt, denn es bestand kein geistiges Band zwischen ihr und dem Grafen. Eine Scheidung wurde unvermeidlich und erfolgte am 25. Februar 1829. Wen die Schuld in dieser Tragödie trifft, ist, da die Scheidungsakten nicht mehr aufzufinden sind, unsicher; Marie Helene, die in jahrelangem vertrautem Verkehr mit der Gräfin gestanden hat, wälzt alle Schuld auf den Grafen, während Luise Mühlbach, gleichfalls nicht unbekannt mit den Verhältnissen der Gräfin, dieser ziemlich unverblümt eheliche Untreue schuld gibt. Schon vor der förmlichen Scheidung hatte Gräfin Ida Basedow verlassen und sich zu ihrer Mutter begeben, die von ihrem Manne getrennt in Greifswald lebte. Wenige Tage nach der Scheidung wurde das einzige Kind der Gräfin geboren — ein schönes Mädchen, das aber idiotisch war. Das Kind wurde in gute Pflege in Berlin gegeben; jedes Jahr verlebte die Mutter einige Wochen in qualvollem Beisammensein mit ihrer Toni, die es auf 24 Jahre brachte. Der Graf hatte sich bald nach der Scheidung wieder vermählt mit der Gräfin Agnes Schlippenbach. Er suchte nach dem Tode seiner zweiten Frau sich der ersten wieder zu nähern — natürlich ohne Erfolg.

Mit der Lösung ihrer Ehe, deren Geschichte Gräfin Ida besonders in ihrem Roman „Gräfin Faustine" in der Beichte Faustinens Mario gegenüber geschildert hat, trat die Gräfin zum ersten male in die außermecklenburgische Welt, von der sie nur eine undeutliche Vorstellung gehabt hatte. Ein Leben ohne Sorge sicherte ihr eine Rente von 2000 Talern, die sie allerdings mit ihrer Tochter zu teilen hatte. Daß sie in Greifswald zunächst nur enge kleinbürgerliche Verhältnisse kennen lernte, ist ihr von Nachteil gewesen, denn hier, in dieser philiströsen Umgebung, der sie sich nach Möglichkeit zu entziehen trachtete, schuf sie sich ein Zerrbild vom Bürgertum und bürgerlichem Wesen überhaupt, das ihr zeitlebens den freien Blick getrübt hat. Und vollends wurde ihr das Konzept verrückt, als ihre jüngere Schwester Luise 1836 den Pastor Wollenberg zu Hanshagen in Pommern heiratete, einen Mann, den die Gräfin Ida in ihrer „Faustine" folgendermaßen charakterisiert: „Er war von der Sorte, die man jetzt die fromme nennt — ein Mann mit gescheiteltem Haar und niedergeschlagenen Augen, aus denen zuweilen hastig suchende inquisitorische Blicke schossen, die unbehaglich mit dem salbungsvollen Ton kontrastierten."

Nach der Angabe von Freunden ihrer Jugendjahre vermochte die hochaufgeschossene schmächtige Gestalt mit den schmalen aber großen Händen und Füßen, dem feinen, von mattblondem Haar eingerahmten Antlitz wohl Teilnahme und Wohlgefallen, aber schwerlich Leidenschaft einzuflößen. „In dem Lebensalter, das man bei Frauen die zweite

Jugend zu nennen pflegt, war die Gräfin ‚passiert', hatte sie — nach einer Operation Dieffenbachs — das eine Auge eingebüßt und konnten ihre Züge kaum mehr ansprechend genannt werden." Aber „eine fast durchsichtige Hautfärbung und das klug und tief blickende Auge" — so berichtet Marie Helene — „verliehen ihrer Physiognomie den Ausdruck geistiger Begabung und eines mehr als gewöhnlich regen Seelenlebens". Die Gräfin selbst bekannte, daß es „Millionen schönerer Weiber gebe, auch tausend klügere und einige bessere", aber, fügte sie hinzu, „was Herz und Phantasie betrifft, da suche ich wieder unter Millionen meines Gleichen". Diese letzten Eigenschaften erklären es denn wohl auch, wenn bedeutende Männer Jahre lang im Banne dieser Frau gestanden haben.

Einer dieser Männer war der Baron Adolf Bystram, 1798 als ältester Sohn eines in Litthauen begüterten kurländischen Edelmannes geboren; er hatte in Moskau die Rechte studiert und war noch in jugendlichem Alter zum Adelsmarschall des Gouvernements Kowno erwählt. Jung hatte er eine vornehme polnische Dame gefreit, die aber starb schon im folgenden Jahre zugleich mit dem Kinde, dessen Geburt ihr das Leben gekostet hatte. Heimat und bisherige Tätigkeit waren dem zweiundzwanzigjährigen Witwer nun schmerzlich verleidet, er trat seine Güter gegen eine feste Rente seinem jüngeren Bruder ab und ließ sich in Deutschland nieder. An einer Wiedervermählung hinderte ihn das Versprechen, welches er seiner sterbenden Gattin gegeben hatte. Schon vor der Auflösung ihrer Ehe hatte Gräfin Ida Bystram kennen gelernt, nähere Beziehungen zu ihm indessen erst einige Zeit nach der Scheidung angeknüpft. „Den Abschluß dieses in Wiesbaden perfekt gewordenen Bündnisses hat sie mit einer Überschwänglichkeit gefeiert, wie sie eben nur im Zeitalter der Romantik möglich war. Für das Gefühl, welches sie erfüllte, wußte sie keinen Namen, und wollte keinen wissen. ‚Ich nannte es,' läßt sie ihre Faustine sagen, ‚nicht Liebe, denn bei diesem Worte fiel mir die durchaus sinnliche Liebe meines Mannes ein, und ich mochte mein Gefühl nicht einmal durch den Gleichklang des Namens entadeln lassen. Meine Seele blühte auf vor seinem Lächeln, meine Träume wurden wach vor seinem Blick, die Welt schlug die Augen auf, wenn ich in das seine blickte, in dies ernste, denkende Auge, das forschend, denkend, prüfend auf den Gegenständen ruhte und ihnen Werth und Bedeutung zu geben schien.' Nicht minder tief war Bystram ergriffen, wenngleich der gehaltene Ernst seines Wesens Exzentrizitäten von der Art der ihrigen ausschloß. ‚Die Pendelschwingungen seines Herzens blieben gleich und stetig,' und zwar das gesamte Leben hindurch. Er hielt die einmal geschlossene Verbindung mit allen Fasern eines Herzens fest, das gewöhnt war unter der Aufsicht eines kühl erwägenden Verstandes zu stehen, und das dennoch ‚nicht klug, sondern unendlich liebte,' wenn es sich einmal hingegeben hatte. Weil er die Geliebte kannte, ließ er sich durch die Absonderlich-

keiten ihres Wesens nicht beirren und gab dem tout comprendre c'est tout pardonner eine Anwendung, die ihn schließlich zum Sieger und Herrn machte. Während der Anfänge des neuen Verhältnisses scheint dieser Mann der ruhig abwägenden Kritik von dem überlegenen Temperament seiner Partnerin freilich ins Schlepptau genommen worden zu sein. Er, der über die Literaturen der Zeit genau Bescheid wußte, soll die Freundin zur Veröffentlichung ihrer nichts weniger als einwandfreien und in formaler Hinsicht durchaus mangelhaften lyrischen Ergüsse bestimmt und ihre Romane mit einem Enthusiasmus begrüßt haben, der bei einem anders gearteten Manne auf völlige Urteilslosigkeit hätte schließen hassen."

Die Verse der Gräfin haben übrigens auch zur Zeit der Popularität ihrer Verfasserin wenig Glück gemacht. Die „Gedichte" (1835) wie die „Neuen Gedichte" (1836), die „Venetianischen Nächte" (1836) wie die „Lieder und Gedichte" (1837) sind erstaunlich hölzern und plump. Man lese z. B. in den „Venetianischen Nächten" in der Erzählung der Schicksale des Dogen Marino Falieri die Verse:

Falier war Doge, doch beschränket
Durch der Patrizier Recht im Rath.
Empfindlich jetzt durch sie gekränket
Sein Herz zum Haß entflammt sich hat . . .

Die Flotte draußen in dem Hafen
Von Malamocco liegt geschützt,
Und alle Gondoliere schlafen,
Denn keine Gondel braucht man itzt.

Und siehet man auf den Canälen
Auch eine schweben, hier und dort,
So darf man sicher darauf zählen,
Daß gern sie schlüpfte in den Port.

Es fehlt auch nicht an Reminiszenzen und Plagiaten. So beginnt die Gräfin ein Gedicht in aller Naivität mit den Worten:

Wenn ich ein Vöglein wär, flög' ich zu dir,

und ein anderes:

Ich meinte, überstehen
Würd' ich die Trennung nie,
Und doch, doch ist's geschehen —
Doch nimmer fragt mich — wie?

klingt doch gar zu bedenklich an Heine an. Immerhin begegnen auch, wenngleich sehr vereinzelt, hübsche Wendungen, wie z. B.:

Ende überall und Grenzen!
Matte Freude, dürft'ge Gluth!

oder „Nur Beruhigung — kein Glück!" und eines ihrer frühesten Lieder:

Ach, wenn du wärst mein Eigen,
Wie lieb sollt'st du mir sein!

ist volkstümlich geworden, wozu allerdings die Vertonung durch Kücken wohl das meiste beigetragen hat.

Unendlich viel höher als die Gedichte der Gräfin stehen ihre Romane. Es fällt schwer, sich dessen bewußt zu bleiben, daß die Dichterin der „Venetianischen Nächte" eine und dieselbe Person ist mit der glänzenden Verfasserin des „Rechten", der „Gräfin Faustine", des „Sigismund Forster", des „Ulrich", des „Cecil", der „Clelia Conti", der „Sibylle", des „Lewin" und wie sie sonst noch heißen die Helden und Heldinnen der Romane „Aus der Gesellschaft", mit denen die Gräfin Hahn-Hahn so lange die Lesewelt entzückte. Zu der großen Schriftstellerin aber wurde die Gräfin erst nach einem — ja man könnte sagen: durch ein — Herzensverhältnis, das ihre Beziehungen zu Bystram mit schwerer Gefahr bedrohte.

Während eines Aufenthaltes in Greifswald 1836 lernte die Gräfin den jungen bürgerlichen Assessor Heinrich Simon aus Breslau kennen, einen Mann „von sprühender, fortreißender Lebendigkeit des Geistes und der Ausdrucksweise," aber gleich Bystram „gewohnt, sein Temperament unter die Herrschaft eines energischen Willens zu stellen". Er war der Vetter der geistvollen Fanny Lewald, wurde von dieser geliebt, und Freunde und Verwandte sahen in ihm deren zukünftigen Gatten. Simon und die Gräfin, beide bedrückt durch die Enge der sie umgebenden Verhältnisse, beide sich sehnend nach Menschen, „deren Umgang erquickt", fanden Gefallen aneinander, und diese Neigung steigerte sich zu einer glutvollen Leidenschaft. Als aber Simon erkannte, daß „an die Ehe, die er ihr angeboten, nicht zu denken sei," daß die Gräfin sich „trotz der eingestandenen Heftigkeit ihrer neuen Leidenschaft an Bystram gebunden glaubte," brach er mit der Geliebten. Der Brief, in dem das geschah, ist so schön, daß ihm hier ein Platz gegönnt sei[40]): „Ich bin der Mann, an mir ist es, die Entscheidung zu treffen, mit der ich Tage lang gerungen, mich selbst nach Wochen langem Schwanken wieder gefunden. Du stehst in einer Verbindung, die Du nicht brechen kannst, ohne wahrhaft un-

[40]) Nach Eckardt a. a. O. S. 261.

glücklich zu werden, ohne Dich selbst aufzugeben. — Wir sprachen darüber: es gibt zwei Arten Unglück: die eine, in der noch Glück blühen kann, weil das Unglück bloß vom Geschick gesendet — die andere, welche allein tödtlich ist, weil das Unglück durch Aufgeben des Menschenwerthes herbeigeführt .... Ich habe Dir nicht von meinen Kämpfen erzählt, die sich seit der Mitte des vorigen Monats bis jetzt in entsetzlicher Progression gesteigert haben. Ich habe gewußt, daß Du mir gehörtest — und ich habe Dir entsagt. — Du möchtest ferner von mir hören oder nicht, glaube an mich, wie ich an Dich glaube, fest und unerschütterlich."

Marie Helene berichtet, daß die Gräfin, nachdem Simon sie verlassen hatte, drei Tage halbtot auf ihrem Bette gelegen habe und daß sie sich nur langsam von ihrem Schmerze erholte. Sie hat Simon, der nach dem Austritt aus dem preußischen Justizdienst 1845 sich lediglich der Politik widmete, nach dem Scheitern der 48er Bewegung als Flüchtling in die Schweiz ging und 1860 bei einem Bade im Wallensee ertrank, nicht wieder gesehen und seinen Namen nicht mehr ausgesprochen. Aber „daß die Wunde, die der Bruch mit Heinrich Simon ihr geschlagen, nur langsam vernarbte, und daß das Verhältnis zu ihm ihrem Herzen dauernde Spuren hinterlassen hat, wissen wir, wenn aus nichts anderem, aus ihren Büchern, die dem Hauptinhalte nach die im Jahre 1836 erlebten Kämpfe zum Gegenstande haben. Heinrich Simon ist ‚Sigismund Forster', wie er ‚Cecil', ‚Mario Mengen' und in gewissem Sinne auch ‚Ulrich' ist. Seiner Gestalt begegnet man in den Hahn-Hahn'schen Romanen so unaufhörlich, als habe erst das Verhältnis zu ihm die Verfasserin zur Romanschreiberin gemacht." Doch muß betont werden, daß neben diesem „Virtuosen der Persönlichkeit, der im ersten Anlauf Sieger bleibt," in den Romanen der Gräfin noch ein zweiter männlicher Typus immer wieder begegnet: „der stille unerschütterliche Freund, der das widerstrebende Herz der geliebten Frau durch hingebende, nie wankende Treue überwindet" — und das Original zu dieser Gestalt war Bystram. „Mit dem sicheren Instinkte der Frau" wußte die Gräfin schließlich doch, daß nicht Simon, sondern e r der „Rechte" war; Bystram war es denn auch, der das so arg gestörte frühere Verhältnis wiederherstellte und schon 1837 die Freundin zu einer gemeinsamen Reise nach Österreich und danach zur Rückkehr in die gemeinsame Behausung in Dresden bestimmte. Während dieser Reise, in Wien, entstand unter beständigem Gedankenaustausch mit Bystram der erste Roman der Gräfin „Ilda Schönholm".

„An dem Gesellschaftsleben der in Dresden versammelten Adelsfamilien hat die Gräfin Hahn nur mäßigen Anteil genommen, dem Typus derselben war aber auch das Haus angepaßt, das sie mit Bystram in der Waisenhausstraße bewohnte und in dem sie ihre Freunde versammelte. Alle Interessen der Zeit ragten in dasselbe hinein, nur nicht

die politischen. Einfach in Hausrat und Anzug war sie auch einfach in ihren Verkehrs- und Umgangsformen. Affektieren und Finassieren war ein für alle mal ihre Sache nicht. Weder wollte sie für eine ‚schöne Seele' gelten, noch war sie eine solche. ‚Ein großer, die Welt überwindender Charakter,' pflegte sie zu sagen, ‚bin ich nicht. Ich habe mir das Leben leicht gemacht, indem ich meinem Herzen folgte und mich mit dem Manne, den ich liebte, auf eine einsame Klippe stellte.' Ihre Art, sich zu geben, wird im übrigen als ‚herzlich und freundlich, offen und gesprächig' bezeichnet. ‚Man sah sie niemals müßig, nie kopfhängerisch, niemals unzufrieden, höchstens ungeduldig.' Gegen Personen, ‚deren Geist und Gemütsart ihr widerstrebten,' schroff und abweisend, war sie gegen Arme und Bedürftige hülfreich und opferwillig und trotz der Bescheidenheit ihrer Mittel von fürstlicher Freigebigkeit gegen Bedrängte. Gekünsteltem und manieriertem Wesen gründlich abgeneigt, lehnte sie z. B. die persönliche Begegnung mit dem Fürsten Pückler-Muskau ab, weil dieser sich durch anspruchsvoll gedrechselte Billets und abgeschmackte Vorschläge für die Art des ersten Zusammenseins hatte einführen wollen."

In dem Briefwechsel zwischen dem Fürsten Pückler und der Gräfin Hahn-Hahn, den Ludmilla Assing veröffentlicht hat[41]), zeigt sich die Gräfin von ihrer allerbesten Seite; sie stellt ebenso den Fürsten völlig in den Schatten wie die anderen namhaften Frauen, mit denen Pückler Briefe austauschte, wie z. B. Bettina v. Arnim und Eugenie John-Marlitt. Als ein so feiner Kenner der Literatur wie Karl Hillebrand ihre Briefe an Pückler las, waren sie ihm „eine wahre Entdeckung". „Die echte und tiefe Religiosität, die aus den Briefen der Gräfin atmet," so schrieb er, „ihre reine tiefgefühlte Neigung, ihre natürliche Würde und Vornehmheit, die Höhe und Würde des Standpunktes und der ganzen Weltanschauung wirken so wohlthuend beruhigend nach der permanenten Aufgeregtheit Bettina's, daß man den Herausgebern nicht Dank genug wissen kann, sie gerade nach der Korrespondenz der geistreichen Phantastin eingeschaltet zu haben. Dabei ist Fülle des Geistes, Fülle und Ursprünglichkeit. Und wie das Gefühl und der Gedanke, so die Form leicht und doch individuell, individuell und doch geschmackvoll; anmuthig und ausgeprägt zugleich: so etwas ist keine gemeine Waare, vornehmlich in unserer Zeit, und es will uns bedünken, daß auch bei Ida Hahn die Briefschreiberin eine ganz anders bedeutende Natur offenbart als die Schriftstellerin."[42])

Begonnen wurde die Korrespondenz von Pückler, der der Gräfin am 10. September 1844 schrieb: „Ich hatte zwei Ihrer früheren Werke

---

41) „Briefwechsel und Tagebücher. Aus seinem Nachlaß herausgegeben." Berlin 1873 ff. Bd. I.

42) Hillebrand, „Zeiten, Völker und Menschen." Bd. II S. 394.

gelesen — und sie gefielen mir nicht, denn obgleich geistreich, glaubte ich Affektation und Manier, gesuchte Originalität darin zu finden, mit einem Worte Unnatur, die ich hasse, besonders bei Frauen. Hierauf lernte ich Sie auch persönlich flüchtig kennen, da ich aber mit Vorurtheil Ihnen entgegentrat, blieb der Eindruck, den Sie auf mich machten, unbedeutend, wenn auch günstiger als der Ihrer Schriften, denn ich fand Sie viel einfacher, als ich Sie mir vorgestellt .... Alles dies war durch die Zeit ziemlich verwischt, als mir gestern Abend Ihr Roman ‚Sigismund Forster' zufällig in die Hände fiel. Ich ergriff das Buch ohne Interesse, mehr um es zu durchblättern als es zu lesen, aber bald, auf seltene Weise angezogen, änderte sich alles in meiner Meinung über Sie, und als ich die letzte Seite Ihres Buches schon bei hellem Tagesschein beendet, ... hätte ich gern Ihre Hände geküßt, und vielleicht wäre dann eine dankbare Thräne nicht bloß der Rührung, sondern der innigsten, wohlthuendsten Befriedigung darauf gefallen, weil es einen fühlenden Menschen wohl immer tief bewegen muß, Geist Herz und Talent zu einem so schönen Kunstwerk ausgeprägt zu sehen, einer Produktion, die ich in dieser Dichtungsart zu dem Klassischsten, in sich Vollendetsten zähle, was seit langer Zeit in Deutschland erschienen ist. Nur George Sand in Frankreich ist Ihre Rivalin, unter unseren weiblichen Schriftstellern weiß ich keine zu nennen ..."

Die Gräfin antwortete: „Ihr Brief hat mich sehr amüsiert, sehr gefreut. Erst der Ausdruck eines vollkommen unmotivierten Widerwillens, und hernach einer ehrlichen und freudigen Anerkennung: das ist so recht natürlich und hübsch, wie es mir bei den Leuten gefällt. Grämen kann ich mich nun einmal nicht, wenn die Leute meine Schriften nicht mögen. Das ist ihre Sache. Meine Sache ist — sie zu schreiben. Wo das Echo nicht wohnt, kann man die schönste Musik machen, und es erfolgt kein Widerhall. Grämt Sie das? — mich nicht! — Trifft man auf ein Echo, so lautet das freilich lieblich, und die Musik, die man selbst gemacht und gar so schön nicht gefunden hat, kommt einem melodisch und bedeutungsvoll vor, wenn sie uns als Widerhall entgegenklingt. Ach, es ist doch ein wundervolles Glück, schreiben zu können! Was da für elektrische Funken, für erfrischende Lüfte, für goldene Fädchen durch den Raum fliegen, und eine Geisterbrücke bilden, vermittelst welcher bekannt und unbekannt, fern und nah, fremd und befreundet mit einander verschmelzen. Wie fühlt man sich dann so recht im Gleichgewicht des eigenen Seins, und im Mitelpunkte des All-Seins, befähigt, den freien Geist walten zu lassen in der Macht, die man übt, und in der Anregung, die man empfängt ...."

Nur ein halbes Jahr hat der Briefwechsel der Gräfin mit Pückler gedauert. Am 31. März 1845 war der Fürst in Dresden; er wünschte die Gräfin zu sprechen und schrieb ihr einen Brief, in dem es u. a. heißt:

„Aber wenn Sie mich sehen wollen, so empfangen Sie mich allein (denn Ihr Cavaliere servente, Ihr Baron, geniert mich, und wenn Sie ihm meine Briefe gezeigt, so will ich überhaupt nichts mehr von Ihnen wissen), also allein und Abends, mit heruntergeschraubter Lampe, oder mit geschlossenen Augen auf Ihrem Sopha liegend, am liebsten im Dunkeln, denn ich bin sehr befangen Ihnen gegenüber, schüchterner als ein schlecht erzogenes Kind. Wenn Sie nun wirklich gut (woran ich meine Zweifel habe) und nicht alltäglich sind, so werden Sie auch alles so einrichten, wie ich es mir erbitte."

Daran aber dachte die Gräfin gar nicht. Sie ließ dem Fürsten einfach sagen, um die und die Stunde wäre ihre Empfangszeit, und erhielt dann noch an demselben Tage ein Billetchen von Pückler: „Sie sind unendlich gütig, liebe Gräfin, mir Ihre Courstunden mitzutheilen; da mir aber, aufrichtig gestanden, wenig daran liegt Ihre Statisten, Freunde oder Bekannte, kennen zu lernen, und Sie mir (was nach einer Korrespondenz wie die unserige allerdings auffallend ist) nicht einmal die kleine Gunst einer Privataudienz gewähren wollen, so muß ich, um nicht ungünstig über Sie selbst zu urtheilen, voraussetzen, daß mir unzugängliche und unverständliche Gründe Ihr Benehmen regeln. Wir werden uns also nicht anders sehen, als wenn wir uns etwa am dritten Ort begegnen." Zu einer solchen Begegnung am dritten Ort aber ist es nicht gekommen.

Wie schon erwähnt, verbrachte die Gräfin einen Teil jedes Jahres in Berlin, um ihrer unglücklichen Tochter nahe zu sein. Von ihrem Leben dort hat uns Alexander Frhr. v. Ungern-Sternberg, der unter dem Namen A. v. Sternberg schrieb, in seinen Erinnerungsblättern" einiges berichtet. „Einen eigentlichen Salon" — heißt es dort — „hielt die Gräfin Hahn nicht, dazu war sie zu unstät und zu launenhaft. Sie hatte eine kleine Wohnung unter den Linden, wenn man sie sehen wollte, mußte man den Vormittag kommen, Nachmittags fuhr sie regelmäßig spazieren, allein oder mit Herrn v. Bystram, und die Abende brachte sie bei ein paar Damen zu. In große Gesellschaften ging sie nicht; bei Hofe wollte, wie behauptet wurde, ein Theil des Königspaares sie sehen, der andere nicht. Sie kam nicht an den Hof. Ernstlich darum bemüht hat sie sich gewiß nicht, denn in ihrer aristokratischen Caprice achtete sie die Höfe nicht sonderlich, wenigstens drängte sie sich nie hin .... Sie sagte mir einmal: Die Fürsten haben den Adel gebraucht, als sie ihn nöthig hatten; er opferte ihnen seine Kräfte und seine Reichthümer; jetzt, da er erschöpft und verarmt ist, wie danken ihm die Fürsten? Sie lassen ihn links liegen und kokettieren mit dem Bürgerthum und den Geldsäcken der Juden. — Ich wandte ihr ein, daß der Adel damals auch in seinem eigenen Interesse den Fürsten diente, und daß er sehr wohl wußte, sein Schäfchen ins Trockene zu bringen. — Das sieht man nicht, entgegnete sie, denn wo ist

nun das ins Trockene gebrachte Schäfchen? — Die Verschwendung, sagte ich, hat es zu nichte gemacht. — Und wer trieb bei dem Luxus der Höfe des 18. Jahrhunderts den Adel zur Verschwendung? Wer sah lachend zu, während er sich ruinierte? Wiederum die Fürsten. Doch mögen sie sich hüten, wenn wir stürzen, so ziehen wir sie nach. Stehen bleiben sollen sie dann gewiß nicht, wie sie sich auch an elende Stützen verzweifelnd anklammern."

Ungern-Sternberg, der in allen literarischen Kreisen Berlins verkehrte und namentlich zu den Intimen der damals sehr geschätzten Romanschriftstellerin Henriette Paalzow gehörte, gab sich große Mühe, die Gräfin Hahn mit der Verfasserin von „Godwie-Castle" bekannt zu machen. Es gelang ihm nicht. „Meine Überredungsversuche in dieser Beziehung", so berichtet er, „hatten ihren besonderen Charakter und ich will sie deshalb hierher setzen. Ich kam zur Gräfin Hahn, als eben der Fürst Lichnowsky sie verlassen hatte, der in seiner gewohnten Manier, mit den Füßen auf dem Stuhl, in liegender Stellung, mit ihr über Stadtneuigkeiten geplaudert hatte. Wollen Sie die Bekanntschaft der Paalzow machen? fragte ich. — Weshalb? war die Antwort, ich finde diese Person langweilig und lese auch ihre Romane nicht. — Dennoch, glaube ich, würde der Versuch, sich ihr zu nähern, Sie nicht gereuen. — Ich nähere mich Niemand. — Auch nicht dem Talente? — Dem Talente wohl, aber nicht der Person, die es hat. Wozu Schriftsteller, Maler, Komponisten aufsuchen? Man hat ja ihre Werke. — So haben Sie auch die Werke der Frau Paalzow? — Nun ja, die habe ich, und gerade darum will ich sie nicht sehen. Übrigens, wenn sie kommen will, meine Thür ist offen. — Sie ist kränklich. — Damit kann ich auch aufwarten. Für gewisse Leute habe ich immer Migräne. Daraufhin hat mein Diener schon seine Instruktion. Wenn sie krank ist, so bin ich auch krank, wenn sie hochmüthig ist, so bin ichs auch, und zwar bin ich hochmüthig auf meinen Hochmuth. Das ist die schlimmste Sorte, der ist gar nicht beizukommen. Sagen Sie ihr das. — Sie sehen doch so viele Leute. — Ja, aber ich gehe zu Niemand. Eigentlich soll mans gar nicht wissen, daß ich in Berlin bin. Ich bin hier wegen meiner häuslichen Angelegenheiten, nicht um einen Salon zu halten. — Die Paalzow bewundert Ihr Talent. — Das glaub' ich nicht. Da sagen Sie etwas, woran Sie selbst nicht glauben. Die Frau, von der Sie sprechen, ist nicht im Stande, mich zu beurtheilen, noch weniger mich zu schätzen. Wir sind diametrale Naturen. Sie haftet ganz an der Convenienz, ich suche und schildere das Gegentheil. — Dennoch ist der Schauplatz beider die vornehme Welt. — Sie versteht nichts davon. Sie sucht die Vornehmheit in der Steife, in dem Geregelten; ich suche sie in der Ungebundenheit, in dem Kriege gegen die unteren Stufen der Gesellschaft, die sich das Recht anmaßen will, ebenso über alle Barrieren zu springen, wie es unser Privilegium

ist. Die Paalzow ist eine Kammerjungfer der Aristokratie, ich bin die Dame. — Das ist hart. — Aber wahr. Was geht mich die Frau an? Warum soll ich gegen sie Schonung üben? Mag sie thun und treiben, was sie will, ich kümmere mich nicht um sie. — Wenn Alle so dächten, würde die Litteratur wenig zusammenhalten. — Mir völlig gleichgültig. . . . Übrigens will ich keine Schriftstellerin sein, was man so nennt. Ich schreibe meine Bücher, wie andere Leute spazieren gehen, um Luft zu schöpfen. Ich lege keinen Werth auf meine Schriften. Hätte ich etwas anderes gehabt und gekannt, was die Leere in meiner Existenz ausgefüllt, ich hätte nicht zur Feder gegriffen. — Mit diesen Worten hüllte sie sich in ihren Shawl, legte sich in die Sophaecke und sprach über diesen Gegenstand kein Wort wieder."

Wie hoch übrigens Ungern-Sternberg die Gräfin Hahn als Schriftstellerin einschätzte, hat er in den „phantastischen Excursionen und poetischen Episoden", die er u. d. T. „Tutu" veröffentlicht hat, ausgesprochen; „in einer pointierten Vergleichung mit Bettina und der Paalzow wies er ihr den Platz über beiden an."

Neben den Fahrten nach Greifswald und Berlin, den Besuchen bei Mutter und Tochter, unterbrachen den Dresdener Aufenthalt zahlreiche große Reisen. „Ich bin" — sagt die Gräfin in dem Buche „Von Babylon nach Jerusalem" — „gepilgert von einer Grenze unseres Welttheils zur andern — von den Katarakten des Nils zu den Grotten von Staffa — von Cintra's Hügeln nach den Gärten von Damaskus — über Alpen und Pyrenäen und Libanon — über Meere und durch die arabische Wüste — von den Ufern des Shannon im grünen Erin zu den Ufern des heiligen Jordan; ich bin zu Hause gewesen unter dem Zelt der Beduinen und in den Palästen der haute volée von Europa." Dieses Reiseleben aber führte zu einer gleich lebhaften Produktion; Reisen und Schreiben lösten sich unaufhörlich ab. „Zuweilen" — sagt die Gräfin — „war es eine Art von Heroismus, daß ich mich hinsetzte und einen Roman schrieb. War der fertig, so machte ich eine Reise. Kehrte ich heim, so beschrieb ich sie." Freilich darf man ihre Reisebriefe nicht als instruktive Reiseführer ansehen wollen — die Verfasserin verwahrt sich ausdrücklich dagegen. „Es darf sich" — sagt sie in dem Buche „Jenseits der Berge" — „Niemand einfallen lassen, diese Blätter als einen Guide durch Italien zu betrachten. Ich spreche nur von den Dingen, die mich frappiert haben, und dazu gehören die Stätten, wo Erinnerungen an große Menschen und Thaten mich wie Bienen umsummen. Mein Kopf ist ein portatives Kirchlein voller Altäre; treffe ich auf irgend Einen aus jener großen Gemeinschaft der Heiligen aller Zeiten, so zünd' ich ihm gern seine Kerze an, das ist meine Liebhaberei." „Ich reise nicht um zu sehen und zu hören," — heißt es an einer anderen Stelle desselben Buches — „nicht um zu bewundern und bewundert zu werden, nicht um zu Hause

mündlich und schriftlich allerliebste Märchen von meinen Reisen zu liefern, nicht um Menschen-Sitten und -Gebräuche des Auslandes als Stoff zu künftigen interessanten Medisancen einzusammeln: ich reise um zu leben."

Von den einschlägigen Büchern der Gräfin schätzt Julius Eckardt die „Erinnerungen an und aus Frankreich" (1842) am höchsten ein. „Die Stimmung," sagt er, „ist frisch und zuversichtlich, die Sprache einfach und natürlich, der Reichthum an guten und glücklichen Gedanken ein überraschend großer. So zutreffenden Vergleichungen wie denen zwischen Spanien und den südfranzösischen Provinzen findet man in der modernen Reiselitteratur nicht allzu häufig, so muthigen Urtheilen wie denjenigen über Paris und die Pariser überhaupt nur selten. Dabei erfährt man, daß es der kosmopolitisch thuenden Frau an echtem Nationalgefühl keineswegs gefehlt und daß sie bei der Rückkehr aus Frankreich nach Deutschland eine Freude am Vaterlande gehabt hat, deren Wärme mitunter rührend ist." Nun — es steht außer Zweifel, daß es der Verfasserin in dem Augenblicke, als sie im Anblick der Mosel ausrief „O du herziges Land!" und als sie ihre „Erinnerungen aus und an Frankreich" mit den Worten schloß: „Ach, ich weiß nicht — ist der Rhein wirklich so schön oder . . . repräsentiert er so herrlich Deutschlands Lichtseite von würdiger Kraft und ernster Schönheit, genug, wenn ich all die schönen Stellen der Erde, die ich gesehen habe, an meiner Seele vorübergleiten lasse und mich frage: Und wo möchtest du zum letzten Mal die Sonne untergehen sehen? — so antwort' ich, ohne mich zu besinnen: Hinter Stolzenfels am Rhein!" — ich sage, daß es der Verfasserin mit dieser Empfindung in jenem Augenblicke sicher völlig Ernst war. Aber ich betone: in jenem Augenblicke! Denn ein Jahr zuvor hatte sie in dem Buche „Jenseits der Berge" geschrieben: „Obgleich ich nicht bedaure, Deutschland weidlich durchstreift zu haben, so bedaure ich doch noch weniger, es zu verlassen. Seine mittelmäßige Natur langweilt mich, wenn sie mir auch zuweilen sehr gefällt. Ich kann das nicht leiden, wenigstens nicht dauernd, was mir nur gefällt. Ich gehe darum herum, besehe es mir, und sage: Wunderhübsch! Charmant! — und lass' es fallen, wie ich eine welke Blume nie wegwerfe, sondern fallen lasse, so von selbst, aus Gleichgültigkeit. Darum pflücke ich nie eine Blume; ich weiß vorher, nach fünf Minuten bin ich ihrer überdrüssig. Die Naturschönheit Deutschlands ist mir eine Blume, die welk wird, und von der ich mich mit vollkommener Gleichgültigkeit wegwende. Nach keinem Berge, nach keinem Flusse, nach keinem Thale habe ich das Verlangen des Wiedersehens. Von Dresden und von Heidelberg habe ich gesagt: Hier k ö n n t e ich leben! — Hier m ö c h t e ich leben! sagte ich noch nirgends." Auch das war gewiß damals ehrlich gemeint. Die Gräfin gehorchte eben in einem Grade wie sonst Wenige der momentanen

Empfindung; „ich habe nur erste Eindrücke" hat sie einmal ausgesprochen.

Hinter den „Erinnerungen an und aus Frankreich" stehen die übrigen Reisebücher etwas zurück. Aber auch „Jenseits der Berge" (1840), „Ein Reiseversuch im Norden" (1843) u. a., namentlich die „Orientalischen Briefe" (1844) setzen durch echte Originalität in Verwunderung und durch die verblüffend ehrlichen Urteile über Landschaften und namentlich über Kunstwerke. Die Gräfin liebt Tivoli, Frascati, die Villa Borghese, sie schwärmt für Sorrent, Palermo, Venedig, vor allem für den Comersee. Aber Rom ist ihr unheimlich. „Jetzt bin ich wieder in der ewigen Stadt," schreibt sie; „ach wie grau ist sie neben dem goldenen Neapel!" Sie spricht von der „schauerlichen Campagna", nennt den Monte Pincio „die langweilig prächtigste aller Promenaden" und seufzt in Rom: „Ich kann mich hier nicht, wie in Florenz und Neapel, in der Natur ausruhen. Sie ist gar so arm!" Und doch heißt es schließlich von Rom: „Werd' ich es je wiedersehen? Das weiß ich nicht! Aber nirgends seines Gleichen — das weiß ich." Aus Florenz berichtet sie: „Weder die Niobe noch die Venus haben großen Eindruck auf mich gemacht . . . . Etwas Häßlicheres als Benvenuto Cellini's kurzbeiniger Perseus in der Loggia dei Lanzi ist kaum zu denken." Von der Peterskirche heißt es: „Hier in St. Peter, in der größten und berühmtesten Kirche der Christenheit, in diesem Weltwunder, über das alle Künste und alle Schatzkammern ihre Spenden ausgeströmt haben, stand ich eiskalt und sah mich um. Ich kam mir vor wie eine Art von König Midas, der vor Hunger umkam, weil unter seinen Händen alles sich in Gold verwandelte. Gott! Ich liebe ja die Pracht wie irgend jemand, sobald sie von einem hohen Zweck durchgeistet ist; sonst ist sie mir als Teppich unter meinen Füßen gering genug." Michelangelo's Jüngstes Gericht in der Sixtinischen Kapelle findet die Gräfin „schauerlich verfehlt"; „wenn," sagt sie, „es im Himmel gerade so tumultuarisch zugeht wie auf der Erde, so ist er nicht der Mühe der Auferstehung werth." Desselben Meisters Pietà in St. Peter findet sie „übernatürlich disgraziös" und faßt ihr Urteil über Michelangelo in den Worten zusammen: „Michelangelo ist mir in der tiefsten Seele zuwider." Darin ist sie eine Vorläuferin einer neueren Richtung der Kunstgeschichte, die auch ihre Vorliebe für die Präraffaeliten teilt. Im übrigen hat sie ein feines Verständnis für die Unterschiede in der Kunst Canova's und Thorwaldsens, die die meisten ihrer Zeitgenossen für gleichwertig hielten. „Auch für die Verschiedenheiten des nationalen Lebens und Empfindens hat sie einen guten Blick, wobei besonders die Religion jedesmal ihre Aufmerksamkeit erweckt. Die Bücher über Italien und Frankreich sind voll von Vergleichungen der katholischen und lutherischen Konfession, wobei sie über das Mönchs- und Nonnenwesen recht ungünstig urteilt" — so

z. B. sagt sie: „Die Mönche sind mir widerlich“ und ein anderes Mal spricht sie von einem „unseligen Nonnenkloster, wo Unthätigkeit und Einsamkeit leere schwache Köpfe noch schwächer macht“ — doch aber schon hier selbst mit dem Gedanken des Klosterlebens spielt. Aber sie weiß auch über die fundamentale Verschiedenheit von Christentum und Islam tiefe Worte zu sagen: dieser ist ihr eine Religion der Befriedigung, jenes der Sehnsucht.[43])

Schon die Reisebücher würden genügen, der Verfasserin eine hervorragende Stelle in der Literatur anzuweisen, aber sie treten völlig zurück gegen die Romane, die mit allen ihren augenfälligen Schwächen doch das Aufsehen, das sie erregten, und die ungewöhnliche Verbreitung, die sie fanden, vollauf verdienen. Sie sind auch dadurch interessant, daß sie uns die ganze Persönlichkeit der Schreiberin deutlich vor Augen führen. Denn wenn, wie wir sahen, in ihnen zwei männliche Typen immer wiederkehren, so wiederholt sich auch eine weibliche Figur beständig: die der Gräfin selbst. „Ihre leidenschaftliche Sehnsucht nach dem ‚Rechten‘, nach dem ‚Menschen‘, ihr Drang Ruhe zu finden nicht in äußerer Täuschung, sondern in voller Überzeugung, ihre Forderung nach Vornehmheit auch im Ertragen des Leides — diese Grundzüge kehren in all ihren Heldinnen wieder. Sie will gehorchen, will sich unterwerfen, aber nur ‚dem Würdigsten‘. ‚Meine Seele ist auf die Frage gestellt,‘ ruft sie mit Sibylle; sie verachtet das Halbe, das ‚quasi‘ und ruft, wie Ibsens Brand, dieser Signatur ihrer Zeit ihr ‚Alles oder Nichts‘ ins Gesicht. Sie findet Befriedigung nicht in den Reiseeindrücken, deren Enttäuschungen sie wie Jacobsens Niels Lyhne empfindet, und nicht in den sozialen Einrichtungen, die sie vor dem nordischen Dichter ‚Gespenster von Epochen, Tagen, Stunden‘ nannte; nicht in den auch hier gern verglichenen christlichen Kirchen und nicht in den Emotionen, die sie mit so modernem Durst sucht, daß der Wahnsinn der Flagellanten ihr verständlich wird. Halb Sibylle und halb Madonna schreitet ihr Ebenbild durch die Romane — Aristokratin durchaus, aber im Sinne des englischen Adels, der nie seine Reihen schließt und dessen Glieder sich verpflichtet fühlten, ‚die Besten sein zu müssen, weil sie die Ersten sind‘.“[44])

Welchen Eindruck die Romane der Gräfin auf die besseren bürgerlichen Frauen machten, darüber hat uns Fanny Lewald in ihrer Autobiographie berichtet; an ihrem Urteil mag freilich das eigene gekränkte Herz einen erheblichen Anteil gehabt haben. Nach einer Gegenüberstellung von George Sand und der Gräfin Hahn fährt Fanny Lewald fort: „Für uns Bürgermädchen und für die Frauen des Bürgerstandes überhaupt, die wir auf Arbeit und Beschränkung angewiesen sind, hatte der völlige Müßiggang der vornehmen Damen in den Hahnschen Dich-

43) Meyer a. a. O. S. 713.

44) ebd. S. 714 f.

tungen etwas Bezauberndes. Bei George Sand war das ganz anders. Geneviève machte Blumen von früh bis spät, Pauline nähte in ihrer einsamen Provinz, die Herbergsmutter in den Compagnons du Tour de France arbeitete was das Zeug hielt. Es war das ein gutes bürgerliches Element in George Sand, und die Frauen liebten doch auch ehrlich und gingen ehrlich an ihrer Liebe zu Grunde, wenn es eben nicht anders sein konnte. Bei der Gräfin Hahn-Hahn war das aber anders. Erstens liebten in der Regel nur Gräfinnen, und die Liebe wurde dadurch gewissermaßen zu einem aristokratischen Vorrecht erklärt, zweitens wollten die Gräfinnen immer nur sehr lieben, konnten es aber nie recht zu Stande bringen. Sie waren hauptsächlich für das Geliebtwerden auf der Welt, sie vertraten in der modernen vornehmen Gesellschaft die Madonnen und warfen nur gelegentlich, wie etwa die Maria von Gemünd, dem armen Violinspieler den goldenen Pantoffel ihrer Liebe zu, jedoch immer mit dem ausdrücklichen Vorbehalt, nicht wie die ehrliche Madonna von Gemünd, den zweiten Pantoffel im Notfall nachzuwerfen, sondern vielmehr fest entschlossen, den ersten Pantoffel stracks zurückzunehmen, wenn sie ihn etwa anderweit gebrauchen sollte."

„Dies Manöver und diese Tendenz begriff ich aber anfangs ebenso wenig als die große Masse unserer anderen Frauen. Die Romane ‚Ilda Schönholm' und ‚Der Rechte' erschienen mir höchst bewundernswerth. Wenn ich in der Hangelstube saß und auf die Nachbarhäuser und auf die Nachbarn gegenüber blickte: auf den Materialhändler und den Klempner, und dabei an den Mittag dachte, und ob die Köchin auch nichts verderben werde; oder wenn ich Abends zur Gesellschaft die Männer um mich hatte, die müde gearbeitet und voll mancherlei Sorgen waren und denen es gar nicht einfiel mich zu lieben, so dünkte es mich gar zu beneidenswerth wenn die Romangräfinnen im rosa Mousselinkleid mit schwarzseidenen Schuhen auf der Plattform des Mailänder Domes saßen, auf das Land und die schneebedeckten Alpen schauten und keine Sorgen hatten und obenein über alle Maßen geliebt wurden! Dazu waren alle Romane der Gräfin äußerst spannend, und die Welt, in der sie sich bewegten, mir damals noch fremd und äußerst anziehend. Gab man die Grundlagen der Charaktere zu, so waren sie mit Meisterschaft durchgeführt, die Reflexionen der Gräfin hatten etwas Blendendes, ihre Empfindungen waren bisweilen tief, sie war in jedem Betrachte ein großes Talent."

Später und bei weiterer und wiederholter Lektüre der Hahnschen Romane wollte Fanny Lewald „die Grundlagen der Charaktere" nicht mehr zugeben, und 1847 faßte sie alles, was sie gegen die Gräfin auf dem Herzen hatte, zusammen und schrieb anonym den die Hahn persifflierenden, mehr boshaften und giftigen als geistreichen Roman „Diogena. Von Iduna Gräfin Hahn-Hahn".

In demselben Jahre 1847 veröffentlichte die Gräfin ihren Roman „Levin", der „gleichsam den weltlichen Teil ihres Schriftstellertums abschließt". Man hat daraus schließen wollen und hat es auch ausgesprochen, daß sie sich „von dem hier gegen sie geführten Schlage nicht wieder erholt habe". Sicherlich mit Unrecht. Bei ihrer souveränen Verachtung der literarischen Kritik hat ihr das Lewaldsche Buch, wenn sie es überhaupt gelesen hat, gewiß keinen Eindruck gemacht. Es ist nur Zufall, daß dieser Angriff zeitlich ungefähr zusammentraf mit der plötzlichen Änderung ihres Schicksals und ihrer öffentlichen Stellung, die einem völligen Zusammenbruch ähnlich sah. Der aber hatte zwei ganz andere Gründe. Der eine war die Revolution von 1848, die der Gräfin den größten Abscheu einflößte. „Ich lebe," schrieb sie in jener Zeit, „wie der Salamander im Feuer, in dem unauslöschlichsten Haß und der unbesieglichsten Verachtung des demokratischen Prinzips und seiner Vertreter, und zwar mit solcher Vehemenz und Intensität, daß ich nicht begreife, wie mein Herz nicht hundert Mal zerbrochen ist, bei alle den Unthaten," und an die Prinzessin Charlotte von Holstein-Sonderburg-Augustenburg: „Wie ich gelitten habe, dafür giebts keine Worte. Die Demüthigung, eine Deutsche zu sein, verschmerze ich nie!" In diesen Tagen war es auch, daß Bystram und die Gräfin ihre ganze Korrespondenz, „den Entwicklungsgang zweier selten edlen Seelen während 25 Jahre enthaltend," vernichteten. „Die Zeit, die nun kommt," sagt die Gräfin, „soll nichts von uns wissen, auch würde sie uns nicht verstehen. Nicht bloß unsere Ausgangspunkte, sondern auch unsere jetzige Richtung sind ihr ja ganz entgegenstehende."

Noch tiefer aber ward die Gräfin durch ein zweites Ereignis getroffen. Im Frühjahr 1849, kurz vor Ausbruch der Dresdener Mairevolution, war sie wie gewöhnlich zu ihrem Kinde nach Berlin gegangen. Bystram blieb in Dresden zurück; an einem unheilbaren Herzübel leidend, verließ er schon seit langem das Zimmer nicht und täuschte die Freundin durch stets beruhigende Briefe über den täglich sich verschlimmernden Zustand seiner Gesundheit. Endlich sah er sich ans Bett gefesselt, und bald konnte er auch nicht mehr schreiben. Durch das Ausbleiben jeder Nachricht von ihm geängstigt eilte die Gräfin nach Dresden zurück; sie fand einen Sterbenden, der sie mit den Worten empfing: „Du solltest ja nicht kommen, um mich sterben zu sehen!" Nach drei Tagen, die sie, ohne sich Ruhe zu gönnen, an seinem Lager zubrachte, war alles vorüber. „Die Verzweiflung der Gräfin war grenzenlos. Das Unerwartetste hatte sie getroffen, die Erde wankte unter ihren Füßen, die Welt erschien ihr gegenstandslos." Nachdem sie dem Freunde einen Leichenstein mit der Inschrift: „Ich schlafe, aber mein Herz wacht" hatte setzen lassen, gab es für sie auf Erden nichts mehr zu tun. „Über mein Herz," hat sie einige Jahre später geschrieben, „legte der Tod einen

Trauerflor, der so dicht und so schwarz war, daß ich lange Zeit gar nichts gewahr werden konnte, nichts im Himmel, nichts auf Erden, nichts in mir, nichts um mich her. Durch den Tod *eines* Menschen waren alle Menschen für mich im Preise gesunken, nicht in Beziehung auf sie, sondern in Beziehung auf mich. Sie behielten ihre Vortrefflichkeiten, sie blieben lieb und gut, aber ich begehrte das Alles nicht mehr."

In diesem Zustande der Erstarrung konnte eine Frau von dem Temperament der Gräfin nicht auf die Dauer beharren. „Bei dem Umsturz alles Bestehenden, d. h. alles dessen, was für sie inneres und äußeres Leben einschloß, entstand in ihrer leidenschaftlichen und leicht erregbaren Seele der Gedanke, in dem festgegliederten Bau der katholischen Kirche einen Stützpunkt und Rettungsanker bei solchen Stürmen zu suchen." Daran hatte sie wohl schon früher gedacht. „Hätte ich eine Kirche, eine große, allumfassende Gemeinschaft, so brauchte ich kein Vaterland, denn sie würde mit dem himmlischen das irdische ersetzen." In ihren „Orientalischen Briefen" heißt es einmal: „Ich habe eine große Vorliebe für den Katholizismus . . . . Seine Autorität wirkt magnetisch, anziehend und beruhigend, so daß ich den katholischen Ausdruck: die Kirche sei als eine Mutter zu betrachten, bei der seinen wirklich wahr finde," und an die Gräfin Stolberg hatte sie aus dem Orient geschrieben: „Für mich ist es ein Unglück, daß ich nicht im Katholicismus geboren bin, und hätte ich nicht einen so starken Glauben, nämlich *meinen* Glauben, ein Kind Gottes zu sein, dem die Kirchen zu eng sind, so wäre ich wohl schon längst übergetreten. Aber Menschen mit einem solchen individuellen Glauben treten nicht über . . . . Dennoch gibt es Augenblicke, wo man den Ausdruck eines innerlichen Verbandes mit der Menschheit auch äußerlich darstellen möchte, und da wende ich mich immer dem Geiste des Katholicismus zu." Eine unverkennbare Hochschätzung der katholischen Kirche zeigen auch die späteren Roman der Gräfin; die „Sybille" (1846), die mit den Worten schließt: „fons pietatis, salva me!" gab schon damals zu der Meinung Anlaß, die Verfasserin sei katholisch geworden.

Ende 1849 war ihr Entschluß gefaßt; am 1. Januar 1850 schrieb sie an den Breslauer Fürstbischof Diepenbrock, der ihr empfahl — da sie nach Bystrams Tod in Berlin lebte — sich an den damaligen Propst von St. Hedwig, Frhrn. v. Ketteler, zu wenden, und in dessen Hände legte sie am 26. März ihr Glaubensbekenntnis ab.

Der Übertritt der Gräfin würde schwerlich so viel Aufsehen erregt haben, wie er es tat[45]), wenn sie ihm nicht die — „vielleicht etwas zu

---

[45]) [H. Abeken] „Babylon und Jerusalem". Berlin 1851. — Irenäus Monasticus [d. h. Braun], „Von Jerusalem nach Bethlehem". Berlin 1851. — A. Ebrard, „Wo ist Babel?" Leipzig 1852 u. a.

erregt geschriebene", wie Haffner zugibt — Schrift „Von Babylon nach Jerusalem" (1857) hätte folgen lassen, die verschiedene Gegenschriften von protestantischer Seite hervorrief. Ebrard ging der Verfasserin mit plumpen Keulenschlägen zu Leibe, in einer fast pöbelhaften Sprache; fein und maßvoll hob Abeken die Schwächen ihres Buches hervor. Erwidert hat die Angegriffene diesmal ebenso wenig, wie sie sich früher in eine Polemik eingelassen hatte; allen Arten von Beurteilungen hatte sie ja schon im voraus entgegnet, als sie am Schluß des Bekenntnisbuches „Von Babylon nach Jerusalem" schrieb: „Nun sage mir, o du unbekannte Seele, die du mir bis hierher gefolgt bist, sage — was denkst du? — Denkst du etwa: die Frau ist eine Schwärmerin? — Aber du findest in diesen Blättern keine Spur von Exaltation. Oder: sie sagt nicht die Wahrheit! — Aber bedenke, . . . daß man mir niemals den Vorwurf der Unaufrichtigkeit hat machen können. Oder: es ist ein starker Geist des Widerspruchs in ihr! — Das ist richtig! ich widersprach so lange, bis ich dasjenige fand, was jeden Widerspruch besiegt: die objective göttliche Wahrheit; da unterwarf ich mich auf der Stelle und bedingungslos. Oder: sie ist aristokratisch, deshalb sagt ihr das konservative Princip der katholischen Kirche zu! — Ja, ich bin aristokratisch, und darum lasse ich mein Leben nicht bestimmen von dem, was mir eben paßt und zusagt, sondern von tiefen und heiligen Überzeugungen." Diesem Buche hat die Gräfin dann noch in demselben Jahre das jubelnde Büchlein „Aus Jerusalem" folgen lassen, das da zeigt, wie ihr nun das Wesen und die Einrichtungen der katholischen Kirche erschienen.

Sie lebte von da ab in Mainz und gründete dort ein Kloster der Frauen vom guten Hirten, in dem sie lebte und das sie leitete, ohne doch selbst in den Orden einzutreten. Sie gab auch das Reisen nicht auf, war in Frankreich und in Wien und wiederholt in Rom. Daß sie auf die schriftstellerische Tätigkeit nicht verzichtete, versteht sich bei einer Frau, der Schreiben ein Surrogat für Leben war, von selbst, nur trug ihre Schriftstellerei einen anderen Charakter.[46]) Sie hat geistliche Lieder gedichtet („Unserer lieben Frau", 1851; „Das Jahr der Kirche", 1854), die eben so unbeholfen sind, wie die Gedichte der ersten Periode. Sie schrieb „Ein Büchlein vom guten Hirten" (1853), vertiefte sich dann in die Kirchengeschichte („Die Liebhaber des Kreuzes", 2 Bde., 1852; „Bilder aus der Geschichte der Kirche", 4 Bde., 1856—66), veröffentlichte u. d. T. „Ben David" (1864) eine Gegenschrift gegen Renans „Leben Jesu", verfaßte eine Anzahl von Biographien („Vier Lebensbilder", 1861; „Leben des heiligen Wendelinus", 1876; „Die heilige Zitta", 1878) und

[46]) Ihre gesamten seit der Konversion verfaßten Schriften sind jetzt vereinigt in den „Gesammelten Werken. Mit einer biographisch-litterarischen Einleitung von O. v. Schaching." 45 Bde. Regensburg 1903—05.

übersetzte aus dem Spanischen das „Leben der heiligen Theresia“ (1867) und das „Buch der Klostergründungen“ (1868). Aber sie griff auch wieder zum Roman zurück und schuf in schneller Folge eine Reihe von Romanen, von denen man nicht leugnen kann, daß sie viel von den blendenden Vorzügen der „Faustine“ und der „Sybille“ hatten und die ihr, bei allen Einwänden, die man gegen einzelne Werke erhoben hat, doch den Ruhm der „größten Romanschriftstellerin der katholischen Literatur Deutschlands“ eingetragen haben: „Maria Regina“ (2 Bde., 1860), „Doralice“ (2 Bde., 1861), „Zwei Schwestern“ (2 Bde., 1863), „Peregrin“ (2 Bde., 1864), „Die Erbin von Cronenstein“ (2 Bde., 1869), „Die Geschichte eines armen Fräuleins“ (2 Bde., 1869), „Die Erzählung des Hofraths“ (2 Bde., 1871), „Die Glöcknerstochter“ (2 Bde., 1871), „Vergieb uns unsre Schuld“ (2 Bde., 1874), „Nirvana“ (2 Bde., 1875), „Eine reiche Frau“ (2 Bde., 1877), „Der breite Weg und die enge Straße“ (2 Bde., 1877), „Wahl und Führung“ (2 Bde., 1878). Einmal, mit ihrer „Eudoxia“ (2 Bde., 1867), hat sich die Gräfin auf das Gebiet des historischen Romans begeben — „zum Glück für sie und das lesende Publikum zum einzigen Male“ meint Keiter. „So sehr auch überall das Talent der Dichterin hervorleuchtet, so sehr erkennt man, daß die lebendige Gegenwart allein das rechte Versuchsfeld für ihre hervorragende Kraft war.“

Der sie auszeichnende Drang nach Tätigkeit hat die Gräfin Hahn auch im Kloster nicht verlassen; er fand reiche Nahrung in einer ausgedehnten Wohltätigkeit. Eine Freude war es ihr, daß 1858 auch ihr Bruder, Graf Ferdinand Hahn-Neuhaus, mit Frau und Familie zum Katholizismus übertrat.

Gegen Ende ihres Lebens wurde die Gräfin von körperlichen Leiden heimgesucht. Sie wurde an dem gesund gebliebenen Auge fast ganz blind und verlor die Fähigkeit zu gehen. Im Dezember 1879 stellte sich eine Herzerweiterung ein und am 12. Januar 1880 ist Ida Hahn-Hahn gestorben. —

Gleicher Beliebtheit beim lesenden Publikum wie die Gräfin Hahn hat sich zu ihrer Zeit nur noch eine mecklenburgische Schriftstellerin erfreut: Luise Mühlbach, die mit ihrem bürgerlichen Namen Clara Mundt, geb. Müller, hieß. Beider Frauen Lebensbahnen sind sich wiederholt begegnet, Gräfin Ida Hahn und Luise Mühlbach haben freundschaftlich mit einander verkehrt — zwei gründlich verschiedene Naturen! Die ungleiche Veranlagung der Beiden springt in die Augen, wenn wir sehen, wie abweichend sie sich in ihrer Jugend einem und demselben Dichtwerke gegenüber verhielten. Zufällig haben beide sich darüber ausgesprochen, welchen Eindruck sie bei der ersten Bekanntschaft mit Homer empfingen. Bei der Gräfin Hahn lesen wir in dem Buche „Jenseits der Berge“: „Es war eines Winters, als meine Mutter

sehr zurückgezogen auf dem Lande lebte, wo einige Freundinnen ihr Gesellschaft leisteten. Vielleicht war es in der Zeit des großen Krieges; Männer waren gar nicht zu sehen, es kam auch kein Besuch — was für Kinder so wichtig! — kurz, es war ganz einsam, und die Damen machten viel Lectüre mit einander, besonders Abends nach dem Thee. Dann trollten wir Kinder ab, seelenfroh: denn ich war vielleicht acht Jahre alt, meine Geschwister jünger, dann ist es hart stillsitzen zu müssen. Durch welch ein Mirakel ich zugegen blieb, als der Homer gelesen wurde, das weiß ich nicht mehr, allein ich blieb alle Abend und hörte die Ilias und Odyssee vorlesen von Anfang bis zu Ende, mit gespannter Aufmerksamkeit, mit herzklopfender Theilnahme, mit einem Interesse, das den alten Homer gefreut haben müßte, und unauslöschliche Bilder gruben sich tief in meine Seele, besonders drei: Nausikaa's Waschfest und Ballspiel, Odysseus von seinem Hunde erkannt, und Hektor dreimal um Trojas Mauern geschleift. Dies besonders schwebte immer vor meinen Blicken und erfüllte mich mit wildem Zorn gegen Achilleus. Hektor's Tod hätte ich verschmerzt, obgleich er mein Liebling war, aber diese Demüthigung zerspaltete mein Herzchen. Wenn der Schnee uns hinderte in den Garten zu gehen, spielten wir Ball in den oberen hohen, öden Sälen des Schlosses, oder auf den Treppen. Ich spielte am liebsten für mich allein und sann auf Rache gegen Achill."

Dagegen erzählt uns Luise Mühlbach in ihren „Erinnerungsblättern"[47]): Auf dem großen runden Tisch in der Mitte des Gemachs stehen vier Leuchter und darauf diese fürchterlichen Talglichter, die mit ihrem Dunst das Gemach erfüllten und ihre aufgelösten Fetttropfen auf die breite Manschette von Porzellan niedersickern ließen, welche den Rand des Leuchters umgab. Diese Art Beleuchtung war damals in ganz Mecklenburg noch in Gebrauch, und die Oellampe, welche anderswo längst der cultivierten Welt aufgegangen, war für das liebe Mecklenburg damals noch ein unbekannter Himmelsstrahl. Um diesen runden Tisch mit den vier Talglichtern saßen wir an jedem Abend vereint. Da war die Großmutter mit dem schönen zufriednen Gesicht der alten Frau, die niemals Sorgen und Kummer gekannt, niemals Unglück erlebt hatte. Sie saß in behaglicher Gemächlichkeit auf dem hohen Lehnstuhl vor dem Spinnrade, von Nußbaum gedrechselt und zierlich mit Silberverzierung ausgestattet, das mein Vater ihr zum Weihnachtsgeschenk gemacht. Ihre schönen weißen Hände, das Einzige, was aus der Jugendzeit ihr noch geblieben, waren eifrig mit dem Drehen des Fadens beschäftigt, welchen sie aus dem mit einem Oelsner Flachs umwickelten Rocken herniederzog. Neben ihr rechts und links saßen meine Cousine und ich; und wir hatten

---

[47]) Herausgeg. von ihrer Tochter Thea Ebersberger. Leipzig 1902. Vgl. über L. Mühlbach auch Brümmer in der Allg. deutschen Biographie Bd. 22 S. 458.

jedes ein Spinnrad und ließen es lustig schnurren. Über dem Schnurren der drei Räder erhob sich die Stimme der Tante Sophie, die uns hallend laut, denn die Großmutter war ein wenig taub, vorlas und zwar die Iliade des Homer. Ich bitte den erhabenen Homer hiermit in tiefster Zerknirschung um Verzeihung, denn ich muß bekennen, daß ich kein Buch so sehr gehaßt habe als den unsterblichen Homeros! Er war an jedem Abend unsere Plage und unser Entsetzen und an jedem Abend hatten wir armen Kinder zu kämpfen mit dem Schlaf, der wider unseren Willen uns übermannen wollte." —

In der Zeit, da es mit dem Grafen Karl Hahn schon merklich bergab ging, lebte er mit seiner Familie eine Zeit lang in Neubrandenburg. Dort waren seine Damen fast tägliche Gäste im Hause des Bürgermeisters Müller, und dessen am 2. Januar 1814 geborenes Töchterlein Clara, ein kluges lebhaftes Kind, damals etwa 10 Jahre alt, fühlte sich zur Gräfin Ida besonders hingezogen, hielt sich „voll staunender Bewunderung" stets in ihrer Nähe, erzählte ihr von all den Phantasien und Träumen, die ihr Köpfchen erfüllten, und vertraute ihr eines Tages als tiefes Geheimnis an, daß sie Schriftstellerin werden wolle, aber die Gräfin solle es um Gotteswillen niemand sagen, denn ihr Vater würde es nicht erlauben. Auch das erzählt Luise Mühlbach in ihren „Erinnerungsblättern". Sie hat ihren Vorsatz redlich ausgeführt; ihr Vater konnte dem nicht mehr hindernd entgegentreten, denn er starb, als seine Tochter kaum 14 Jahre alt war. Immerhin hat es ziemlich lange gedauert, bis Luise Mühlbach mit ihren ersten schriftstellerischen Versuchen an die Öffentlichkeit trat. Sie schwärmte damals für das junge Deutschland und besonders für Theodor Mundt, dessen Studien über die Frauen in seinen Romanen ihn damals einem großen Teil des weiblichen Geschlechts interessant machten; sie sandte die Erzeugnisse ihrer Feder an Mundt, der sie mit einem für einen gewiegten Kritiker befremdlichen Enthusiasmus aufnahm; daraus entspann sich ein empfindsamer Briefwechsel, dem 1838 eine persönliche Begegnung in Dresden und 1839 die in möglichst formloser Weise abgeschlossene eheliche Verbindung folgte. Mundt lebte damals in Berlin, und in Berlin hat, mit kurzer Unterbrechung, Luise Mühlbach ihr Leben verbracht. Ihres Gatten Bemühungen, sich dort als akademischer Dozent zu habilitieren, waren bei den in den maßgebenden Kreisen herrschenden Abneigung gegen das junge Deutschland lange erfolglos gewesen, erst 1842 wurde er auf Schellings Verwendung Privatdozent in der philosophischen Fakultät der Berliner Universität, 1848 als Professor der Geschichte und Literatur nach Breslau versetzt, aber schon 1850 nach Berlin zurückberufen, wo er neben seiner akademischen Tätigkeit auch Beamter der königlichen Bibliothek war und 1861 starb.

Wenn die Gräfin Hahn schon in ihren ersten Romanen als fertige

schriftstellerische Persönlichkeit auftrat, so hat dagegen Luise Mühlbach verschiedene Phasen der Entwicklung durchmachen müssen; es hat fast ein Jahrzehnt gedauert, bis ihr unleugbares Talent sich abklärte, bis sie sich aus den inhaltlich rohen und formell unzulänglichen Produktionen ihrer ersten Periode hinausarbeitete zu der gewandten und beliebten Schriftstellerin, die sie schließlich wirklich war. Daß sie die fruchtbarste Schriftstellerin ihrer Zeit gewesen ist, ist bekannt; Jahr für Jahr warf sie eine Anzahl von Romanen auf den Markt, in einzelnen Jahren bis zu einem Dutzend; die Gesamtzahl ihrer Bücher reicht nahe an 300 Bände.

Wir gedachten ihrer Talente: die waren überaus vielseitig. Ihr Gatte nannte sie „ein Talentungeheuer" und ihre Tochter rühmt ihr nach: „Sie konnte und übte alles, sogar alle häuslichen Tugenden waren ihr geläufig. Sie unterwies die Haushälterin, wie alles zu kochen sei, und beim Zuschneiden der Kleider profitierte die Schneiderin von ihr. Nur eine absolute Abneigung hatte sie gegen Handarbeiten." Max Ring in seinen „Erinnerungen" spricht von der „frischen und resoluten Frau Mühlbach, einer vollen, fast zu starken Blondine, mit rosigem, immer lachendem Gesicht, einer echten Mecklenburgerin, strotzend von Kraft und Lebenslust, geistig gewandt, lebhaft unterhaltend, in hohem Grade amüsant, unermüdlich bei der Arbeit, immer tätig, ebenso geschickt, eine gute Mehlspeise zu bereiten, einen Porzellanteller zu malen wie einen mehrbändigen Roman zu schreiben, in der Wirtschaft, in der Küche wie in der Literatur zu Hause und als angenehme Gesellschafterin überall willkommen .... Ihr mit eigenen Händen bereitetes ‚Weißsauer' und andere mecklenburgische Nationalgerichte erfreuten sich einer gleichen Beliebtheit wie ihre Romane." Fanny Lewald erzählt in ihrer Lebensgeschichte: „Ich möchte sagen, daß mir nie eine größere Lebensfülle und Lebendigkeit vorgekommen ist, als Luise Mühlbach sie besaß. Sie dachte schnell und bestimmt, sprach ebenso schnell und bestimmt aus, was sie dachte, und es kamen dabei manch glückliche Worte zum Vorschein .... (Mundts) lebten in einer sehr ausgedehnten Geselligkeit. Um so mehr fiel mir auf, was Luise Mühlbach alles aus ihrer Zeit zu machen wußte. Sie schrieb sehr viel, war beständig auf dem Laufenden in der englischen und französischen Literatur, verfolgte die deutsche bis in das Detail der Journalistik, trieb Musik, lernte Russisch und noch eine andere fremde Sprache, daneben wurde ein ganzes Service aufgetragen, das sie selbst gemalt, und es kamen Bücher zum Vorschein, die sie selbst gebunden hatte." In ihrer Kindheit hatte sie, wie sie selbst erzählt, Spaßes halber einige Zeit bei einem Schmiede gearbeitet und es dahin gebracht, kunstgerechte Nägel zu verfertigen.

Die Schriftstellerin Luise Mühlbach begann mit sozialen Romanen, von denen ihr Gatte in seiner „Literatur der Gegenwart" behauptet, daß in ihnen für die sozialen Konflikte der Zeit Versöhnung erstrebt

werde; aber mit dieser Auffassung steht Theodor Mundt ziemlich allein, höchstens „die wildesten Vertreter der Frauenemanzipation" werden ihm beistimmen. Heute sind die Literarhistoriker wohl darüber einig, daß kaum etwas Unweiblicheres von einem Weibe geschrieben ist, als die ersten Romane der Mühlbach. In ihnen beschäftigt sich die Verfasserin am liebsten mit dem Gegensatz von Natur und Kultur, aber die Natur ist nur durch einige fromme Stoßseufzer vertreten, die Kultur aber durch die ausführlichsten Schandgemälde. Fast alles ist wüst und gemein, schmutzig und abermals schmutzig, mitten im Schoße der modernen Gesellschaft läßt die Verfasserin eine wahre Tropenvegetation der scheußlichsten Verbrechen emporwuchern. Daß wir nicht übertreiben, weiß jeder, der Werke wie „Justin" (1843), „Eva" (3 Bde., 1844), „Ein Roman in Berlin" (3 Bde., 1846), „Die Tochter einer Kaiserin" (2 Bde., 1840), „Der Zöglinge der Gesellschaft" (2 Bde., 1850), um nur diese zu nennen, gelesen hat. Aus dieser Zeit stammt auch das Urteil von Max Ring über die Schriftstellerin Mühlbach, der ihr vorwirft, daß es ihr an der tieferen ethischen und ästhetischen Bildung gefehlt habe, daß ihre Romane und Novellen von ethischen Ungeheuerlichkeiten, von psychologischen und historischen Unwahrheiten, von Verstößen gegen den guten Geschmack strotzten. Diese Sturm- und Drangperiode der Verfasserin schließt, einige Rückfälle abgerechnet, mit „Aphra Behn" (3 Bde., 1849) ab. Von nun an zügelt die Verfasserin ihre verwilderte Phantasie, ihr Stil gewinnt eine immer gebildetere Färbung, sie vertauscht das Grisettenpublikum ihre ersten Jahre allmählich und immer entschiedener mit einem feineren und schließlich feinsten Leserkreise. Es war eine gründliche ästhetische Läuterung, die sich in ihr vollzog. In dieser zweiten Epoche bewegt sie sich wesentlich auf dem Gebiete des historischen Romans oder — der Ausdruck ist vielleicht noch richtiger — der romanhaften Historie, auf die ihr Gatte sie hingewiesen hatte und die er selbst, nur in etwas höherem Sinne, kultivierte.

Die großen Erfolge der Mühlbach auf diesem Gebiete hängen zusammen einmal mit der Entwicklungsgeschichte der Geschichtschreibung in jener Epoche und dem Wachsen des Interesses an historischen Dingen überhaupt, sodann mit einem praktischen Zuge der Zeit, der das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden trachtet. „Man will sich" — sagt Rudolf v. Gottschall — „in seinen Mußestunden zerstreuen, unterhalten, die Phantasie anregen und beschäftigen; doch man will auch zugleich lernen, sich bilden, seine Kenntnisse vermehren. Das Studium größerer Geschichtswerke verlangt eine geistige Anspannung, die man den Erholungsstunden nicht zuzumuten pflegt. Wie bequem daher, in romanhafter Fassung mit besonderer Betonung des Pikanten und Amüsanten die Quintessenz des welthistorischen Inhalts zu genießen." Dieser Klasse von Lesern — und es sind gar nicht einmal die schlechtesten — kam Luise

Mühlbach weit entgegen. Dabei arbeitete sie nach einem ganz bestimmten Schema: aus einer reichen Memoiren-, Brief- und Anekdotenliteratur sammelte sie die interessantesten Züge und Aussprüche, die dann in mehr oder minder festem Zusammenhange zu allerhand Romansituationen ausgesponnen wurden. Hochbeglückt waren die Leser, wenn sie in einer Fußnote zu irgend einer Stelle die Bemerkung fanden, daß sie es hier mit einem historischen Ausspruch des großen Mannes zu tun hätten, den die Verfasserin eben behandelte; sie kümmerte sich wenig darum, wenn ihr aus dem Zusammenhang gerissenes Zitat zuweilen herzlich schlecht in die Romansituation paßte, wie es andererseits auch dem Leser nichts verschlug, wenn er ein Dutzend Unrichtigkeiten und phantasievolle Korrekturen der Geschichte mit in Kauf nahm. Die Verfasserin täuschte sich über den Charakter dieser ihrer Werke in der Hinsicht nicht. Bei Erwähnung ihrer ersten kindlichen literarischen Versuche sagt sie selbst: „Man sieht, ich beging damals gleich beim Beginn meiner schriftstellerischen Tätigkeit schon das Verbrechen, die historischen Tatsachen meiner Phantasie anzubequemen und die Geschichte meinem Willen dienstbar zu machen." Über die Einwendungen der Kritik setzte sie sich mit ziemlicher Leichtigkeit hinweg: hatte sie doch den buchhändlerischen Erfolg für sich. Schwerer ertrug ihr Gatte die Ausstellungen der Kritiker. Als sie ihm, der damals in Paris weilte, schrieb, daß der geistreiche Kossak, der Schöpfer des Berliner Feuilletons, sie den „historischen Clauren" genannt habe, da brauste er auf: „Der historische Clauren ist doch ein so abgeschmackter und dummer Witz, daß bloß die lieben Freunde sich darüber amüsieren könnten! Versuche der Neider, Dir die Freude an Deinem wahrhaften Triumphe und an der beispiellosen Verbreitung Deiner Werke, durch alle Stände, zu verleiden, konnten natürlich nicht ausbleiben. Die Gediegenheit Deiner Arbeiten, das vielseitige Quellenstudium, welches mit einer noch von keinem Anderen erreichten Natürlichkeit in die künstlerische Komposition hinüberfließt, die hinreißende Frische der Gestaltung, die sich mit dem tiefsten Verständnis für alle historischen Motive verbindet, können Dir von Niemand abgesprochen werden, da sie wirken, wie noch kaum ein anderer deutscher Autor gewirkt hat." Man sieht: wie Bystram den Romanen der Gräfin Hahn gegenüber auf jede Kritik verzichtete, so sah Mundt in den Werken seiner Gattin nur die höchsten Offenbarungen der Poesie.

Zuerst verherrlichte Luise Mühlbach Friedrich d. Gr. in einem zehnbändigen Romanzyklus, der sieben Auflagen erlebte. Dieser glänzende Erfolg bestimmte sie, in einem nicht minder umfangreichen Zyklus den Kaiser Napoleon zu behandeln und dann nach und nach Kaiser Joseph II, Kaiser Ferdinand II, die Königin Hortense, Heinrich VIII und Karl II von England, den Prinzen Eugen, den Großen Kurfürsten, die Kaiserin Maria Theresia, den Kaiser Alexander I, Kaiser Wilhelm I und noch

viele größere und kleinere Helden der Weltgeschichte den Lesern vorzuführen. Daß ihr mancher glückliche und große Wurf in einzelnen Situationen gelang, kann gar nicht bestritten werden, und der packenden Lebendigkeit der Schilderung wird sich kaum ein Leser entziehen können. Und was von den großen Zyklen gilt, trifft auch für die kleineren historischen Schriften ihrer zweiten Periode zu: für das „Historische Bilderbuch", das „Neue Bilderbuch", die „Historischen Lebensbilder" und vor allem die „Historischen Charakterbilder", unter denen sich „Der Prinz von Wales" und „Die Franzosen in Gotha" besonders vorteilhaft herausheben.

In Berlin fühlte sich die Mühlbach ganz zu Hause und sehr wohl, im Gegensatz zu ihrem Gatten, der als echter Jungdeutscher nicht müde wurde, an den deutschen und speziell Berliner Zuständen herumzunörgeln. Der klagte darüber, daß man in Deutschland für „Froschseelen und gemeine Schlingel" arbeiten müsse und schrieb einmal seiner Gattin: „Es ist traurig, daß wir in Berlin leben müssen, wo ein elendes, kleinliches und verdummtes Volk, gegängelt und beherrscht von ebenso kleinlichen und schwachsinnigen Intriganten, auch für unsere persönliche Existenz die Bedingungen abgibt." Sie aber ließ sich dadurch nicht beirren und bewegte sich vergnügt im Strudel der Berliner Gesellschaft. „Geselligkeit," sagt ihre Tochter, „war ihr Lebenselement, und sie konnte nicht ohne eine solche in ausgedehntem Maße, und zwar am liebsten im eigenen Hause, fertig werden. Sie vereinigte häufig bei sich zu kleinen Diners Mitglieder der Bühne und Kunst, Litteraten sowie geistig bedeutende Aristokraten. Auch den höchsten Kreisen angehörende Persönlichkeiten gingen ein und aus bei ihr, und der Herzog Ernst von Coburg-Gotha . . . nannte sich ihren Freund . . . . Auch der Dichter Prinz Georg von Preußen . . . hielt häufig ein Plauderstündchen bei der anregenden, klugen und heiteren Frau und nahm an mancher großen und kleinen Gesellschaft in ihrem Hause teil."

Gleich der Gräfin Hahn hat auch Luise Mühlbach ihre Reisen beschrieben — die sich freilich auf engerem Gebiet bewegten als die der Gräfin — und ihre „Federzeichnungen auf der Reise nach Italien" (1846) und die „Federzeichnungen auf der Reise nach der Schweiz" (1864) gehören zu ihren besten Leistungen . Auch Ägypten hat sie bereist und zwar auf Einladung und als Gast des Khediven Ismaïl. Einer ihrer Verehrer, der Graf Lehndorff, der Generaladjutant des Königs von Preußen, der den Kronprinzen Friedrich Wilhelm zur Eröffnung des Suez-Kanals begleitete, hatte ihr die Einladung verschafft. Sie hat natürlich auch über diese Reise ein Buch geschrieben und ihren Dank an den Khediven in Gestalt eines Romanzyklus abgestattet, der Mehemed Ali und seine Nachfolger behandelt. Eine nicht minder glänzende Gastfreundschaft als Ismaïl-Pascha bewies ihr Gordon Bennet, der Heraus-

geber des „New York Herald", der sie nach Wien schickte, um aus ihrer Feder für sein Blatt Berichte über die Wiener Weltausstellung zu erhalten. Wenn nichts anderes, so beweisen diese Tatsachen wenigstens das, welchen Ansehens sich die Schriftstellerin Luise Mühlbach in den weitesten Kreisen, über die Grenzen Europas hinaus, erfreute. Für den „Herald" hat sie dann auch noch eine Reihe biographischer Essays und im Juli 1873 Briefe aus Ems geschrieben. Diese aber waren ihre letzte Leistung: am 26. September 1873 ist sie gestorben.

Die Beziehungen der Mühlbach zur Gräfin Hahn, in der Jugend angeknüpft, haben sich auch später fortgesetzt. Wenn die Gräfin in Berlin war, suchte sie die Mühlbach auf, und diese erzählt: „Wir wurden bald vertraut mit einander und sahen uns oft . . . . Ida Hahn-Hahn war eine jener gewaltigen Naturen, die nur im Sturme der Leidenschaft leben und atmen können, die, hingerissen und hinreißend, immer auf und ab schwanken zwischen Glück und Elend, zwischen Entzücken und Jammer. Solchen heißblütigen, leichtbeweglichen Naturen gegenüber hat die kühle Reflexion und die berechnende Vernunft eigentlich ihr Recht verloren, und man kann sie nicht beurteilen und richten nach den Prinzipien und dem Maßstab, welcher für die Mehrheit der Menschen maßgebend ist." Aber die Mühlbach, in deren Leben die Leidenschaft nie eine bemerkenswerte Rolle gespielt hat, der tiefe seelische Konflikte erspart geblieben sind und deren Lebenslauf in den korrekten Formen bürgerlicher Wohlanständigkeit sich abspielte, fand doch mancherlei auszusetzen an der Lebensführung der Gräfin: zunächst wollte sie ihr die Simon-Episode nicht recht vergeben; sodann verletzte sie der schroff aristokratische Standpunkt, auf den sich die Gräfin im Bewegungsjahre 1848 ihr wie aller Welt gegenüber stellte, während die Kreise Mundts und seiner Gattin ultraliberal waren; schließlich führte der Übertritt der Gräfin zum Katholizismus eine starke Entfremdung herbei. Gleichwohl haben sich die beiden Frauen noch einmal zusammengefunden, und zwar im Jahre 1860 in Mainz. In ihren Lebenserinnerungen hat Luise Mühlbach darüber berichtet, in einem Tone allerdings, der nicht sehr sympathisch berührt. Die Begegnung endete damit, daß die Mühlbach sich der dringlichen Bekehrungsversuche der Gräfin nicht anders erwehren konnte, als daß sie in wilder Flucht das Kloster verließ. —

Eine der Mühlbachschen in mancher Beziehung verwandte literarische Wirksamkeit hat Amely Bölte entfaltet.[48]) Sie war 1811 in Rehna geboren als Tochter des Bürgermeisters Johann Christoph Bölte; ihre Mutter Amalie war eine jüngere Schwester von Fanny Tarnow, der ihre Nichte Amely ein biographisches Denkmal errichtet hat („Fanny Tarnow. Ein Lebensbild." Berlin 1865). Schon im 15. Lebensjahre

[48]) Vgl. über sie L. Fränkel in der Allgem. deutschen Biographie Bd. 47 S. 92 ff.

Braut, löste sie nach dem Tode ihres Vaters (1827) dies Verhältnis auf, wurde 1828 Erzieherin im Hause des Kammerherrn v. Könemann auf Pritzier und muß dann — nach Angabe eines Mannes, der sich als ihr Klavierschüler bekennt — längere Zeit in Parchim gelebt haben. Im Jahre 1839 ging sie, gestützt auf Empfehlungen von Eduard Hitzig, der sich schon um Fanny Tarnows Fortkommen große Verdienste erworben hatte, und von Varnhagen v. Ense nach England, wo sie sich durch Unterrichten und Übersetzungen aus dem Englischen und ins Englische (z. B. übersetzte sie Tiecks „Vittoria Accorombona"), auch durch Korrespondenzen für deutsche Zeitschriften (die Verbindungen ihrer Tante mit Cotta hatten ihr den Weg zu dessen „Morgenblatt" gebahnt), schließlich durch selbständige Schriften, Novellen wie Romane, ihren Unterhalt erwarb. Derartige Früchte ihres dortigen Aufenthalts sind „Louise, oder: Die Deutsche in England" (Bautzen 1846), die „Erzählungen aus der Mappe einer Deutschen in London" (Leipzig 1848), das vielgelesene „Visitenbuch eines deutschen Arztes in London" (2 Bde., Berlin 1852), die Erzählung „Eine deutsche Palette in London" (ebd. 1853). Auch nachdem Amely Bölte England verlassen und ihren Wohnsitz in Dresden genommen hatte (1852), liebte sie es, den Schauplatz ihrer Erzählungen auf englischen Boden zu verlegen (so in den Werken „Männer und Frauen", 2 Bde., Dessau 1854; „Liebe und Ehe", 3 Bde., Hamburg 1857), ohne indessen jemals die richtige Lokalfarbe zu finden. Der Dresdener Aufenthalt, der nur durch Reisen nach Paris, nach Rom (1866) und ein längeres Verweilen in Karlsruhe unterbrochen wurde, zeitigte eine große Menge von Romanen verschiedener Art: auf „Das Forsthaus" (Prag 1855) folgte eine Reihe von Werken, die auf den Grundton der damals aufkommenden Frauenfrage gestimmt sind, wie „Eine gute Versorgung" (2 Bde., Hamburg 1856), „Harriet Wilson" (Berlin 1862), „Die Mantelkinder, oder: Die Herren auf Rheinfeld" (2 Bde., Wien 1864), „Weiter und weiter" (Jena 1867), „Streben ist Leben" (3 Bde., ebd. 1868), „Sonnenblume" (Leipzig 1869), „Die Töchter des Obersten" (2 Bde., Wien 1872), „Elisabeth, oder: Die deutsche Jane Eyre" (2 Bde., ebd. 1873) und „Wohin führt es?" (2 Bde., ebd. 1874), und daneben warf sich die Dichterin auf den biographischen und schließlich auf den geschichtlichen Zeitroman mit „Frau von Staël" (3 Bde., Prag 1859), „Maria Antonia, oder: Dresden vor hundert Jahren" (ebd. 1860), „Juliane von Krüdener und Kaiser Alexander" (6 Bde., Berlin 1861), „Vittorio Alfieri und seine vierte Liebe, oder: Turin und Florenz" (2 Bde., ebd. 1862), „Winkelmann, oder: Von Stendal nach Rom" (3 Bde., ebd. 1862), „Moderne Charakterköpfe" (3 Bde., ebd. 1863), „Franziska von Hohenheim. Eine morganatische Ehe" (2 Bde., Hannover 1863) — „eine geschichtlich wie poetisch unwahre Episodenkette vom Württemberger Herzogshofe in Schillers Jugend" —, „Die Welfen-

braut" (Jena 1867), „Prinzessin Wilhelmine von Preußen" (ebd. 1868), „Ein Thron und kein Geld" (2 Bde., Leipzig 1869). Ihre reifsten Schriften sind wohl das „Frauen-Brevier" (Wien 1862; 4. Aufl. 1864) und „Neues Frauen-Brevier" (Leipzig 1876; 2. Aufl. 1877), eine Sammlung von Aufsätzen, in denen die Verfasserin das, „was Erfahrung und Nachdenken in ihr gereift, den Frauen und Mädchen Deutschlands zur Beherzigung vorlegte, aus ernster Theilnahme an ihrem und des Vaterlands Schicksal und Zukunft". Im Jahre 1879 übersiedelte Amely Bölte nach Wiesbaden. Ihrer Feder gönnte sie nun mehr Ruhe, nur die Geschichte „Die Gefallene" (Leipzig 1882; 2. Aufl. 1884) ließ sie noch erscheinen — „ein Buch," sagt Lina Morgenstern, „von dem wir wünschten, sie hätte es nicht geschrieben." Das ihr von jeher eigene Herbe und Bittere — schon 1847 schrieb Fanny Tarnow über sie an Gustav Kühne: „Meine Nichte Amely . . . dies wunderliche, originelle, bedeutende, aber keineswegs liebenswürdige Wesen" — steigerte sich noch, als sie mit zunehmendem Alter schwerhörig wurde. In Wiesbaden ist sie 1891 gestorben.

Die schon genannte Juliane Günther hat „Weihnachtsabende in Brasilien" (für die reifere Jugend; Berlin 1862) und „Brasilianischen Novellen" (Leipzig 1890), „Schweizersagen" (Grüningen 1895), unter dem Decknamen Freifrau Luminica v. X. „Noch einmal die Kreutzer-Sonate" (Zürich 1896) — eine Schrift, die unter novellistischer Einkleidung darzutun bemüht ist, „wie wenig die jetzigen Eheverhältnisse der wirklichen Wohlfahrt der Menschheit angemessen sein können" — und u. d. T. „Faustiana" (Bamberg 1901) „Splitter aus Goethe's Faust in neuer Fassung", in Versen, herausgegeben. In die Frauenfrage hat sie einzugreifen versucht mit der Schrift „Die Lösung der socialen Frage durch die Frau" (Berlin 1872).

Nicht durch Geburt, sondern erst durch ihre Ehe wurde zur Mecklenburgerin Emma v. Suckow[49]), geb. 1807 zu Pappenheim als die Tochter des bayerischen Feldzeugmeisters Grafen zu Pappenheim und der Maria v. Calatin. Hauptsächlich in München ausgebildet, vermählte sie sich dort 1826 mit dem damaligen württembergischen Hauptmann Karl v. Suckow, einem Bruder des oben genannten Dichters Friedrich Joachim Philipp v. Suckow, und lebte mit ihm zuerst in Ulm, seit 1828 in Ludwigsburg, seit 1833 wieder in Ulm und seit 1837 in Stuttgart. Hier begann sie ihre literarische Tätigkeit unter dem von einem Gute ihres Schwiegervaters entnommenen Pseudonym Emma Niendorf. Befreundet mit Lenau und den schwäbischen Dichtern Gustav Schwab, Eduard Mörike, Karl Mayer u. a., besonders aber mit Justinus Kerner, hat sie über diese Kreise berichtet in dem literarischen

[49]) Vgl. den Artikel von Fr. Brümmer ebd. Bd. 37 S. 109 f.

Skizzenbuch „Aus der Gegenwart“ (Berlin 1844) und in der Schrift „Lenau in Schwaben“ (Leipzig 1853). Einen Teil ihrer Reisen, die für sie durchaus Bildungs-, nicht Vergnügungsreisen waren, beschrieb sie in den Werken „Reisescenen in Bayern, Tyrol und Schwaben“ (Stuttgart 1840), „Wanderleben am Fuße der Alpen“ (Heilbronn 1843; neue Ausgabe u. d. T. „Wanderungen durch die interessantesten Gegenden der Schweiz und des Elsaß“, Stuttgart 1851), „Aus dem heutigen Paris“ (ebd. 1854), „Aus London. Dissolving views“ (Berlin 1855); hier hat sie „Gegenden und Menschen in oft treffender, sinniger, aber auch hastiger Weise“ gezeichnet, „rasch zufahrend in Stil und Urteil, aber von liebenswürdiger Wärme“. Als Erzählerin hat sie sich durch ihre „Einfachen Geschichten“ (Pforzheim 1849) und „Erzählungen“ (Stuttgart 1853), durch ihre „Spanischen Liebesgeschichten“ (Berlin 1863), die Novellensammlung „Befreite Herzen“ (ebd. 1863) und den Roman „Über diese Geschichten ist Gras gewachsen“ (2 Bde., ebd. 1863) einen guten Namen gemacht. Im Jahr des Erscheinens dieser letzten Schriften starb ihr Gatte; seitdem verstummte sie. Sie selbst ist 1876 während eines Aufenthaltes in Rom gestorben.

Lina Vagt, geb. 1832 als Tochter eines Schiffskapitäns in Wismar, wo sie noch jetzt lebt, hat zwei Novellensammlungen veröffentlicht: „Reflexe der Zeit“ (2 Bde., Zerbst 1868/69) und „Das Geheimnis und andere Novellen“ (Erfurt 1895). Alexandrine v. Dewitz war 1827 zu Wolde geboren als Tochter des Gutsbesitzers Grafen Karl v. Moltke auf Wolde und Zwiedorf, der 1839 seine Güter verkaufte und Oberstallmeister in Neustrelitz wurde. Dort war die Gräfin Hofdame der Großherzogin Marie, heiratete 1854 den preußischen Staatsanwalt Georg v. Dewitz, der später Rat am Oberappellationsgericht in Stettin wurde, und starb in Stettin 1892. Sie hat nur gelegentlich zur Feder gegriffen und das novellistische Gebiet nur mit der unter dem Pseudonym Charlotte Ernst veröffentlichten Erzählung „Das Bild der Gouvernante“ (Norden 1876) betreten.

Eine große Fruchtbarkeit als Novellen- und Romanschreiberin entfaltete dagegen Charlotte Regenstein[50]), geb. Schulze, nachdem sie in schon vorgeschrittenen Jahren ihr Talent entdeckt hatte. Im Jahre 1835 in Schwerin geboren, früh verwaist, heiratete sie, kaum 15 Jahre alt, einen jungen Schweriner Karl Regenstein, der seine Studien aufgegeben hatte und als Offizier in das schleswig-holsteinische Heer eingetreten war, nach Beendigung des Krieges 1851 Kammerregistrator in Schwerin wurde, aber schon 1860 starb. Nach einem Jahrzehnt voller Sorgen und Entbehrungen wurde Charlotte Regenstein Kammerfrau

[50]) Vgl. Brümmer im Biographischen Jahrbuch und deutschen Nekrolog. Bd. 9 S. 302 f.

der Großherzogin Alexandrine. Daß sie diese Stellung zu Neujahr 1876 verlor, daran war nicht ganz ohne Schuld ihr erster Roman „Unter dem Purpur", den sie unter dem dann beibehaltenen Decknamen Alexander Römer im Jahrgang 1875 des „Daheim" veröffentlichte (später als Buch erschienen Dresden u. Leipzig 1890) und in dem sie unschwer erkennbare Schweriner Personen und Verhältnisse nicht sehr wohlwollend schilderte. Sie nahm darauf ihren Wohnsitz in Dresden, übersiedelte 1887 nach Hannover und starb dort 1904. Auch ihr zweiter Roman „Die beiden Marien" (im Jahrgang 1877 des „Daheim" erschienen) spielt unverkennbar in Mecklenburg, wenn es auch nicht ausdrücklich als Schauplatz genannt ist. Ihre weiteren Romane und Novellen, in denen sich nicht selten ihre Freunde und Bekannten, meist zu deren Mißbehagen, abgezeichnet fanden, sind: „Gräfin Sibylle" (2 Bde., Stuttgart u. Leipzig 1878), „Still und bewegt" (2 Bde., ebd. 1880), „Frühling und Hochsommer" (ebd. 1882), „Einer aus der Masse" (ebd. 1888), „Moderne Cultur" (Dresden u. Leipzig 1889), „Die Lüge ihres Lebens" (Berlin 1890), „Der Glücksjäger" (ebd. 1892), „Tante Jettes Pflegesöhne" (2 Bde., Stuttgart 1893), „Dem Irrlicht nach" (2 Bde., ebd. 1893), „Eine Entführung" (Berlin 1893), „Was ist Glück?" (Stuttgart 1895), „Licht und Finsternis" (Dresden u. Leipzig 1896), „Im Netz" (Berlin 1897), „Wer hat den Frieden?" (Stuttgart u. Leipzig 1897), „Gesühnte Schuld" (Berlin 1898), „Ebenbürtige Gefährten" (Dresden u. Leipzig 1898), „Am Ziele" (Stuttgart u. Leipzig 1899), „Gerettet" (Berlin 1899), „Leidenschaft" (ebd. 1900), „Treue" (Stuttgart u. Leipzig 1901), „Späte Erkenntnis" (Dresden u. Leipzig 1902), „Versuchung" (ebd. 1903), „Die Erlöserin" (Stuttgart u. Leipzig 1903).

Noch zwei andere Schwerinerinnen, nur wenig jünger als Charlotte Regenstein, haben sich auf dem Felde des Romans und verwandten Gebieten betätigt. Dora Strempel wurde 1837 geboren als Tochter des Bürgermeisters Friedrich Strempel, der 1858 starb. Nachdem sie auch die Mutter verloren hatte, ging sie ins Ausland, um dort ihr Fortkommen zu suchen, lebte in Messina, in Neapel, mehr als zwei Jahrzehnte in Konstantinopel und ist 1906 in ihre Vaterstadt zurückgekehrt. Schon früh verwertete sie ihr poetisches Talent als Gelegenheitsdichterin, auch eine kleine Novelle „Vom Venusdurchgang" (veröffentlicht im Jahrgang 1874 des „Hausfreund", später auch zu einem Lustspiel verarbeitet) entstand in Schwerin. Größere Werke aber zeitigte erst die Fremde. Der in Sizilien geschriebene Roman „Ohne Heimat und Glauben" (2 Bde., Berlin 1884) und der in Neapel entstandene „Der Götzendienst der Schönheit" (3 Bde., ebd. 1888) blieben lange ungedruckt und traten erst dann ans Licht, als sich die Verfasserin, die unter dem Namen Detlef Stern schreibt, mit der „Hypatia" (ebd. 1883)

einen Verleger und ihren Leserkreis erobert hatte. Es sind seitdem gefolgt die Romane „Der Sohn der Chiotin" (3 Bde., ebd. 1885) und „Bulgaria" (2 Bde., ebd. 1887), „Blaustrümpfe und andere Humoresken" (ebd. 1900) und das humoristische „Fiasko" (ebd. 1900), die Erzählung „Drei alte Jungfern" (ebd. 1903), die „Novelle vom Bosporus" „Antoine Behabdil" (ebd. 1903), die Novellen „In Venedig" und „Falsch gerechnet" (ebd. 1904), der Roman „Nach zehn Jahren" und die Novelle „Lorelei" (ebd. 1906) und die Romane „Djemileh. Aus dem Leben einer christlichen Paschafrau" und „Die beiden Armenierinnen" (ebd. 1907). Johanna Willborn, die wir schon als Dramatikerin nannten, minder fruchtbar, hat sich auf das Gebiet der Geschichte beschränkt und ihre Stoffe alle der Heimat entnommen; sie schrieb die historische Novelle „Claus Jesup", deren Held der wismarsche Wollenweber Claus Jesup ist, der Führer in dem Aufruhr der Zünfte gegen die patrizischen Geschlechter 1427 (abgedruckt in den Jahrgängen 1864/65 des in Wismar erscheinenden „Mecklenburger Tagesblatts"), den zu Anfang des 19. Jahrhunderts spielenden historischen Roman „Fritz Werner" (3 Tle., Wismar, Rostock u. Ludwigslust 1866) und behandelte in dem Roman „Zwei mecklenburgische Herzöge" (2 Bde., Malchin 1869) die Zeit Karl Leopolds und Christian Ludwigs II, in „Gescheitert" (abgedruckt im Jahrgang 1880 der „Mecklenburger Nachrichten") die Zeit Herzog Albrechts III.

Helene v. Krause, geb. 1841 zu Brandenburg als Tochter eines aus Mecklenburg stammenden preußischen Offiziers Adolf v. Boddien, der später Hofmarschall in Neustrelitz wurde und sich dann auf sein Gut Klein-Plasten zurückzog, erhielt ihre Ausbildung zumteil in Ludwigslust und heiratete 1862 in Neustrelitz den preußischen Rittmeister Karl v. Krause, der, nachdem er seinen Abschied genommen, jetzt in Ludwigslust wohnt. Anfänglich unter dem Pseudonym E. v. Hellen, dann unter eigenem Namen veröffentlichte sie die Novellen und Erzählungen „Der Herr Diaconus" (Leipzig 1884), „Ursula" (ebd. 1885), „Um des Andern willen" (ebd. 1892), „Und dennoch!" (Bielefeld 1896), „Zwei Miniaturen" (Schwerin 1898), „Kleiner Krieg" (Berlin 1899), „An der Schwelle" und „Eine Hofgeschichte" (ebd. 1903), die Romane „Wort und Waffen" (Leipzig 1898) — aus der Zeit der Reformation —, „Das Testament des Kaisers" (Berlin 1901) — aus der römischen Kaiserzeit — und „Eine gefangene Seele" (Bielefeld 1906), auch ein „Neues Märchenbuch" (Berlin 1895) und eine ganze Reihe kleiner Geschichten in den von der Vereinigung von Freunden christlicher Volks-Literatur in Berlin herausgegebenen „Neuen Volksbüchern".

Marie v. Schlägel wurde geboren 1848 in Waren als Tochter des Dr. med. Kortüm, der später nach Doberan übersiedelte und dort als Obermedizinalrat 1884 starb. In den 70er Jahren heiratete Marie Kortüm

den Schriftsteller, ehemaligen bayerischen Offizier Max v. Schlägel, der 1891 in Doberan starb, lebte als Witwe weiter in Doberan, schließlich in Brunshaupten und ist dort 1904 gestorben. Ihrer Feder entstammen die Novellen „Heiligensand" und „Ellen Norbert" im 2. Bande von Max v. Schlägels Erzählungen „Siege der That" (Jena 1874) und die Erzählungen „Das Kreuz auf der Düne", Noël-Bô", „Ein letztes Wort", „Tempesta", „Die Grotte von San Martino" und „Der gestiefelte Kater" in der gemeinsam mit ihrem Gatten herausgegebenen Sammlung „Deutsch und Wälsch" (4 Tle., Leipzig 1876). Für sich allein veröffentlichte sie die Erzählung „Prinzeß Rothhaar" (Stuttgart 1877), die Novellensammlung „Zweierlei Tuch" (Berlin 1887) und die Novellen „Im Schatten der Schuld. Im Wendenwald. Glück" (Reutlingen 1903), „Erstanden und zwei andere Novellen" (ebd. 1904) und „Irrwege. Im Kreis Neptuns. Zu spät" (ebd. 1904). Gräfin Lilla v. Egloffstein, geb. Gräfin v. Bassewitz, 1850 in Raguth geboren, 1870 vermählt mit dem Grafen Friedrich v. Egloffstein-Arklitten, ließ die Erzählung „Monatsrosen" (Stuttgart 1879) und die Novelle „Ada" (Magdeburg 1881) erscheinen. Pauline Doubberck, Tochter des Hofapothekers Zander in Neustrelitz, 1851 geboren, seit 1879 als Gattin des Ingenieurs Doubberck in Spandau lebend, ist Verfasserin der Erzählung „Die Karthäusernelke" (Berlin 1897). Emmy Rossi, schon unter den Dramatikern genannt, schrieb „Novellen aus dem jüdischen Familienleben" (3. Aufl. Berlin 1889), die Humoresken „Schidduch und Schidduchim" (Hamburg 1891) und „Kabale und Liebe in China und andere Erzählungen" (Berlin 1893). Hedwig Barsch, geb. Wigger, 1853 in Grevesmühlen geboren, lange als Erzieherin in Lissabon und in Wien tätig, seit 1886 als Gattin des Journalisten Paul Barsch in Breslau lebend, hat unter ihrem Mädchennamen die Skizze „Die Monarchen kommen" (Leipzig 1891; 3. Aufl. 1892) veröffentlicht. Die ebenfalls schon genannte Johanna Klemm begann mit Jugendschriften und ließ dann „Heros Lampe und andere Novellen" (Leipzig 1902), „Muttersprache und andere Novellen" (Braunschweig 1906) und den hübschen Gouvernantenroman „Eva König" (Stuttgart 1906) folgen. Ida v. Conring, geb. 1858 in Schwerin als Tochter eines Offiziers, der 1867 nach Rostock versetzt wurde, zog später mit ihren Eltern nach Danzig, nach Hannover, nach Straßburg, heiratete einen gleichnamigen Verwandten, mit dem sie in Spanien lebte, und wohnt jetzt als Schriftstellerin in Hamburg; von der Lyrik ist sie zur Novelle und zum Roman übergegangen: „Seine junge Frau" (Berlin 1899), „Frauenseelen" (2 Novellen; ebd. 1901), „Elisabeth v. Ellern" (Heilbronn 1902), „Dunkle Wege" (Berlin 1905), „Teuer erkauft" (Heilbronn 1905). Die schon erwähnte Selma Erdmann-Jesnitzer schrieb die Romane „Der Stafflerfranzl" (Bremen 1903) und einen

Band Novellen „Bekenntnisse eines jungen Mannes“ (Berlin 1906). Marie Antoinette v. Markovics-Lettkow, geb. 1859 zu Rostock als Tochter des Opern-Regisseurs Richter, wurde zur Sängerin und Schauspielerin ausgebildet, debutierte schon im 15. Lebensjahre am Breslauer Stadttheater als Page in „Figaros Hochzeit“ und war an mehreren Bühnen tätig, heiratete 1881 den früheren Rittmeister, nachmaligen Oberamtmann v. Markovics, von dem sie sich nach zehnjähriger unglücklicher Ehe scheiden ließ, und lebte dann in Wien, in Leipzig und wohnt jetzt in Berlin. Durch mißliche Verhältnisse wurde sie in die literarische Laufbahn gedrängt, in der sie nun mit großem Eifer beharrte. Ihre Novellen und Romane, die sie unter verschiedenen Decknamen (Emil de la Tour, M. v. Lettkow) schrieb, sind in Zeitschriften u. a. zerstreut, eine Novellette „Das große Genie“ brachte das „Mecklenburgische Dichterbuch“ (Berlin 1903); in Buchform erschienen neuerdings, unter dem Namen M. v. Markovics „Des Glückes Stiefkind“ (Heilbronn 1900) und „Ohne Liebe“ (Reutlingen 1907).

In die vorderste Reihe der mecklenburgischen Schriftstellerinnen trat vor wenigen Jahren Luise Algenstaedt, geb. 1861 zu Wattmannshagen als Tochter des Pastors Heinrich Algenstaedt, der 1885 emeritiert wurde und 1891 in Rostock starb, wo seine Tochter noch jetzt ihren Wohnsitz hat. Ihr erstes Werk „Frei zum Dienst“ (Leipzig 1902; 7. Aufl. 1905), anonym erschienen, eine Diakonissengeschichte, vielleicht richtiger zu bezeichnen als „Schattenbilder aus dem Diakonissenleben“, erregte großes Aufsehen, fand aber auch lebhaften Widerspruch; verwandten Inhalts sind die späteren „Skizzen aus dem Schwesternleben“ (Schwerin 1906). Fast gleichzeitig mit „Frei zum Dienst“ veröffentlichte Luise Algenstaedt (Pseudonym Ludwig Annshagen) den trefflichen Roman „Quellsucher“ (Schwerin 1902), dem dann „Was die Erde gab“ (Berlin 1904), das ergreifende „Allzeit Fremde“ (Schwerin 1905), „Von Amts wegen“ (Wismar 1909) sowie die feinen Kleinigkeiten „Der Reisepaß. Eine Hofgeschichte. Um die Ehre“ (Berlin 1905) und die treffliche Novelle „Geschwister“ (abgedruckt in dem Jahrbuch „Aus Höhen und Tiefen“, 7. Jahrgang 1904) gefolgt sind. In den Büchern „Kraut und Unkraut vom Heimatboden“ (Schwerin 1904) und „Unsere Art“ (Leipzig 1907) hat die Verfasserin kleine Erzählungen und „Bilder vom Mecklenburger Land und Strand“ gegeben — auch in ihren Romanen bildet ja Mecklenburg zum guten Teil den landschaftlichen Hintergrund.

Agnes Engel, in Güstrow 1862 geboren, jetzt in Wiesbaden lebend, hat neben ihren literarischen Leistungen auf dem Gebiete des Vogelschutzes, des Vegetarianismus und als Gegnerin der Vivisektion noch Zeit gefunden für belletristische Tätigkeit, deren Früchte in den „Drei Novellen“ (Der Trovatore vom Posilippo, Das Bild der Ma-

donna, Barbarossa; Wiesbaden 1893) vorliegen. Martha Röse, geb. 1863 als Pfarrerstochter in Ratzebur bei Anklam, seit 1893 Lehrerin in Rostock, schrieb nach dem Englischen des Rue den radsportlichen Roman „Mein Vetter, der Radfahrer" (Stuttgart 1897). Bertha Sara v. d. Lancken, geb 1863 (nach anderen Angaben 1855) zu Stavenhof bei Stavenhagen, seit 1884 in Eberswalde wohnhaft, veröffentlichte unter dem Namen Berthold v. d. Lancken die Romane „Christa" (Berlin 1886), „Erlöst" (Weimar 1890), „Magelone" (Berlin 1893; neue Aufl. u. d. T. „Durch Nacht zum Licht" 1905), „Der Günstling" (2 Bde., Wien 1899), „Ein neues Geschlecht" (ebd. 1900), „Einsame Seelen" (Berlin 1904), „Antje" (ebd. 1906) und die Erzählungen „Schloß Seligkeit" und „Einer von Beiden" (ebd. 1897). Eine Novellensammlung „Warnemünder Geschichten" (Braunschweig 1899) veröffentlichte unter dem Pseudonym Anna Pilot die 1865 als Tochter des früheren Rittergutspächters Wilhelm Seemann geborene Anna Ahrens, die ihre Kindheit in Rostock verlebte, sich 1893 nach Lübeck verheiratete, 1896 Witwe wurde und seitdem in Warnemünde lebt, wo sie eine Fremdenpension hat. Von Hedwig Mie, die, 1868 in Rostock geboren, als Klavierlehrerin in Oldenburg lebt, erschienen drei Erzählungen mit dem Gesamttitel „Unter der Sonne" (Wismar 1906). Maria Klaehn, geb. zu Rostock als Tochter des Konsistorialrats Krabbe, verheiratet mit dem Pastor Hermann Klaehn in Plate, jetzt als Witwe in Schwerin lebend, veröffentlichte im Jahrgang 1902 der „Mecklenburger Nachrichten" den Roman „Keine bleibende Statt", und Marie Schliemann, Tochter des Pastors Emil Schliemann in Alt-Bukow, hat die historische Erzählung aus Mecklenburgs Vergangenheit „Klaus Hansen" (Berlin 1900) geschrieben.

Nicht in Mecklenburg geboren, aber seit Jahren in Ludwigslust wohnhaft sind Gertrud Freiin v. le Fort, 1876 in Minden geboren, Verfasserin eines unter dem Decknamen Gerta v. Stark erschienenen Hofromans „Prinzessin Christelchen" (Berlin-Leipzig 1905), und ihre 1880 in Minden geborene Schwester Elisabeth Freiin v. le Fort, die einen Roman „Die Rosenstadt" (Berlin 1908) unter dem Pseudonym Maria von der Heide veröffentlicht hat.

Als fruchtbare Romanschreiberinnen sind noch jetzt tätig Marie Diers, Elisabeth v. Maltzahn und Frau Eichemeyer. Marie Diers ist 1867 in Lübz geboren als Tochter des Pastors August Dabelstein, der 1878 nach Brudersdorf versetzt wurde und 1892 starb; sie erhielt ihre Ausbildung in Neustrelitz, machte 1885 in Berlin ihr Lehrerinnenexamen und lebt, seit 1892 mit dem Buchhalter Diers verheiratet, jetzt in Groß-Lichterfelde. Ihre schriftstellerische Laufbahn begann sie mit kleinen Beiträgen zu verschiedenen Zeitschriften, hat auch in die Frauenbewegung einzugreifen versucht mit der Schrift „Die Mutter des

Menschen" (Berlin 1903; 2. Aufl. 1905), sich aber seitdem mit Eifer und nicht ohne Erfolg auf den Roman geworfen: „Karl Henning und sein Haus" (Berlin 1902), „Die Kinder von Heckendamm" (Braunschweig 1904), „Frau Elsbeth" (Berlin 1905), „Sonnenkinder" (ebd. 1905), „Im Herrenhaus von Luckmühlen" (Stuttgart 1905), „Wer bist Du?" (ebd. 1905), „Michael Laurentius" (Braunschweig 1905), „Die liebe Not" (Stuttgart 1906) — die Geschichte eines Frauenherzens —, „Moderne Nomaden" (Berlin 1906), „Jüngling Tod" (ebd. 1907), „Die Geschichte einer Einsamen", „Fritzchen" (Dresden 1907) und „Die sieben Sorgen des Doktor Joost" (ebd. 1908). Elisabeth Freiin v. Maltzahn, 1868 in Rühn geboren, in Schwerin aufgewachsen, jetzt in Wernigerode lebend, bewegt sich auf dem Gebiet des historischen Romans; der Geschichte Mecklenburgs entnommen sind „Ilsabe" (Schwerin 1879; 3. Aufl. 1904), „Der Hofprediger ihrer Durchlaucht" (ebd. 1898), „Das heilige Blut" (ebd. 1901) und „Der heilige Damm" (ebd. 1909), in Thüringens Vergangenheit spielt „Getraute Treue" (ebd. 1902), in der Reformationszeit „Doctor Bernhardus" (2. Aufl. ebd. 1905), in die Zeit der französischen Revolution führen „Eine Königin von Frankreich und Navarra" (ebd. 1903) und „Osanna in excelsis" (ebd. 1905; 3. Aufl. 1907), in das 14. Jahrhundert versetzt uns „Die weiße Frau" (ebd. 1908). Frau Eichemeyer, geb. Nickel, aus Königsberg, nach dem frühen Tode der Eltern in Berlin erzogen, ist verheiratet mit dem früheren Besitzer des Erbpachtgehöftes Sternberger Burg, Eichemeyer, mit dem sie jetzt in Rostock wohnt; sie schrieb unter dem Decknamen Hanna Brandenfels die Romane bezw. Novellen „Prinzessin ohne Land und Krone" (Berlin 1894), „Ein Meteor" (ebd. 1897), „Rose Victoria" (ebd. 1897), „Schein" (ebd. 1899), „Baroneß Köchin" (ebd. 1899), „Revanche" (ebd. 1900), „Die Fee von Rabendorf" (ebd. 1900), „Tante Jette" (ebd. 1902), „Das Rosenhäuschen" (Dresden 1905) — Roman einer armen Offizierstochter —, „Der dumme Peter und andere Novellen" (Rostock 1907) und „Landmädelgeschichten" (Bremerhaven u. Leipzig 1908).

Nicht alle erzählenden Dichtungen, die von den Verfasserinnen als Romane oder Novellen bezeichnet wurden, genügen den strengen Anforderungen, die die Ästhetik an diese Namen zu knüpfen pflegt. Bei manchen unserer Schriftstellerinnen gleiten Roman und Novelle unvermerkt hinüber auf das Niveau der Volks- und Jugendschriften. Auf diesen an sich unverächtlichen beiden Gebieten bewegt sich eine ganze Anzahl von Frauen, unter ihnen gelegentlich auch solche, die als das Hauptfeld ihrer Tätigkeit den Roman ansehen. Gemeinsam ist diesen Volksbüchern, deren scharfe Abgrenzung natürlich kaum möglich ist, eine mehr oder minder in die Augen fallende religiöse Färbung, die leider zuweilen aufdringlich wird und die Wirkung der Schriften bei aller sonstigen An-

erkennung des Talents und der Darstellungsgabe der Verfasserinnen beeinträchtigt. Daß bei den Jugendschriften — die hier mit den Volksbüchern zusammen behandelt werden müssen — das Hauptgewicht auf das pädagogische Element fällt, liegt in der Natur der Sache.

Die Volksbücher sind in der Regel von geringem Umfang, ja nicht selten begegnen wir hier kleinen und kleinsten Erzählungen von wenigen Bogen, selbst von wenigen Seiten. Derartige Sächelchen verkrümeln sich leicht; sie sind auch schwer an den Mann zu bringen und würden wohl meist ungedruckt bleiben müssen, wenn nicht einzelne Buchhändler — als mecklenburgischer sei hier genannt F. Bahn in Schwerin — literarische Sammelbecken angelegt hätten, in die die kleinen Rinnsale abfließen können. Einige unserer Schriftstellerinnen, die zumteil schon genannt sind oder noch weiter zu erwähnen sein werden, wie Maria Klaehn, Helene v. Krause, Minna Rüdiger, Emmy v. Huth, Bertha Clément, Martha Martins, Margarethe v. Oertzen u. a. haben einen Teil ihrer Schriften in derartigen Sammlungen untergebracht. Diese kleinen Erzählungen alle namhaft zu machen, betrachten wir nicht als unsere Aufgabe; es genüge, auf die Sammelwerke „Grüß Gott", „Volksbücher", „Neue Volksbücher", „Hosianna", „Tannenzweige", „Immergrün", „Goldkörner", „Schneeflocken", „Kindergarten", „Kinderglocken", „Kinderfreund", „Himmelsblumen", „Sonntagspsalmen", „Weihnachtsrosen", „Schillingsbücher", „Blumen und Sterne", „Willkommen" usw. aufmerksam zu machen.

Hervorzuheben unter den hier zu nennenden Frauen ist Minna Rüdiger, geb. Waack, deren Hauptbedeutung auf dem Gebiete des christlichen Romans liegt. In Lübeck 1841 geboren, heiratete sie 1863 den Lehrer an der höheren Mädchenschule zu Neustrelitz Johannes Rüdiger, der 1865 Pastor daselbst, 1876 Pastor in Hinrichshagen bei Woldegk wurde und 1895 starb; Minna Rüdiger ist dann in ihre Heimat zurückgekehrt, an der, wie ihre u. d. T. „Unvergessenes" (Schwerin 1904) veröffentlichten Erinnerungsblätter beweisen, ihr Herz immer gehangen hat. Erst spät hat sie zur Feder gegriffen — wie sie Schriftstellerin wurde, hat sie in ihren „Rückblicken" (Schwerin 1909) erzählt —, dann aber eine große Fruchtbarkeit entfaltet. Sie begann mit einer begeistert aufgenommenen historischen Erzählung in Tagebuchform „Waldtraut. Nach der Chronik des Pfarrers zu Hinrichshagen" (Cöthen 1891; 15. Aufl. 1906); dann folgten die Romane „Barbara" (Schwerin 1894), „Durch tiefe Wasser" (ebd. 1901), „Auf Umwegen" (ebd. 1903), die „Novellen" (ebd. 1900), „Ernsthafte Geschichten" (ebd. 1902, bezeichnet als der „Novellen" 2. Bd.) und „Ehen werden im Himmel geschlossen" (ebd. 1897), zahlreiche Erzählungen wie „Die Ritter von der Hopfenburg" (Cöthen 1892), die Erzählung aus Lübecks Vergangenheit „Die Frau des Ratmannen" (Schwerin 1893), vier Erzählungen aus der Re-

formationszeit „Um des Glaubens willen“ (ebd. 1895), „Habermanns Pflegesohn“ (ebd. 1896), „Auf rechter Straße“ (ebd. 1898), „Treue Minne. Aufzeichnungen Bruder Elilands, des Pfarrers zu Buchhorn“ (ebd. 1899), „Aus freien Reichsstädten. Erzählungen aus Hamburgs und Lübecks Vergangenheit“ (ebd. 1899), „Frau Dämmerung“ (Konstanz 1903), „Aus Stadt und Land“ (Schwerin 1905), „Treu erfunden. Vergeben und vergessen“ (Reutlingen 1906), „Der Einsiedler von Falkenhorst“ (Schwerin 1908), eine ganze Sammlung kleiner „Erzählungen für jung und alt“ unter dem Gesamttitel „Himmelsschlüssel“ (Schwerin 1894 ff.), die Plaudereien „In der Dämmerstunde“ (Dresden 1892), die Erzählungen für das Volk „Er suchet das Verlorene“ (Eisleben 1894), die Jugendschriften „Treue um Treue“ (Schwerin 1894), „Lust und Leid der Kinderzeit“ (Bremen 1893), Geschichten und Märchen „Aus Großmutters Schatzkästchen“ (Schwerin 1896), die „Historien für die heilige Weihnacht“ „Gloria in excelsis“ (ebd. 1897), das Jahrbuch für junge Mädchen „Heckenrosen“ (Berlin 1898), die Kinderbücher „Sonnenstrahlen“ (Berlin 1905) und „Rosen am Strauch“ (Reutlingen 1906), schließlich einige Schriften die an die Gattung der Erbauungsbücher streifen: „Antworten auf Ungefragtes“ (Schwerin 1894; 2. Aufl. 1901), der „Wandergruß“ „An Gottes Hand“ (ebd. 1899), die „Geleitworte“ „Lasset ihn uns lieben“ (ebd. 1900) und „Gott befohlen! Eine Handreichung fürs Leben“ (ebd. 1902).

Pauline Rennecke, 1835 in Dargun geboren als Tochter des Pastors Christoph Rennecke, der 1825—31 Lehrer der späteren Herzogin von Orleans war, 1871 emeritiert wurde und 1881 in Rostock starb, hat ihren Wohnsitz in Rostock; sie schrieb „Die Schulgenossen, oder: Verschiedene Vaterunser“ (Cleve 1888, unter dem Decknamen Paul v. Wickerode), „Die Liebe bessert“ (Hamburg 1894), „Der kleine Versorger“ (1900) „Liebes, Loses und Lustiges vom kleinen Volk“ (Dresden 1905) und die kleinen Skizzen „Nach dem Leben gezeichnet“ (Elberfeld 1908). Anna Klapp, geb. Osten, 1840 in Feldberg geboren, 1864 Gattin des waldeckschen Pastors Klapp, der 1876 nach Osnabrück kam, nach dessen Tode in ihrem Geburtsort lebend und neuerdings nach Chicago verzogen, veröffentlichte die Novelle „Der jüngste Diakonus“ (Wiesbaden 1893) und (unter den Pseudonymen A. v. d. Osten und Sophie Stein) verschiedene Erzählungen für junge Mädchen: „Der erste Preis“ (Hamburg 1886), „Die Kinder von Bucheck“ (Stuttgart 1887), „Nelly“ (Hamburg 1887), „Mädchenideale“ (Berlin 1896) und „Vor Tagesanbruch“ (Berlin 1896). Helene Hübener, geboren 1843 in Sternberg als Tochter des damaligen Hülfspredigers, späteren Pastors in Lübz Friedrich Hübener, zog nach des Vaters Tode (1852) mit der Mutter nach Rostock und lebt jetzt in Gehlsdorf; sie ist Verfasserin der Erzählungen „Es muß doch Frühling werden“ (Calw

und Stuttgart 1889), „Die drei Freundinnen“ (Stuttgart 1894), „Nur treu“ (ebd. 1896), „Unter einem Dach“ (ebd. 1897), „Gesühnte Schuld“ (ebd. 1898), „Reich in Gott“ (ebd. 1900) mit der Fortsetzung „Maria und Lisa“ (ebd. 1904), „Großmütterchen“ (ebd. 1902) und „Licht und Schatten“ (ebd. 1902). Johanna Hoffmann, geboren 1845 zu Belitz als Tochter des Pastors Vollbrecht, lebte nach dessen Tode mit ihrer Mutter in Güstrow, heiratete 1883 den Pastor Hoffmann in Gorlosen, der 1897 in den Ruhestand trat, nach Wismar zog und dort starb; seine Witwe wohnt jetzt in Güstrow. Johanna Hoffmann ist nur mit einem einzigen Werk an die Öffentlichkeit getreten, mit der unter dem Pseudonym J. Laokles erschienenen mecklenburgischen Dorfgeschichte „Der musikalische Erbpächter“ (Norden 1877). Lulu v. Sell, 1846 in Schwerin geboren als Tochter des damaligen Obersten und Reisemarschalls, späteren Generals, Oberkammerherrn und Oberhofmeisters Freiherrn Adolf v. Sell (gest. 1891), die sich als Schriftstellerin Margarete Treu nennt, gab ihrem Büchlein über das Anna-Hospital in Schwerin (1889) die Erzählung „Rose von Riedburg“ und ihrem „Wort der Bitte zur Errichtung eines Heimathauses für Frauen und Mädchen zu Schwerin“ (1902) die „Erlebnisse zweier Knaben im fernen Westen“ mit. Pauline Doubberck gab ein Märchenbuch „Für Kinderherz und Kinderhände“ (1897), gesammelte Kinderschriften u. d. T. „Jugendlust“ (1893), „Fräulein Falters Reiseerfahrungen und andere Erzählungen“ (Berlin 1903) und „Aus der Jugendzeit“ (ebd. 1904) heraus. Theodora Meyer, Tochter des Pastors Franck in Benthen, 1852 geboren und als Gattin des Pastors Meyer in Rittermannshagen 1884 gestorben, verfaßte die Erzählung „Dein Wort ist meines Fußes Leuchte“, die erst nach ihrem Tode unter der Chiffre T. M. erschien (herausgeg. von F. Splittgerber, Halle 1885).

Zu den fruchtbarsten Schriftstellerinnen gehören Bertha Clément und Margarete v. Oertzen. Bertha Clément ist in Ludwigslust 1852 geboren und auch jetzt wohnhaft. Sie hat einen Roman geschrieben „Im Lande der Sonne“ (Schwerin 1896), im übrigen nur Erzählungen für Mädchen, von denen einige eine größere Anzahl von Auflagen erlebt haben: „Tage des Glücks“ (Stuttgart 1893), „Seine kleine Frau“ (ebd. 1894), „Hauptmanns Puck“ (ebd. 1895), „Sranddistel“ (ebd. 1896), „Prinzeß Ilse“ (ebd. 1897), „Der silberne Kreuzbund“ (ebd. 1897), „Komteß Wally“ (ebd. 1897), „Unika“ (ebd. 1897), „Im Rosenhause“ (Nürnberg 1898), „Die Rosenkette“ (Stuttgart 1899), „Die Rose von Jericho“ (ebd. 1899), „In den Savannen“ (Nürnberg 1900), „Nur unser Fräulein“ (ebd. 1900), „Die Turmschwalbe“ (Stuttgart 1900), „Goldene Zeiten“ (ebd. 1901), „Ein Fürstenkind“ (Schwerin 1901), „Libelle“ (Stuttgart 1902), „Im Schwalbennest“ (ebd. 1902), „Jungfer Hochhinaus“ (Nürnberg 1902), „Amtsrichters Töchter“ (Stuttgart

1903), „Junker Wolf“ (ebd. 1903), „Erblüht an einem Stamm“ (ebd. 1904), „Mutters Kleeblatt“ (ebd. 1905), „Nachbarskinder“ (ebd. 1906), „Die Heimchen“ (ebd. 1906), „Liselotte“ (ebd. 1907), „Lebensziele“ (ebd. 1907) und hat einige Anthologien für die Mädchenwelt („Frühlings-Blüten“, 2 Bde., Nürnberg 1897/99; „Willkommen“, Stuttgart 1903) sowie Bilderbücher mit Versen („Glückliche Kinderzeit“, Nürnberg 1901; „Sonnige Tage, wonnige Stunden“, ebd. 1903) herausgegeben. Margarethe v. Oertzen, 1854 als Tochter des Landrats Josias v. Plüskow in Kowalz geboren, seit 1873 Gattin des Rittmeisters Friedrich v. Oertzen, in Rostock wohnend, unter der Chiffre M. v. O. schreibend, hat gleichfalls nur einen größer angelegten Roman verfaßt „Er ist unser Friede“ (Schwerin 1902), auch „eine Geschichte aus Armeniens Leidenstagen“ „Deines Bruders Blut“ (Schwerin 1901; 15. Aufl. 1904), sonst fast nur Erzählungen kleinen und kleinsten Umfanges, im Ton vielfach an Traktate gemahnend, wie deren die Verfasserin auch „für Erwachsene“ („Kommt her zu mir alle“) und „für die Jugend“ („Suche Jesum und sein Licht“) herausgegeben hat. Von diesen „Erzählungen für Jung und Alt“, deren Titel vielfach noch mit einem „und andere Geschichten“ verziert ist und die mit nur einer Ausnahme („Euch geschehe nach eurem Glauben“, Neumünster 1907) in Schwerin erschienen sind, mögen genannt sein „Schwach und doch stark“ (1896), „Auf dem Peterhof“ (1898), „Sonnenschein im Hause“ (1898), „Im Kleinen treu“ (1901), „Der Inselprinz“ (1902), „Am Rande des Abgrunds“ (1902), „Die stille Hanne“ (1902), „Die alte Karoline“ (1902), „Die Zwillinge“ (1902), „Gnadenstunden“ (1902), „Sein Eigentum“ (1904), „Er kann!“ (1905), „Wenn ich Ihn nur habe“ (1905), „Gottes liebes Kind“ (4. Aufl. 1907), „Aus glücklicher Familie“ (1907), „Herzblättchen“ (4. Aufl. 1907), „Wer ist der Klügste?“ (1907), „Ein hoher Preis“ (1907), „Jesu Liebe kann erretten“ (1908), „Ein Sonnenstrahl“ (1909); unter dem Sammeltitel „Im Sonnenschein“ hat M. v. O. in etwa 30 Heften (1903 ff.) noch einige Dutzende weiterer Erzählungen vereinigt.

Johanna Klemm begann ihre Laufbahn mit den Erzählungen für junge Mädchen „Das kleine Klosterfräulein“ (Berlin 1898, unter dem Decknamen Hanna Clemens) und „Kloster Ulfingen“ (ebd. 1899). Für dieselben oder verwandte Leserkreise bestimmt sind „Fannys Tagebuch“ (Leipzig 1894) von Sophie Charlotte v. Sell — die übrigens auch eine historische Erzählung „Der Geiger von Stockholm“ (in Trowitzsch's Kalender 1905) und eine Familiengeschichte „In drei Jahrhunderten“ (in Trowitzsch's Kalender für 1903) veröffentlicht hat —; die Erzählungen „Aus Trudchens Kinderjahren“ (Gotha 1894), „Daheim und draußen. Aus Trudchens Schuljahren“ (ebd. 1896), „Erika“ (Berlin 1896), „Die Kinder vom Walde“ (Gotha

1897), „Holdchens und Goldchens Weihnachtsfest“ (Leipzig 1900), die Skizzen und Märchen „Bergwaldsweben“ (Reutlingen 1902) und ungezählte Beiträge zu den verschiedensten Sammelwerken von Martha Martins; die Erzählungen „Der Ellernhof. Eine Schuld“ (Stavenhagen 1893), „Auf festem Grund“ (Schwerin 1893) und „Im Heimathafen“ (Reutlingen 1904) von Emmy v. Huth (geb. 1866 zu Rostock, jetzt in Schwerin lebend), die sich des Pseudonyms Hans v. Echtlitz bedient und fleißig zu „Grüß Gott“, „Hosianna“, den „Volksbüchern“ usw. beisteuert; die unter dem Namen Emmy Truberg erschienenen Erzählungen „Die Kinder auf Karlshagen auf dem Lande“ (Schwerin 1893), „Die Kinder auf Karlshagen in der Stadt“ (ebd. 1896) und „Die Professorskinder“ (ebd. 1900) von Emma Knaudt, geb. Christensen, deren Gatte zeitweilig das Gut Alt-Poorstorf besaß und die dann in Charlottenburg lebte, nun in Hamburg wohnt; endlich das Büchlein „Aus dem Kinderleben“ (Stuttgart 1904) von Henriette Jägerle, hinter welchem Pseudonym sich die Frau Gymnasialdirektor Harriet Polstorff, geb. Giffenig, jetzt in Güstrow, verbirgt.

Wie wir sahen, ist ein nicht geringer Teil der Schriftstellerinnen unseres Zeitraumes aus mecklenburgischen Pfarrhäusern hervorgegangen. Tochter eines mecklenburgischen Geistlichen ist aber auch eine fruchtbare katholische Schriftstellerin, Cordula Schmid, die unter dem Decknamen Cordula Peregrina schreibt. Die wurde 1845 zu Malchin als Tochter des Pastors Wöhler geboren, trat 1870 zum Katholizismus über und heiratete 1876 einen Josef Anton Schmid aus Bregenz, mit dem sie in Schwaz (Tirol) lebt. Ihre Hauptbedeutung liegt auf dem Gebiete der geistlichen Dichtung, aber sie hat auch, und zwar unter ihrem Mädchennamen C. Wöhler, eine Erzählung „Ein Stücklein Volksleben aus den Tiroler Bergen“ (Innsbruck 1887) geschrieben.

An der von den Frauen so eifrig und erfolgreich gepflegten Jugendliteratur haben sich die Männer, zu denen wir uns nunmehr wenden, nur ganz vereinzelt beteiligt. Im übrigen haben sie fast alle Gebiete der erzählenden Dichtung betreten. An ihrer Spitze steht zeitlich Heinrich Friedrich Francke, der sich als Schriftsteller J. H. Rausse nannte, der zu der Zeit, da er seine Romane „Der Stern der Liebe“ (Zeitz 1838) und „Das zweite Gesicht. Eine Begebenheit aus dem Reiche der Nacht“ (ebd. 1841) schrieb und „Reise-Scenen aus zwei Welten, enthaltend die Reise nach Hamburg, Bremen und die Zustände in den Weststaaten der Union“ (2. Ausg. Quedlinburg 1841) veröffentlichte, Forstpraktikant in Güstrow war, über den aber weitere biographische Nachrichten nicht vorliegen.

Seinen „Stern der Liebe“ nannte Francke „kein gewöhnlicher

Roman". Als einen solchen wollte auch Adolf Fuchs (1805 in Güstrow als Sohn des unter den Übersetzern genannten Adolf Friedrich Fuchs geboren, der in Rostock Theologie studierte, 1828 Konrektor in Waren, 1835 Pastor in Kölzow wurde, 1845 resignierte und nach Texas auswanderte) seinen „Robert" (2 Bde., Rostock 1842) nicht angesehen wissen; er nannte ihn vielmehr einen „geistlichen Roman". „Es giebt" — sagt er in der Vorrede — „philosophische und theologische Romane; warum soll nicht auch einmal ein geistlicher erscheinen? Aber Manche erwarten, wenn von geistlichen Dingen die Rede sein soll, nur Predigten, oder dem Ähnliches. Solche werden sich in dem gegenwärtigen Buche täuschen . . . . Der Inhalt des Buches ist mit kurzen Worten dieser. Ein Knabe widmet sich dem geistlichen Berufe mit dem Feuer kindlicher Begeisterung; der Jüngling wird irre an seinem Berufe, und der Mann, ‚weil nicht alle Blüthenträume reiften', steht im Begriffe ihn aufzugeben, und ‚in Wüsten zu fliehen'; doch anders hat es der Himmel beschlossen: er kehrt mit Resignation in sich selbst zurück und beginnt wieder, an seinen Beruf zu glauben." Dabei verwahrt sich aber der Verfasser dagegen, daß man das Buch für eine Selbstbiographie nehme.

„Deutsche historische Romane für das deutsche Volk" (3 Bde., Spremberg 1844) hat Karl Werner Reinhold geschrieben, geb. 1806 zu Woldegk als Sohn des dortigen Pastors Friedrich Ludwig Reinhold, des Verfassers des Buches „Mecklenburg. Handbuch zur Unterhaltung" (Prenzlau 1831), der 1832 starb. Reinhold besuchte die Gymnasien zu Friedland und Neubrandenburg, studierte Philosophie und Philologie in Greifswald und Rostock, promovierte 1830 in Greifswald und führte seitdem als Privatlehrer und Schriftsteller ein Wanderleben, das ihn in den verschiedensten Orten Mecklenburgs, Pommerns, Brandenburg und Schlesiens Wohnung nehmen ließ; er starb 1863 zu Landsberg a. d. Warthe. Seiner Feder entstammen eine Menge von Städtechroniken (darunter Friedland, Woldegk und Rostock) und eine kleine Schrift „Die Junitage in Neukalden" (Demmin u. Leipzig 1846) — eine Darstellung und Verurteilung der tumultuarischen Szenen am 20. Juni 1845, bei denen der Bürgermeister Görbitz von gewalttätigen Bürgern mißhandelt und über die Stadtgrenze gestoßen worden war.

Mit mehr Geschick als der zerfahrene Reinhold haben andere unserer Landsleute den historischen Roman gepflegt. Bis in die Tiefen der Steinzeit stieg hinab Eugen Geinitz, geb. 1854 zu Dresden, seit 1878 Professor der Mineralogie und Geologie in Rostock, mit seiner Erzählung „Hormung" (Güstrow 1899), die er unter dem Decknamen E. Stein veröffentlichte. Aus der römischen Kaiserzeit schöpfte Gotthilf Sellin (geb. 1844 zu Ludwigslust als Sohn des Pastors Karl Wilhelm Sellin, besuchte bis 1863 das Gymnasium zu Schwerin, studierte Philologie und Geschichte in Bonn, Berlin und Halle, war seit

1868 Oberlehrer bezw. Professor am Schweriner Gymnasium und trat 1908 in den Ruhestand) den Stoff zu seinem Roman „Der Tusker“ (2 Bde. Leipzig 1882; erschienen unter dem Pseudonym Erich Lilsen). Der Verfasser der historischen Romane „Des Dämons Vermächtniß“ (2 Bde., Breslau 1878) und „Die Gottesgeißel“ (2 Bde., ebd. 1874) Karl Friedrich v. Wickede, geb. 1827 in Güstrow, besuchte das Gymnasium in Rostock, wurde dann Kaufmann in Stettin und ging 1849 nach Nordamerika, wo er ein wechselreiches Leben führte, Postgehülfe in Neworleans, Seifensieder in Newyork, Farmer und Jäger in Jowa war und eine Zeitlang in Canada lebte; 1864 nach Deutschland zurückgekehrt, ließ er sich in Württemberg nieder, erstand 1865 eine Pachtung bei Eßlingen und ward darauf Hülfsarbeiter bei der Zentralstelle für Handel und Gewerbe in Stuttgart, wo er mit Hackländer und Edmund Höfer bekannt und durch sie zu belletristischer Tätigkeit veranlaßt wurde; 1869 übersiedelte er nach Mannheim, wirkte dort als Sprachlehrer, wurde wegen einer von ihm verfaßten Broschüre über Kaspar Hauser aus Baden ausgewiesen, ging nach Frankfurt und ist dort in großer Dürftigkeit 1881 gestorben. Im dreißigjährigen Kriege spielt die Erzählung „Die Junker“ (Leipzig 1892) von Burghart v. Bülow. Der Geschichte des Orients im 17. Jahrhundert ist entnommen Hermann v. Maltzan's nachgelassener Roman „Der Messias der Juden“ (Oldenburg 1892). Einen Abschnitt aus der Geschichte Schwedens im 18. Jahrhundert behandelt der „Olaf Hellichius“ (3 Bde. Breslau 1891) von Adolf Quitzow, der 1812 in Wismar geboren ist, seit 1839 im Schulamt tätig war (seit 1851 in Güstrow, zuletzt an der Realschule), 1873 in den Ruhestand trat und 1896 in Güstrow starb. Erwähnt sei hier auch die „schauderhafte historische Kriminalerzählung“ „Des gefürchteten Räuberhauptmanns Schindermichel Leben und schreckliche Thaten in Deutschland und Ungarn“ (Leipzig 1838) von M. Sanoi, der mit seinem wirklichen Namen Salomon Friedrich Jonas hieß, Rechenlehrer in Schwerin war und dort Ende der 50er Jahre gestorben ist.

Besonderes Interesse erwecken natürlich die historischen Romane und Erzählungen aus der Geschichte Mecklenburgs. Daß auf diesem Felde auch einzelne Frauen wie Johanna Willborn und Elisabeth v. Maltzahn sich betätigten, haben wir schon gesehen. Vorangegangen war mit seinem unter dem Pseudonym David Russa erschienenen, Leben und Tod Niklots behandelnden Roman „Der Obotrit“ (Leipzig 1833) David Jakob Assur, geb. 1810 als Sohn eines Kaufmanns in Schwerin, der in seiner Vaterstadt erst Privatlehrer, dann Leiter einer israelitischen Privatschule war, darauf in Beziehungen zur Bärensprungschen Hofbuchdruckerei trat und bei dieser anfänglich als Korrektor, seit H. W. Bärensprungs Tode 1844 an der Redaktion der „Schweriner Zeitung“

und deren Nachfolgerin, der „Mecklenburgischen Zeitung“ (seit 1848) wirkte, von 1852 an die Redaktion dieses Blattes selbständig führte, 1867 in den Ruhestand trat und 1869 starb. In eine noch frühere Periode führt uns Johannes Reinke (geb. 1849 in Ziethen, jetzt Professor der Botanik in Kiel) mit seinem unter dem Decknamen Henning van Horst veröffentlichten Roman „Die Apostelfürsten“ (Wismar 1896), der „von den Kämpfen zwischen Niedersachsen und Wenden, zugleich zwischen Christentum und Heidentum im 11. Jahrhundert“ handelt und dessen „Schauplatz das Land an der Unterelbe, dann besonders das heutige Mecklenburg“ bildet. Die Erzählung „Gardensee“ (Ratzeburg 1898) desselben Verfassers spielt im Bistum Ratzeburg zur Zeit des dreißigjährigen Krieges. Den getreuen Knappen und Leidensgefährten Herzog Heinrichs des Pilgers machte F. Drenkhahn, über dessen Leben genauere Nachrichten fehlen (vielleicht ist er identisch mit dem Fr. Heinr. H. Drenckhahn, der bis 1866 Lehrer an der Stadtschule in Malchin war?), zum Helden seiner historischen Erzählung „Martin Bleyer“ (Teterow 1862). „Joachim Slüter, oder: Die Einführung der Reformation in Mecklenburg“ (4 Bde., Berlin 1869) und „Herzog Wallenstein in Mecklenburg“ (4 Bde., Jena 1865) behandelte Julius v Wickede[51]), ein hervorragender und vielseitiger Schriftsteller, bedeutend namentlich als Schilderer des Kriegswesens und des Soldatenlebens; 1819 in Schwerin geboren, trat er 1836 als Kadett in ein österreichisches Regiment, 1839 in das mecklenburgische Dragonerregiment, studierte seit 1842 in München und Heidelberg Geschichte und Nationalökonomie, wurde 1848 zum zweiten Male Soldat, indem er in der schleswig-holsteinischen Armee Dienste nahm, ging nach Beendigung der Feindseligkeiten nach Frankreich und beteiligte sich in den Reihen der Chasseurs d' Afrique an einem Feldzuge gegen Beduinenstämme, war 1854—56 während des Krimkrieges Kriegsberichterstatter einer Londoner Zeitung, wurde bei Gelegenheit der Mobilmachung der deutschen Bundeskontingente 1859 in Mecklenburg zum Rittmeister und zugleich Kommandeur der Feldgensdarmerie des X. Bundesarmeekorps ernannt, schied, da es nicht zum Kriege kam, abermals aus dem Dienst und begab sich nach Italien, wo er über Garibaldi's Taten berichtete; als Kriegskorrespondent der „Kölnischen Zeitung“ war er 1864 in Schleswig-Holstein, 1866 in Böhmen, 1870/71 in Frankreich; 1875 zog er, der seit 1867 in Gotha gewohnt hatte, nach Schwerin, wo er 1896 gestorben ist. Julius Woeniger, als Pastorensohn in Roggendorf 1824 geboren, auf Schulen in Schwerin und in Berlin, wo er Architektur und Philosophie studierte, 1849 beim Bau des Schweriner Schlosses beschäftigt, dann meh-

[51]) S. über ihn B. Poten in der Allgemeinen deutschen Biographie Bd. 42 S. 318 f.

rere Jahre Hauslehrer, 1860 Dirigent einer Schule auf Poel, 1870 bis zu seinem Tode 1882 Leiter eines von ihm gegründeten Knabenpensionats in Schwerin, schrieb den von ihm so genannten „historischen Roman" „Deutschlands Kampf und Sieg" (2 Bde., Schwerin 1880), der in Wahrheit aber eine mühsam als Roman frisierte Darstellung der Taten der Mecklenburger im Kriege 1870/71 ist. Heinrich Lange, 1863 in Teschin geboren, eine Reihe von Jahren Küster und Organist in Hohenfelde bei Doberan, jetzt in gleicher Stellung in Wustrow (Fischland), hat in volkstümlichen historischen Erzählungen „Heinrich den Schwarzen, Grafen von Schwerin" (Stavenhagen 1903) behandelt und u. d. T. „Unter dem Banner des Löwen" (ebd. 1906) im wesentlichen die Kämpfe Herzog Heinrichs II des Löwen mit Rostock dargestellt.

Der bedeutendste Vertreter des vaterländischen historischen Romans aber ist Karl Beyer.[52]) Er ist 1847 in Schwerin als Sohn eines Lehrers an der Bürgerschule geboren und in engen Verhältnissen aufgewachsen. Nach dreijährigem Besuch der Bürgerschule wurde er 1856 Schüler des Schweriner Gymnasiums. Da der Vater schon 1863 starb und die Mutter nur ein dürftiges Witwengeld erhielt, sah sich der Knabe schon früh darauf angewiesen, durch Privatstunden, als Kirchensänger und durch Dienstleistungen für Andere beizutragen zu den Kosten des Haushalts. Michaelis 1866 bestand er das Abiturientenexamen, bezog die Universität Rostock, um Theologie zu studieren, und ging nach zweijährigem Studium dort auf ein Jahr nach Erlangen. Nach vollendeter Studienzeit war er Hauslehrer beim Grafen v. d. Schulenburg in Tressow, dann in Schwerin Lehrer erst an der Örtlingschen Töchterschule, darauf an der Knabenvorbereitungsschule und wurde im Herbst 1875 Pastor in Laage. Die fünfundzwanzig Jahre, die er dort zugebracht, sind ihm, wie er selbst sagt, „wie ein Füllhorn gewesen, aus dem fast jeder Tag ihm Gutes herausschüttelte". Im Jahre 1900 trat Beyer in den Ruhestand und zog nach Rostock, übersiedelte aber 1903 in seine Vaterstadt Schwerin.

Sein Pfarramt hat Beyer Zeit gelassen zu soliden historischen und kulturgeschichtlichen Studien, die er dann im Ruhestande mit Eifer fortsetzte und deren Ergebnisse u. a. in seiner „Geschichte der Stadt Laage" (veröffentlicht in den Jahrgängen 52 und 53 der „Jahrbücher des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde"), in seiner Schrift „Aus dem Studentenleben des 17. Jahrhunderts" (Schwerin 1899) und in seinen „Kulturgeschichtlichen Bildern aus Mecklenburg" (Berlin 1903) niedergelegt sind — Studien, die auch seine Romane be-

---

[52]) Über ihn handelt eingehend A. Otto, „Volksschriftsteller und Hauspoeten. Ein Beitrag zur Geschichte der volkstümlichen deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts. 2. Heft: Vier Mecklenburger" (Soest 1908) S. 2—43.

fruchtet, ja erst ermöglicht, freilich auch hie und da geschädigt haben. Denn er hat nicht immer der Versuchung widerstanden, interessante Resultate seiner Forschungen unter allen Umständen zu verwerten, selbst wenn die Gelegenheit dazu an den Haaren herbeigezogen werden mußte, und hat so manchesmal seine Romane mit kulturgeschichtlichem Material überladen, auch da, wo es die Haupthandlung gar nicht erforderte. Immerhin zeigt uns Beyers literarische Tätigkeit das wohltuende Bild eines Schriftstellers, der sich in aufsteigender Linie bewegt. Denn er war noch kein Fertiger, obwohl schon ein gereifter Mann, als er mit seinem etwas ungefügen, unausgeglichenen „Pribislav" (Leipzig 1888) die Reihe seiner Romane aus Mecklenburgs Geschichte eröffnete. Aber je weiter er vorschritt, vom 12. bis zum 17. Jahrhundert, vom „Pribislav" zu „Anastasia" (2 Bde., Leipzig 1888), „Um Pflicht und Recht" (Schwerin 1894), „Ein Neubau unter Trümmern" (ebd. 1896), „Die alte Herzogin" (ebd. 1899) bis zu seinem zurzeit letzten großen Roman „Die Nonnen von Dobbertin" (ebd. 1907), desto mehr hat sich seine Darstellungsweise abgeklärt und geläutert.

Nicht geringere Anerkennung als diese Romane verdienen Beyers Volksschriften und Erzählungen, die auch fast alle in mecklenburgischem Leben und Wesen wurzeln und in denen demgemäß auch die Mundart ihre Rolle spielt. Da ist in erster — nicht bloß zeitlich erster — Linie zu nennen die preisgekrönte Erzählung aus dem mecklenburgischen Volksleben „Grethenwäschen" (Stavenhagen 1890), der sich die umfänglichere „Geschichte vom kleinen Buckligen" (Schwerin 1898) und „Gleißendes Gold" (ebd. 1903) würdig anschließen. Eine Perle Beyer'scher Erzählungskunst ist ferner „Fräulein", zusammen mit „Durch Bruderblut", „Aus der Tiefe" und „In der letzten Stunde" veröffentlicht u. d. T. „Zu guter Letzt" (ebd. 1900). Weiter sind zu erwähnen die Erzählungen „Stane und Stine" (ebd. 1903), „Das große Kind. Tater" (ebd. 1905), die Humoresken aus dem deutsch-französischen Kriege — an dem übrigens der Verfasser nicht selbst teilgenommen hat — „Wilhelm Pickhingsts Kriegsfahrten" (ebd. 1896) und „Von Leuten, die auch mit dabei gewesen" (ebd. 1899), schließlich drei Märchen: „Der Fischer und die Meerminne" (ebd. 1898), „Die Nebelnixe" (ebd. 1905) und „Die versunkene Stadt" (abgedruckt in dem Jahrbuch „Aus Höhen und Tiefen", 7. Jahrgang, Berlin 1904).

Die guten Eigenschaften, die man den Beyer'schen Volkserzählungen nachrühmt: daß in ihnen der gesunde Odem heimatlicher Erde weht, daß sie einfach und naturwahr sind, voll gelassenen trockenen Humors, aber auch voll echter Frömmigkeit, doch ohne aufdringliche Tendenz — sie finden sich auch bei zwei älteren unserer Volksschriftsteller. Heinrich Alexander Seidel[53]) gehört mit W. O. v. Horn,

[53]) S. über ihn Otto a. a. O. S. 85 ff.

Karl Stöber, Gustav Nieritz, Otto Glaubrecht u. a. zu jener Gruppe von Erzählern, die, auf den Spuren Pestalozzi's und Jeremias Gotthelfs wandelnd, „aus warmer Liebe zum Volke ihre einfachen, schlichten Geschichten erzählen mit der offenbaren Absicht, dem arbeitenden Volke einen gemütlich-schönen christenwürdigen Feierabend zu verschaffen, ihm aber zugleich auch die Folgen eines schlechten, lasterhaften Lebenswandels vor Augen zu führen, schlimme Zeitströmungen und Verhältnisse zu beleuchten und christlich kirchlichen Geist zu verbreiten." Seidel wurde 1811 in Goldberg geboren als Sohn eines Arztes, der bald nach der Geburt des Sohnes am Lazarettfieber starb; er besuchte das Gymnasium in Schwerin, studierte seit 1830 in Rostock, dann in Berlin Theologie, wurde Hauslehrer in Dobbin und anderen Orten, 1839 Pastor in Perlin, 1851 an der Schelfkirche in Schwerin, 1856 auch Divisionsprediger, trat 1859 krankheitshalber in den Ruhestand und starb in Schwerin 1861. Seidel wurde „für Mecklenburg zu einem Bahnbrecher der so segensreichen Volksschriftensache. Um dieselbe noch mehr zu fördern, stellte er auch sein eigenes dichterisches Talent in ihren Dienst" und schrieb zunächst die „erbauliche Geschichte" von „Gottlieb Treu, dem Tagelöhner vom Bergkaten" (Hamburg 1848), die ein treffliches Bild des mecklenburgischen Landlebens zu Anfang des 19. Jahrhunderts gibt, dann den „nicht nur umfänglicheren, sondern auch stofflich reicheren und tieferen und in der Darstellung feineren und flüssigeren" „Balthasar Scharfenberg, oder ein mecklenburgisches Dorf vor 200 Jahren" (Hamburg 1851), in der dritten Auflage (1878) „Balthasar Scharfenberg, oder: Ein Reitersmann aus dem 30jährigen Kriege" betitelt, ein mustergültiges Volksbuch, das in ergreifender Weise die Not und das Elend der Menschen und die Verödung des mecklenburgischen Landes in jener Zeit schildert.

In jeder Weise erfreulich sind auch die Volkserzählungen von Ludwig Kreutzer[54]), geb. 1833 zu Dömitz, wo sein Vater Lehrer und Organist war. Nach entbehrungsvoller Jugend trat er 1855 in das Seminar zu Ludwigslust ein, wurde 1857 Lehrer in Parchim und 1862 nach Ludwigslust versetzt. Trotz seines schweren Augenleidens ließ man den trefflichen Lehrer im Amt und übertrug ihm eine leichtere Stelle in Zehlendorf, die er 27 Jahre lang innehatte; 1895 aber zwang ihn völlige Erblindung, seine Pensionierung zu erbitten. Er zog nun nach Neukalen und ist dort 1902 gestorben. Von seinen Erzählungen sind „Der Orgelpeter", „Die Tatersch" und „Alte Liebe rostet nicht" unter dem Gesamttitel „Mecklenburgische Dorfgeschichten" (3 Tle., Parchim 1865—83) erschienen, „Die Rosenmühle" und „Der kleine Samariter" in Gustav Nieritz' „Jugendbibliothek" (24. Jahrgang, 3. Bändchen, Leipzig 1863),

54) S. Otto a. a. O. S. 94 ff.

einzeln „Die Blutegelhändler“ (Wismar 1869), „Die Waldjungfer von Wildberg“ (Hamburg 1880), „Die unheilvolle Erbschaft“ (ebd. 1882), „Verborgene Wege“ (in den „Schillingsbüchern“ Nr. 24, Hamburg 1885) und sein Meisterstück „Martin der Stellmacher“ (ebd. 1886). Außerdem hat Kreutzer Jahrzehnte hindurch die Leser des sog. „Voß- und Haas-Kalenders“ durch seine hübschen Kalendergeschichten erfreut, von denen einige als „10 mecklenburgische Volkserzählungen“ (Rostock 1904) von dem Rostocker Lehrer Wilhelm Schmidt herausgegeben sind.

Das Gebiet der Volkserzählung haben mit vereinzelt gebliebenen Schriften noch einige Pastoren unserer Landeskirche betreten. Friedrich Avé-Lallemant ist freilich nur vorübergehend in Mecklenburg gewesen: er war 1807 in Lübeck geboren, hatte 1829—34 in Jena und Berlin Theologie studiert, war dann Hauslehrer gewesen, 1837 Lehrer an einer Mädchenschule in Lübeck geworden und 1843 als Pastor der deutschen Gemeinde nach Rio de Janeiro gegangen, 1849 nach Lübeck zurückgekehrt, 1857 auf seine Bitte für den mecklenburgischen Kirchendienst angenommen und Pastor in Warnemünde geworden, schied aber 1869 aus dieser Stellung wieder aus und kehrte nach Lübeck zurück, wo er 1876 starb; er hat die im 18. Jahrhundert spielende „Warnemünder Geschichte“ „Das Gesangbuch“ (Ludwigslust 1864) geschrieben. Fritz Polstorff, geb. in Güstrow als Sohn des Konsistorialrats Friedrich Polstorff (gest. 1898), 1883 Conrektor in Schwaan, 1884 Rektor in Kröpelin, dann Seminarlehrer in Lübtheen, 1887 Pastor in Basse und seit 1899 Pastor in Kritzkow und Weitendorf, veröffentlichte unter der Chiffre F. P. die Erzählung „Das Findelkind von Schönheim“ (Stavenhagen 1893). Ulrich Behm, der 1850 als Sohn des Pastors August Behm in Thelkow (seit 1857 in Lanken) geboren wurde, 1865—70 das Gymnasium in Parchim besuchte, bis 1874 in Rostock und Leipzig Theologie studierte, Hauslehrer in Rodenwalde war, 1878 Konrektor in Ludwigslust, 1879 Pastor in Pritzier, 1883 Pastor in Ivenack, 1894 Domprediger in Schwerin wurde und seit 1901 Superintendent in Parchim ist, hat unter dem Pseudonym U. Deis die Erzählung „Seine Mutter“ (Schwerin 1897) erscheinen lassen. Paul Bergenroth aus Tilsit, seit 1885 in Mecklenburg, Lehrer am Gymnasium in Schwerin, 1887 Diakonus in Parchim und seit 1894 Pastor in Dömitz, ist Verfasser einer Erzählung „Die arme Maria“ (2 Bde., Stuttgart 1903).

Behm hat „Seine Mutter“ eine „Novelle“ genannt; Bergenroths „Arme Maria“ steht auf der Grenze zwischen „Erzählung“ — so betitelt sie der Verfasser — und Roman. Zu diesen beiden Gebieten der Dichtung zurückkehrend haben wir zunächst der Novellen von David Jakob Assur zu gedenken: „Luise“ (Nordhausen 1830), „Der Privatlehrer“ (ebd. 1830), „Jom Kipur, der Versöhnungstag“ (Leipzig 1831), „Der räthselhafte Fremde, oder: Der Scheintod“ (ebd. 1844) und

der Novellensammlungen „Drillinge" (Wismar 1835) und „Sonst und jetzt" (2 Bde., Schwerin 1839—40; 2. Ausgabe u. d. T. „Novellen und Erzählungen" 1847). Als Verfasser der anonym erschienenen Erzählung „Die Geheimnisse von Schwerin" (Berlin 1844) gilt der uns schon bekannte Christian Dehn. Der bereits unter den Dramatikern erwähnte Hans Köster tritt uns auch als Novellist entgegen mit „Lieben und Leiden" (Berlin 1862) und der Novellensammlung „Erlebnisse und Gestaltungen" (2 Bde., ebd. 1872). Der gleichfalls schon genannte Julius v. Wickede schrieb „Aus dem Leben eines Touristen" (Altona 1852), „Erzählungen eines österreichischen Veteranen" (3 Bde., 2. Aufl. Stuttgart 1855), „Bilder aus dem Kriegsleben" (ebd. 1852), „Aus dem Süden" (ebd. 1853), „Preußische Husarengeschichten" (3 Bde., Leipzig 1854), „Der Sohn des Regiments" (3 Bde., Stuttgart 1855—56), „Die Soldaten Friedrichs d. Gr." (4 Bde., Leipzig 1857), „Ein deutsches Reiterleben" (3 Bde., Berlin 1861), „Der lange Isaak" (3 Bde., Jena 1863), „Kriegs- und Lagerbilder" (Leipzig 1864), „Aus dem Tagebuch eines französischen Offiziers in Mexico" (ebd. 1864), „Ein deutscher Landsknecht" (3 Bde., Jena 1864), „Ein Husarenoffizier Friedrichs d. Gr." (3 Bde., Jena 1866), „Eine deutsche Bürgerfamilie" (3 Bde., ebd. 1867), „Aus alten Tagebüchern" (3 Bde., ebd. 1868), „Ein preußischer Offizier" (3 Tle., Hannover 1872), „Kriegsbilder aus dem Jahre 1870" (ebd. 1874), gab die Memoiren eines Legitimisten von 1770—1830" (3 Bde., Potsdam 1858) und „Leben, Thaten und Abenteuer des Frhrn. Gustav v. d. Ostau" (4 Bde., Berlin 1875) heraus, verarbeitete in „Ein vielbewegtes Leben" (3 Bde., Hannover 1873) die Aufzeichnungen des russischen Obersten Friedrich Reinhardt und in „Ein deutscher Lieutenant und türkischer Hauptmann" (Berlin 1889) die Papiere eines Verstorbenen und verfaßte schließlich zwei soziale Romane aus der Gegenwart: „Was alles aus einem preußischen Lieutenant werden kann" (3 Bde., Leipzig 1878) und „Der Streber" (Breslau 1884). Einen Gegensatz zu diesen ernsthaften und soliden Werken bildet die schriftstellerische Tätigkeit des auch bereits erwähnten Burghart v. Bülow, der zwar ein paar größere Romane geschrieben („Graf Osinsky", Dresden 1886; „Die Edinghausens", Danzig 1887; „Zufall oder nicht", Leipzig 1887; „Majors Mieze", 2 Bde., ebd. 1890; „Lose verbunden", 2 Bde., ebd. 1890; „An der Spitze des Regiments", ebd. 1890; „Aus einem Lieutenantsleben", ebd. 1891; „Lenchen in der Garnison", Berlin 1892), aber überwiegend die leichte und lockere Militärhumoreske, wie sie durch Hackländer in Schwung gekommen war, gepflegt hat: er erzählt uns allgemein „Deutsche Soldatengeschichten" (Berlin 1891) und „Aus dem Militärleben" (4 Bde., Leipzig 1890—95), dann besonders „Aus der Kadettenzeit" (ebd. 1890), schildert uns wie es zugeht „Auf der Kriegsschule" (Berlin 1887), „Auf der Kriegsakademie"

(ebd. 1888), „In der Kaserne“ (Leipzig 1889), „Im Manöver“ (Berlin 1889), „Im Casino“ (ebd. 1890), „Auf dem Parkett“ (ebd. 1888), charakterisiert „Sommerleutnants“ (ebd. 1890), „Offiziersdamen“ (ebd. 1889), „Löwen in Uniform“ (Leipzig 1889), „Unsere Mutwilligen“ (Leipzig 1891), eine „Fidele Einquartierung“ (ebd. 1892), „Backfischchens Garnison-Freuden und Leiden“ (Berlin 1891) und den „Leutnant als Zugführer, Familienvater und Point“ (Leipzig 1889), beschreibt uns die Empfindungen dessen der „Drei Jahre Soldat“ (ebd. 1887) oder „Acht Wochen Reservist“ (ebd. 1890) oder „Zwölf Tage Landwehrmann“ (ebd. 1889) war, sagt uns was „Der Lederwurm“ (ebd. 1888) ist, liefert u. d. T. „Incognito“ (Berlin 1837) lose Skizzen und u. d. T. „Stylvoll, schneidig, pyramidal!“ (Leipzig 1889) Augenblicksbilder aus dem Offiziersleben usw.

Wie Wickede und Bülow vom Soldatenleben, so erzählt von den fahrenden Leuten, und zwar mit derselben Sachkunde, Karl Friedrich Kerkow, denn der, 1828 in Friedland als Sohn eines Kaufmanns und Ratsherrn geboren, anfänglich Kaufmannslehrling, dann aufs Gymnasium zurückgekehrt und nach bestandenem Abiturium zwei Jahre Studiosus der Medizin in Berlin, wurde nun Kunstzigeuner und zog unter dem Namen Alfredo mit Schauspielern, Kunstreitern, Bänkelsängern und Gauklern zunächst sechs Jahre in vieler Herren Ländern umher; dann kehrte er zwar in die Heimat zurück und nahm teil an der Bewirtschaftung der väterlichen Länderei, aber dies ertrug er nicht lange, sondern unternahm eine zweite, noch längere Kunstreise, bis er sich 1861 in Friedland wirklich zur Ruhe setzte. Er, der sich unter dem Namen C. Spielmann verbirgt, hat zwei in Mecklenburg spielende Romane („Schloß Brandt“, 2 Bde., Leipzig 1862; „Wendenburgische Junker“, 3 Bde., ebd. 1869) geschrieben, aber mit Vorliebe erzählt er von der Welt der Artisten; derartige Werke sind der Gauklerroman „Ismaël“ (2 Bde., Leipzig 1862), die bunten Skizzen, Novellen und Humoresken „Leicht geschürzt“ (6 Tle., ebd. 1863/1903), die Novellen „Aus dem Leben des Herzens“ (ebd. 1869) und „Gold oder Galeere“ (Berlin 1875), die Junggesellenplaudereien „Nach dem Diner“ (2 Bde., Altona 1874), die „Plaudereien für Boudoir und Damen-Coupé“ „Leichte Fracht“ (ebd. 1876), „Humoresken und Burlesken“ (Berlin 1875), die Bilder aus dem Zirkus „In Tricot“ (ebd. 1887; neue Folge Mülheim a. d. Ruhr 1902), die Erzählung aus der Artistenwelt „Die schöne Vella“ (Berlin 1894), die Geschichten „Artistenblut“ (ebd. 1902), der Roman „Am Bagno vorbei“ (ebd. 1904), die Erlebnisse aus den Wanderjahren eines Zirkuskünstlers „Der Kunstreiter“ (ebd. 1905) usw. Als Kochkünstler zeigt er sich in seiner kulinarischen Plauderei „Gastronomisches Allerlei“ (ebd. 1876).

Eine so ausgesprochene Eigenart wie die Werke von Julius

v. Wickede, Burghart v. Bülow und Kerkow zeigen nur wenige der Romane und Erzählungen, deren wir noch zu gedenken haben. Emil Jonas schrieb „Ein Berliner Don Juan" (Berlin 1854), die Kriminalnovelle „Ein englischer Chorinsky" (ebd. 1869) und „Die Industrieritter von London" (ebd. 1869) mit der Beigabe „Ein Freier — ein Befreier", aus dem Schwedischen entnommen. Der schon genannte Karl Friedrich v. Wickede verfaßte den Roman „Der falsche Erbe" (2 Bde., Berlin 1868), „Amerikanische Novellen" (Leipzig 1877; neue Folge ebd. 1897), die Novellen „Schattenbilder aus der Geisterwelt" (Hannover 1881), die Hexengeschichte „Das Flachsgretchen" (Oberhaufen 1879) und gab mit E. M. Vacano Stimmungsbilder u. d. T. „Eßbouquet" (Leipzig 1879) heraus. Karl v. Stein, geb. 1831 in Rostock als Sohn eines Offiziers, auf dem Gymnasium in Ratzeburg und dem Kadettenhause in Schwerin vorgebildet, 1850 mecklenburgischer Offizier, später im Zivildienst bei der Steuer- und Zollverwaltung, 1871 reaktiviert und Rat im Militärdepartement, 1882 pensioniert und seitdem in Leipzig lebend, veröffentlichte zwei Sammlungen von Novellen und Erzählungen u. d. T. „Mit der Feder für das Schwert" (Wismar 1866) und „Ebbe und Fluth" (Dresden 1868) sowie die Romane „Auch ein Offizier" (Borna u. Leipzig 1905) und „Ein Glücksflicker" (Leipzig 1906). Verfasser der beiden anonym erschienenen Bändchen mit Novellen, Skizzen und Märchen „Das Bilderbuch eines armen Studenten" (Berlin 1865) und „Wann das Heimweh kommt" (ebd. 1868) ist Hugo Gaedcke, geb. 1835 in Rostock, der seine Vorbildung auf dem Gymnasium in Rostock und auf dem Franciscum in Zerbst erhielt, 1855—58 auf Wunsch seines Vaters gegen seine Neigung die Rechte in Rostock, Tübingen und Heidelberg studierte, sich 1859 in Rostock als Kanzleiadvokat niederließ und 1875 in der Nervenheilanstalt zu Coswig starb. Friedrich Adolf Ackermann, der 1837 zu Bützow als Sohn des Kriminalrats Conrad August Ackermann geboren wurde, sich dem Buchhandel widmete und 1903 als Inhaber einer großen Kunst- und Verlagsbuchhandlung in München starb, hat unter dem Pseudonym Fritz Freese „Münchener Künstlernovellen" (München 1889), unter dem Decknamen Adolf Feldmann „Ateliergeheimnisse" (Dresden u. Wien 1891) herausgegeben. Wilhelm Mann, geb. 1843 zu Rostock, wo er als Kaufmann noch lebt, schrieb unter dem Decknamen Franz Warnow den Roman „Trinitas" (3 Bde., Dresden u. Leipzig 1887) mit den Untertiteln I. „Phöbus", II. „Jus", III. „Jupiter". Diese drei Bände bilden nach der Erklärung des Verfassers „eine in die Form der Erzählung gekleidete philosophische Trilogie. Die einzelnen Theile derselben sind in der Fabel völlig unabhängig von einander, wohl aber ein organisches Ganze. ‚Phöbus' behandelt die Beziehungen zwischen Leib und Geist; im ‚Jus'

wird zu erklären und zu schildern gesucht, wie das Streben und Ringen der Menschheit im Ideal des Rechts gipfelt; ‚Jupiter' erläutert das Pricip des Männlichen wie das des Weiblichen im Geiste, in Empfangen und Geben, in Gedanken und Phantasie. ‚Phöbus' zeichnet den jugendlichen Menschen im Kampf mit der Sinnenwelt, ‚Jus' den reifen Mann in der Arbeit am Mittag des Daseins; ‚Jupiter' beschäftigt sich mit dem Lebensabend. In dieser Trilogie sollte die Philosophie den Gedanken finden, die Dichtkunst ihn darstellen." Von Manns unter demselben Pseudonym erschienenen „Bildern aus der Gegenwart" bildet der 1. Band das Zeitbild „Chauvinismus" (ebd. 1890). Eine ganze Anzahl von Novellen, meist soziale Probleme betreffend, schrieb unter verschiedenen Decknamen Dietrich v. Oertzen[55]), der 1849 in Leppin als Sohn des damaligen Gutsbesitzers und Geh. Justizrats a. D., spätern mecklenburgischen Bundesgesandten und darauf Staatsministers Jasper v. Oertzen geboren wurde, seine Vorbildung in Frankfurt a. M., im Minter'schen Institut in Ludwigslust, auf dem Gymnasium in Lüneburg und weiter bis 1868 auf dem Gymnasium zu Wernigerode erhielt, dann zum Militär ging und als Offizier im 2. mecklenburgischen Dragonerregiment den Feldzug von 1870/71 mitmachte, kurze Zeit Landwirt war und sich schließlich der christlichen Publizistik zuwandte, u. a. 1887—95 Chefredakteur der „Mecklenburger Nachrichten" in Schwerin war und nun in Berlin-Zehlendorf lebt; unter seinem eigenen Namen erschienen die Novellen „Sidonie" und „Aus dem christlichen Hospiz" (Hagen i. W. 1903). Der schon genannte Johannes Reinke schrieb die Erzählung „Verbotene Frucht" (Stuttgart 1896). Gustav v. Buchwald, geb. 1850 in Schwerin, jetzt Vorstand des Archivs in Neustrelitz, hat die „schlaraffische Geschichte" „Der Monarchenskat" (Wiesbaden 1892) und die „geheimnisvolle Geschichte" „Die Meermaid von Amrun" (Kiel 1896) und zusammen mit seiner Gattin Ina v. Buchwald, geb. v. Schöpffer (geb. 1856 in Bützow) die kulturhistorische Erzählung „Der Heljäger von Waldbad" (2 Bde., Kiel 1888), die Erzählung „Des Weltumseglers Heimat" (Neustrelitz 1890) und die Novellen „Villa Möhl und mehr" (Strelitz 1893) verfaßt. Heinz Winter, 1852 in Wismar geboren, in Stargard lebend, lieferte für die „Frankfurter Volks-Bibliothek" kleine Erzählungen wie „Der Gewehr-Schmuggler", „Auf der Jagd nach Gold", „Der Rache Lohn" u. a. Karl Dufayel, in Neustrelitz 1856 geboren, der Postbeamter wurde und die Stelle eines Telegraphendirektors in Berlin bekleidete, als er 1906 in Bad Kissingen starb, hat heitere Postgeschichten aus alter und neuer Zeit u. d. T. „Durch Eilboten!" (Cassel 1898) sowie ein Bändchen mit Erzählungen „De

[55]) Vgl. Oertzens Selbstbiographie „Erinnerungen eines Zeitungsschreibers" in der Monatsschrift für Stadt und Land, 60. Jahrg. 1903. Januar—Juni S. 42 ff.

Heirath up Befehl und andere heitere Geschichten" (ebd. 1906) veröffentlicht. Hermann Eduard Jahn gab u. d. T. „Tambour schlag an!" (Berlin 1897) Kriegs- und Friedensbilder, in seinem „Feuer und Schwert in Süd-Afrika" (2 Tle., Berlin 1902) Episoden und Skizzen aus den Freiheitskämpfen der Buren. Adolf Hinrichsen, geb. 1859 in Bützow als Sohn des Kriminalrats Moritz Hinrichsen, der später Landgerichtsrat in Güstrow wurde, war Schüler der Gymnasien in Güstrow und in Schwerin, dann kurze Zeit Landwirt und lebt seit 1885 als Schriftsteller und als Direktor der Deutschen Frauen-Erwerb-Centrale in Berlin; er hat die Novelle „Er hat Glück" (Güstrow 1884) und eine Novellensammlung „Künstler-Liebe und -Leben" (Berlin 1885) geschrieben.

Bei dem vielseitigen Felix Frhrn. v. Stenglin, dem wir schon unter den Dramatikern begegneten, erinnern „Eine Nacht im Quartier" (Leipzig 1896), ein Kriegsbild aus dem Jahre 1870, und die Romane „Leidenschaft" (Dresden 1896), die Geschichte eines Offiziers, und „'s Re'ment" (ebd. 1902) an seine militärischen Anfänge; übrigens liegt ihm der soziale Roman besser. Nach dem Französischen des Pierre Voisin ist „Im Lande der Teutonen" (Zürich 1889) gearbeitet; Originalwerke sind: die Berliner Sittenbilder „Proletarier" (Berlin 1888), die heitere Familiengeschichte „Die Landpomeranze" (ebd. 1898), die Humoresken „In heiterer Laune" (Leipzig 1900), die Romane „Junker Hans" (Berlin 1900), „Ein Dichterling" (Stuttgart 1901), die Erzählung „Eine reiche Partie" (Berlin 1902), die kriminalistische Erzählung „Versuchung" (ebd. 1902), der Roman „Das Höchste" (Dresden 1902), die „Drei Hofgeschichten" (ebd. 1903), die „fast wahre" Geschichte „Der Synodale" (ebd. 1903), die „Geschichte einer Liebe" „Die Anderen" (ebd. 1904), der im Hinblick auf das Jahr seines Erscheinens vielfach mißverstandene Roman „Die Erbprinzessin" (Berlin 1904), der Roman „Frauchen" (Dresden 1905), die Geschichten von kleinen Leuten „Aus dem Buche des Lebens" (Berlin 1905) und der Roman „Die Korrekten" (ebd. 1906). Mit seinen „Allerlei Geschichten für kleine Leser" (Gotha 1906), „Abenteuer und Tiergeschichten" (ebd. 1897) und „Mutter, erzählen!" (Reutlingen 1907) hat Stenglin einen Abstecher nach dem Gebiete der Jugendliteratur gemacht, das sonst von unseren Schriftstellern wenig begangen worden ist; fast die einzigen Pfleger dieses Literaturzweiges sind Georg Höcker, geb. 1860 in Rostock, der auch unter den Namen P. Henkes, Emin Leonhardt, Paul Heller schreibt und dessen sehr zahlreiche Erzählungen „für die reifere Jugend", „für unsere Töchter" usw. hier aufzuzählen sich erübrigt, und Heinrich Lange, Verfasser von „Volldampf voraus" (Dresden 1903), der Erzählung „Verschlungene Wege" (Stuttgart 1903), der Bilder aus der deutschen Seekriegsgeschichte „Klar zum Gefecht" (ebd.

1905) und der Erzählung aus den Schreckenstagen von Martinique „Vom Verderben errettet" (Konstanz 1906).

Nur eine einzige Erzählung „Schwester Lies" (Leipzig 1894) unter dem Pseudonym Anselm Bastian gab Eduard Armin Steyerthal, geb. 1862 in Wickensen im Braunschweigischen, der 1890—95 Arzt in Brüel war und seitdem ärztlicher Leiter der Wasserheilanstalt Kleinen ist. Franz Ernst A. Müller, zeitweilig in Schwerin wohnhaft, hat unter dem Decknamen Franz Ernst den „Roman aus dem Leben eines Idealisten" „Bruder Frantzius" (3 Tle., Schwerin 1906) veröffentlicht. Hugo Möller, 1863 in Rostock geboren, der sich dem Buchhandel widmete und 1884 nach Amerika auswanderte, verarbeitete seine dort empfangenen Eindrücke in Novellen, die er unter dem Gesamttitel „Aus Deutsch-Amerika" (1895) erscheinen ließ. Paul Mahn aus Malchin, 1867 geboren, der das 1885 begonnene Studium der Theologie später mit literarischen, kunsthistorischen und philosophischen Studien vertauschte und seit 1891 als Schriftsteller in Berlin lebt, veröffentlichte Novellen (als „Interieurs" bezeichnet) u. d. T. „Lieben und Leben" (Berlin 1898), die Novelle „Der kranke Fritz" (ebd. 1903) und u. d. T. „Kreuzfahrt" (ebd. 1902) „Glossen an den Rand eines Lebens". Leonhard Adelt hat seine schriftstellerische Laufbahn mit einer Novelle „Werden" (Dresden 1899) begonnen, einer häßlichen Primanergeschichte, die peinliches Aufsehen erregte und den Verfasser seine Stellung in Cleve kostete. Adolf Gabert's „Der Kleine und ich" (Wismar 1903) ist eine „Studentengeschichte, wie sie ein Aktiver erzählt".

Ein großes echtes Talent von ausgeprägter Eigenart, eine geschlossene, kerngesunde Persönlichkeit tritt uns in Karl Trotsche entgegen, dessen „Wilde Rosen und Eichenbrüche" (Stuttgart 1901), unter dem Pseudonym Karl Schwerin erschienen, von der Kritik mit heller Freude begrüßt wurden. Mit diesem Buche hat der Verfasser „ein Stück echter Heimatkunst geschaffen. Ganz naiv, ohne es zu wollen, ohne an irgend welche ästhetische Regeln und Gesetze zu denken, einfach aus der Kraft und Fülle seines heimatlichen Bodens und seiner urwüchsigen Anschauung und Empfindung heraus. So ist ein ganz persönliches Buch entstanden, das nach fettig glänzender Erde, nach frisch gemähtem Heu und feuchtem Walde, nach dem Schweiß ehrlicher Arbeit, meinetwegen auch nach dampfenden Pferden riecht, nur nicht nach der fatalen papierenen Litteratur-Mache." Trotsche ist 1862 zu Kassebohm bei Rostock als Sohn eines Gutsbesitzers geboren, besuchte das Gymnasium zu Rostock, erlernte dann die Landwirtschaft und war auf verschiedenen Gütern als Wirtschafter und Inspektor tätig. Wiederholte Stellenlosigkeit und die Lust an üppigem und flottem Leben — so berichtet er selbst — hatten sein ererbtes Kapital allmählich aufgezehrt, so daß „ich mit

ca. 32 Jahren vor dem Nichts stand und das Leben sich schadenfroh anschickte, mich unter die Räder zu bringen. Na — Not lehrt beten nicht allein, sondern auch arbeiten und ringen; ich machte mich stramm, faßte das Leben an der Kehle und habe im Schweiße meines Angesichts mit ihm gerungen — die ersten Jahre in stiller Wut und mit zusammengebissenen Zähnen — nach und nach mit Lust am Kampf und an eigener Kraft. In dieser Periode sind auch die ‚Wilden Rosen und Eichenbrüche' entstanden. Der Sturm hat bei ihnen mehr Gevatter gestanden als die Sonne. Das lag in den Verhältnissen und zumteil auch wohl an mir. Es sind Bekenntnisse und Erlebnisse eines Mannes, der sich mit beiden Beinen stramm hinstellen mußte, um nicht umzufallen, der beide Arme feste zum Ringen brauchte, dessen Augen aber hell und stark in die Zukunft sahen und sehen." Trotsche administriert gegenwärtig die v. Barner'schen Fideikommißgüter Bülow und Klein-Görnow.

Seinen Erfolgen als Dramatiker hat Max Dreyer andere als Erzähler zugesellt. Unter dem Titel „Frauenwille" (Stuttgart 1892) hat er drei treffliche Novellen „Jochen Jürgens", die „Geschichte einer Denkerin" und die Junggesellentragödie „Der Hängeboden", in dem Geschichtenbuch „Lautes und Leises" (Leipzig 1899) vier Erzählungen: „Vater und Sohn", „Pastor Helms", „Eva" und „Mutter Thode" — von denen drei in Mecklenburg spielen — vereinigt. Sein „Ohm Peter" (Stuttgart u. Leipzig 1908), eine Idylle von unübertroffener Zartheit, „ist die schlichte Geschichte von einem einsamen Manne, der sich, müde der lauten Welt und von ihrem Treiben enttäuscht, in die Stille eines rügenschen Fischerdorfes zurückgezogen hat und der nun dort unverhofft erleben muß, wie sein Herz noch einmal zu sprechen beginnt. Ein halbes Kind noch ist es, die diesen späten Frühling seines Herzens erweckt, eine junge Verwandte, die er zu sich genommen hat. ‚Vielleicht' — hatte derjenige, die ihm das Kind brachte, zu ihm gesagt — ‚führt das Kind Sie dahin, wo das Beste von Ihnen verborgen liegt, und Sie finden sich selbst und finden den Weg, den alle menschliche Kreatur gehen muß! Den Weg in die Höhe!' Aus dem Kinde wird unversehens ein junges Weib, in dem sich die kindliche Zuneigung und der unbegrenzte Respekt vor dem Ohm allmählich in eine schamvolle und kaum ihrer selbst bewußte Liebe gewandelt haben. Im rechten Augenblick, ehe die Idylle zur Tragödie wird, besinnt sich Ohm Peter und löst mit freiem Mannesentschluß die Bande, ehe sie unlöslich werden. Das Schlußbild, wie der einsame Mann wieder in sein Blockhaus zurückkehrt, prägt sich nachhaltig ein."

Von Erzählern, die nur vorübergehend in Mecklenburg lebten, seien noch genannt Johann Heinrich Sievers, in Lübeck 1811 geboren, 1844—52 in Wismar wohnhaft, dessen tscherkessische Novelle „Wladyslav und Dissepli" (Leipzig 1846) in seine mecklenburgische Zeit fällt, und der schon erwähnte Cäsar Wilhelm Stuhlmann

mit seiner um das Jahr 1848 herum spielenden „neuen mecklenburgischen Ritter- und Dorfgeschichte" „Burg Plümeran" (2 Bde., Berlin 1862), die anonym erschien, und seinen „Erzählungen aus Norddeutschland" (Bd. I. Rostock 1867; Bd. II. Wismar, Rostock u. Ludwigslust 1871).

An das Ende dieses Abschnittes setzen wir der Besten einen, Heinrich Seidel[56]), der als ältestes Kind des uns bekannten Heinrich Alexander Seidel am 25. Juni 1842 im Berliner Pfarrhause zur Welt kam. Über die ersten Jahrzehnte seiner „mehr als einfachen Lebensschicksale" hat uns Seidel in seinem anmutigen Buche „Von Berlin nach Berlin" berichtet. Da erzählt er zunächst von dem ungetrübten Glück seiner ersten Lebensjahre in Berlin, einem „richtigen Kinderparadies", von dem geräumigen Hause und dem „sehr großen Garten mit unzähligen Obstbäumen und Beerensträuchern", von den „vielen Lauben und dichten Gebüschen, in denen man einsam hausen und Robinson und Einsiedler spielen konnte", von dem Kirchhof, der wie eine Fortsetzung des Gartens war, und wie er gern zwischen den verwilderten Gräbern und unter den riesigen Linden an seinem Eingang spielte, auch gar oft auf den alten grau bemoosten Glockenstuhl neben der Kirche stieg, um die Glocken zu bewundern, die für ihn etwas von lebenden Wesen hatten; und weiter von der kleinen Landkirche, „aus Findlingsblöcken und Ziegeln von großem Format erbaut", und wie „an den gotischen Fenstern ihres Chores Hunderte von Schwalben nisteten, deren kugelige Nester die Linien der Architektur begleiteten". Auch als der zu einsiedlerischem, träumerischem Wesen neigende Knabe aufwuchs, behielt der Kirchhof seine Bedeutung für ihn und blieb der Schauplatz seiner stillen Freuden, nur daß er dort nun nicht mehr spielte, denn inzwischen hatte er lesen gelernt und las leidenschaftlich gern, lauter gute Bücher, die der verständige Vater für ihn ausgewählt hatte, und so streckte er sich zwischen den Gräbern nieder und las und las, vom Sonnenglanz umspielt, von Blumen umduftet und von allerlei Getier umgeben. In dem schönen Gedicht „Das Lesen" ruft sich Seidel sehnsuchtsvoll solche Stunden in die Erinnerung zurück:

Du Kirchlein grau, aus Feldstein aufgebaut,
Von tausend leichten Schwalben froh umschwirrt,
Du Kirchhof grün mit den zerfallnen Hügeln
Und deiner Linden hold vertrautem Rauschen,
Ich kenn' dich wohl, und oft zur Abendzeit,

---

[56]) „Gesammelte Schriften." 20 Bde. Stuttgart u. Berlin. Vgl. Otto a. a. O. 45 ff. A. Biese, „Fritz Reuter, Heinrich Seidel und der Humor in der neueren deutschen Dichtung." (Deutsche Schriften für Litteratur und Kunst. 1. Reihe Heft 5.) Kiel und Leipzig 1891. — Karl Berger, „Heinrich Seidel" (Das litterarische Echo. III Jahr, Nr. 4. November 1900). — Erich Schmidt, „Heinrich Seidel. Ein Gedenkblatt". (Die Woche 1907 Heft 12 S. 492 ff.)

Wenn eine Stille wird in meinem Herzen,
Und manch Erinnern durch die Seele geht,
Tauchst du empor, du Spielplatz meiner Kindheit!
Wie oft mit einem neuen Buch voll Märchen,
Das mir ein Goldschatz deuchte wonniglich,
Im Schatten lag ich lesend unter Gräbern.
Ringsum der Sommertag — der wußte nichts
Von Tod und Sterben — Blumen ließ er blühn,
Und Vogelsang war seine luft'ge Stimme!
Der wußte nichts von Mären und Geschichten:
„Die Welt ist schön!" das war sein ein und alles.
Er neckte mich, der lustige Geselle!
Er schickte seinen Sonnenschein ins Kraut,
Der klopfte mit dem leichten Strahlenfinger
Alljegliches Getier heraus, das lustig
Sein Wesen treibt im wohldurchsonnten Gras . . . .
. . . . . Es kam der Wind,
Der Sommerwind, der duftgetränkte, lose
Und blättert um verschmitzt das Buch, allein
Es ließ mich nicht — im Zauberbann befangen
Phantastischer Gebilde — las ich fort.
Ich sah nur ihn, den tapfern Königssohn,
Ich sah nur sie, die strahlende Prinzessin,
Ich litt sie all, die unerhörten Leiden,
Ich kämpfte all die fürchterlichen Kämpfe.
Es ließ mich nicht das Buch, bis ich's bezwungen.
Und wie im Traume ging ich dann einher
Und sah die Welt durch einen Nebelschleier
Und trug das Haupt voll lichter Phantasieen
Und heitrer Wunder. — Einmal nur, ach einmal,
So denk' ich oft, wenn müde und verdrossen
Mein Auge jetzt durch Bücherzeilen schweift,
Und all die kleinen Teufel kritisch meckern,
Ach einmal noch möcht' ich so lesen können,
Wie damals in der gläub'gen Kinderzeit!

Und auf denselben Grundton der Sehnsucht und der Erinnerung gestimmt ist das Lied „Die Schwalben":

Hold Erinnern schwebt mir vor,
Wie um Fensterbogen
An dem alten Kirchenchor
Tausend Schwalben flogen.

Schwalben rings ohn' Unterlaß
In den Lüften wiegend,
Wo ich schöne Märchen las
Zwischen Gräbern liegend.

Jene grüne Einsamkeit
Ist schon lang versunken,
Wo ich in der Kinderzeit
Poesie getrunken.

Doch wenn heut die Schwalben schrein,
Die im Licht sich schwenken,
Meiner Kindheit Morgenschein
Muß ich still gedenken.

Denn die Sehnsucht dauert fort
Nach der Jugend Räumen,
Und noch immer wandl' ich dort
Nachts in meinen Träumen.

Die Berliner Idylle fand ihren Abschluß dadurch, daß Seidels Vater 1852 als Pastor an die Nikolaikirche in Schwerin berufen wurde. Hier kam der Knabe zunächst in die erste Klasse einer Vorbereitungsschule für das Gymnasium; das ihm noch anhaftende träumerische versonnene Wesen trug ihm bei seinen Mitschülern die Spitznamen „Drömer" oder „Slapmütz" ein. Das besserte sich, als Seidel im Alter von 11 Jahren das Gymnasium bezog, zu dessen besseren Schülern — im Sinne der Lehrer gesprochen — er aber nie gehört hat. „Für das Lernen in der Schule," sagt er selbst, „habe ich in meinem ganzen Leben kein Talent gehabt . . . . Zwar gab es Fächer, in denen ich etwas leistete, wie Deutsch, Mathematik, Geographie und alles was mit Naturwissenschaften im Zusammenhang stand, allein das hatte damals gar nichts zu bedeuten und kam gegen die alten Sprachen überhaupt nicht in Betracht. Wer sein lateinisches Exerzitium ohne Fehler machte, seine unregelmäßigen Verba am Schnürchen hatte und im Griechischen etwas leistete, der konnte in den übrigen Fächern so mäßig sein, wie er wollte und ein Deutsch schreiben wie ein Hausknecht, darauf kam es gar nicht an. So nützte es mir denn auch nicht das Geringste, daß ich im deutschen Aufsatz stets einer der besten war." In den Hauptfächern aber muß es wohl gehapert haben, denn als Seidel noch nicht lange in der Tertia saß, kam der Tag, wo seinem Vater mitgeteilt wurde, „er solle seinen Sohn lieber freiwillig von der Schule nehmen, es würde doch nichts mit ihm." So galt es also einen Beruf ausfindig zu machen; daß Seidel sich dafür entschied „Maschinenbauer" zu werden, erregte große Verwunderung, denn der Maschinenbau war damals in dem fast industrielosen Mecklenburg ein noch ganz ungebräuchliches Fach.

Um Ostern 1859 trat Seidel auf ein Jahr als Lehrling in die Schweriner Lokomotiv-Reparaturwerkstätte ein, um die praktischen Arbeiten seines zukünftigen Berufes kennen zu lernen. „Dort habe ich", meint er, „nicht viel gelernt und durch das, was meine ungeschickten Hände verdarben, wohl mehr Schaden als Nutzen gestiftet. Nur in der Formerei ging es besser, weil mir diese Art Arbeit sehr gefiel." Nach Beendigung dieser Lehrzeit vervollkommnete er sich durch Privatunterricht in der Mathematik und im Herbst 1860 bezog er das Polytechnikum in Hannover. Das winzige Stübchen in der Ägidienvorstadt, das Freunde schon für ihn besorgt hatten, hat Seidel in seinem „Leberecht Hühnchen" als dessen Wohnung geschildert; auch hat er uns erzählt, wie eine Anzahl am Polytechnikum studierender Mecklenburger sich zusammenfand und mit Angehörigen anderer Landesteile eine sogenannte farbentragende Blase gründete, die sich „Obotritia" nannte und sich zu Anfang 1861 als Landsmannschaft auftat und die mecklenburgischen Farben wählte, wie er zu deren Stiftern gehörte und noch im Gründungsmonat die Waffen der neuen Verbindung einweihte. Von seinen Verbindungsbrüdern stand seinem Herzen besonders nahe Karl Hohn, ein mecklenburgischer Küstersohn, das Urbild zu Seidels Lebrecht Hühnchen.

Während Seidels Studienzeit starb sein Vater. Seine Mutter sah nach Ablauf des Gnadenjahres ihre Einnahmen stark eingeschränkt und so wurde im Familienrate beschlossen, den Sohn, der in Hannover ziemlich viel verbrauchte, von dort zurückzuberufen und zum Wiedereintritt in eine Fabrik zu bewegen. So wurde er denn zu Ostern 1862 „eingeheimst" und trat als Lehrling in die kleine Kähler'sche Maschinenfabrik in Güstrow ein. „Ich fand mich" — berichtet er — „leichter als man denken sollte in diesen Sturz von der Höhe eines freien Burschen zu dem Stande eines Fabrikarbeiters, weil ich stets die Gabe besessen habe, mich in das Unvermeidliche ohne Murren zu fügen, denn:

Was man nicht ändern kann,
Wie es auch zwickt . . .
Der ist am besten dran,
Der sich drein schickt!"

In Güstrow gab es damals zwei Maschinenfabriken, „eine größere neue, die sich auf alles Mögliche einließ, und eine ältere kleine, die noch von dem berühmten Alban, dem Erfinder des oszillierenden Dampfzylinders und des nach ihm benannten Kessels eingerichtet worden war, jetzt aber einem Herrn Kähler gehörte und hauptsächlich landwirtschaftliche Maschinen und Teile für Mühlen baute. Die Arbeiten dieser Fabrik genossen bei den Landleuten großes Ansehen, denn sie waren ungemein solide und es ging die Sage, sie wären gar nicht kaput zu kriegen . . . Ich wohnte ganz in der Nähe, in einem kleinen Gasthofe, wo ich eine nicht

heizbare geweißte Kammer innehatte, die außer dem Bette nur die allernotwendigsten Möbel enthielt. Wollte ich an Winterabenden mich eines warmen Zimmers erfreuen, so mußte ich mich unten in dem Gastzimmer aufhalten, das übrigens seinen Namen umsonst führte, denn es waren niemals Gäste darin, und es diente der Familie des Wirtes, die aus Mann, Frau und einer erwachsenen Tochter bestand, als Wohnstube. Außerdem gehörten zum Hause ein Dienstmädchen, ein Knecht, das nötige Vieh, ein alter fetter Teckel und ein Kanarienvogel, der die seltsame Eigenschaft besaß, sofort ohnmächtig von der Stange zu fallen, wenn man ihn von seinem gewohnten Platze über der Tür fortnahm. Wenn in diesem Hause mal jemand logierte oder in die Gaststube irgend ein unwissender Fremdling einkehrte, der sich durch das Wirtshausschild dazu hatte verleiten lassen, so war das immer eine aufregende Geschichte. Auch lag den Leuten gar nichts daran, denn sie waren sehr bequem und in ihrer Weise wohlhabend; außerdem gehörte zu dem Gasthause eine einträgliche kleine Landwirtschaft. Nur zu den Zeiten der Märkte kehrten dort seit alter Zeit eine Menge Viehhändler ein; dann war das ganze Haus gefüllt mit behäbigen Roßtäuschern, und es wurde eine Masse von Fischen verzehrt, auf deren Bereitung die Hausfrau sich gut verstand. Danach trat immer wieder eine oft monatelange Stille ein, und wenn dann, wie es öfter geschah, die Damen abends ausgegangen waren, saß ich unten bei dem kleinen rundlichen Wirte und erheiterte ihn durch Mitteilungen aus dem reichen Schatze meiner Erfahrung. Denn in seinen Augen war ich ein weitgereister Mann und hatte ein gutes Stück von der Welt gesehen. Fühlte er sich dann ganz besonders erheitert, so erhob er sich wohl schwerfällig und ging langsam an den Schrank, wo seine Flaschen standen, und sagte mit einem Tone herablassender Freundlichkeit: ‚Herr Seidel, will'n S'n lütten Rum drinken?' Dies war das Zeichen seiner höchsten Anerkennung, und noch immer bin ich stolz darauf, daß es mir an einem Abend gelang, ihn durch allerlei Erzählungen aus meiner Studienzeit so zu erheitern, daß seine Seele schmolz und er sich zum zweiten Mal erhob und schmunzelnd fragte: ‚Herr Seidel, will'n S' n o ch ' n lütten Rum drinken?' Ich machte mir zwar gar nichts aus diesem Getränk, aber einen solchen höchsten Gnadenbeweis auszuschlagen, das ging doch auch nicht."

Zwei Jahre hat Seidel in dieser Fabrik gearbeitet, anfänglich für einen Tagelohn von fünfzig Pfennigen; dann brachte er es dahin, in der Woche drei Taler zu verdienen. Sein bisheriges Quartier verließ er, als auch Karl Hohn nach Güstrow kam, und zwar an das technische Bureau der anderen Fabrik, und wohnte mit ihm bei einer Wittwe, „die früher bessere Tage gekannt hatte und sich nun durch Waschen von feiner Wäsche und dadurch durchbrachte, daß sie junge Leute in Kost und Wohnung nahm. . . . Bei dieser Frau führten wir das lustigste Leben von

der Welt. Ich habe dort mit allen möglichen Leuten zusammengewohnt, mit Photographen, Buchdruckern, Schmiede- und Zimmergesellen, und es waren die nettesten Leute darunter." Als dann Hohn Güstrow verließ, gelang es Seidel an seiner Stelle auf dem Konstruktionsbureau der jüngeren Fabrik als Zeichner anzukommen, freilich mit dem außerordentlichen Anfangsgehalt von zehn Talern monatlich — „da ich noch gar nichts konnte", gesteht er selbst. Aber er fügt hinzu: „nun ging es reißend schnell vorwärts, so daß ich nach anderthalb Jahren selbständig arbeitete und mein Gehalt auf dreißig Taler monatlich gestiegen war. Es zeigte sich hier schon die Erscheinung, daß es mir stets besser gelang, von der praktischen Aufgabe zu lernen, als in einer Schule. Ich möchte sagen, es giebt geborene Autodidakten, die nur richtig gedeihen, wenn sie ihren Weg allein gehen und deren bester Lehrer das Leben ist."

Viereinhalb Jahr hat Seidel in Güstrow gelebt; dann begab er sich im Herbst 1866 nach Berlin, um auf der Gewerbeakademie noch einige Jahre zu studieren. Damals gefiel ihm Berlin sehr wenig, auch fühlte er sich zuerst recht einsam. Das besserte sich aber schon nach dem ersten Vierteljahr, als er mehr Bekannte gewonnen hatte. Im zweiten Jahr seines Berliner Aufenthaltes wurde er an Friedrich Eggers empfohlen, der sich wie seiner anderen Landsleute auch Seidels annahm und ihn in den „Tunnel über der Spree" einführte, den bekannten literarischen Sonntagsverein, der „damals schon im Niedergang begriffen war und den nur noch ein Abglanz seiner einstigen Bedeutung schmückte wie ein Abendrot vergangener schönerer Zeit". In diesem Verein fühlte sich Seidel so wohl, daß er sich bald zur Aufnahme meldete und dann unter dem Namen „Frauenlob" eines der fleißigsten Mitglieder wurde. Er bekennt, in formeller Hinsicht sehr viel im Tunnel gelernt zu haben.

Im Herbst 1868 verließ Seidel die Gewerbeakademie und trat in die Wöhlertsche Fabrik ein; anderthalb Jahre später nahm er eine Stelle beim Neubau der Potsdamer Bahn an. „In diesen und den folgenden Zeiten" — erzählt er — „führte ich ein sonderbares Doppelleben, denn ich war ängstlich bemüht, meine praktische Berufstätigkeit und meine poetischen Liebhabereien scharf auseinander zu halten. Ich habe jahrelang mit Leuten auf einem Bureau zusammen gearbeitet, ohne daß diese eine Ahnung davon hatten, daß meine Mußezeit von ganz anderen Interessen ausgefüllt wurde."

Bei Wöhlert hatte Seidel im Lokomotivbau gearbeitet; bei der Potsdamer Bahn sollte er außer mit der Anlage der hydraulischen Hebevorrichtungen sich auch mit Dach- und Brückenkonstruktionen beschäftigen — ein Fach, von dem er auch nicht das Allergeringste zu verstehen glaubte. „Zu Anfang" — so bekennt er — „verzagte ich fast und war schon kurz davor, die Stelle wieder aufzugeben, da ich mich ihr nicht gewachsen fühlte, doch allmählich unter der angestrengtesten Arbeit und

nach einigen schlaflosen Nächten fing ich an klarer zu sehen und arbeitete mich in das neue, mir ganz fremde Gebiet ein. Das Beste lernt man eben vor den Aufgaben, die einem gestellt werden. Ich hatte das Glück, daß unter diesen sich neue und anregende befanden . . . . Später, als ich im Jahre 1872 auf das Neubau-Bureau der Berlin-Anhalter Bahn übersiedelte, begünstigte mich das Glück noch mehr, und ich erhielt eine Aufgabe, die in dieser Ausdehnung auf dem ganzen Kontinent noch nicht vorgekommen war, nämlich die Konstruktion des eisernen Daches der mächtigen Ankunftshalle . . . . Außer vielen anderen Dächern und Brücken entwarf ich dort auch die Anlage der hydraulischen Hebevorrichtung für den Anhalter Bahnhof . . . und machte privatim für die Stadtbahn ein Projekt für die Anlage ihrer hydraulischen Gepäckaufzüge."

Im Jahre 1880 gingen die Arbeiten bei der Anhalter Bahn zu Ende. Aufgaben von ähnlicher Art fand Seidel in Berlin, das er auf keinen Fall verlassen wollte, nicht, und so gab er seine Stellung auf, um sich fortan ausschließlich dichterischen Arbeiten zu widmen. Als ihm schließlich Berlin doch zu laut wurde, übersiedelte er nach Groß-Lichterfelde, wo er auch der Natur näher war. Dort ist er am 17. November 1906 gestorben.

Seidel bekennt, daß ihm im Beginn seiner schriftstellerischen Laufbahn „Täuschungen und Widerwärtigkeiten, Gleichgültigkeit und Ablehnung in reichem Maße zuteil geworden" seien und daß sein Verleger mancherlei Verluste zu buchen gehabt habe. Später konnte er mit Befriedigung feststellen, „daß überall in Deutschland und auch in Amerika, ja überall, wo Deutsche in Mehrheit beisammen wohnen, zahlreiche Freunde und Gönner seiner Schriften entstanden seien". Sein erstes Märchen, ein „Sommermärchen", schrieb er 1864 in Güstrow und schickte es an die in Hamburg erscheinenden „Jahreszeiten"; Ende Juni 1865 stand er der „berauschenden Tatsache" gegenüber, daß das Märchen wirklich und wahrhaftig gedruckt war. „Solche Empfindung" — sagt er — „ist bekanntlich nur mit der ersten Liebe zu vergleichen. Das vergilbte alte löschpapierne Blatt besitze ich noch, und wenn ich es heute betrachte, so erinnere ich mich mit einer gewissen Wehmut des unbeschreiblichen Wonnegefühls, das diese bedruckten Seiten in mir erzeugten, als ich sie zum ersten Male erblickte." Im Buchhandel erschien von Seidels Schriften zuerst „Der Rosenkönig" (Berlin 1871), eine Novelle in Tagebuchform, bei deren Niederschreiben ihm immer die Rosenpracht im Garten seines Nachbars in Schwerin, des Advokaten Reimkasten, vorgeschwebt hat. Von seinen Erzählungen folgten dann u. d. T. „Fliegender Sommer" (Breslau 1873) die ersten der Märchen — „Phantasiestücke" nennt sie ihr Verfasser —, die Seidel so gern und so gut erzählt; eine stattliche Reihe derselben findet sich in den „Gesammelten Schriften"

zerstreut und ist schließlich in einer Gesamtausgabe („Phantasiestücke", Stuttgart u. Berlin 1903) vereinigt. Dann kamen die Erstlinge der Geschichten „Aus der Heimath" (Breslau 1874), denen sich „neue Geschichten aus der Heimath" u. d. T. „Die goldene Zeit" (Leipzig 1888) und weitere Heimatgeschichten anschlossen, die in ihrer Gesamtheit zwei stattliche Bände füllen (Stuttgart u. Berlin 1902). Seidel hat sich allezeit eine tiefe Liebe zu seiner mecklenburgischen Heimat bewahrt. „Wo eines Menschen Wiege stand" — heißt es im Vorwort zu „Aus der Heimat" —, „wo er die Zeit des reinsten Glückes, die Zeit seiner Jugend verlebte, dahin sehnt sich seine Seele alle Zeit zurück, denn es schwebt ein Zauber der Erinnerung über jenen Fluren, der nie vergeht. Keinen Fleck giebt es auf der weiten Erde, und wäre er noch so öde und unwirthbar, daß er nicht dem, der dort geboren und aufgewachsen ist, hold und liebenswert erschiene, und ich sollte Dein vergessen, mein Heimathland, das Du so schön bist im Schmuck der blauen Seen und der hochragenden Buchenwälder? — Ach gar oft habe ich Dein gedacht, wenn in dem großen steinernen Häuserwalde der Hauptstadt mir das Herz in der Brust fast verschmachtet war, und so aus Erinnerung und Sehnsucht webte sich der größere Theil der Bilder, welche ich auf diesen Blättern zu zeichnen versucht habe."

Eine dritte Gruppe von Erzählungen sind die als „humoristische Studien" bezeichneten „Vorstadtgeschichten" (Berlin 1880) und „Der Vorstadtgeschichten zweiter Band" (Leipzig 1888). Diese „Erzählungen und Skizzen tragen ihren gemeinsamen Titel aus drei Gründen. Zum Ersten, weil der Schauplatz der Handlung immer die Vorstadt ist, zum zweiten, weil sie alle in der Vorstadt geschrieben sind, und zum Dritten, weil sie nichts weiter bedeuten wollen, als Studien und Versuche, welche sich zu wirklichen literarischen Thaten verhalten, wie die Vorstädte zu der eigentlichen Stadt, darin der Kern des Lebens seine Wohnung hat." Ein Bewohner der Vorstadt ist auch Leberecht Hühnchen. Dieser „kleingroße Lebenskünstler" Leberecht Hühnchen, die köstlichste Gestalt, die aus Seidels Poetenstube gewandert ist und die ihren Schöpfer lange überdauern wird, tauchte zuerst auf in der Sammlung „Jorinde und andere Geschichten" (Leipzig 1882); dann erfuhren wir „Neues von Leberecht Hühnchen und anderen Sonderlingen", sahen darauf „Leberecht Hühnchen als Großvater" (ebd. 1890) und nun liegt alles, was diesen Urenkel von Jean Pauls Schulmeisterlein Wuz anlangt, in einer Gesamtausgabe „Leberecht Hühnchen" (4. Aufl., Stuttgart u. Berlin 1907) vor. „Welche Fülle des reinsten Humors" — sagt Erich Schmidt — „umgibt diesen Leberecht Hühnchen, der mit unschuldiger Selbstpersiflage Räusche der Einbildungskraft feiert und bei allen ans Enge und Dürftige schrankenlos geknüpften Hyperbeln, auch im ‚Indianertanz' seiner Verzückung die sichere Heiterkeit seiner Lebensführung und die Zartheit des

Herzens sacht erblühen läßt! Gesegnet sind die Stunden, die uns in seine Stadtwohnung zu der kleinen Frau mit dem schiefen Wuchs und zu dem holden Schlafgesindel entrücken; dann auf die Weinlese in der Steglitzer Miniaturvilla; an den Christbaum, dessen Glanz auch den trefflichen Major mit seinen pointenlosen Geschichten und des angejahrte Fräulein mit der adligen Vergangenheit beleuchtet; hinaus nach Tegel, wo Dr. Havelmüller Wunder übt und Frida Hühnchens Hochzeitsreise das Ziel findet; endlich Leberechts Großvatertage voll Lust und Schmerz und Trost."

Leberecht Hühnchen bedeutet die Blüte von Seidels Erzählungskunst, die man treffend als „idyllische Kleinkunst" charakterisiert hat. Was er seitdem noch schuf, steht hinter dem Hühnchen nicht unerheblich zurück. Das gilt namentlich von seinem Reinhard Flemming, dessen „Abenteuer zu Wasser und zu Lande" er in drei Bänden berichtet hat. Diese Figur ist ihm sehr ans Herz gewachsen — mit gutem Grunde, denn Reinhard Flemming ist offenbar Heinrich Seidel selbst; unter Flemmings Maske erzählt er mit viel Wahrheit aber noch viel mehr Dichtung, wohl nicht unbeeinflußt von den amerikanischen Humoristen, von seiner eigenen Jugend, in viel gutem Plattdeutsch und weniger gutem Missingsch. Und wenn Seidels Sohn in der Vorbemerkung zum 20. Bande sagt, daß im Reinhard Flemming der Plan seines Vaters, „in einer Erzählung ein umfassendes Bild niederdeutschen Lebens und niederdeutscher Landschaft zu zeichnen," Gestalt gewonnen habe, so kann man das hinsichtlich der Landschaft vielleicht zugeben, wird aber im übrigen betonen müssen, daß das niederdeutsche Leben unendlich viel mannigfaltiger ist als es sich in dieser Geschichte, in der Knaben die Hauptrolle spielen, darstellt.

Der „Meister der Kleinkunst" Seidel ist nicht selten der Gefahr unterlegen, sich in Kleinigkeiten zu verlieren. Seine „Skizzen und Skizzchen, wenn auch ein Abglanz von Humor über sie ergossen war", wollen zumteil recht wenig besagen; man fand in ihnen eine bedenkliche „Andacht zum Unbedeutenden". Seidel selbst hat einiges darunter als „leichte Waare" bezeichnet und im Vorwort zu seinen „Kinkerlitzchen" mit guter Laune erzählt, daß sein Verleger gegen die Veröffentlichung dieser kleinen Scherze gewesen sei. Aber trotz solcher Schwächen ist Seidel zu einem Liebling des deutschen Volkes geworden. Was uns bei ihm so angenehm erscheint, das ist — Seidel selbst hat einmal diesen Ausdruck auf ein Dorfhäuschen angewandt — „die Vollendung in der Beschränktheit". „Er hatte" — um nochmals mit Erich Schmidt zu reden — „viel, nicht vielerlei Flachs auf der Kunkel, den er langsam und gewissenhaft abspann. Auch seine Poesie ging nicht nach Brot, sondern nach Licht, himmlischem und irdischem. So danken wir ihm, der bei verschwiegenen Sorgen ein liebreicher Wohltäter war, Helle und Wärme im nächsten

Bezirk wie auf weiten Phantasieflügen. Er hat uns Frieden, Freude, Behagen aus voller Hand beschert. Er ist in der deutschen Dichtung ein idyllischer Sämann, wie er in Wirklichkeit als launiger ‚Florafälscher' den Samen des anspruchslosen Zimbelkrauts, das von der Luft lebt und jedes Jahr reich ausschlägt, berlinischen Mauerritzen einbettete und die zierlichen, blühenden Ranken mitten im Großbetriebe heimisch machte. Das bleibt sein Symbol; hat er doch selbst gewünscht: ‚Und der, der seinen Samen streute, möchte gern eine kleine grüne Spur hinterlassen auf dieser Erde.'"

Seidels Beliebtheit beruht wesentlich auf seinen prosaischen Dichtungen; daß er auch ein tiefer und formgewandter Lyriker ist, hat man vielfach übersehen. Seine Gedichte, die als „Blätter im Winde" (Berlin 1872), und als „Winterfliegen" (ebd. 1880), dann gesammelt als „Glockenspiel" (Leipzig 1889), weiterhin als „Neues Glockenspiel" (ebd. 1893) und schließlich in Gesamtausgabe als „Gedichte" (Stuttgart u. Berlin 1903) erschienen, weisen gar mancherlei Anempfundenes auf: Großvater mancher Lieder ist Uhland, bei anderen haben Reinick, Storm u. a. Gevatter gestanden, ja sogar bei Wilhelm Busch ist Seidel nicht ohne Erfolg in die Schule gegangen; aber es bleibt doch genug, was ihm selbst gehört. Und er hat viele Töne auf seiner Leier: neben Liedern und Idyllen finden wir Nachdenkliches und Beschauliches, bei Geschichten Mären und Schwänken stehen Fabeln Satiren und Sinnsprüche, Gelegenheitsgedichte und Tafellieder fehlen nicht, wir begegnen auch plattdeutschen Läuschen; zarte Liebeslieder und herzbewegliche Stücke, wie das volkstümlich gewordene „Die Musik der armen Leute", wechseln mit Sachen von unwiderstehlicher Komik wie „Eiersegen", auch die Satire kommt zu ihrem Recht in den Gedichten, die Seidel unter dem Namen Johannes Köhnke zu dem von Hunold Müller von der Havel herausgegebenen „Aeolsharfen-Kalender" beigesteuert hat, damals „als einige wenig oder nichts könnende Schreier unter den Jüngsten sich so fürchterlich erdreisteten". Wohl hauptsächlich mit Bezug auf diese Sachen richtet der Dichter selbst „an den Leser zum Schluß" die Bitte:

Nimm auch die derben Scherze auf mit Milde,
Ich gab mich ganz . . . . —
Auch dieser Zug gehört zu meinem Bilde!

Zu Seidels Bilde gehören schließlich auch die reizenden „Kinderlieder und Geschichten" (Stuttgart 1903) und die niedlichen Verse zu Heinrich Brauns u. a. Schwarzbilder-Büchern „Ernst und Scherz" und „Allerlei" (Berlin 1884).

Die religiöse Dichtung ist auch in unserem Zeitraum wenig gepflegt worden. Ihre Vertreter sind fast ausschließlich Geistliche und Frauen.

Karl Grimm, geb. 1795 als Pastorensohn in Lübtheen, der, auf dem Gymnasium zu Salzwedel vorgebildet, seit 1814 in Rostock und Leipzig Theologie studierte, dann Hauslehrer und Privatlehrer war, 1831 Pastor in Groß-Laasch wurde, 1876 in den Ruhestand trat und 1883 in Schwerin starb, hat „Geistliche Lieder zur Erbauung" (Wismar 1843; 2. Aufl., 2 Bde., Schwerin 1851) gedichtet. Ludwig Koch, gleichfalls Sohn eines Geistlichen, 1796 in Gammelin geboren, Schüler des Schweriner Gymnasiums, seit 1817 Studiosus der Theologie in Rostock, wo er 1823 Pastor an St. Nicolai wurde und 1874 starb, verfaßte „Gesänge zur öffentlichen Weihe junger Christen" (Rostock 1850). Johann Heinrich v. d. Wettern aus Boizenburg, 1803 als Sohn eines Färbers geboren, ebenfalls Schüler des Gymnasiums in Schwerin und Student der Theologie in Rostock, dann Hauslehrer erst in Brock, dann in Schwanheide, wurde geisteskrank und starb im elterlichen Hause 1840; nach seinem Tode erschienen seine „Geistlichen Oden und Lieder" (Boizenburg 1840). „Theologische Sonette" gab 1843 Franz Frölich heraus, der 1810 zu Güstrow als Sohn eines Kaufmanns geboren war, 1838 Pastor in Penzlin wurde, nach seiner Emeritierung 1864 nach Neubrandenburg zog und dort 1893 starb. Ein hervorragender Dichter war der uns schon als trefflicher Volksschriftsteller bekannte Heinrich Alexander Seidel, der zwei Sammlungen geistlicher Gedichte u. d. T. „Kreuz und Harfe" (Schwerin u. Rostock 1839 und 1857), Zeitgedichte u. d. T. „Aus der Kirche" (Parchim u. Ludwigslust 1845), „Geistliche Dichtungen" (Rostock 1847), das geistliche Epos „Paulus" (Schwerin u. Rostock 1845) und die epische Dichtung „Der Sieg des Kreuzes an der Usenz" (Schwerin 1860) verfaßte und ein „Liederbuch für deutsche Krieger" (ebd. 1859) herausgab. Von seinen Gedichten sind einige in viele Sammlungen übergegangen, während das in der Nibelungenstrophe gedichtete Epos „Der Sieg des Kreuzes an der Usenz", dem Stöbers hübsche Sage von der Bekehrung der letzten Heiden im Einfischtale durch den buckeligen Zwerg Zacheo als Stoff zu Grunde liegt, nicht die verdiente Beachtung gefunden hat. Johann Wilhelm Wöhler, der verdienstvolle Herausgeber (mit dem Seminarlehrer Pitschner in Neukloster) des „Mecklenburgischen Choralbuchs" (Wismar 1867), ist zwar nicht selber als Dichter auf religiösem Gebiet aufgetreten, aber er hat eine Sammlung geistlicher Volkslieder u. d. T. „Singt dem Herrn" (Rostock 1870) erscheinen lassen. Geboren war er 1814 in Gingst auf Rügen als Sohn des dortigen Kantors, der später Seminarlehrer in Ludwigslust wurde, besuchte das Gymnasium in Parchim, studierte 1832—36 Theologie und Philologie in Leipzig, Göttingen und Rostock, war dann Hauslehrer, interimistischer Konrektor in Ludwigslust, aushilfsweise Lehrer am Schweriner Gymnasium, wurde 1844 Succentor und 1846 Konrektor in Malchin, 1852 Pastor in Ribnitz, 1856 in Lichten-

hagen, ließ sich 1879 in den Ruhestand versetzen und starb 1884 in Ludwigslust. Gustav Adolf Wilhelm Lierow, 1813 in Spendin geboren, der 1828 das Gymnasium in Güstrow bezog, 1832—35 in Berlin, Göttingen, wieder in Berlin und schließlich in Rostock Theologie studierte, Hauslehrer in Ruthen und von 1838 bis zu seinem Tode 1891 Pastor in Lohmen war, veröffentlichte „Christliche Zeitlieder" (Güstrow 1844) und ein Gedicht „Am Reformationsfeste 1882" (Güstrow). Von Karl Kannengießer, 1819 in Neustrelitz geboren, nach beendeten Studien Prädikant in Kublank, dann Pastor daselbst, 1876 gestorben, haben wir eine dichterische Konfirmationsgabe u. d. T. „Herr, wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens!" (Neubrandenburg 1857); von seinen Gedichten „Froh und in Frieden" (ebd. 1856) ist der erste Teil religiösen Inhalts. P. A. Degen verfaßte einen „Blumenkranz für wahre Christen" (Rostock 1864); er war damals Kandidat der Theologie in Kalkhorst, weitere Nachrichten über ihn fehlen. Eugen Labes aus Rohra in Thüringen, 1834 geboren, 1859—68 Lehrer am Stoy'schen akademisch-pädagogischen Seminar in Jena, dann Lehrer am Realgymnasium in Rostock, wo er als Oberlehrer a. D. noch lebt, hat einen Sonettenkranz „Die Reformation" (Ruhla 1879) gedichtet und einen „Blüthenstrauß religiöser Dichtungen" (ebd. 1881) herausgegeben. Lieder „Nach Worten der heiligen Schrift" dichtete neben einigen weltlichen Johannes Bachmann[57]), der 1832 in Berlin als Sohn eines Geistlichen geboren ist, 1858 Professor der Theologie in Rostock wurde und dort 1888 starb — ein um Mecklenburg namentlich durch seine „Geschichte des evangelischen Kirchengesangs in Mecklenburg" (Rostock 1881) verdienter Mann. Robert Pries, der 1825 in Rostock geboren wurde, 1872—76 in Rostock, Tübingen, Leipzig und wieder Rostock Theologie studierte, nach bestandenem Tentamen abermals nach Tübingen ging, 1877 Konrektor in Grevesmühlen, 1879 Rektor in Bützow, 1881 Pastor in Satow, 1893 Diakonus an St. Jacobi in Rostock wurde und dort seit 1905 Pastor an der Heiligen Geist-Kirche ist, veröffentlichte geistliche Lieder zu den festtäglichen Evangelien u. d. T. „Krippe, Kreuz, Krone" (Gotha 1893). Herman Kroepelin, in Malchow 1874 geboren und auch jetzt wohnhaft, dichtete einen „Jesus" (Malchow 1906) — nach seiner Meinung ein Epos, in dem aber die lyrischen Momente stark hervortreten und einige Teile dramatisch dialogisiert sind.

Von den hier zu nennenden Frauen, deren meisten wir schon auf anderem Felde begegneten, hat Pauline Rennecke „Aus Doktor Martin Luthers Leben und Haushalt" (Elberfeld 1907) veröffentlicht — „schlicht natürliche, frisch empfundene, ehrlich verinnerlichte Gedichte,

---

57) S. über ihn H. Behm, „D. Johannes Bachmann. Blätter zu seinem Gedächtnis nebst einer Auswahl seiner Gedichte." Rostock 1888.

die mit freudiger Teilnahme Luthers Wirken begleiten". Fromme Gedichte von Theodora Meyer erschienen unter der Chiffre Th. M. in A. und u. d. T. „Tröpflein für das Meer der Lieder" (Gera 1877). Minna Rüdiger gab u. d. T. „Gott mir dir" (Schwerin 1895), „Freundesworte für stille Stunden", Elisabeth v. Maltzahn u. d. T. „Meiner Seele Feiertag" (Schwerin 1907) Lieder und Betrachtungen am Abendmahlstag. Von der Konvertitin Cordula Schmid, die sich als Dichterin in katholischen Kreisen großen Ansehens erfreut, haben wir die Dichtung „Die Geschichte der heiligen Nothburga von Rottenburg" (Innsbruck 1870; 7. Aufl. 1904), Gedichte über das allerheiligste Altarssakrament u. d. T. „Was das ewige Licht erzählt" (17. Aufl. ebd. 1906), „Seraphisches Vergißmeinnicht" (München 1890), „Friedhofs-Blüthen zur Erinnerung an unsere theuren Toten" (ebd. 1892; 2. Aufl. 1905), „Der gottgeweihte Monat in 32 Liedern" (ebd. 1891; 2. Aufl. 1902), „Feierglocken zu den heiligen Freudentagen" (2. Aufl. Würzburg 1904) u. a. m., auch eine Sammlung geistlicher Lieder u. d. T. „Katholisches Haus- und Herzensleben" (München 1888).

Zahlreicher als die religiösen Dichter sind begreiflicherweise die weltlichen Lyriker. Unter ihnen befinden sich auch in diesem Abschnitt solche poetisch gestimmte Naturen, die das, was in Freud und Leid sich ihnen zum Liede gestaltet hatte — und es sind gute Sachen darunter — einmal in ihrem Leben in einem Gedichtbändchen zusammenfaßten und es hinausflattern ließen in die Welt, ohne sich im übrigen als Schriftsteller geben zu wollen. Zwar Ludwig Schnabel, der 1792 in Ludwigslust geboren ist, seit 1814 in einem Bankgeschäft in Hannover tätig war, seit 1845 erst in London und Paris, dann in Glasgow als Geschäftsführer eines Handelshauses wirkte und 1860 in Hamburg starb, hat das nicht selbst getan: seine „Gedichte" (Hamburg 1861) sind erst nach seinem Tode durch Fedor Wehl herausgegeben worden. Zu nur zwei Gedichten, die er „den theuern Schülern und Schülerinnen der D...tzer [d. h. Dömitzer] Rektorklasse von 1830 bis 1838 zur lieben Erinnerung" (Schwerin 1863) widmete — er nannte sich auf dem Titelblatt nur O. H. — hat sich Otto Hermes aufgeschwungen, der 1803 in Dömitz geboren ist, das Schweriner Gymnasium besuchte, 1823—26 in Rostock Theologie studierte, dann Privatlehrer und 1827 auch Hülfsprediger in Lübtheen, 1829 Hülfsprediger und 1830 Rektor in Dömitz, 1838 Pastor in Stralendorf, 1845 Pastor in Lüssow wurde, 1877 in den Ruhestand trat und 1888 in Rostock starb. Sophie v. Oertzen, 1804 in Kotelow geboren und 1894 in Neubrandenburg gestorben, gab ihre Gedichte als „Erinnerungen" (Wien 1857) unter der Chiffre S. v. O. heraus. Ohne seinen Namen zu nennen veröffentlichte seine „Gedichte" (Wismar

1841) Johann Christian Peter Düberg, als Sohn eines Nadlermeisters 1806 in Wismar geboren und auf der dortigen Großen Stadtschule vorgebildet, nach beendigten juristischen Studien in Halle und Rostock Advokat in seiner Vaterstadt; dort stellte er sich 1830 an die Spitze einer Bewegung, die den Umsturz der Stadtverfassung bezweckte, wurde verhaftet nach Schwerin gebracht, entfloh aber und ging in die Schweiz und nach Straßburg. Die von seinen Freunden mit der Regierung angeknüpften Verhandlungen hatten den Erfolg, daß ihm freies Geleit innerhalb Mecklenburgs zugesichert wurde, wenn er sich zu gerichtlicher Aburteilung stellen werde. Auf dem Wege in die Heimat aber wurde Düberg, der steckbrieflich verfolgte, in Gotha verhaftet und nach Mecklenburg transportiert. In Rostock sollte er als Gefangener den Spruch des Gerichts abwarten, doch gelang es seinen Freunden zu erreichen, daß er aus der Haft entlassen wurde gegen das Versprechen, bis zu beendeter Sache das Weichbild der Stadt Wismar nicht zu betreten. So lebte und advozierte er in den umliegenden Dörfern und auf der Insel Poel bis zur Verkündigung des Urteils, das ihm mehrjährige Festungshaft zuerkannte. Noch vor Ablauf der Strafzeit, die er in Dömitz verbüßte, in Anlaß des Todes seines Vaters begnadigt, kehrte Düberg nach Wismar zurück, wo er hinfort unter Verzicht auf politische Tätigkeit sich wesentlich mit religiösen Dingen beschäftigte, eine freie Gemeinde gründete und, da ihn der Verlauf der deutsch-katholischen Bewegung nicht befriedigte, sich mit Entschiedenheit der Kirche des Neuen Jerusalem (Swedenborg'sche Lehre) zuwandte. Er starb in Wismar 1873.[58]) Einen Band ungewöhnlich schlechter „Gedichte" (Höxter 1868), unter denen der Abschnitt „Denksteine zur Erinnerung für Mecklenburg" Verse über Vorkommnisse in der großherzoglichen Familie enthält, gab heraus Karl Bassewitz; 1809 zu Neuhof bei Goldberg geboren, kam er 1822 in das Haus seines Vormundes, des Amtsverwalters Hahn in Bützow, besuchte 1827—31 die Domschule in Güstrow, studierte in Rostock, Berlin und Leipzig, bestand 1834 das Tentamen, war seit 1835 nacheinander Leiter einer Privatschule in Bützow, Hauslehrer in Lübz und in Warin und interimistischer Direktor der Meese'schen Schule in Wismar, wurde 1849 Konrektor in Waren, 1853 Pastor in Brüz, 1888 emeritiert, ließ sich in Goldberg nieder und starb 1907. Einen wohltuenden Gegensatz zu den Bassewitz'schen Reimereien bilden die formgewandten „Lieder" (Schwerin u. Rostock 1850; 2. Aufl. 1890) von Gustav v. Boddien, der 1814 in Ludwigslust geboren wurde, das Gymnasium in Parchim besuchte, sich dem Forstfach widmete und bis zum Forstmeister aufrückte. Ein Herzleiden nötigte ihn 1862 den Staatsdienst

---

58) Vgl. „Zur Erinnerung an Johann Christian Peter Düberg, Advocat und Notar in Wismar." Wismar, Rostock u. Ludwigslust 1873.

zu verlassen und im Süden, erst in den Pyrenäen, dann in Italien Heilung zu suchen; in die Heimat zurückgekehrt, starb er 1870 in Schwerin. Boddien war auch ein sehr begabter Zeichner und hat dieses Talent auf der Kunstakademie in Dresden ausgebildet; er hat eine Anzahl von Porträts und in den Bewegungsjahren 1848/49 eine Reihe trefflicher Karrikaturen geschaffen. Heinrich Rong, geb. 1811 in Berlin, seit 1838 Kantor und Organist der reformierten Gemeinde in Bützow, der daneben eine kleine Privatschule hielt, 1850—82 Lehrer an der Stadtschule war und 1885 starb, ließ „Lieder" (Bützow 1839) drucken, deren Vorwort lautet: „Was diese Lieder wollen, mögen sie selbst sagen. Was ich zu sagen hatte, habe ich in ihnen gesagt;" aber er hatte offenbar nicht viel zu sagen, denn sein Büchlein enthält nur neun Gedichte. Ludwig Burkes, geb. 1816 zu Bevern an der Weser, der Buchdrucker wurde, in Hagen, Arnsberg und Magdeburg konditionierte, 1839 als Schriftsetzer an die Bärensprungsche Hofbuchdruckerei in Schwerin kam und hier 1892 starb, hat ein Heftchen u. d. T. „Mein Dörfchen" (Schwerin 1867) erscheinen lassen. Ferdinand Matthes aus Rostock, 1817 geboren, auf dem Gymnasium in Neustrelitz vorgebildet, nach einjähriger Hauslehrerzeit 1836—40 in Rostock Student der Philologie, dann der Theologie, nach mancherlei Schicksalen 1857 Konrektor in Doberan, 1859 Rektor in Teterow, 1861 Pastor in Lambrechtshagen, wo er 1889 starb, gab „Lieder und Seelenklänge" (Rostock 1863) — die Seelenklänge in Prosa — heraus. Rudolf Voß, geb. 1818 zu Güstrow als Sohn des Stadtrichters Karl Andreas Voß, Schüler des Gymnasiums seiner Vaterstadt, nach beendigtem Rechtsstudium in Heidelberg, Leipzig, Berlin und Rostock Rechtsanwalt in Plau, hat „Ausgewählte Gedichte" (Leipzig 1886) drucken lassen. Der Webersohn Adolf Lasson, in Alt-Strelitz 1832 geboren, auf der Schule in Neustrelitz, 1848—52 Student der Philologie und der Rechte in Berlin, wo er dann Lehrer bezw. Oberlehrer, auch Privatdozent wurde, jetzt ordentlicher Honorarprofessor daselbst, ein sehr fruchtbarer Schriftsteller auf den Gebieten der Philosophie und der Staatswissenschaften, ist Verfasser von unter dem Decknamen L. Adolf und u. d. T. „Herzensstille" (Berlin 1868) erschienenen Liedern und Sprüchen. Franz Engel, 1834 als Sohn des Bürgermeister Chr. L. Bernh. Engel in Röbel geboren, machte an den Universitäten Berlin und Leipzig naturwissenschaftliche Studien, die er dann durch praktische Beschäftigung in den Gärten von Potsdam, Leipzig und Schönbrunn ergänzte, unternahm darauf eine mehrjährige Forschungsreise im tropischen Amerika, lebte nach seiner Rückkehr, mit der Bearbeitung der Resultate dieser Reisen beschäftigt, in Röbel und in Berlin, machte als Freiwilliger den deutsch-französischen Krieg mit, promovierte 1873 in Rostock und wurde darnach Assistent am Museum der landwirtschaftlichen Hochschule in Berlin, an der er bis 1908 als Bibliothekar

wirkte; er hat Gedichte u. d. T. „Aus dem Ränzel eines Wanderburschen" (Berlin 1883) veröffentlicht. Karl Schultz, 1835 in Groß-Rogahn geboren, der das Gymnasium in Schwerin besuchte, 1853—59 erst Philologie, dann Jurisprudenz studierte, sich 1860 als Rechtsanwalt in Schwerin niederließ und 1907 starb, teilte „Liederproben" (Schwerin 1876) aus seinen Dichtungen mit; auch hat er, den eine böse Krankheit an der vollen Entfaltung seiner reichen Gaben hinderte, viele ergötzt durch seine handschriftlich verbreiteten boshaft-witzigen Gedichte, zu denen ihm Schweriner Vorgänge die Stoffe lieferten. Ottilie v. Below, geb. 1837 zu Freienwalde als Tochter eines pensionierten Offiziers Freiherrn v. Hackewitz, 1856 Gattin eines Offiziers v. Below, der 1870 fiel, lebte längere Zeit in Rostock, 1886—88 in Doberan, dann wieder in Rostock, wo sie bis 1894 nachzuweisen ist; sie benennt ihre Gedichte „Herbstblüthen" (Rostock 1878). Karl Ahrens, Rechtsanwalt in Schwerin, wo er 1838 geboren ist, hat die Kinder seiner Muse nicht dem Buchhandel anvertraut, sondern nur für Freunde drucken lassen. Alexandra Freiin v. Stenglin, Schwester des mehrfach genannten Frhrn. Felix v. Stenglin, 1855 in Schwerin geboren, seit 1873 Hofdame der Großherzogin Marie, vereinigte ihre Gedichte in dem Büchlein „Aus den Jahren am See" (Berlin 1895). Die gleichfalls in Schwerin geborene, aber früh verwaiste und in Berlin erzogene Dorothea Boettcher, die 1876 nach Amerika ging, nun aber wieder in Schwerin lebt, gab „Deutsche Klänge in Amerika" (Chicago 1895) heraus. Hedwig Röper, als Tochter eines Domänenpächters in Moidentin 1869 geboren, veröffentlichte „Dichtungen" (Berlin 1896) — Gedichte und die Erzählung in Versen „Gertrude Jasmund" — unter dem Decknamen H. Robertin. Ein Gedichtbändchen, betitelt „Auf meiner Geige ist ein Ton" (Dresden 1907), gab Margarete Sachse, als Tochter des Rechtsanwalts Franz Sachse 1875 in Schwerin geboren. Die nicht in Deutschland geborene, durch ihre Ehe mit Ernst Steinmann, jetzigen Direktor des Museums in Schwerin, zur Mecklenburgerin gewordene Olga v. Gerstfeldt widmete ihrem Verlobten ihre Gedichte „Sturm und Stille" (Berlin 1901). Wilhelm Ohrt aus Wismar, 1865 geboren, wurde Buchhändler und gründete 1894 in seiner Vaterstadt eine Verlagsbuchhandlung, in der seine unmöglich ernst zu nehmenden Gedichte „Saure Gurkenzeit" (Wismar 1895) erschienen sind; da die Buchhandlung nicht prosperierte, verließ Ohrt Wismar, ist aber neuerdings dahin zurückgekehrt.

Von A. Keller weiß ich nichts weiter zu sagen, als daß er zu der Zeit, da seine „Gedichte" (Siegen u. Wiesbaden 1842) erschienen, Musiklehrer in Schwerin gewesen sein soll;[59]) vielleicht ist er kein Mecklen-

[59]) So behauptet wenigstens der Staatskalender für 1843; der Schweriner

burger. Auch über Charlotte Krieger, deren „Knospen und Keime“ (Ludwigslust u. Parchim 1845) einige Gedichte über Doberan enthalten, ist nichts näheres bekannt. Wer der Georg Wendt war, der 1847 in Güstrow ein Bändchen „Gedichte“ drucken ließ, ist nicht mit Sicherheit zu sagen. A. Hermann, der Verfasser einer Sammlung ernster und launiger Gelegenheitsgedichte, betitelt „Frühlingsblumen“ (Schwerin 1855), unter denen sich auch ein Hymnus auf Schwerin befindet, war wohl der Souffleur des Hoftheaters A. Hermann, der im Schweriner Wohnungsanzeiger 1848—56 erscheint — wohl nicht in Mecklenburg geboren, denn die Sprache seines Polterabendscherzes „Der Dorfschulze“, die sich für niederdeutsch ausgibt, ist alles andere eher als Mecklenburger Plattdeutsch. Die Persönlichkeit des Dichters der „Gottliebs-Lieder, den lieben Gottliebs gewidmet“ (Schwerin o. J.) — einige derselben behandeln Schwerin — Gottlieb Hermann konnte ich nicht feststellen, auch nicht die des Johann Karl Friedrich Hermann, der in ganz dünnen Heftchen „Lieder aus jüngster Zeit“, „Neue Lieder“ (Güstrow 1871) und „Heimathliche Klänge“ (Parchim 1872) öffentlicht hat. Der Schauspieler Adam Hartig, Verfasser des „Gedichtes aus dem Leben und der Natur“ „Der Morgen“ (Schwerin 1846), 1845 und 1846 am Schweriner Hoftheater engagiert, soll in Wismar geboren sein; weitere Nachrichten mangeln.

Auch in unserem Zeitraum fehlen dichtende Meister des Handwerks nicht, aber ihre Leistungen bewegen sich meist auf dem Gebiet des unfreiwillig Komischen. Der 1828 in Rostock als Sohn eines Webers geborene Gottfried Krasemann, der sich selber 1854 als Damastweber in seiner Vaterstadt etablierte und dort 1875 starb, hat 1871 im Selbstverlage ein dünnes Bändchen „Gedichte“ erscheinen lassen, deren Vorwort leidlich verständig lautet:

Die Muse, welche selten ich durft' schauen,
Gab mir vereinzelt, was zum Strauß ich wand.
Das Urtheil achtend, reich' ich mit Vertrauen
Dies Sträußchen jeder dazu offnen Hand.
Wohl darf als Dichter ich auf Nachsicht bauen,
Da meine Leier nur am Webstuhl stand.
Doch einerlei, woher die Töne klingen,
Wenn sie vom Herzen nur zum Herzen dringen.

Aber wie weit bei dem wackeren Manne das Können hinter dem redlichen Wollen zurückblieb, zeigen z. B. die Verse aus dem Gedichte „Die Bühnenwelt“:

Wohnungsanzeiger dieses wie des vorhergehenden Jahres und der folgenden Zeit verzeichnet ihn nicht.

Vergangenheit mit ihrer ernsten Mahnung,
Der Gegenwart hochwürd'ge Lehrerin,
Reicht sie den Menschen zu der Zukunft Ahnung
Bedeutungsvoll den klaren Spiegel hin.

Ja, viele schöne Regeln giebt für's Leben
Die Bühne durch ihr mannigfaches Spiel;
Es folget dort dem menschlichen Bestreben
Verschied'ner Art der Ausgang und das Ziel.

Die wen'gen Bretter, die das Reich der Erde
Umfassen durch die Decoration,
Sie lassen uns sehr deutlich ohn' Beschwerde
Erblicken selbst die fernste Region . . . .

Sei's Oper, Schauspiel, Drama oder Posse,
Ein Zeitgemälde und dergleichen mehr,
Worin sich Vorfahr oder Zeitgenosse
Charakt'risirt, es ist nicht nutzenleer usw.

Noch eine Stufe tiefer stehen die „auf Wunsch und Verlangen vieler Freunde" gedruckten „Gedichte" (Neubrandenburg 1851) des 1804 geborenen und als Hutmacher in Neubrandenburg 1848 gestorbenen Heinrich Engel, der allerdings bescheiden genug in einer „Entschuldigung und Rechtfertigung" sagt:

Haltet's mir zu Gute,
Wenn im Uebermuthe
Ich mich Dichter heiß';
Habe nicht studieret,
Sondern nur gespüret
In mir Lust und Fleiß . . . .

Mancher hält mein Reimen
Gleich des Schlafes Träumen
Für gehaltlos nur.
Ich mich gern bescheide; —
Denn zur eig'nen Freude
Folgte ich des Dranges Spur.

Als eine Probe der meist aus Gelegenheitsgedichten bestehenden Poesien Engels möge hier der Anfang seines 1842 entstandenen „Gänsebraten-Liedes" stehen:

O du schöner Gänsebraten,
Du erfüllest uns mit Lust!
Wohlgerüche dir entsteigen,
Die von deinem Dasein zeugen,
Daß man dein sich wird bewußt.

Und nun erst dich zu genießen
Mit gesundem Appetit!
Das kann die Begierde stillen
Und zugleich den Magen füllen,
Der ja Alles nach sich zieht.

Eine ergötzliche Figur ist der „Volksdichter" — so nennt er sich selbst — Leberecht Fessel, Korbflechter in Waren. Der ist weit entfernt von der Bescheidenheit eines Krasemann und eines Engel. Er hielt sich allen Ernstes für einen gottbegnadeten Dichter und erkannte nicht, daß man seine „Gedichte", die es auf vier Auflagen gebracht haben, nur kaufte, um sich durch ihre Lektüre eine fidele Stunde zu bereiten; ganz unbefangen druckte er die Zuschriften ab, die er von nah und fern erhielt, und nahm für begeisterte Anerkennung, was doch in Wahrheit unverhüllter Spott und blutiger Hohn war. „Als ich vor drei Jahren" — sagt er in der Vorrede zur dritten Auflage — „meine Gedichte dem Publikum übergab, habe ich nicht geahnt, daß dieselben solchen allgemeinen Beifall finden würden. In allen Kreisen, bei Hoch und Niedrig, in Palast und Hütte werden sie mit Vergnügen gelesen . . . . Alle Welt wundert sich: Wie ist es nur möglich? Ich aber sage:

Das sind Gaben,
Die muß man haben."

Fessel war kein geborener Mecklenburger; seine Wiege stand in Cöthen, wo seine Mutter Kastellanin im Schloß war, dort erblickte er 1811 das Licht der Welt. Aufgewachsen war er mit der späteren Frau v. Behr-Torgelow, und die erwirkte ihm, als er auf der Wanderschaft nach Waren kam, die Erlaubnis sich dort niederzulassen; in Waren ist er dann geblieben und 1895 gestorben. In einem Rückblick auf die hier verlebte Zeit erzählt er:

Beinah seit fünfzig Jahren
Bin ich als Korbmacher hier bekannt,
So wie in der ganzen Runde,
In Stadt und auf dem Land.
Zwei Frauen habe ich verloren,

Elf Kinder sind mir geboren,
Wovon noch acht am Leben,
Dreie that Gott zu sich nehmen,
Die zu ernähren bei diesen theuren Zeiten,
Waren für mich gewiß keine Kleinigkeiten.
Doch Jedermann muß sagen,
Daß ich mich habe ehrlich durchgeschlagen.
Uns wirds nothwendig sein
Daß ich komme in Waren ins Jahrbuch hinein.
Mich bei den Herrschaften zu empfehlen
Mit Korbsachen groß und klein,
Sollten es auch nur Rohrstühle sein,
Oder ein Gedichtbuch von mein.
Da aber nun drei F e s s e l sein,
Muß ich bitten fein,
Soll ein Brief an mich kommen recht,
Muß darauf stehen L e b e r e c h t.
Ich wohne dicht bei der Post,
Das ist sicherlich famos.
Gehen viele Bestellungen ein
Für Groß und Klein,
Besorgt wird alles prompt und willig,
Und dazu äußerst billig.
Ich will auf dieser Erden
Kein reicher Mann mehr werden.

Bei mancherlei Ereignissen hat Fessel in die Saiten gegriffen: in der ihm eigenen Weise besingt er verschiedene Vorkommnisse im Leben Kaiser Wilhelms I, kein Attentat läßt er vorübergehen ohne seiner Entrüstung Worte zu leihen, zur Sedanfeier ergreift er mehrmals das Wort, er dichtet bei allerlei Unglücksfällen zu Wasser und zu Lande und rät allen Reisenden eindringlich, vor Betreten eines Schiffes oder bevor sie sich der Eisenbahn anvertrauen, doch ja ihr Testament zu machen oder ihr Leben zu versichern, er hat Worte der Teilnahme beim Schweriner Theaterbrand und des Abscheus für Conrad den Familienmörder usw. Ganz besonders aber liegt ihm Waren und was darin vorgeht am Herzen. So feiert er „Die Ausstellung in Waren“:

Unsere Ausstellung in Waren war dieses Jahr so schön,
Wie wir sie in vielen Jahren nicht gesehen.
Kamen wir nach dem Kietz des Morgens früh,
Riefen all' die Hähne ki-ki-ri-ki —
Als wir thaten weiter trollen,
Da kamen wir bei dem schönen Bollen.

Jeder Mann, der muß gestehen,
Solches Prachtvieh haben wir noch nie gesehen.
Pferde, Kühe, Schafe, Schweine
Waren da vertreten feine . . . .
Unsere Gastwirthe waren sehr zufrieden,
Sie konnten ihre Gäste kaum bedienen.
Alsdann gingen wir nach den Maschinen,
Wo sich mehrere thaten welche bedienen . . . .
Über siebentausend Groß und Klein
Stellten sich beim Rennen ein.
Es war aber auch wirklich reizend, schön,
So in der Nähe mit anzuseh'n.
Leider stürzten zwei Lieutenant,
Welche waren sehr genannt.
Dem Einen wollt' es beim Springen
Zum fünften Male erst gelingen,
Bei dem werden die Schmerzen so groß nicht sein.
Der Andere brach leider ein Schlüsselbein usw.

Dann besingt er die „Einweihung des Heidelbach'schen Tanzlokals", „Das Waldschloß" und „Das Gesangsfest", „Die Molkerei", „Die Zuckerfabrik", „Den Königschuß", „Herrn Rosenthal's Hund" u. a., spricht seinen Glückwunsch „Zum 25jährigen Jubiläum des Herrn Hofrath Schlaaff", freut sich der „Einweihung des Kriegerdenkmals" und der „Einweihung der Eisenbahn zu Waren", denkt beim „Stiftungsfest der freiwilligen Feuerwehr"

Zurück vor zehn Jahr,
Als noch keine Feuerwehr hier war,
Hörte man da die Sturmglocken gehen,
Was mußten wir für Unheil sehen,
Groß und Klein
Sah man beim Feuerschein;
Alle wollten etwas holen,
Oft wurde dabei gestohlen.

Bei „Großherzogs Einzug in Waren nebst Gemahlin" jubelt er:

Kommt der Donnerstag heran,
Ei, da freut sich Jedermann;
Reiche, Arme, Groß und Klein
Müssen bei dem Fest betheiligt sein.
Denn von Ivenack
Kommt in vollem Trab
Unser hohes Fürstenpaar,
Und das zum ersten Mal.

Und die „Einweihung der Südbahn!“ begeistert ihn zu den Versen:

Heute wollen wir uns bemühen,
Alle nach dem Bahnhof ziehen,
Da können wir hinkommen, wo Citronen blühen.
Heute zum ersten Mal
Geht der Zug nach Süden dahl.
Es hat viel Geld gekostet und große Müh';
Solchen Riesenbau sah man bei uns nie.
Nun gebe uns Gott auch sein Gedeih'n,
Damit nicht blos wir, sondern auch uns're Nachkommen sich d'rüber freuen usw.

Und damit genug von diesem braven Mann und schlechten Musikanten.

Mehr Anspruch auf Beachtung als die Gelegenheitslyriker erheben die Dichter, die sich nicht damit begnügen, einmal ihre Karte beim Publikum abgegeben zu haben, sondern die mit lyrischen, epischen, gnomischen und anderen Dichtungen mehr oder weniger häufig auf dem Büchermarkt erscheinen, denen die Beteiligung an der schönen Literatur einen Teil ihres Lebensinhaltes bildet, auch wenn sie nicht darauf rechnen dürfen, selbst bestimmend auf deren Gang einzuwirken.

Der in Bremen 1802 geborene Johann Koch, der nach beendetem Studium der Theologie nach Mecklenburg als Hauslehrer in Blengow kam, dann Privatlehrer in Neubukow war, 1831 Rektor und 1835 auch Hülfsprediger in Schwaan, 1845 Pastor an St. Marien in Parchim wurde und dort 1873 starb, hat außer lyrischen Gedichten („Kleeblüthen“, Bützow 1840; „Neuere Gedichte“, Rostock 1844 — unter letzteren befinden sich einige, die Mecklenburg und seine Fürsten zum Gegenstande haben —) auch ein beschreibendes Gedicht „Ein Tag auf dem Brunnen“ (Parchim 1854), in Distichen, veröffentlicht. Der uns schon als Romandichter bekannte Karl Werner Reinhold gab eine „Auswahl poetischer Versuche“ (1828) und das allegorische Gedicht „Der Stern Vandaliens“ (1828), gegen Ende seines Lebens auch eine Dichtung „Der Vater“ (1861), die er „ein deutscher Psalm“ nannte, heraus. Unter den Pseudonymen Pennafranca und Leander verbergen sich der 1806 in Dresden geborene, als Buchhändler in Güstrow 1858 gestorbene Friedrich Opitz und dessen erste Frau Manon, geb. Helbig (gleichfalls aus Dresden, gest. 1842), deren „Gedichte“ (Güstrow 1837), „die Erzeugnisse müßiger, bald heiterer, bald trüber Stunden“, lyrisch-epische Gedichte, Herzensklänge, in dem „Mädchen und Frauen“ betitelten Abschnitt „Fliegende Blätter, aus dem Leben gegriffen“,

ferner epigrammatische Herzensergießungen, Akrosticha, endlich Rätsel und Charaden enthalten; von Opitz allein stammen die Sammlung von Originaldichtungen zu Polterabendfesten „Epithalamia" (ebd. 1834) und das komische Gesangstück „Heimann Levi" (ebd. 1834). Der auf dem Gebiet der geistlichen Dichtung schon erwähnte Wilhelm Wöhler hat auch „Balladen und Lieder" (1839) und eine größere Dichtung aus der Zeit der Kreuzzüge „Hohenstein oder das Lied von der Eiche im deutschen Reiche" (Rostock 1874) verfaßt. Der vielseitige Eduard Hobein hat „Lieder und Romanzen" (Schwerin 1847) und „Gedichte" (Hamburg 1863) drucken lassen. Daniel Sanders hat „Eigenes und Angeeignetes" vereinigt in einem buntscheckigen Gedichtbuche „Aus den besten Lebensstunden" (Stuttgart 1878); seine „366 Sprüche" (Leipzig 1892) geben nur Trivialitäten in glatter Form und in den Gedichten, die er „Heitere Kinderwelt" (Neustrelitz 1868) nannte und die in der zweiten Auflage den Titel „Für die fröhliche Jugend" (Berlin 1892) führen, hat er den richtigen Ton verfehlt. Carl G. Venzmer, geb. 1821, viele Jahre hindurch Gasthofbesitzer in Ribnitz, dann als Privatmann in Schwerin lebend und dort 1907 gestorben, veröffentlichte einen Gedichtzyklus „Das Meer" (Rostock 1873) und launige Verse über „Das Reisen" (Schwerin 1876). Julius Polentz ließ „Poetische Erstlinge" (Schwerin 1842) erscheinen; er spielte dann 1848/49 eine gewisse Rolle — seine „Klänge der Zeit" (ebd. 1848) sind stark demokratisch angehaucht —, redigierte den seit dem Juli 1848 etwa ein Jahr hindurch in Schwerin erscheinenden radikalen „Mecklenburgischen Bürgerfreund" und büßte in der Reaktionszeit seine agitatorische Tätigkeit mit Gefängnis, wovon seine „Lieder eines Gefangenen" (Rostock 1851), deren Vorwort aus Bützow 1850 datiert ist, Zeugnis ablegen; nach Ablauf der Strafzeit ließ er, der vorher sich als Literat bezeichnet hatte, sich in Schwerin als Privatlehrer nieder, war eine Reihe von Jahren auch Hülfsarbeiter an der Regierungsbibliothek und starb in Schwerin 1869. Wilhelm Heyse (der sich gelegentlich auch Heise schreibt), geb. 1825 zu Leussow als Kind armer Eltern, besuchte 1841—46 das Seminar in Mirow, wurde dann Hauslehrer, 1849 Lehrer in Karwitz, 1850 in Broda, 1853 in Neustrelitz, wurde 1879 in eine Disziplinaruntersuchung verwickelt, verließ daraufhin den Schuldienst, lebte einige Jahre in Wesenberg und übersiedelte dann nach Roggentin bei Mirow; er begann seine literarische Tätigkeit mit hochdeutschen „Ausgewählten Blüthen meiner Jugend" (Neubrandenburg 1851; als „erstes Bändchen" bezeichnet; ein zweites ist nicht erschienen) und schloß sie mit seinen gleichfalls hochdeutschen „Klängen aus Vandalien" (3. Aufl. ebd. 1883); in der Mitte liegen seine plattdeutschen Dichtungen, mit denen wir uns noch werden zu beschäftigen haben. Wernine Zimmermann, in Neustrelitz 1825 geboren, zur Erzieherin ausgebildet und als solche lange tätig, seit 1871

wieder in ihrer Vaterstadt wohnhaft und dort 1906 gestorben, ist Verfasserin der Gedichtsammlungen „In einsamen Stunden" (Rostock 1868) und „Altes und Neues" (ebd. 1872) sowie der erzählenden Dichtungen „Ein dürstend Herz" (Poesneck 1873) und „Auf Flügeln des Gesanges" (ebd. 1875). Der als Verfasser biographischer Werke bestens bekannte Ludwig Brunier, in Schwerin 1825 geboren und auf dem dortigen Gymnasium vorgebildet, nach Abschluß seiner in Berlin betriebenen Studien längere Zeit in Italien, dann in Kurland, schließlich in Lübeck lebend und dort 1905 gestorben, gab seinen Gedichten, die „größtenteils in Kurland entstanden und meist durch kurische Gegenstände ins Leben gerufen sind" — auch ein Abschnitt „Religiöses" ist dabei — den Titel „Ein kurischer Liederstrauß" (Bremen 1879). Alexandrine v. Dewitz hat „Allerlei Blüthen und Blätter aus ernsten und frohen Tagen" (Norden 1879), F. Rohde die Dichtungen „Heinrich und Leonore" (Berlin 1857) und „Kaiser Wilhelm I oder Barbarossas Erlösung" (Leipzig 1880), dazu „Zwei Bücher Oden" (Dresden 1874), Gustav Adolf Wilhelm Lierow neben seinen christlichen auch weltliche „Lyrische Gedichte" (Rostock 1842) verfaßt.

Diese bisher Genannten überragt um Hauptes Länge nicht nur an Fruchtbarkeit, sondern auch an Gehalt Georg v. Oertzen. Als Sohn des Landrats v. Oertzen in Brunn 1829 geboren, bezog er 1845 das Gymnasium in Wittenberg und studierte seit 1848 in Bonn, Göttingen und Berlin die Rechte, ohne indessen diesem Studium tieferes Interesse abgewinnen zu können. So gab ihm die Mobilmachung des Jahres 1850 die erwünschte Gelegenheit mit der Jurisprudenz zu brechen und als Freiwilliger in ein Husarenregiment einzutreten, in dem er 1850 zum Offizier aufrückte. Von besonderer Bedeutung ist es für Oertzen geworden, daß er 1855 dem damaligen preußischen Bundestagsgesandten v. Bismarck attachiert wurde, zu dem ihm vergönnt war nahe und dauernde Beziehungen anzuknüpfen; von dieser seiner Frankfurter Zeit erzählt er in seinem unter dem Pseudonym Ludwig Robert erschienenen Buche „Erlebnisse und Studien in der Gegenwart" (Leipzig 1875). Auf Bismarcks Veranlassung vertauschte er aber bald den militärisch-diplomatischen mit dem Hofdienst: als 1857 die Prinzessin Anna von Preußen, die Tochter des Prinzen Carl, sich mit dem Landgrafen Friedrich von Hessen vermählte, wurde Oertzen ihr diensttuender Kammerherr und Hofchef des Landgrafen, löste aber dieses Verhältnis 1864, ging zum Zweck historischer und humanistischer Studien nach Tübingen und ließ sich dann in Heidelberg nieder. In den Kriegen 1866 und 1870/71 wirkte er auf dem Kriegsschauplatz als Johanniter. Im Jahre 1879 wurde er zum Wiedereintritt in den diplomatischen Dienst des Reiches bewogen und ging zunächst nach Newyork, 1880 nach Konstantinopel — wie diese Stadt auf ihn wirkte, hat er in „Pera bei Poetenlicht" (Berlin

1883) geschildert —, 1881 als Konsul nach Marseille und 1889 als Generalkonsul nach Kristiania, nahm aber 1892 seinen Abschied, hat seitdem seinen Wohnsitz bald in Freiburg, bald in Kirchhalden, bald in Meran gehabt und lebt jetzt wieder in Freiburg. Oertzen ist ein gedankenreicher Dichter, der auch die Form als Meister beherrscht. Überwiegend der reinen Lyrik gehören an seine „Gedichte" (Berlin 1854), „Heimgebrachtes" (Hamburg 1866), „In Sonnenschein und Wind" (Heidelberg 1868), die Sonette „Alte Bilder und junge Blätter" (Wismar 1869), „Liebeslieder aus jungen Tagen" (Heidelberg 1875), „Stimmen des Lebens" (Wien 1876), „Lieder und Leute" (Wismar 1883), „Eines Lyrikers Chronik" (Leipzig 1888), „Aus den Herbergen des Lebens" (Breslau 1889), „Lieder im Wiederhall" (Hamburg 1890), „Auf Schwarzwaldwegen" (Freiburg 1895), die Ritornelle „Vom Heimwege" (Heidelberg 1902), „Zwischen Runen und Rosen" (Metz 1902), „Es war ein Traum . . ." (ebd. 1902). Kräftige patriotische Töne schlägt er an in „Vom Vaterlande" (Heidelberg 1867), „Unter dem Reichspanier" (ebd. 1871), in den gesammelten vaterländischen Dichtungen „Deutsche Träume, deutsche Siege. 1848—1878" (Leipzig 1877), in den Sonetten „Kaiser Wilhelm. Kaiser Friedrich" (Berlin 1888). Unerschöpflich ist er in glücklich pointierten, von großer Lebensweisheit zeugenden Sprüchen, Epigrammen und Aphorismen in Versen und in Prosa, deren anfänglich scharfe Satire weiterhin mehr dem versöhnlichen Ton leichten Spottes oder dem eindringlichen Ernst des weitschauenden Warners und Mahners gewichen ist. Dahin gehören „Aus Kämpfen des Lebens" (Heidelberg 1868), „Selbstgespräche" (Stuttgart 1873), „Satiren und Glossen eines Weltmannes" (ebd. 1874, anonym erschienen), „Adam contra Eva" (München 1877), „Schrullen" (Breslau 1878), „Eigene Wege" (ebd. 1879), „Epigramme und Epiloge" (ebd. 1880), „Randstriche und Nesselreime" (Leipzig 1888, anonym erschienen), „Worte für Augenblicke" (Stuttgart 1898), „Unter uns gesagt" (Wien 1899), „Greift nur hinein" (Heidelberg 1901), „Vor der eigenen Tür" (Freiburg 1906) — als „deutsche Sorgen und Gedanken bezeichnet —, „Am Jungbrunnen" (Karlsruhe 1907), „Am offenen Fenster" (ebd. 1907), „Nur auf ein Wort" (ebd. 1907) u. a. In den von Oertzen herausgegebenen „Reimen eines Verschollenen" (Leipzig 1877) erkennt man unschwer den Dichter selbst. Die „Sommerfahrt eines Junggebliebenen" (Berlin 1888) ließ er unter dem Decknamen Georg Wanderer erscheinen, verzichtete aber bei der zweiten Auflage auf das Pseudonym. „Schwarz auf weiß" (Kristiania 1891), eine Sammlung von Silhouetten mit Versen in deutscher und norwegischer Sprache, ist ein gemeinsames Werk von ihm und seiner Tochter Margarete (geb. 1868 in Heidelberg, jetzt Gattin des Theaterdirektors Fünfgeld in Mülhausen im Elsaß), die durch alemannische Gedichte, ein Drama und eine Reihe von Novellen und

Romanen sich als Schriftstellerin einen guten Namen gemacht hat, die wir aber kaum noch als Mecklenburgerin ansprechen dürfen.

Von den hier sonst noch zu Erwähnenden haben wir einige schon auf anderen Gebieten angetroffen. Carl v. Stein gab eine humoristisch angehauchte poetische Erinnerung an Warnemünde u. d. T. „Vom kleinen Graal" (Wismar 1872), Lina Vagt eine Gedichtsammlung „Fern und nah" (Zerbst 1870). Von Adolf Zehlicke haben wir „Kriegsbilder" (1871), „Gedichte zur Erinnerung an Kaiser Friedrich" (1888), das Heldengedicht „Die Schlacht bei Sedan" (2. Aufl. Berlin 1891), die Dichtung „Triumph der deutschen Nationalidee" (ebd. 1891), die als „Frühlingskranz" bezeichneten Gedichte „Lorbeer und Myrthe" (ebd. 1892), „Deutsche Minnelieder" (ebd. 1892), „Deutsche Heldenlieder aus großer Zeit" (2. Aufl. ebd. 1893), „Deutsches Leben und Lieben" (ebd. 1893), „Balladen, Romanzen und Rhapsodien" (ebd. 1895), das Heldengedicht „Lohengrin" (ebd. 1896) und das „Nationalepos" in 30 Gesängen „Heinrich der Obotrit, oder der Kampf um das Christentum" (ebd. 1896). In Mecklenburg entstanden von Eugen Labes' Poesien die „Zeitgedichte" (Rostock u. Malchin 1870), der Sonettenkranz „Luise Königin von Preußen" (1876), „In memoriam. Zur Erinnerung an Anastasius Grün" (Rostock 1877) und die als ein Beitrag zum Friedrich Franz-Denkmal gedachten „Palmblätter" (Rostock 1883). Rudolf Sperling dichtete „Lieder eines einsamen Spatzen" (Dresden u. Leipzig 1892), Hugo Gaedke „Heitere Studien in Versen" (Rostock 1871), die Kriegslieder „In Kampf und Sieg" (ebd. 1871), „Ein Kranz auf das Siegesdenkmal" (ebd. 1873) und „Am 2. September 1870. Ein Lied vom Grafen Bismarck" (ebd. 1874), Wilhelm Paul Graff das Epos „Ein Götter-Märchen" (Rostock 1876) — es sollte drei Teile umfassen: das Goldalter, das Schuldalter, das Sühnealter, von denen aber nur zwei erschienen sind —, Dietrich v. Oertzen die Novelle in Versen „Sinkende Welten" (Leipzig 1887), Luise Maaß-Suhr „Deutsche Klänge" (Berlin 1899), Berthold Raabe „Kaiser-Lieder" (Berlin 1884); Ida v. Conring gab zwei Gedichtsammlung „Von Heide und Campagna" (Norden 1880) und „Fern von der Heimat" (ebd. 1883), Felix Frhr. v. Stenglin die schöne Dichtung „Das Wartburglied" (Berlin 1902) und einen Liederband „Im Wunderland der Liebe" (ebd. 1905), Anna Stein, geb. Segert unter ihrem Mädchennamen zwei Bände lyrischer Gedichte, „Wilde Rosen" (Breslau 1884) und das der geistlichen Dichtung nahestehende „In stillen Stunden" (Wismar 1886), Willy Kastner die epischen Dichtungen „Sommerlaub" (Wurzen 1889) und „Sansara" (Leipzig 1897), das moderne Idyll „Waldorakel" (ebd. 1891) und das Büchlein „Die Satanide und andere Burlesken" (ebd. 1900), Sophie Charlotte v. Sell das Gedicht „Der Wanderer" (Schwerin 1898), Anna Ahrens (Anna

Pilot) Gedichte u. d. T. „Seedorn" (Warnemünde 1908), Paul Warncke „Gedichte" (Dresden u. Leipzig 1892), das „Bismarcklied" (Berlin 1896) — mit dem er den ausgeschriebenen Preis errang — und die epische Dichtung „Peter Melander von Holzappel" (Berlin 1896), Elisabeth v. Maltzahn Gedichte u. d. T. „Luginsland" (Schwerin 1899), Otto Hinrichsen (Otto Hinnerk) „Gedichte" (1906), Gertrud Freiin v. le Fort gleichfalls „Gedichte" (Schwerin 1900) — darunter eines „Im Schweizerhaus zu Ludwigslust" — und ihre Schwester Elisabeth (Maria von der Heide) Gedichte u. d. T. „Aus meiner Jugend" (Dresden 1907), Hermann Strauß Gedichte u. d. T. „Träume und Schäume" (Gera 1904) — „eine Sammlung von epischen-pathetischen, lyrischen-satyrischen, hell lachenden und kranken Gedichten und Gedanken". In den „Wilde Rosen" (Malchow 1905) benannten Dichtungen von Herman Kroepelin wirkt besonders sympathisch die Abteilung „Das Grab des Fürsten".

Zu unseren feinsten Lyrikern gehört Paul Remer — ein Lyriker auch in seiner Prosa, in deren „sehnsüchtig kraftvollen Rhythmen etwas von dem Sprachgeiste der Bibel und der deutschen Mystik lebt". Diese seine prächtigen „Gedichte in Prosa" liegen vor in den Sammlungen „Unterm Regenbogen" (Berlin 1896) und „Das Ährenfeld" (Berlin u. Leipzig 1904), in dem leider der verschwenderische Buchschmuck den schönen Text fast erdrückt. Aber Remer ist auch beim Volkslied in die Schule gegangen und ihm gelingen „Gedichte in Versen" nicht minder gut: das zeigen das lyrisch-humoristische „Unter fremder Sonne" (Berlin 1896), die Sommerlieder „Johanniskind" (Berlin u. Leipzig 1904) und das Büchlein „In goldener Fülle" (ebd. 1906). Dem „Johanniskind" entnehmen wir das treffliche „Mädchenlied":

Ach, wenn es nun die Mutter wüßt,
Wie du so wild mich hast geküßt,
Sie würde beten ohne Ende,
Daß Gott der Herr das Unglück wende.

Und wenn es mein Herr Bruder wüßt,
Wie du so wild mich hast geküßt,
Er eilte wohl mit Windesschnelle
Und schlüge dich tot auf der Stelle.

Doch wenn es meine Schwester wüßt,
Wie du so wild mich hast geküßt,
Auch ihr Herz würde in Sehnsucht schlagen
Und Glück und Sünde gerne tragen.

Und dem „Mecklenburgischen Dichterbuch" das Gedicht „Heimkehr":

Ich bin gewandert durch alle Weiten
Und suchte mich
Und suchte dich,
Die du das Leben mir solltest bereiten —
Und fand nicht dich
Und fand nicht mich,
Ich bin gewandert durch alle Weiten.

Ich kehrte heim aus den fremden Fernen
Und ließ den Schein
Und machte mich klein
Und schaute auf zu der Heimat Sternen —
Da ward ich mein,
Da ward ich dein,
Ich kehrte heim aus den fremden Fernen.

Eine lehrreiche Anthologie, eine Sammlung deutscher Frauendichtung hat Remer u. d. T. „Das Buch der Sehnsucht" (Berlin 1900) herausgegeben. —

Eine besondere Besprechung verlangt Hermann Eduard Jahn — nicht wegen der Trefflichkeit, sondern wegen der Eigenartigkeit seiner Gedichte. Jahn trat vor die Öffentlichkeit zuerst im Verein mit Richard Hamel, der, 1853 in Potsdam geboren, um das Jahr 1880 in Rostock lebte und dort Gedichte und Aphorismen u. d. T. „Ein Wonnejahr" (Rostock 1879) sowie ein „Epigrammatisches Lustgärtlein" (ebd. 1881) erscheinen ließ. Diese gemeinsame Arbeit ist ein dünnes Heftchen, „Deutsche Lieder" (ebd. 1880) enthaltend. Jahn hat dann in schneller Folge zwei Bücher Lyrik „Ich denke Dein!" (Rostock 1881) und „Verwehte Blätter" (Leipzig 1882), dazu „Slavina, eine wendische Sage" (ebd. 1882) geschaffen — farblose, schwülstige Dichtungen ohne Eigenart, vorher aber die „Liebesmär" „Im Banne der Venus" (Rostock 1880), eine Nachbildung der Tannhäusersage, ein unreifes Werk, von ungebändigter Sinnlichkeit. Diese Venusberg-Stimmung ist dann in immer gesteigertem Maße der Grundton seiner Lyrik geblieben: in der „Jsuschka" (Leipzig 1882) verherrlicht er eine Prostituierte, „oft mit süßlicher Trivialität, oft mit glühendem Schwung"; verwandter Art ist seine „Frau Eva" (Budapest 1888), erschienen mit einem Vorwort von Sacher-Masoch, in dem es u. a. heißt: „In seinem neuen Werke ‚Frau Eva' versucht Jahn das große Problem zu lösen, das seit Buddha, Salomon und Kalidasa bis Goethe, Schopenhauer und Darwin herauf, so viele Weise und Thoren beschäftigt hat. Man könnte dieses Buch eine lyrische Natur-

geschichte des Weibes nennen. Wie der Naturforscher aus hundert Exemplaren die Gattung festzustellen und ihren Charakter zu ergründen sucht, so führt uns der Dichter ‚Das Weib' vor, indem er die verschiedensten weiblichen Gestalten an uns vorübergehen läßt, von der in königlichen Hermelin geschmiegten Despotin bis zur geschminkten Dirne hinab." Das Tollste aber leistet Jahn in den vier Gedichtbänden „Sie" (Budapest 1900), „Zur Naturgeschichte des Weibes" (ebd. 1902), „Die Liebe in der Welt" (ebd. 1903) und „Spiel und Liebe" (ebd. 1907), die geschmückt sind mit einer überreichen Fülle von Bildern, fast durchweg Darstellungen von wenig oder gar nicht bekleideten Weibern in den gewagtesten Stellungen.

Als im Jahre 1885 eine Anzahl lyrischer Stürmer und Dränger sich zusammentaten und die literarische Revolution proklamierten, befand sich unter ihnen auch Jahn. In der von diesen Jungdeutschen u. d. T. „Moderne Dichtercharaktere" herausgegebenen Anthologie, deren programmatische Vorreden an Renommage erstaunliches leisten, ist natürlich Jahn gleichfalls vertreten und zwar bezeichnenderweise mit einer „Sphinx" betitelten Hetärengeschichte.

Über die Lebensverhältnisse des Verfassers einer „vaterländischen Dichtung aus der neuesten Zeit", die als „Idylle" angesehen werden will, betitelt „Vandalia. Die Royalisten oder die Brautpaare" (Neubrandenburg 1850), Achim Mayer, ist nichts bekannt; ebenso muß ungesagt bleiben, wer Friedrich Albrecht war, der u. d. T. „Melusine" (Wismar u. Ludwigslust 1859) eine luxemburgische Sage aus dem 10. Jahrhundert in Versen behandelte.

Friedrich Latendorf, in Neustrelitz 1831 geboren, 1860 bis 1893 Lehrer am Gymnasium in Schwerin, dann nach Schönberg verzogen und dort 1898 gestorben, verdient durch seine Forschungen über Sebastian Franck, Lauremberg, Fritz Reuter u. a., gab u. d. T. „Aus der Zeit für die Zeit" (Rostock u. Ludwigslust 1883) ein Heftchen „vaterländischer Dichtungen aus Mecklenburg" — reine Gelegenheitsgedichte. „Vielleicht," sagt der Verfasser in der Vorrede, „ist es mir gelungen — wenigstens hoffte ich es im Stillen — hie und da den persönlichen Beziehungen den Ausdruck einer allgemeinen Weihe zu geben und dem flüchtigen Momente eine bleibende Dauer zu sichern." Ob sich diese Hoffnung des Dichters erfüllt hat, kann man bezweifeln. J. F. Soldat, geb. 1833 in Tilsit, der Apotheker wurde, in Rehna und Schwerin als Provisor konditionierte, sich 1892 als Droguist in Doberan niederließ und dort 1902 starb, verfaßte das Heldengedicht „Sareka" (Königsberg 1891). Heinrich Grohmann, in Friedrichsmoor 1838 geboren, vorgebildet auf dem Schweriner Gymnasium, trat 1858 in den Militär-

dienst, machte die Feldzüge von 1866 und 1870/71 mit und bezog nach seiner Verabschiedung infolge Kriegsinvalidität 1887 zu nationalökonomischen und naturwissenschaftlichen Studien die Universitäten Leipzig, München und wieder Leipzig, promovierte 1891 in Leipzig und hat seit 1900 seinen Wohnsitz in Wiesbaden; unter dem Decknamen Heinrich Gaston veröffentlichte er ein „Lied vom Niederrhein", das Epos „Günthers Brautfahrt" (Poesneck 1887).

Im Jahre 1893 gab Otto Julius Bierbaum einen „Modernen Musenalmanach" heraus „mit Originalbeiträgen der hervorragendsten Vertreter des modernen deutschen Schriftthums", d. h. der naturalistischen Schule der deutschen Dichtung, deren Jünger man als „Gründeutschland" hat zusammenfassen wollen. Zu diesem Musenalmanach hat auch Ernst Ziel beigesteuert, einer der besten unter den lebenden mecklenburgischen Schriftstellern, und damit seinen damaligen Standpunkt in der literarischen Bewegung markiert. In Rostock 1841 geboren, besuchte er in seiner Vaterstadt das Gymnasium und dann, da er für den Handelsstand bestimmt war, die Handelshochschule, entsagte aber später diesem ihm widerstrebenden Beruf, studierte in Rostock, Bonn, Leipzig und Berlin Geschichte und Literaturgeschichte und promovierte 1869 in Rostock. Seit 1872 war er Mitredakteur der „Gartenlaube" in Leipzig, wurde nach Ernst Keils Tode (1878) deren Chefredakteur, trat aber 1883 von dieser Stellung zurück und hat seitdem seinen Wohnsitz in Cannstatt. Seine „Gedichte" (1867; 2. Aufl. Leipzig 1881) zeichnen sich nicht nur durch Formenschönheit, sondern auch durch „einen oft hinreißenden Gedankenschwung, das Talent für markige Situationsbilder" aus. Doch hat der Dichter sich weiterhin nicht mehr zu allem bekennen mögen, was auch die zweite Auflage enthält; in der Vorrede zu seinen „Ausgewählten Gedichten" (Stuttgart u. Leipzig 1901) hat er es ausgesprochen: „Was mich bei der Zusammenstellung leitete, war der Wunsch, am Abend meines Lebens eine Ausgabe zu schaffen, die aus meiner lyrischen Habe dasjenige hervorhebt, was ich noch heute als innerlich mir zugehörig erachte. Alles hier Ausgeschlossene — soweit es sich um meine bisherigen Veröffentlichungen handelt — wolle die literarische Kritik als endgültig von mir verworfen betrachten. Einer Reihe politischer und sozialer Gedichte älteren Datums versagte ich die Aufnahme in diese Sammlung, da sie meinem heutigen Standpunkte nicht mehr entsprechen. Daneben mußte vieles fallen, weil ich in meinen ästhetischen Anforderungen darüber hinausgewachsen." Diese Selbstkritik hat in der Tat dem Dichter nicht zum Nachteil gereicht, der nun in überaus sympathischer, ausgereifter und abgeklärter Gestalt vor uns steht. In seinen „Modernen Xenien" (Leipzig 1889) „vertritt der Dichter die vornehme Epigrammatik der Goethe-Schiller-Epoche", in seinen u. d. T. „Von heute" (Leipzig 1899) vereinigten „Gedanken auf der

Schwelle des Jahrhunderts" bietet er eine Fülle feiner Aphorismen von gewollter eminenter Subjektivität, „Bruchstücke einer Weltanschauung auf dem Hintergrunde der Zeit". Als feinsinniger Literarhistoriker hat sich Ziel gezeigt in dem Buche „Das Prinzip des Modernen in der heutigen deutschen Dichtung" (Berlin 1895) und in den als „Litterarische Reliefs" (4 Tle., Leipzig 1885—95) bezeichneten Dichterporträts — auch einige Mecklenburger sind darunter: Fritz Reuter, Graf v. Schack —, nicht minder durch seine Ausgaben von Albert Dulks Dramen und Ludwig Pfau's Gedichten.

Ein schönes lyrisches Talent hat in ihren unter dem Pseudonym Hans Gabriel herausgegebenen Büchlein „Gedichte" (Wismar 1899) und „Alte unnennbare Tage" (Berlin 1905) bekundet Hella Rehberg-Behrns, geb. 1860 als Tochter eines Försters in Schlowe, seit 1880 mit dem Bauunternehmer Behrns in Malchow verheiratet. Die gleichalterige Ida Heincke, geb. Drechmann, 1881 Gattin des Forstkandidaten Heincke, der 1885 geisteskrank wurde, jetzt in getrennter Ehe in Rostock als Schriftstellerin lebend, hat die Gedichtbändchen „In Freud und Leid" (Dresden 1897) und „Waldblumen" (ebd. 1898) veröffentlicht. Sophie Kloerß, geb. Keßler, in Wandsbeck 1866 geboren, Gattin des Oberlehrers Kloerß in Schwerin, gab unter dem Decknamen W. v. d. Mühle die Dichtungen „Der Dom zu Köln, Die Roßtrappe, Fata Morgana" (Altona 1887, 2. Aufl. 1888) heraus. Elly Steffen, geb. 1868 in Ludwigslust, Lehrerin in Schwerin, feierte in einem historischen Gedicht „Die alten deutschen Könige" (Göttingen 1903) und gab hundert Bilder, Skizzen und Gedanken u. d. T. „Sternschnuppen" (Berlin u. Leipzig 1906). In den lyrischen Büchlein „Nach Sonnenuntergang" (Dresden 1904, anonym erschienen), „Unter fallenden Sternen" (ebd. 1905), „Gardez l'amour!" (ebd. 1906) und den in Prosa geschriebenen Skizzen, Träumen und Märchen betitelt „Wie Frauen weinen" (ebd. 1908) offenbart Edithe Leontine v. Buchka, geb. Bernard, 1877 in Hamburg geboren, Gattin des Landgerichtsrats v. Buchka in Schwerin, eine starke dichterische Begabung und eine große Leidenschaft.

Karl Blanck, in Friedland 1862 geboren und, nachdem er eine Reihe von Jahren als Buchhändler in Klausthal, Leipzig und Dresden tätig gewesen, 1888 dahin zurückgekehrt und 1895 gestorben, hat zwei Bändchen lyrischer Poesien erscheinen lassen: „Tutti Frutti" (Zürich 1886) unter dem Pseudonym Bruno Tellheim, „Gedichte" (ebd. 1895) unter eigenem Namen. Gustav Willgeroth, geb. 1865 in Wismar als Sohn eines Kaufmanns, studierte 1886—89 Theologie in Rostock und Erlangen, wurde Hauslehrer, dann Journalist, trieb in Berlin volkswirtschaftliche und historische Studien, war in der Redaktion des „Rostocker Anzeigers" beschäftigt, gründete in Wismar 1893 eine

Druckerei und die noch vor Jahresfrist wieder eingegangene „Mecklenburgische Ostseezeitung" und war 1897 Herausgeber und Redakteur der Lyrischen Blätter", die 1902 ihr Erscheinen einstellten; außer einer „Geschichte der Stadt Wismar" (Tl. I, Wismar 1898) und „Bildern aus Wismars Vergangenheit" (ebd. 1903) veröffentlichte er auch „Gedichte" (ebd. 1898). Gleichfalls Buchhändler ist Ludwig Hamann, 1867 in Schwerin geboren, lange in Leipzig tätig, dann nach Berlin verzogen; unter dem Decknamen L. G. Spielmann veröffentlichte er einen Liederband „In Laune und Stimmung" (Leipzig 1888), Gedichte und Ansichten der sächsischen Schweiz mit selbstgefertigten Randzeichnungen u. d. T. „Fahrt ins romantische Land" (ebd. 1895; 3. Aufl. 1899) und unter dem Gesamttitel „Floh-Memoiren": „Hubbigs Abenteuer" (ebd. 1902), „Hubbigs heitere Fahrten" (ebd. 1903) und „Hubbigs letzte Sprünge" (ebd. 1904). Der Herausgeber des „Mecklenburgischen Dichterbuches" (Berlin 1903) Richard Dohse, geb. 1875 in Lübz, der das Realprogymnasium in Parchim und dann das Realgymnasium in Güstrow besuchte, 1894—97 in München, Marburg, Genf und Rostock neue Philologie und Geschichte studierte, in Rostock 1897 promovierte und 1898 sein Oberlehrerexamen machte, wissenschaftlicher Hülfslehrer in Malchin war und nun Oberlehrer an der Sachsenhäuser Realschule in Frankfurt a. M. ist, hat auch einen Band Gedichte „Aus stillen Stunden" (Dresden u. Leipzig 1902) erscheinen lassen. Hans Wendt, geb. 1878 in Neubrandenburg als Sohn eines Kaufmanns, wurde selbst Kaufmann und ist seit 1903 Inhaber des väterlichen Geschäfts; wir haben von ihm „Erste Lieder" (Halle 1906), philosophierende Betrachtungen in Versen u. d. T. „Ein ewig Evangelium" (Leipzig 1907) und lyrische Gedichte „Vom deutschen Blütenbaum" (Wismar 1909). Den „Lyrisch-epischen Dichtungen" (Braunschweig u. Leipzig 1902) von dem in Schwerin geborenen Hans Frentz merkt man auf Schritt und Tritt an, daß ihr Verfasser damals, als er sie drucken ließ, noch die Schulbank drückte; die „rührende Bescheidenheit" dieser Gedichte ist sehr wohl angebracht. Anna Fredersdorf, geb. 1869 in Grevesmühlen, seit 1888 in Lübeck wohnhaft, und Fritz Regenstein, zu Schelfwerder bei Schwerin 1862 geboren, jetzt Bezirksoffizier in Hattingen a. d. Ruhr, sind beide mit Gedichten im „Mecklenburgischen Dichterbuch" vertreten, aber nicht über Beiträge für Zeitschriften hinausgekommen.

Auch ein Schüler von Arno Holz, ein „Offenbarungslyriker", einer von den „Nichtdichtern, die durch ihre sogenannte Dichtung viel höhere oder tiefere, ja unaussprechlich hohe Dinge vollbringen wollen", findet sich unter unseren Landsleuten. Sein Name ist Reinhard Piper; geboren wurde er 1879 in Penzlin und ist nun Buchhändler in München.

Aus seinem unter dem Decknamen Ludwig Reinhard erschienenen Büchlein „Meine Jugend" (Berlin 1899) nur zwei Proben:

Vor meinem Fenster liegt der tote Garten,
streckt seine schwarzen Zweige in die graue Luft.
Auf die leere Fahnenstange fliegt ein Rabe zu,
schwimmt,
schlägt mit den Flügeln,
sitzt.

Und weiter:

Was mein Zweck ist!
Von Jahr zu Jahr
ein immer vollkommenerer Buchhandlungsgehülfe zu werden,
dann,
wenn die Haare grau und die Zähne gelb geworden sind,
ruhig den Tod hinzunehmen,
und die Seligkeit.

Nach ganz anderer Richtung hin ungenügend sind die Dichtungen von Johannes Behrbohm, der 1886—1906 in Schwerin als Porzellanmaler, gelegentlich auch als „Kunstmaler" tätig war und jetzt in Berlin lebt. Zwar seine für die Jugend berechneten Schöpfungen, das Weihnachtsmärchen „Das Petermännchen" (Schwerin 1906) und „Der Adebar" (ebd. 1907), beide vom Dichter selbst mit Illustrationen versehen, mögen hingehen. Aber „Im nordischen Ringen" (Dresden 1907), „ein vaterländisches Gedicht aus den Jahren 1163—1170", in unerlaubt schlechten Hexametern, läßt alles zu wünschen, und nicht besser steht es um die „Gedichte" (ebd. 1903) — unter ihnen finden sich ein Hymnus „Auf nach Schwerin!", ein Lied „Auf dem Schweriner See" und ein Zuruf „An Friedrich Franz IV" — von denen eines, betitelt „Noli me tangere!", hier einen Platz finden möge:

Ein Wortschwall ist noch lange keine Dichtung,
Es g'hört das Herz und Witz und Geist dazu,
Und selbst auch in der neu-modernen Richtung
Verlangt man diese, sonst verfliegt's im „Nu".

Ein großer Mund kann manches überbrücken,
Doch kommt's drauf an, daß sich das Inn're zeigt,
Dann weiten sich die großen Herzenslücken,
Und welch ein „Engel" uns 'was vorgegeigt. —

Und tun die Neider sich dann fest zusammen,
Sie stürzen keinen, nur das Kleine sinkt. —
Im Alltagsleben blitzen auch mal Flammen,
Der Lahme ja auf Krücken vorwärts hinkt. —

Ja, das Gemüt ist nur der Dichtung Bronnen,
Was aus ihm fließt, sei Gold so echt und rein,
Daß sich in diesem Glanz die Seelen sonnen,
Aus diesem Quell fließt nur der echte Wein.

Die politischen Ereignisse bis zum deutsch-französischen Kriege, so tief sie auch die Gemüter erregen mochten, haben doch unsere Dichter kaum begeistert; der poetische Niederschlag aller dieser Jahre ist überaus gering. Als nach Beendigung des Feldzuges in Schleswig-Holstein, an dem auch die mecklenburgischen Truppen teilgenommen hatten, Preußen und Mecklenburger Ludwigslust berührten, begrüßte sie ein biederer Ludwigslustser J. Rode mit ungelenken Versen — „auch hab' ich die Dichtkunst ja gar nicht studiert" bemerkt er zu seiner Entschuldigung — und sang:

Ich heiß auch willkommen das Deutschlandsche Heer,
Gehör ich auch gleich nicht zur bürgerlichen Wehr,
Hab ich doch ein Herz, das Sieger sehr ehrt,
Und sag': ihr habt treulich geg'n Dänmark euch wehrt.
Ich hab auch im Stillen oft an euch gedacht,
Im Geiste oft mit euch im Lager gewacht.
Noch einmal, ihr Tapfern, heiß ich euch willkommen,
Weil ihr nicht gefürchtet der feindlichen Bommen.
Die Reiter habn mit Schwertern sich deckt,
Vor feindlichen Kugeln sind sie nicht erschreckt usw.

Die Demokraten und insonderheit die Reformvereine in den kleinen Städten bekämpfte mit der Waffe des Spottes Habakuk Ezechiel — hinter diesem Namen verbirgt sich, wie behauptet wird, der 1857 gestorbene Küchenmeister Friedrich Jakob Wilhelm Engel in Kloster Malchow — in seinen „Reform-Bildern aus Schilda" (3 Tle., Lübeck 1849). Auf der Seite der demokratischen Bewegung stand Daniel Sanders, der zusammen mit Adolf Glaßbrenner die „Xenien der Gegenwart" (Hamburg 1850) herausgab, „von denen aber weder die witzigsten noch die derbsten Sanders' Eigentum sein dürften". Als 1859 der Bundestag die Kriegsbereitschaft beschlossen hatte, da sang Karl Bassewitz seine Lieder „Der Wächter am Rhein" und „Im Mai 1859"; im Februar 1861 klagte er um den Fall von Gaëta. Von Adolf Friedrich Grafen v. Schack haben wir gesehen, wie leidenschaftlich er 1864 für Schleswig-Holstein ins Zeug ging. Aber zu dem Kriege von 1866 konnte er sich kein Herz fassen, sondern klagte in dem Gedichte „Die deutsche Mutter":

Das ist ein Fest, ein herrliches, heut!
Kanonengekrach und Glockengeläut
Und Hallen von Siegesliedern!
Nein, nein! Reißt ab von den Helmen das Laub
Und streut auf das Schlachtfeld Asche und Staub,
Wo Brüder sich würgten mit Brüdern!

Auch Karl Bassewitz jammerte beweglich und wortreich über den Bruderkrieg, aber er sandte doch im Sommer den „Truppen Mecklenburgs in und um Leipzig" ein „Soldatenlied"

Hier steh' ich einsam auf der Wacht
In sternenheller Sommernacht
Und denk' an den Schweriner See —
Ach Gott! wie wird ums Herz mir weh. —

Wie anders 1870! Als da der Krieg losbrach und jedes deutsche Herz auflohte in flammender Begeisterung, da haben auch unsere Dichter nicht gefeiert, sondern mit vollen kräftigen Tönen eingestimmt in den brausenden Chor der vaterländischen Sänger in Nord und Süd.[60]) Schon am Tage der Kriegserklärung sang Karl Schultz:

Nun schallt vom Seine-Strande
Das heisre Kriegsgeschrei.
Nun, Deutschland, brich die Bande
Der Vielregiererei!
Du schliefest überlange.
Der Morgen graut, sei wach!
Es naht mit Sang und Klange
Dein Auferstehungstag . . . .

Wach auf! Schon steigt im Westen
Schlagendes Wetter auf.
Wach auf! Der Ruf der Besten
Bestürmt dein Ohr: Wach auf!
Es weht durch alle Lande
Ein frischer Morgenhauch —
Brich, deutsches Volk, die Bande
Der Zwietracht endlich auch!

Und er mahnte die Dichter:

---

[60]) Vgl. den Artikel „Mecklenburgische Kriegsdichtung 1870/71" von Gustav Quade in der „Mecklenburgischen Zeitung" 1895 Nr. 81.

Ihr Sänger, denen Gott gegeben
Des Liedes Macht,
Nun gilt es hoch den Arm zu heben
Zur Schlacht, zur Schlacht.
Was frommen Lieder ohne Zahl
Darauf kein Mann mehr hört?
Der Singsang wird dem Volk zur Qual,
Ergreift das Schwert! . . .
Ist Körners Tod nicht hundertmal
Ein schläfrig Leben werth?
Laßt Dichten Dichten sein einmal
Und greift zum Schwert!

Georg v. Oertzen jubelte:

Der Feind ist da, hurrah, hurrah!
Sein Hochmuth übersiedet.
Wacht auf, ihr Tapfern fern und nah,
Euch ward das Schwert geschmiedet!
Die Eisenkraft aus deutschem Mark
In allen Heimathsgauen
Macht unsre gute Klinge stark,
Den Störenfried zu hauen.
Geschweißt an heller Zornesgluth,
Geschwungen unter Gottes Hut,
So spricht sie Blitz und Sterben:
Der Frevler soll verderben.

Der Krieg ist da, hurrah, hurrah!
Er sengt und brennt die Lande.
Getrost, ihr Männer fern und nah,
Doch besser Krieg als Schande!
Dem wälschen Kaiser schwankt der Thron,
Ihn hetzen eitle Frauen,
Drum spricht sein Haß dem König Hohn,
Der uns das Reich soll bauen.
Gott segne ihn! Noch lebt der Geist,
Der Ehre, Liebe, Treue heißt,
Und dürstet, an dem Frechen
Das heil'ge Haupt zu rächen.

Der Sieg ist da, hurrah, hurrah!
Der Jubelruf muß schallen,
Ob seine Stunde fern, ob nah,

Ob Tausend blutend fallen.
Und geht ein Sterben durch die Welt
Und Pestilenz und Schrecken,
Gott wird aus ödem Leichenfeld
Uns reiches Leben wecken,
Viel Wonne, die viel Leid versöhnt,
Wenn ihren deutschen König krönt
Die siegreich wieder neue,
Die starke deutsche Treue.

Karl Friedrich Kerkow (C. Spielmann) rief:

Die alten Fiedelbogen, womit der Väter Hand
Den Franzmann einst gestrichen, herunter von der Wand,
Daß sie den Kehraus streichen dem Erbfeind wiederum,
Den ihre scharfen Striche schon einmal machten stumm.

Der leidenschaftlichen Erregung, die sich in den Julitagen besonders gegen den Kaiser Napoleon richtete, lieh Paul Wilhelm Graff Worte:

Ein Sprößling ist's von jenem Mann,
Der einst geschlemmt in deutschem Gut,
Geschwelgt in eurer Väter Blut:
Wie eure Väter greift ihn an!

Aber auch an Humor fehlte es nicht. So sang John Brinckman:

Avecque votre Chassepot
Vout faites bien du bruit.
Or ça, nous verrons bientôt
Le premier qui fuit.
Vous dites, tous vos bataillons
Il déchire en guenilles?
Or ca, qui là, nous vous coudrons
Avecque nos aiguilles!

Avec cent mille Chassepots
Vous cassez nos têtes,
Mais nos aiguilles, à propos,
Aussi ne sont pas bêtes.
Et nos aiguilles tout à fait
Ne sont pas sans pointes;
Et nous, à ce que l'on disait,
En avons maintes, maintes.

Avecque votre Chassepot
Si vous pouvez quelque chose
Chasser, commencez aussitôt!
Ma foi, je vous propose,
Si vous voulez l'utiliser
A quelque bonne affaire,
Chassez donc Louis Chassepotier
Et sa Chassepotière!

„Zum Abschied" vor dem Ausmarsch dichtete Karl Schultz das schöne Trinklied:

Schäumend im Goldpokale
Funkelt der dunkle Wein,
Reiche die volle Schale,
Fröhlich wollen wir sein.

Reiche die volle Schale,
Zauberisch lockt der Schein.
Heute zum letzten Male! —
Fröhlich wollen wir sein.

Bis zu des Morgens Strahle
Bin ich, o Freund, noch Dein —
Reiche die volle Schale!
Fröhlich wollen wir sein.

Heute zum letzten Male
Schenkst du den Wein mir ein.
Warum so trüb' beim Mahle?
Fröhlich wollen wir sein.

Warum so trüb' beim Mahle
Starrst du ins Glas hinein?
Bis zu des Morgens Strahle
Fröhlich wollen wir sein.

Den ausziehenden Kriegern widmete Friedrich Heinrich Carl Giebner (geb. 1803 in Seesen, 1830 nach Mecklenburg gekommen, seit 1841 Pastor in Strelitz und als solcher 1886 gestorben) ein Abschiedslied:

Zieht hin, ihr Söhn' und Brüder,
Zieht in den heil'gen Krieg,
Gott geb' euch das Geleite
Und führe euch zum Sieg.

Und dann haben unsere Dichter fast alle Phasen dieses wundervollen Krieges mit ihren Liedern begleitet. Adolf Zehlicke hatte auch nach der Kriegserklärung seine Stimme erhoben zu einem „Aufruf an das deutsche Volk" und sang nun von König Wilhelms Besuch im Mausoleum zu Charlottenburg, von Weißenburg und Wörth, von Mars-la-Tour, Sedan und Metz, von Le Bourget und Orleans und dem Einzug in Paris. Hans Kösters „poetisches Tagebuch aus großer Zeit", das er „Kaiser und Reich" (Berlin 1872)

betitelte, reicht von Ems bis zum Einzuge in Berlin und dem Siegesdankfest. Carl G. Venzmer dichtete „Dem Vaterland zu Preis und Ehr!" (Rostock 1871) eine Reihe schwungvoller patriotischer Lieder; „Aus der Zeit des deutsch-französischen Krieges" stammen die meisten der „Zeitgedichte" von Eugen Labes; „Für Deutschlands Krieger" (Neubrandenburg 1871) schuf Karl Kannengießer zwölf Gedichte aus der Kriegszeit; Hugo Gaedcke sang seine Lieder „In Kampf und Sieg" und sprach mit besonderer Liebe „Vom neunzigsten Regiment". August Freiherr v. Stenglin, geb. 1816, als Major a. D. 1871 in Schwerin gestorben, dem es schier das Herz verbrennen wollte, daß er nicht mit hinausziehen konnte ins Feld, gab „Fünf National-Lieder und 30 neue deutsche Soldaten-Lieder zu alten, allgemein bekannten Melodien" (Schwerin 1870), die in der alsbald nötig gewordenen zweiten Auflage zu sieben National-Liedern und siebenzig neuen Soldaten-Liedern anwuchsen. Auch der arme Karl Weinholtz wollte es sich nicht versagen, seine Begeisterung in Versen austönen zu lassen und gab in eigenem Verlage seinen unsinnigen „Deutschen Kriegesgesang 1870/71" (Rostock 1871) heraus. Und nicht vergessen darf hier werden der Dichter des am 22. August 1870 zuerst in den „Mecklenburgischen Anzeigen" veröffentlichten berühmten „Kutschke-Liedes" „Was kraucht dort in dem Busch herum" Hermann Alexander Pistorius, geb. 1811 zu Walbeck im Mansfeldischen, 1863 aus Breslau als Pastor nach Basedow gekommen und dort 1877 gestorben, der außer „Des wahrhaftigen Kutschke Lieder und Unterhaltungen aus dem deutschen Reichskriege" (Schwerin 1871) nur noch (unter der Chiffre H. A. P.) die kleine „Chelidonostruthiomachia oder Schwalben- und Spatzenkrieg. Epos in 12 Gesängen verfaßt und dem jungen Grafen Friedrich Franz Grafen von Hahn-Basedow als erste Leseübung gewidmet" (Malchin 1865) gedichtet hat.[61]) —

Daß Deutschland siegreich sein werde, das stand ja unseren Sängern von vornherein fest. Schon am 6. August hatte Eduard Hobein dem Feinde gedroht:

Ja, am Rhein soll ihm geschehen
Recht „im Angesicht der Welt"
Und er soll das Wunder sehen
Wie man heuer Ernte hält!

---

[61]) Gegen Pistorius hat die Autorschaft des „Kutschke-Liedes" — das man scherzhafterweise in alle möglichen toten und lebenden Sprachen übersetzt hat (s. W. Ehrenthal, „Das Kutschkelied auf der Seelenwanderung", Leipzig 1876) — für sich in Anspruch genommen Gotthelf Hoffmann. S. „Kutschke's ausgewählte Gedichte" (Breslau 1895) S. II f.

Karl Schultz dachte anfangs an einen Volkskrieg:

Kommt mit Kugel und mit Blei,
Kommt mit Sens' und Hacke!
Frankreich will den Krieg. Es sei!
Hurrah zur Attacke!

Dann aber schwebte ihm am 22. August der Einzug der Deutschen in Paris vor:

Wieder wie vor sechzig Jahren ziehn durch Frankreich Deutschlands Heere,
Hell umleuchtet uns're Scharen Glorienschein der höchsten Ehre.
Wie der Schwaben und der Bayern Heerbann zu den Märkern stieß,
Muß sich ruhmvoll bald erneuern unser Einzug in Paris.

Der Besorgnis, daß wir wieder um die Früchte unserer Siege betrogen werden könnten, gab August Johann Carl zur Nedden Ausdruck; er wies auf den Helden

der siegend stark
Rief Vater Blüchers Wort den Erben:
Laßt, was des Kriegers Schwert erwarb,
Die Feder schmählich nicht verderben,

und Hugo Gaedcke drohte der fremden Diplomatie:

Als uns der Welsche nahm die Ruh,
Ließt ihr das Schwert beim Leder,
Nun stört uns nicht, nun schaut ihr zu
Der Deutschen Friedensfeder.
Und wenn wir schreiben, wagt's einmal
Die Feder uns zu führen,
Ihr sollt die Schrift von blankem Stahl
Bald auf dem Buckel spüren!

Nach Sedan sah Karl Schultz schon den hohen Siegespreis winken:

Noch niemals zog zum Kriege
Ein Volk so hoffnungsreich,
Es hofft zu Gott: dem Siege
Entsproßt das Kaiserreich,

und er sang weiter:

Soll missen der König im Siegerkranz das schönste der Lorbeerreiser?
Neu einziehn muß er in fürstlichem Glanz in Paris — Wilhelmus der Kaiser!

Den wiedergewonnenen Elsaß begrüßte Friedrich Eberhard (geb. 1818 in Penzlin, 1864 Pastor in Sülstorf, 1891 emeritiert, 1904 in Schwerin gestorben):

Wir haben, wir halten
Dich nun mit festem Arm,
Ach wollte nun es werden
Auch dir im Herzen warm,

und auch Georg v. Oertzen sang:

Elsaß, und du sollst unser sein!
O Straßburg auf der Schanze,
Schon halten wir die Wacht am Rhein
In deinem Gürtelkranze.

Ebenso rief Pistorius Straßburg zu:

Wir drücken dich an unser Herz, der Bund treibt frische Blüthen,
Du stehst mit uns zur Wacht am Rhein, und Gott wird uns behüten.

Hans Köster frohlockte:

Deutschlands Banner, laßt sie wehen!
Freudenfeuer von allen Höhen,
Glockenzungen schallt darein;
Straßburg unser — frei der Rhein! —
Scham, die uns auf Wangen brannte,
Wo man deinen Namen nannte —
Straßburg! Straßburg!

und Graf Schack dichtete seine „Siegesfeier in Straßburg":

Hallt, Glocken, hallt von Erwins Turm,
Und brausen mag der Jubelsturm
Von Berg zu Berg, von Strom zu Strome!
An jedes Ohr die Botschaft tragt:
In deutscher Luft nun wieder ragt
Der herrlichste der deutschen Dome!

An Paris richtete Carl Kannengießer ernste Worte:

Mach' dich bereit! Die Stunde naht herbei,
Die Saat, die du gesä't, ist reif geworden ....
Mach' dich bereit! Wir rechnen mit dir ab,
Er naht herbei, der Tag der großen Rache;
Und doch! nicht wir bereiten dir dein Grab,
Gott selber thut's, sein selber ist die Sache;
Du trotzst vergebens, er hält selbst Gericht,
Dein Maaß ist voll, verhülle dein Gesicht,
In Rauch und Flammen löst sich auf dein Glanz
Und Blut und Tod reißt dir vom Haupt den Kranz.

Als dann Paris übergeben war, da jauchzte Venzmer:

Die Lüfte durchbrauset ein Jubelschrei
Laut schmetternd mit tönendem Schallen!
Es fliegt die gewaltige Kunde herbei,
Paris, Paris ist gefallen!
Victoriadonner vom Main bis zum Belt,
Ein jauchzendes Hurrah den Kriegern!
So klinget und sauset es durch die Welt
Entgegen den muthigen Siegern!

Dann aber wurde die Friedenssehnsucht mächtig.

Soll es Friede nicht auf Erden
Wie in deinem Himmel sein?
Will es noch nicht Sonntag werden
Bald in deines Friedens Schein?

So klagte Eugen Labes und mit ihm Karl Kannengießer:

Ach, wann wird es endlich wieder
Friede, stiller Friede werden?

Und da der Friede kam, da sang Georg v. Oertzen:

Der Friede, horch, der Friede!
O heller Glockenklang,
Bei diesem Gruße zittert
Dein erzener Gesang,
Bei diesem Ton entschleiern
Die Wittwen ihr Gesicht,
Die Klagen müssen feiern,
Die Thränen werden licht.

„Beim Siegeseinzug in Berlin" brach Graf Schack in die begeisterten Worte aus:

Steig' empor,
Herrlichste der Sonnen,
Die über Deutschland geleuchtet!
O den Tag, den du bringst,
Ganz und voll zu genießen,
Ist es nicht genug des Glücks für ein Leben?
Den sterbenden Greis
Laß das Auge nicht schließen,
Bevor er ihn erblickt,
Und in der Wiege dem Säugling
Oeffne des Geistes Sehkraft,
Daß sein Gedanke ihn fasse,
Und er einst noch den Enkeln künde:
Ich habe den großen Tag erlebt.

An dem Siemeringschen Germania-Denkmal in der Siegesstraße aber prangten die Verse:

Nährhaft
Und wehrhaft,
Voll Korn und Wein,
Voll Stahl und Eisen,
Sangreich,
Gedankreich,
Dich will ich preisen,
Vaterland mein!

Die hatte auch ein Mecklenburger gedichtet, Friedrich Eggers — nach Heinrich Seidels Meinung „überhaupt das beste Gedicht, das diese Jahre nationaler Erhebung hervorgebracht haben".

Neben solchen Worten klingen freilich die Verse recht hausbacken, mit denen Eduard Hobein am 14. Juni 1871 die heimkehrenden mecklenburgischen Truppen begrüßte:

De Mecklenbörger sünd wedder dor,
De Mecklenbörger sölt leben!
Wo lüchten ehr de Ogen klor,
Frisch as de Frühjohrsheben!
De Grenadier un Füselier,
Dragoner, Jägers un Kannonier,
Se sünd't! Nu, Kinnings, nu rohrt nich mihr!
Ji weet, de Franzos,
De leet nich los, —
Se künnen wiß un wahraftig nich ihr!

Und mit berechtigtem Stolz blickten die Mecklenburger auf den ruhmreichen Feldherrn, der an der Spitze seiner wackeren Krieger in Schwerin einritt — auf ihren Großherzog. Schon im Dezember 1870 hatte Pistorius sein „Lied vom Großherzog von Mecklenburg-Schwerin" gesungen:

Stimmt an ein Lied von Friedrich Franz,
Ihr Alten und ihr Jungen,
Wie er schlug die Franzosen aus ihrer Schanz,
Und im off'nen Feld sie bezwungen.

Zu des Großherzogs Geburtstage 28. Februar 1871 dichtete Venzmer:

Du hast mit deinem tapfern Heere
Den Feind gejagt noch bis zuletzt
Und für des Vaterlandes Ehre
Dein theures Leben eingesetzt.
O mögst du mit dem Lorbeerreise
Geschmückt bald wieder heimwärts zieh'n,
Damit in alter treuer Weise
Dein Volk dich grüße in Schwerin.

Als dann am 9. März Friedrich Franz wirklich zurückkehrte, da begrüßte ihn ein Lied von Hans Köster:

Wie mit Gott du ausgezogen,
Kehrst in hoher Thaten Glanz
Durch des Sieges Friedensbogen
Du zurück uns, Friedrich Franz!...

Von viel edlen Namen melden
Wird der deutsche Ehrenkranz,
Aber keinen treuern Helden,
Deutscher — als dich, Friedrich Franz!

Und Adolf Zehlicke hat rühmend gepriesen:

Luisens Enkel, ruhmvoller Fürstensohn,
Es rollt in deinen Adern der Ahnen Blut;
Wo Blüchers, Moltkes Wiegen standen,
Hältst du das Zepter in festen Händen....

Dein Ruhm erschallt, so lange das Reich besteht,
So lange deutscher Name und Ehre bleibt,
Als heldenkühner deutscher Feldherr
Und als des Volkes getreuer Ekhart.

Die humoristische Dichtung, die bei unseren Neuniederdeutschen so treffliche Vertreter fand, hat sich auf hochdeutschem Gebiete auffallenderweise kaum hervorgewagt. Ein Dichter, der sich des Pseudonyms Karl Fröhlich bediente, dessen wahren Namen wir aber nicht kennen,[62]) hat zum Besten der Abgebrannten in Plau „Jocosa. Zur Ergötzlichkeit für Jedermann" (Parchim 1833) veröffentlicht und Heinrich Erdtmann aus Waren, der später in Lübeck lebte, gab eine „Sammlung komischer und humoristischer Gedichte" (Waren 1843) heraus. Ludwig Hamanns launige „Floh-Memoiren" wurden schon erwähnt. Unsere anderen Schriftsteller haben das Humoristische nur gelegentlich gestreift.

Viel Vergnügen hat man an Rätseln gefunden. Karl v. Lützow, geb. 1794 in Ludwigslust, 1837—58 Schloßhauptmann, dann Oberschenk, gest. 1868 in Schwerin, verfaßte ein „Büchlein der Räthsel und Charaden" (Rostock 1841; 2. Aufl. u. d. T. „Räthsel, Charaden und Wortspiele", Schwerin 1861), Albertine v. Flotow, 1791 geboren und 1849 als Konventualin des Klosters Dobbertin gestorben, suchte den Abgebrannten in Goldberg durch Herausgabe eines Heftchens „Humoristische Räthsel" (Schwerin 1842) zu Hülfe zu kommen. Zwei Bändchen „Räthsel-Gedichte" u. d. T. „Sphinx" (Berlin 1856, 2. Aufl. 1863; neue Folge ebd. 1861) veröffentlichte Eduard Prosch, der 1804 in Ludwigslust geboren ist, das Gymnasium zum Grauen Kloster in Berlin besuchte, in Rostock, Göttingen und Heidelberg die Rechte, dann noch in Göttingen und Paris Kunstgeschichte studierte, 1827 in die Dienste des Erbgroßherzogs Paul Friedrich trat als zweiter Sekretär des erbgroßherzoglichen Hofstaates, in der Folge Kabinettssekretär wurde und als Vorstand des Kabinetts, auch als Intendant der großherzoglichen Kunstsammlungen bis 1877 tätig war, dann nach Breslau übersiedelte und dort 1878 starb. Karl Beckmann, 1801 in Westenbrügge als Sohn des dortigen Pastors geboren, 1832 seinem Vater adjungiert, später aber aus dem geistlichen Amt entfernt und 1879 in Nienhagen bei Doberan gestorben, gab „zur Erhöhung des gesellschaftlichen Vergnügens" ein „Neuestes Räthsel-Buch, enthaltend 200 der besten Räthsel, Charaden und Wortspiele" (Schwerin 1848) heraus; hier sowenig wie bei seinem „Gedenkbuch der Liebe" (3. Aufl. Schwerin 1846), „einer sorgfältig ausgewählten und geordneten Sammlung von 350 der vorzüglichsten Stammbuchaufsätze, herausgegeben zur Beförderung der ehelichen und häuslichen Glückseligkeit, für liebende Seelen und nahen Verwandten" ist mit Sicherheit zu erkennen, wie viel vom Inhalt geistiges Eigentum des Verfassers oder anderer ist. Franz Frölich ließ anonym „Ausfliegende Worte, natürliche Kinder der geflügelten Worte, auf der Ei-

[62]) S. den Staatskalender 1834 I S. 246.

tatenhatz angetroffen von einem alten Jäger" (Neubrandenburg 1883; 2. vermehrte Aufl. 1885) und „Hundert Räthsel" (ebd. 1884), Rudolf Sperling „Doctor Spätzleins Weihnachtsnüsse" (Dresden u. Leipzig 1894; neue Folge 1898) und „Tausend Anagramme" (1908) erscheinen.

Ähnliche Spezialgebiete betraten Karl Ferdinand Belitz, Privatgelehrter in Schwerin, über den weitere Nachrichten fehlen, mit seiner „Polyhymnia" (Leipzig 1844), einer Sammlung von Gedichten aus dem Gebiete der Tonkunst, Hans Timm mit seinem „Liederbuch für Turner" (Parchim 1843; 10. Aufl. Wismar 1887), welches neben überwiegend Fremdem doch auch manches Eigene enthält, und Heinrich Greve (geb. 1825 in Upahl, Lehrer in Lankow bis 1899, dann nach Schwerin verzogen und dort 1900 gestorben) mit „18 Imkerliedern" (1891; 4. Aufl. 1901). „Schachverse" (Friedland 1858) gab heraus Heinrich Armin Riemann; der war 1793 in Ratzeburg als Sohn des Rektors der Domschule geboren, ging 1812 auf die Universität Jena, trat 1813 in die Lützowsche Freischar, studierte im Wintersemester 1813/14 wieder in Jena, zog 1815 aufs neue ins Feld, kehrte im Herbst nach Jena zurück, wurde einer der Hauptführer der seit kurzem gegründeten Burschenschaft und war Sprecher am Wartburgfest am 18. Oktober 1817; dann wurde er 1821 Lehrer am Gymnasium in Eutin, 1828 am Gymnasium zu Friedland, 1835 Pastor an St. Marien daselbst und starb 1872. —

Einige wunderliche Blüten hat der Lokalpatriotismus getrieben in Gestalt poetischer oder richtiger gesagt in Versen vorgetragener Stadtbeschreibungen — geistloser, ja geradezu lächerlicher Machwerke, unwürdiger Nachklänge jener Carmina, in denen seinerzeit gelegentlich Humanisten das Lob dieser oder jener Stadt sangen. So haben wir den „Versuch einer topographisch-historischen Darstellung der Stadt Bützow, wie sie leibt und lebt, im Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin. Entworfen in einer theils scherzhaft-, theils ernsthaften Schilderung mit Versmaaß der Dactylen" (Bützow 1833) von Wilhelm Ferdinand Rong, dem Vater des oben genannten Heinrich Rong, der 1759 in dem Dorfe Niedertrübenwasser in Böhmen geboren war, Kammermusikus des Prinzen Heinrich von Preußen wurde, 1812 nach Mecklenburg übersiedelte und seit 1824 seinen Wohnsitz in Bützow hatte, wo er als Musiklehrer wirkte und 1842 gestorben ist. In dieser Dichtung, über die der Kritiker des „Freimüthigen Abendblattes" verdientermaßen seinen Spott ergoß, heißt es z. B. von den Tabaksfabriken:

Die Raucher und Schnupfer die finden, welch' Glück!
In dieser Schloßstraß' nah die Tabaks-Fabrik.
Auch kann man noch ein' in der breiten Straß' sehn,
Man darf üb'r den Marktplatz nur darauf los gehn.

Wie wohltuend handelt dagegen über Bützow August Ackermann (geb. 1829 in Kröpelin, 1850 Statistiker in Kiel, seit 1851 Redakteur des 1838 begründeten Polizeiblattes „Der Wächter" — das er bis 1892 redigierte und bis 1900 herausgab —, 1852—58 Aktuar beim Stadtgericht in Röbel, dann zur Disposition des Ministeriums des Innern in Schwerin gestellt, 1859 Polizeiinspektor, 1860 Ministerialregistrator, 1874 Ministerialsekretär, seit 1884 Polizeirat, 1893 mit dem Titel Geh. Polizeirat pensioniert, lebt jetzt in Braunschweig) in seinen unter dem Decknamen Georg Wächter erschienenen kulturgeschichtlichen Bildern aus Mecklenburg, betitelt „Kleinstadtleben in der Großeltern jungen Jahren" (Plau 1904).

Einen würdigen Nachfolger fand Rong in dem unseligen Carl Beckmann. Der lieferte eine „Poetische Erdbeschreibung vom Freistaate Hamburg für Gebildete aus allen Ständen" (Hamburg 1851) im Stil der Rongschen Arbeit, dann auch eine ebenso alberne „Poetische Schilderung des Musensitzes Rostock und der Residenzstadt Schwerin" (Rostock 1871). Und nicht viel besser ist die anonym erschienene „Erinnerung an Schwerin i. M." (Gadebusch 1900) von Agnes Sommer, die in Schwerin 1858 geboren und 1908 gestorben ist. Bei dieser Gelegenheit möge noch einer älteren Schrift Erwähnung geschehen, der geistlosen „poetischen Humoreske aus der Sylvesternacht" „Die Götter Schwerins" (Schwerin 1835) von einem Unbekannten. Das Heftchen gibt sich als „Erste Abtheilung"; eine zweite scheint nicht erschienen zu sein.

Wie häufig Schwerins in den Liedern unserer Dichter, der guten wie der schlechten, gedacht wird, haben wir schon mehrfach gesehen. Hier sei noch auf zwei Gedichte zum Preise dieser Stadt hingewiesen. Das eine dichtete 1879 Ludwig Flügge (geb. 1819 in Lübtheen, Schüler des Schweriner Gymnasiums bis 1840, nach beendeten Rechtsstudien als Beamter in Hagenow, Dömitz, Lübz und Warin, 1850 Garnisonsauditeur in Wismar, seit 1863 Chef des großherzoglichen Kabinetts, 1897 in den Ruhestand getreten und 1906 in Schwerin gestorben), der sich in seinen Mußestunden häufiger als Komponist wie als Dichter betätigte; der ließ seine „Sehnsucht nach Schwerin" ausklingen in dem Kehrreim

Sei's in Freud,
Sei's in Leid,
Dein denk' ich zu jeder Zeit.
Und es sei mein Nachtgebete,
Daß ich könnte heimwärts zieh'n,
Heim zur Perle aller Städte,
Wieder hin zu dir — Schwerin.

Das andere, einen „Gruß an Schwerin", sang 1898 ein unbekannter A. R.; die Schlußstrophe lautet:

Wer gleich mir Schönheit und Frieden sucht,
Mag packen das Ränzel, mag ziehn
In den grünen Wald, in die stille Bucht,
Zu begrüßen das schöne Schwerin.

Und da mit Schwerin eng verbunden ist das „Petermännchen", der Burggeist des Schlosses, den Behrbom besang und den Maria Günther-Brauer verflocht in ihr Schauspiel „Christian Ludwig und seine Hofkomödianten", so sei noch eines von Hermann Grotefend (geb. 1845 in Hannover, seit 1888 Vorstand des Geheimen und Haupt-Archivs in Schwerin) ihm gewidmeten Gedichtes gedacht, das damit schließt:

Und auf das Wohl des Herzogs trank er noch manchen Tag,
Und wir in gleicher Treue, wir folgen gern ihm nach.
So oft uns Becher blinken, der erste Ruf ist das:
„Dem Herrn des Landes trinken wir froh ein volles Glas!" —

Schließlich seien der Vollständigkeit halber ein paar Schriften genannt, deren Zugehörigkeit zu unserem Thema allerdings vielleicht bestritten werden könnte. Die schon erwähnte Albertine v. Flotow hat „zum Besten der armen, genesenen Kranken auf dem Sachsenberge" u. d. T. „Meine Gedanken" (Rostock 1844) eine Reihe von Aphorismen von sehr zweifelhaftem Werte herausgegeben. Friedrich Wachenhusen, geb. 1817 in Kladow als Sohn des Pastors Bernhard Wachenhusen, Student der Theologie, aber nie ins geistliche Amt gelangt, sondern als Privatgelehrter in Röbel lebend und dort 1905 gestorben, schon viele Jahre vor seinem Tode wegen Geistesschwäche entmündigt, veröffentlichte „Nordische Kerne, oder Deutscher Gruß" (Stralsund 1852) — ein Gemengsel von Betrachtungen über deutsche Sprichwörter, sog. „Kernsprüchen" und kleinen Gedichten. Hermann Ritter gab kleine Skizzen und Aphorismen u. d. T. „Aus der Harmonielehre meines Lebens" (Würzburg 1883) und Ida Burgwedel, als Tochter eines Gutspächters in Vollhagen geboren, in Rostock lebend, schrieb kleine „Märchen und Skizzen" (Wismar 1891), denen sie eine Anzahl von Übersetzungen minimaler Stücke französischer Autoren beifügte. Paul M. Röper, in Alt-Karin um 1837 geboren, in Rostock 1882 gestorben, hat im Plauderton allerhand „Bilder aus Mecklenburgs Vor- und Jetztzeit" (Wien 1875) gezeichnet und Johannes Gillhoff (geb. in Glaisin als Lehrerssohn, 1880—1903 Lehrer an der Stadtschule in Parchim, dann Seminarlehrer in Erfurt, jetzt in Osterburg) uns treffliche „Bilder aus dem Dorfleben" (Dresden 1905) geschenkt.

Von unseren Dichtern haben sich einige auch als Übersetzer oder Nachdichter fremder Werke hervorgetan. Daniel Sanders übertrug aus dem Neugriechischen das aristophanische Lustspiel des Alexander

Rifos Rhangawis „Die Hochzeit des Kutrulis“ (Berlin 1848), mit H. Oppenheim und Moritz Carriere „Neugriechische Volks- und Freiheitslieder“ (1842) und in seinem Buche „Das Volksleben der Neugriechen“ (Mannheim 1844) Lieder, Sprichwörter und Kunstgedichte. Franz Frölich übertrug „Horaz Satiren und Briefe“ (Schleswig 1856). Eduard Hobein gab „Das Buch der Hymnen“ (Halle 1864; 2. Aufl. 1870) heraus. Aus dem Französischen übersetzte mehr oder minder frei Carl v. Lützow J. Méry's „Le bonnet vert“ u. d. T. „Das Bagno von Toulon“ (Schwerin 1836) und Balzac's „Le médecin de campagne“ u. d. T. „Der Doctor Benassis“ (2 Bde., Berlin 1837) und gab „Bernhard Mergy, oder die Bartholomäusnacht. Nach dem Französischen frei übersetzt“ (2 Tle., Braunschweig 1832) heraus. Heinrich Friedrich Francke (J. G. Rausse) übersetzte des Saint-Hilaire „Die Adjutanten Napoleons“ (2 Bde., Leipzig 1842) und „Das Hotel der Invaliden. Erinnerungen aus der Kaiserzeit“ (2 Bde., ebd. 1842). Auf dem Französischen des Pierre Voisin beruht Felix v. Stenglins „Im Lande der Teutonen“ (Zürich 1889). Paul Wilhelm Graff übertrug Tolstoi's „Anna Karenina“ (Berlin 1886) sowie Markewitsch's „Mareia vom Aloy-Rop“ (Berlin 1889), und Willy Kastner verdeutschte eine Anzahl von Werken Mantegazza's, Gozzi's „Memorie inutili“, Tessaro's „Giovanni Huß“, Tinayre's „François Barbazanges“, Brantome's „Leben der galanten Damen“ und Sienkiewicz's „Quo vadis“. Emil Jonas hat eine Anzahl von Werken dänischer und schwedischer Autoren übersetzt oder bearbeitet, u. a. die Gedichte und Tagebuchblätter des Königs Oskar II von Schweden (Oberhausen u. Leipzig 1879). Elly Steffen gab in ihrem „Aus deutscher Vorzeit“ (Band 86 der „Deutschen Bücherei“, Berlin 1907) eine neue Übersetzung von Hartmanns von Aue „Der arme Heinrich“. Von den noch nicht Genannten stehen an erster Stelle Otto Kayfel, geb. 1843 in Güstrow, seit 1869 Rechtsanwalt in Ludwigslust, mit seinen trefflichen Nachdichtungen des „Anakreon“ (Ludwigslust 1890) und Karl Walter, geb. 1839 in Waren, gest. 1870 als Lehrer am Gymnasium in Schwerin, mit dem „Echo vom Soracte“ (Göttingen 1868), einer Bearbeitung Horazischer Gedichte in modernen Versmaßen. Hans Karl Friedrich Wolff aus Güstrow, von 1823 bis zu seinem Tode 1852 Pastor in Benthen, lieferte eine „Metrische Übersetzung des zweiten Gesanges der Aeneide“ (Güstrow 1843), Julius Kipper, geb. 1844 zu Vellinghausen (Westfalen), 1869 Lehrer an der Stadtschule in Rostock und als Direktor des Gymnasiums daselbst 1895 gestorben, übertrug des Horaz „Satiren“ (1864/85) und „Epistola ad Pisones“ (1890). Ernst Susemihl aus Kirchdorf auf Poel hat um das Jahr 1840 herum zahlreiche Werke englischer (Shakespeare, James, Ainsworth u. a.) und

französischer (George Sand u. a.) Schriftsteller übersetzt. Anna Boecler aus Schwerin übertrug der Hesba Stretton (d. i. Hannah Smith) Erzählung „Durch ein Nadelöhr" (Schaffhausen 1873), Clara Möller, geb. 1856 in Plau, seit vielen Jahren in England lebend, Guy Thorne's „Als es dunkel war" (Wismar 1906), Charlotte v. Liebeherr (geb. 1854 in Doberan als Tochter des damaligen Amtmanns, späteren Drosten Bogislav Wilhelm Theodor v. Liebeherr, gest. 1888 in Pretoria in Transvaal) J. L. Runebergs „Fähnrich Stals Erzählungen" (Rostock 1884), Gustav Hamdorff, Gymnasialprofessor in Malchin, der Cecilie Bååth-Holmberg „Vater und Sohn" (Dresden 1908) und Mathilde Mann, geb. Scheven, jetzt in Hamburg, kann als berufsmäßige Übersetzerin von Werken nordischer wie romanischer Schriftsteller angesehen werden.

Die mehr oder minder belletristische periodische Literatur, deren Lebens- und Leidensgeschichte wir im zweiten Abschnitt zu zeichnen versuchten, spielt in unserem Zeitraum nur eine geringe Rolle. Das „Allgemeine Mecklenburgische Volksbuch", von dem im Verlage der Ratsbuchhandlung in Wismar von 1835 an elf Jahrgänge erschienen, legte mehr Wert auf die Belehrung als auf die Unterhaltung; von mecklenburgischer Geschichte ist darin viel die Rede, man begegnet einigen Biographien, eine Ecke des Blattes ist Erzählungen und Anekdoten oder Anekdoten und Charakterzügen eingeräumt, im 11. Jahrgang findet man ein humoristisches Gespräch „Stadtmann und Landmann, oder der neue Rock" und „ein Stückschen in Riemels" betitelt „Pächter Appelboom in Täterow", aber das alles wird überwogen durch Volksarzneikunde, Tierärztliches und Landwirtschaftliches. Der Herausgeber hat sich nicht genannt; wir irren wohl nicht, wenn wir ihn in dem 1879 gestorbenen Advokaten K. Fr. Deiters sehen — wenigstens trägt „Ein Volksbuch für Mecklenburg" (Wismar 1845), das nur eine Titelauflage des elften Jahrganges des „Allgemeinen Mecklenburgischen Volksbuches" ist, seinen Namen auf dem Titel. Die von Christian Dehn herausgegebene „Mecklenburgische Volks-Bibliothek", die seit 1844 im Verlage der Kürschnerschen Buchhandlung in Schwerin erschien und von der alle zwei Monate ein Heft herauskam, pflegte fast nur die Landesgeschichte und die mecklenburgischen Volkssagen; nach dreijährigem Bestehen ging sie ein und es trat 1847 an ihre Stelle in demselben Verlage die „Neue Mecklenburgische Volks-Bibliothek", „herausgegeben unter Mitwirkung mehrerer vaterländischer Schriftsteller" von David Assur. Der verstand es wohl der „Bibliothek" einen mannigfaltigeren Inhalt zu geben: auch er wahrte ihr den mecklenburgischen Charakter, brachte aber u. a. humoristisch-satirische Erzählungen und vereinzelte Gedichte, daneben freilich

auch politische Artikel radikaler Färbung, und die mögen wohl dem Blatte den Todesstoß gegeben haben, denn die „Bibliothek" hörte in der Mitte des Jahres 1848 auf zu erscheinen.

Nur zwei Jahre dürften die in Wismar seit 1842 herausgegebenen „Mecklenburgischen Unterhaltungsblätter" gelebt haben. Das „Rostocker Abendblatt", ein Unternehmen der Boldt'schen Druckerei, begann zu Anfang des Jahres 1852; der Herausgeber verwahrte sich ausdrücklich dagegen, daß man sein Blatt als literarische Fortsetzung des kurz zuvor unterdrückten „Rostocker Wochenblattes" ansehe. Nach wenigen Wochen wurde der Titel geändert; das Blatt nannte sich nun „Rostocker Blätter für Unterhaltung und Belehrung" und hat unter diesem Titel bis Ende 1854 bestanden; seinen Inhalt hatte es zum guten Teil anderen Journalen entnommen.

Eine Vierteljahrsschrift war der „Nordische Volksbote", der seit dem Herbst 1846 in Malchin erschien. Herausgeber war Gottlieb Zander, der 1791 in Lüningsdorf geboren wurde, nach dem Besuch der Wismarschen Schule in Rostock und Halle Theologie studiert und 1813 und 1815 als Freiwilliger die Feldzüge mitgemacht hatte, dann Hauslehrer in Malchin, seit 1819 Rektor, seit 1822 Pastor in Teterow war und in dieser Stellung 1864 gestorben ist. Das vierte Quartalheft 1847 des „Nordischen Volksboten" erschien in wesentlich vermindertem Umfange, dann scheint er eingegangen zu sein. Zander selbst hatte zu seinem Blatte einen großen poetischen Neujahrswunsch für 1847 und einige plattdeutsche prosaische Tierfabeln beigesteuert; einer seiner besten Mitarbeiter war Anton August Dräger, dem wir noch weiter bgegnen werden.

Eine gewisse Bedeutung gewann das von Wilhelm Raabe, der sich 1828 als Advokat in Parchim niedergelassen hatte, später nach Wismar übersiedelte und dort 1858 starb, herausgegebene Jahrbuch für alle Stände „Mecklenburg", dessen erster Jahrgang 1844 im Verlage der Hinstorffschen Hofbuchhandlung in Parchim und Ludwigslust erschien. Raabe hatte es verstanden, eine Schar tüchtiger Mitarbeiter um sich zu versammeln, von denen nur David Assur, Christian Dehn, Ludwig Reinhard und Samuel Schnelle auf Buchholz genannt sein mögen — alle der entschieden liberalen Partei angehörig. Dieser erste Jahrgang brachte freilich nur ein belletristisches Stück: die „Lebensbilder und Schildereien" von David Assur. Interessanter war der zweite Jahrgang 1845, der u. a. J. F. Bahrdt's Gedicht „Mecklenburgs Landesfarben", das Genrebild „Gerold von Vollblut" von einem ungenannten Verfasser, als der sich nun John Brinckman herausgestellt hat, Reinhards „Drei Briefe über den Pietismus", einen Artikel über „Unsere plattdeutsche Sprache" vom Pastor Julius Ritter in Viet-

lübbe (geb. 1799 in Schwerin, seit 1842 in Vietlübbe, 1848 Mitglied der konstituierenden Abgeordnetenkammer, wo er der Fraktion der Linken angehörte, später vom Konsistorium zur Disziplinaruntersuchung gezogen und wegen seiner allgemeinen politischen Tätigkeit seines Amtes entsetzt, 1880 in Rostock gestorben) und die schon zuvor im 8. Jahrgange der „Jahrbücher des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde" abgedruckte, vom Pastor Friedrich Günther in Eldena (geb. 1805 in Hohen-Viecheln, 1836—40 Hülfsprediger in Neukirchen, dann in Eldena, 1845 bis zu seiner Emeritierung 1878 Pastor in Groß-Methling) mitgeteilte mecklenburgische Volkssage „De Hex" enthielt. Der dritte Jahrgang 1846 erschien u. d. T. „Mecklenburgisches Volksbuch", ohne Nennung des Herausgebers und nicht mehr bei Hinstorff, sondern bei Hoffmann und Campe in Hamburg; er erregte das Mißfallen der mecklenburgischen Regierung und wurde unterm 17. Dezember 1845 verboten. Vom literarischen Standpunkt aus betrachtet übertrifft dieser Jahrgang seine Vorgänger an Wert: wir finden hier „Neue Lieder" von Hoffmann von Fallersleben, auf die wir noch zurückkommen, ein stark heinisierendes Sommermährchen „Schwerin" in Versen von einem Anonymus, die Fortsetzung von Brinckmans „Gerold von Vollblut", den ersten Teil der Satire „Ein gräflicher Geburtstag" von Fritz Reuter, jedoch ohne Verfassernamen, ferner witzig-boshafte „Reinhardiana", eine Reihe von Anekdoten usw. Das Jahr 1847 brachte den vierten Jahrgang, wieder mit dem alten Titel und mit dem Namen des Herausgebers, aber der Verlagsort blieb hinfort Hamburg; hier erhalten wir u. a. „Zwölf neue Lieder" von Hoffmann von Fallersleben und den zweiten Teil von Reuters „Gräflichem Geburtstag". Die radikale Grundstimmung hatte dieser Jahrgang mit seinen Vorgängern gemein; diese Stimmung steigerte sich im Jahrgang 1848. Eröffnet wurde dieser Band mit „Neuen mecklenburgischen Liedern" von B. (es war John Brinckman) voll blutigen Hohnes auf die Ritterschaft; weiter brachte er u. a. witzlose „Mecklenburgische Fibelverse", „Vier neue Lieder" von Gustav Lierow und Gedichte von Johann Koch. Das Jahr 1849 hat aber das Jahrbuch „Mecklenburg" nicht überlebt.

Seltsam, daß man im nächsten Jahre 1849, in dem die Wogen der politischen Erregung noch so hoch gingen, darauf verfiel, eine Zeitschrift mit Erzählungen, Gedichten und Rätseln für Kinder u. d. T. „Der Sonntagsbote" zu gründen. Dieses Blatt redigierte und verlegte Hr. Meier in Kommission der Kürschnerschen Buchhandlung in Schwerin. Spezifisch Mecklenburgisches ist außer dem von F. Günther erzählten „Mährchen vom Teterower Hecht" nicht viel da. Von anderen Beiträgen sei erwähnt „Wua Hans Priem mit Freuden noa Rußland ging un mit Schanden werrer torüggkamm" von Anton August Träger. Ein zweiter Jahrgang erschien nicht.

Abermals u. d. T. „Mecklenburg" begann 1863 in Schwerin „eine Monatsschrift für die allgemeine Landeskunde, die Geschichte, das Volks- und Naturleben beider mecklenburgischen Staaten" zu erscheinen. Die Herausgeber hatten sich nicht genannt. Jährlich sollten 12 Hefte herauskommen, doch scheint „Mecklenburg" nach dem dritten Heft eingegangen zu sein. Dem Unterhaltungsbedürfnisse war durch eine miserabele mecklenburgische Dorfgeschichte „Ebersbach und Margaret" von W. H. Rechnung getragen.

Ein absonderliches Unternehmen war die vom literarischen Verein „Iris" zu Rostock herausgegebene, in Carl Boldt's Buchdruckerei hergestellte Zeitschrift „Iris". Dieses am 15. Januar 1873 einsetzende Blatt, das monatlich erscheinen sollte, hatte den Zweck, „wesentlich den Gymnasien und den Realfächern angehörenden jungen Leuten — ohne jedoch andere Kräfte auszuschließen — ein möglichst unbeschränktes Feld zur Entfaltung ihrer Talente zu bieten". Der Redakteur war nicht genannt, die meisten Mitarbeiter versteckten sich hinter Decknamen oder Chiffren. Lange hat die „Iris" nicht geblüht. In der 12. Nummer erklärte die Redaktion, daß das Blatt hiermit eingehe, obwohl sie „immerhin mit einiger Befriedigung auf das Gebotene zurückblicken dürfe".

Nicht übergehen dürfen wir hier ein Blatt, das zwar wesentlich kirchlichen Zwecken diente, aber doch nicht selten Gedichte — natürlich geistlich gefärbte — seiner Mitarbeiter und Abonnenten brachte. Es ist dies „Der Hausfreund. Kirchliches Volksblatt für Mecklenburg", das von 1852 an alle 14 Tage in Neubrandenburg erschien und es auf fünf Jahrgänge gebracht hat. Der erste Redakteur war der Pastor Wilhelm Heinrich Kracht in Woldegk (geb. 1808, seit 1833 in Woldegk, von 1859 bis zu seinem Tode 1863 Pastor in Alt-Käbelich); von der Mitte des 3. Jahrganges ab trat an seine Stelle der Pastor Johann Friedrich Ahrendt (in Neubrandenburg 1805 geboren, seit 1830 Pastor in Tornow, seit 1852 in Neubrandenburg und dort 1863 gestorben).

Die Zwecke der Erbauung und der Unterhaltung verbindet in trefflicher Weise das im Verlage der Beholtz'schen Buchdruckerei in Stavenhagen noch heute wöchentlich erscheinende „Mecklenburgische Sonntagsblatt", begründet und bis zu seinem Tode geleitet von Otto Weber, der 1841 in Burg (Brandenburg) geboren ist, nach Mecklenburg 1872 als Pastor in Breesen kam, 1888 Domprediger in Schwerin wurde, 1906 in den Ruhestand trat und 1907 in Bad Stuer starb; die Leitung des „Sonntagsblattes" hat seitdem sein Sohn Hermann Weber, Pastor in Alt-Schwerin. Die an anderem Ort genannten Dichterinnen Martha Martins, Pauline Rennecke, Elisabeth v. Maltzahn, Maria Klaehn u. a. haben das Blatt ausgiebig mit ihren Beiträgen unterstützt. —

Im Jahre 1836 erschien in Wismar eine von David Assur

herausgegebene Anthologie „Norddeutsches Taschenbuch", von mecklenburgischen Schriftstellern waren darin vertreten nur Fr. W. Rogge und der Herausgeber selbst. Den Versuch, die Erzeugnisse mecklenburgischer Dichter in einer Blütenlese zu vereinigen, machte zuerst das „Mecklenburgische Album" (Rostock 1843); dreiundzwanzig Männer und Frauen hatten zu der Sammlung beigesteuert, die meisten mit Nennung ihrer Namen, einige versteckt hinter Decknamen oder Chiffren; meist Leute, denen man auch sonst auf dem literarischen Markt begegnet, aber auch solche, von deren dichterischer Betätigung man weder vor- noch nachher gehört hat, auch ein „Dragoner in Ludwigslust" namens A. Hartig ist darunter. Mehr als zwanzig Jahre später hat Eduard Hobein ein „belletristisches Jahrbuch aus Mecklenburg" u. d. T. „Vom Ostseestrand" (Schwerin 1866; 2. Sammlung Rostock 1868) herausgegeben, mit Beiträgen nur von Mecklenburgern, in Versen und in Prosa, hochdeutsch und niederdeutsch, von schon bekannten wie von neu auftauchenden Schriftstellern; nicht alle haben ihr Bestes gegeben: ist doch Fritz Reuter nur mit drei kleinen hochdeutschen Anekdoten in Prosa vertreten! Höher steht das reichhaltigere und durchaus moderne, von Richard Dohse veranstaltete „Mecklenburgische Dichterbuch" (Berlin 1903), aber auch dieses Werk gibt kein richtiges Bild: was wollen die drei Dutzend Namen besagen gegenüber der Fülle von Talenten, die mecklenburgischem Boden entsproßten und die wir Jahr für Jahr an der Arbeit sehen!

Wiederholt sind wir im Laufe unserer Darstellung Männern begegnet, die nur kürzere oder längere Zeit in Mecklenburg gelebt haben, aber Spuren ihrer literarischen Tätigkeit im Lande hinterließen. Die Zahl derartiger „Passanten" ist mit den Genannten keineswegs abgeschlossen. Vielmehr haben wir noch einiger Schriftsteller zu gedenken, die während ihres Verweilens in Mecklenburg in ein intimeres Verhältnis zu ihm traten, die in ihrer Dichtung sich mit Mecklenburg beschäftigten, in Mecklenburgs Geschichte, in seinen politischen oder sozialen Zuständen ihre Anregung und ihre Stoffe fanden.

Zu ihnen gehört nicht bloß zeitlich in erster Linie Heinrich Hoffmann von Fallersleben.[63]) Der kam nach Mecklenburg zuerst im März 1844 als Gast des Gutspächters Rudolf Müller in Holdorf und blieb zunächst einige Monate, von seinen Gesinnungsgenossen, den Liberalen, in Stadt und Land hoch gefeiert; in dieser Zeit entstand sein Liederheft „Maitrank". Gegen Ende des Jahres kam er wieder und verweilte bis in den Juni 1845. Damals quälte ihn, den seine „Un-

[63]) S. Hoffmanns „Mein Leben" Bd. IV S. 221 ff.

politischen Lieder" bereits die Breslauer Professur gekostet hatten und der den preußischen Behörden für verdächtig galt, die Sorge, er könne als Preuße sehr leicht in einen Preßprozeß verwickelt und wegen Majestätsbeleidigung angeklagt und verurteilt werden. Deshalb bot er alles auf, um so bald als möglich sein preußisches Heimats- und Staatsbürgerrecht mit einem anderen zu vertauschen. Der Bürgermeister Born in Brüel wollte dazu die Hand bieten und dem Dichter das Bürgerrecht in Brüel erteilen, zog aber auf einen Wink von höherer Stelle das Anerbieten zurück. Dann aber nahm ihn der Gutsbesitzer Samuel Schnelle auf Buchholz als Insassen seines Gutes auf und erteilte ihm als Guts- und Gerichtsherr das Einwohner- und Heimatsrecht in Buchholz; daß er ihn zum Kuhhirten gemacht habe, dem im Sommer ein Stellvertreter gestellt werde, ist die Erfindung eines Witzkopfes, die dann Glaßbrenner in seinem Büchlein „1845 im Berliner Guckkasten" verbreitet hat. Damals schuf Hoffmann die dritte Sammlung seiner „Kinderlieder", damals auch ein paar politische Lieder, die ihre Spitze teilweise gegen mecklenburgische Verhältnisse kehren und von denen einige zuerst im „Mecklenburgischen Volksbuch für 1846" abgedruckt sind, wie „Old-Mecklenburg for ever":

Wir Mecklenburger sind nur Herrn und Knechte,
Nichts als die Luft ist uns gemein.
Gleich sollten sein die Pflichten und die Rechte,
Wir sollten freie Bürger sein!

Ferner „Eine ritterschaftliche Stimme beim Rothspon" (in der ältesten Form „Krischan Klockmann" betitelt):

Wir sind mit dem zufrieden,
Mit dem was uns beschieden
Die gute alte Zeit.
Was ihr auch sprecht und schreibet,
Der Mecklenburger bleibet
Ein Mecklenburger stets.
Hali halo hali halo!
Bei uns bleibt's immer so.

Dann „Eine Hundegeschichte":

Und endlich kommt der Landtag
Zu einem festen Beschluß,
Daß man auch Wege bauen
Und im Stande halten muß.

Endlich die Gedichte „Freiheit", „National-Hymne vom Firlefanz" und ein Gedicht ohne Überschrift:

Wer zu dem Ziel gelangen will
Und thut nicht was er kann,
Der laſſ' es lieber gehn wie's geht
Und fange gar nichts an.

Seitdem hat Hoffmann mehrere Jahre hindurch regelmäßig einen Teil des Jahres in Mecklenburg zugebracht, zuletzt 1849. Wie wohl er sich hier im Lande fühlte und wie viel Freundschaft man ihm entgegenbrachte, darüber hat er sich in seiner Autobiographie dankbar ausgesprochen.

Felix Heinrich Benary, 1841 in Berlin geboren, 1878—85 als Schriftsteller, vereidigter Translateur und schließlich als Redakteur in Rostock lebend, hat das in Rostock spielende Epos „Hans Besenried. Ein Spielmannssang aus der Zeit nach dem großen Kriege" (2. Aufl. Hamburg 1887) gedichtet, dessen Schluß ein begeisterter Hymnus auf „die Stadt der sieben Thürme im Mecklenburger Land" bildet. Sein Festspiel zur goldenen Hochzeit des deutschen Kaiserpaares „Aus Volksmund" (1879) ist in Rostock erschienen. Der in Kiel 1867 geborene Ottomar Enking, der vom April 1899 bis in den Dezember 1903 Redakteur des „Mecklenburger Tagesblattes" in Wismar war, schrieb den Mecklenburger Roman „Die Darnekower" (Berlin 1906); in seinem „Familie P. C. Behm" (1902) hat er zu seiner frei erfundenen Erzählung eine ganze Reihe wismarscher Lokaltöne verwandt.

Von anderen Autoren läßt sich freilich nur sagen, daß eben dies und jenes ihrer Werke während ihres Aufenthaltes in Mecklenburg geschaffen wurde. Der bekannte Dramatiker Karl August Görner, 1806 in Berlin geboren, 1884 in Hamburg gestorben, war 1827—48 am Hoftheater zu Neustrelitz als Charakterspieler, dann auch als Oberregisseur, zuletzt als Direktor tätig. Ebenfalls in Neustrelitz lebte seit Anfang der 40er Jahre Adolf Glaßbrenner, der sich als Schriftsteller Adolf Brennglas nannte, in Berlin 1810 geboren und 1876 gestorben, der Gatte der in Neustrelitz wirkenden Hofschauspielerin Adele Peroni. Hier entstanden die meisten seiner „Verbotenen Lieder eines norddeutschen Poeten" (Bern 1843) und sein „Neuer Reinecke Fuchs" (1846). Nach den Märzereignissen des Jahres 1848 eilte er nach Berlin, kehrte aber 1850 enttäuscht nach Neustrelitz zurück, wo er mit Daniel Sanders der Mittelpunkt der Strelitzer Volksvereine war, aber alsbald der Regierung lästig und deshalb ausgewiesen wurde. Franz Sandvoß, der sich vielfach des Decknamens Xanthippus bedient hat, 1833 in Berlin geboren, wurde 1860 Gymnasiallehrer, dann Subrektor

in Friedland, gab aber 1871 das Lehramt auf und ging zum Journalismus über; seine Dichtungen gehören einer späteren Zeit an, in Friedland veröffentlichte er u. a. „So spricht das Volk" (Berlin 1860), eine Rede auf Uhland (1864) und eine „Sprichwörterlese aus Burkard Waldis" (1866). Der Schauspieler C. Lange, in den 40er Jahren am Schweriner Hoftheater engagiert, gab „Theater-Anekdoten" (Schwerin 1843) heraus, Bernhard Kooke, Mitglied der Brede'schen Schauspielertruppe, ließ in Mecklenburg „Gedichte" (Schwerin 1851), „Herbstlieder" (ebd. 1851) und das einaktige lyrisch-dramatische Gedicht „Des Urwalds Tochter" (Teterow 1852) erscheinen, Hortens Oberton, über den nichts näheres bekannt ist, ließ ein Bändchen Gedichte „Mein Liederbuch" (Wismar, Rostock u. Ludwigslust 1871) drucken. Otto Weddigen, 1851 in Minden geboren, war 1874—78 Lehrer an der Realschule in Schwerin. Anna Rumpff-Burmeister, die in Pyrmont 1852 geboren ist, als kleines Kind zu Pflegeeltern nach Rostock kam, dort Privatlehrerin wurde und seit 1890 in Berlin lebt, hat Gedichte u. d. T. „Lebensblätter" (Berlin u. Rostock 1887) erscheinen lassen. Ernst Zitelmann, 1852 in Stettin geboren, jetzt Professor in Bonn, war 1879—81 Professor in Rostock; dieser Zeit entstammen seine „Gedichte" (Berlin 1881). Hermann Gaehtgens zu Ysentorff, 1875 in Riga geboren, studierte 1900—03 in Rostock; hier schrieb er unter dem Namen Hermann zu Ysentorff seine „Handlung in drei Akten" „Per aspera ad astra" (Berlin 1902) — drei Szenen aus dem Leben Herzog Heinrichs I des Pilgers, die er sich „als spezifisch mecklenburgisches Festspiel" dachte. Albert Sergel, in Peine 1876 geboren, hat in Rostock 1903—07 gelebt und die Gedichtbändchen „Sehnen und Suchen" (Rostock 1904), „Jenseits der Straße" (ebd. 1905) und die Kindergedichte „Ringelreihen" (ebd. 1907) erscheinen lassen.

Zwei bekannte Romanschriftstellerinnen haben einige Jahre in Schwerin gelebt: Nataly v. Knobelsdorff-Brenkenhoff, die unter ihrem Mädchennamen Nataly v. Eschstruth schreibt und deren Gatte 1893—1906 Hauptmann im Grenadierregiment Nr. 89 war, und Gräfin Henriette v. Bünau, die als Schriftstellerin sich gleichfalls ihres Mädchennamens (Henriette v. Meerheimb) bedient, deren Gatte 1902—05 dasselbe Regiment kommandierte. Die „Kriegsklänge der Kaiserlichen Schutztruppe in Deutsch-Süd-West-Afrika" (Hamburg 1905) sind in Schwerin gedichtet, wo die Verfasserin Freifrau Adda v. Liliencron, geb. v. Wrangel, 1905—07 ihren Wohnsitz hatte.

Schließlich dürfen auch solche Dichter hier nicht fehlen, die, ohne in Mecklenburg wohnhaft gewesen zu sein, doch mecklenburgische Stoffe behandelt haben oder Mecklenburg zum Schauplatz ihrer Dichtungen

machten. Peter Friedrich Kanngießer, 1817—33 Professor der Geschichte in Greifswald, hat den Püsserkrug bei Schwerin besungen (Greifswald 1832), Gustav v. Meyern ein Schauspiel „Heinrich von Schwerin" (Berlin 1859) gedichtet, Theodor Mundt, der durch seine Gattin Luise Mühlbach in Beziehungen zu Mecklenburg getreten war, „Eine mecklenburgische Prinzessin" (enthalten in seinen „Kleinen Romanen", Bd. I, Berlin 1857), nämlich die Prinzessin Charlotte, Tochter des Herzogs Karl Ludwig Friedrich, später Gemahlin des Königs Georg III von England, zur Heldin eines Romans gemacht. Eine andere Charlotte, die Tochter des Großherzogs Friedrich Franz I, behandelt Svend Leopold in seinem Werke „Prinzessin Charlotte. Roman der Mutter Fredrik VII von Dänemark" (deutsch von Brausewetter, Berlin 1898). Johannes Trojan, der Herzensfreund Heinrich Seidels, mit dem er oftmals zur Sommerzeit an der Wasserkante weilte, schilderte in der ihm eigenen humoristischen Weise „Das Wustrower Königsschießen" (Leipzig 1894) und hat auch anderswo (z. B. in „Von Einem zum Andern", Berlin 1893) kleine Bilder und Skizzen aus Mecklenburg gezeichnet. Max Hobrecht besang „Hutten in Rostock" (Rathenow 1886), M. v. Panitza gab eine Erzählung aus dem mecklenburgischen Landleben „Die Betglocke" (Bremen 1904), Georg Engel schrieb eine Komödie „Die Hochzeit von Poel" (Berlin 1906), Ferdinand Runkel läßt seinen Roman „Säulen des Staats" (Berlin 1907) in Mecklenburg spielen, ebenso Rudolf v. Koschützki sein „Siehdichum" (Jauer 1908), Wilhelm Raabe hat „Die Gänse von Bützow" (Berlin 1906) behandelt. Und Emanuel Geibel hat unser Land gepriesen in dem schönen Trinkspruch:

Stoßt an im Saft der besten Reben!
Stoßt an: Land Mecklenburg soll leben,
Land Mecklenburg mit Schwert und Pflug!
Die Perle gab es uns der Frauen
Und jenes Paar mit greisen Brauen,
Das unsres Ruhmes Schlachten schlug.

IV.

Die Neuniederdeutschen.[1]

Wir sahen am Schluß des ersten Abschnittes unserer Darstellung, wie in Mecklenburg schon vor der Mitte des 16. Jahrhunderts das Niederdeutsche aufhörte die Sprache des gesamten Volkes zu sein, wie zuerst die Kanzlei, dann allmählich auch die Kirche dem Hochdeutschen die Türen öffneten; wie etwa ein Jahrhundert später in Laurembergs „Schertzgedichten" das Niederdeutsch seine letzte schöne Blüte trieb, um dann aus der Literatur zu verschwinden und nur im geselligen Verkehr der bürgerlichen Kreise sich zu behaupten vermochte. Wir sahen ferner, wie dieses Zurückweichen und die gelegentlich hervortretende Verachtung der angeborenen Mundart vielfach schmerzlich empfunden wurde; aber mit dem Bedauern hatte es sein Bewenden, Versuche dem Niederdeutschen die ihm gebührende Stelle wieder zu verschaffen wurden nicht gemacht.

Der erste Mecklenburger, der ihm in seinen Gedichten wieder einen Platz gönnte und es mit bewußter Absicht hinaushob über das Niveau des Gelegenheitsgedichtes, in welcher Form es lange fast ausschließlich sein Leben gefristet hatte, war Johann Heinrich Voß: von seinen Idyllen sind zwei, „De Winterawend" (1776) und „De Geldhapers" (1777), im feierlichen Gewande des Hexameters einherstolzierend, niederdeutsch, ein in die erste eingeflochtenes Lied ist nach des Dichters eigener Angabe „nach einem mecklenburgischen Volksliede gemacht". Aber Voß verdirbt sich selbst die beabsichtigte Wirkung durch eine philologische Schrulle. „Ich habe versucht," sagt er in den Anmerkungen zum „Winterawend", „die reiche und wohllautende Sassensprache nach den Regeln, wie sie bis zu unseren Eltervätern vor Gericht, auf der Kanzel,

[1] Dieser Abschnitt ist eine Umarbeitung der von mir in der Halbmonatschrift „Niedersachsen" 9. Jahrg. 1903/4 S. 320 ff. veröffentlichten Aufsätze, von denen dann auch ein Sonderabdruck „Die neu-niederdeutsche Dichtung in Mecklenburg" (Bremen 1904) erschienen ist.

und in gebildetem Umgange gehört, und in geistlichen und weltlichen Büchern gelesen ward, richtig und mit Auswahl zu behandeln. Man erwarte also hier kein verwahrlostes Plattdeutsch, aus dem niedrigen Leben aufgeraft, noch weniger ein Plattdeutsch der besonderen Mundart in Holstein, in Mecklenburg, in Westfalen, oder wo sonst unsere Sprache zu eigenthümlicher Sprechung ausartete . . . Mein Wunsch war, mit Vermeidung zu alter Worte und Fügungen, einen schüchternen Nachhall der sassischen Buchsprache zu wagen, die von allen Niederdeutschen zum öffentlichen Vortrag gebraucht wurde, und neben der hochdeutschen, als sanftere Schwester, fortzublühen verdient hätte. Gelungen wäre der Versuch, wenn sowohl der Pommer als der Bremer das vorgelesene bis auf weniges verstände, und auch der Holsteiner sich einbildete, daß man einige Meilen entfernt so spräche. Bei dergleichen Sittengemählden niedersächsischer Landleute schien der Gebrauch ihrer Muttersprache desto zuläßiger, da viele Ausdrücke den Sitten so völlig gemäß sind, daß sie der Hochdeutsche nur geschwächt, und in fremdem Tone, wiederzugeben vermag."[2]) Aber der Versuch mißlang, und mußte mißlingen. Dadurch daß der Dichter einer bestimmten landschaftlichen Gestaltung des Niederdeutschen geflissentlich aus dem Wege geht, vielmehr bald von den gesprochenen Mundarten Mecklenburgs, Hamburgs, Holsteins, bald von der niederdeutschen Bücherſprache sich Beiträge liefern läßt, entsteht ein befremdlicher Mischmasch, eine durchaus gekünstelte Sprache, die Niemanden anheimeln kann und von der gewollten vollen und unmittelbaren Naturfrische himmelweit entfernt ist.

Die Lokalfarbe, die wir in Voß' Idyllen vermissen, finden wir in wohltuender Weise bei seinem Zeitgenossen Diederich Georg Babst.[3]) Der war 1741 in Schwerin geboren, besuchte die dortige Domschule und das Gymnasium in Lübeck, studierte Jurisprudenz in Rostock, wurde hier nach bestandenem Examen als Prokurator beim städtischen Niedergericht zugelassen, erhielt später die Stelle eines Sekretärs des zweiten Quartiers der repräsentierenden Bürgerschaft und starb 1800. Babst begann mit poetischen Beschreibungen, die er anonym erscheinen ließ: „De Intog, den unser Herr Herzog Friedrich Franz mit Sine leve Fru Gemalin Louise to Rostock gehollen, in dree Schriewels van ehnen Recruten an sine Greth up den Lande" (Rostock 1788), „Noch söß Schriewels to de anern dree, wo dat to Rostock mit dem Intog tolezt aflopen, van dem sülbigen Recruten an sine noch jümmer leive Greth up den Lande" (ebd. 1788) und „Ehn beeten Naschrapels van dem Rostockschen Intog mit dem Affscheht un Testament by dem Holländschen Marsch, van unsern ollen Recruten an sine Greth up den Lande" (ebd.

[2]) Sämtliche Gedichte von J. H. Voß. 2. Tl. (Königsberg 1802) S. 351 f.
[3]) S. über ihn H. Klenz in der Allgem. deutschen Biographie Bd. 46 S. 154 ff.

1788). Aber noch in demselben Jahre fing er an seine Gedichte zu sammeln: „Allerhand schnaakſche Saken tum Tietverdriew afers Wahrheeten, üm sick meeto to speegeln in unse Moderſprak“ (3 Tle., Rostock 1788/90), nun aber mit voller Nennung seines Namens. Wieder anonym hat er dann noch folgen lassen „Beschriewung, wu dat by den Erw-Prinzen Herrn Friedrich Ludwig, Herzog to Mecklenburg sine Ankunft to Rostock herginк“ (ebd. 1792), „Die Studenten-Schlittenfahrt zu Rostock“ (ebd. 1792), „Dat grote Feſt van Peter un Pagel, aß de vier Mecklenborger Prinzen de Brook-Fiſchers beſöchten“ (ebd. 1793) und „De herrliche Königs-Schuß, aß de vier lewen Landes-Prinzen mitſchöten un de Arw-Prinz König wurt“ (ebd. 1793).

Babſt schrieb seine Gedichte in der ungekünstelten Sprache des gemeinen Mannes seiner Heimat und seiner Zeit,

So aß wie im gemeenen Lewen
Nu ſpreken noch,

im Bewußtsein, damit etwas Ungewöhnliches zu tun:

Jck heb dat Glück, datt diß Art Böker
Faſt gar nich ſünd.

Als Dichter von Profeſſion sich zu geben, lag ihm fern:

Watt ick hier un dar henſchrewen,
Deed ick blot ut Schnackerie,

sagt er, meint aber immerhin, daß seine Verse manch Einem behagen und sein Andenken lebendig erhalten können: „un an mie ward doch noch dacht.“ Den Grundzug seiner nicht zahlreichen lyriſchen Gedichte bildet eine etwas spießbürgerlich angehauchte stille Vergnüglichkeit, eine herzliche Freude an der Natur und ein frommer Sinn. Daß er in beſchränkten Verhältniſſen lebt, irrt den Dichter nicht:

Heb ick di ook dat nich by Schepeln,
Bün ick tofreeden ook by Lepeln,
Dat is mien Fack!

sagt er gleichmütig.

Nich all, wat ſchient — wenn't ook up Königsthronen —
Iß Gold! Ehn jeder het ſien Deel!
Denn awers dreg'k de allerriekſten Kronen,
Wenn in mien Liew ehn gode Seel

heißt es an einer anderen Stelle. Ein fröhliches Herz ist ihm die Hauptſache:

Gott gew uns man ehn frölich Hart!
Ick will't ehn jeden wünschen.
Ick seg't in siene Gegenwart:
Ick tusch mit kehnem Minschen.
Ick weet, dat he mien Vader iß,
Un sinn min Glück ook ganz gewiß.

Babsts beschreibende und erzählende Dichtungen sind von behaglicher Breite und nicht ohne einen Anflug von Humor. Von besonderem Interesse sind unter ihnen diejenigen, deren Thema Rostocker Zustände oder Begebenheiten bilden: wenn er „De Fischers ehre Häglichkeit" schildert, vom „Schwaanschen Koken", von den „Rostockschen Dregers", vom „Rostocker Bier" redet, „De Warnminner" oder „De Schlädenfohrt" der Studenten beschreibt, „De Rostocker Rahdsherrwahl na ollen Schmack", eine Rostocker Doctorpromotion u. dgl. darstellt, da ist er in seinem rechten Fahrwasser und da hören wir ihm auch heute noch gern zu.

Im Lande selbst haben Babsts Dichtungen viel Anklang gefunden, wie die mehrfachen Ausgaben beweisen.[4]) Ob sie weit über Mecklenburgs Grenzen hinaus gelesen worden sind, darf bezweifelt werden. Immerhin ist es von Interesse, daß Goethe, der „durch Freundes Güte" — d. h. durch den späteren Vizekanzler der Rostocker Universität Karl Friedrich v. Both — ein Exemplar erhielt, von ihnen Kenntnis nahm und ihnen Anerkennung zollte. Goethe zählt Babst den „Naturpoeten" zu, findet unter den Gedichten „mehrere höchst anmuthig" und schließt seine Erwähnung unseres Dichters mit den Worten: „Ergötzlich ist es zu sehen, wie ein Mann, in dem bürgerlichen Wesen selbst befangen, sich durch geniale Betrachtung darüber erhebt, und dasjenige, was wir sonst als Philisterei, Bocksbeutel, Schlendrian und alberne Stockung zu verachten pflegen, in seiner natürlichen anmuthigen Nothwendigkeit sehen läßt, und uns solche beschränkte Zustände dulden, schätzen und lieben lehrt."[5])

Babst fand zunächst wenig Nachfolge; mit Recht konnte sein Sohn, der 1812 eine Auswahl von seines Vaters Gedichten herausgab, im „Ingang" sagen:

Ehn pladdütsch Book to unsen Tieden
Dat iß wat rahr.

In der Tat: wie selten begegnet man in jener und der nächstfolgenden Zeit einem plattdeutschen Gedicht! Eines, „Dat Spöhk" betitelt, von einem ungenannten Verfasser, hatte die „Neue Monatschrift von und für Mecklenburg" im Aprilheft 1795 gebracht; in Friedrich Franz

---

4) Zuletzt „im Auszug auf's Neue herausgegeben" Rostock und Schwerin 1843.
5) Der deutsche Gilblas, eingeführt von Goethe. Stuttgarten und Tübingen 1822. S. XII f.

Kosegartens „Spät-Rosen" finden sich ihrer zwei: „Jumfer Jitt" (1802) und „Deh Nachtwächter"; fast schüchtern mischte August Wilke unter seine „scherzhaften Erzählungen und Idyllen" auch einige zuvor in den „Ratzeburger literarischen Blättern" abgedruckte plattdeutsche („De Ersparniß", „De Harke", „De Mahn in Paris"; „De Undererdschen"); die kurzlebigen „Wismarschen Blätter" (1819) enthielten in ihrer Nr. 31 eine humoristische Erzählung „Datt Ahrenbier", deren Dichter wir nicht kennen; ein wenig später veröffentlichte Ludwig Giesebrecht in den „Pommerischen Provinzialblättern" (1823) eine Anzahl Gedichte in niedersächsischer Mundart, die auch in seine „Gedichte" aufgenommen sind. Um dieselbe Zeit aber wagte es Friedrich August Lessen (geb. 1780 zu Malchow, der mit Auszeichnung in den Befreiungskriegen focht, 1822 im griechischen Heere sein Glück versuchte, aber gründlich enttäuscht 1823 nach Mecklenburg zurückkehrte und 1827 in großer Dürftigkeit in Marlow gestorben ist[6]), der 1823 eine „Schilderung einer enthusiasmirten Reise nach Griechenland im Jahre 1822" veröffentlicht hatte, seine Schicksale auf der Hin- und Herreise sowie in Griechenland selbst auch noch in einer sehr umfänglichen niederdeutschen strophischen Dichtung unter dem Titel „Hellenia. Ein Taschenbauk" (Rostock 1824), einem flott gereimten Werke voll derben Humors, darzustellen. Wenige Jahre zuvor — angeblich 1819 — hatten ungenannte „Herutgewere" es sogar unternommen, eine plattdeutsche belletristische Zeitschrift ins Leben zu rufen. Dieses Blatt nannte sich „De Botter-Vagel. En nyes Wochenblad för Stadt un Land; to'm Tidverdriw un ok to'r Lehr" und führte das Motto:

Ick swew' herüm, bald hier, bald da,
Im Wald' un up de Rüm';
Den söten Honnig sök' ick da,
Un fleg' damit to Wiem!
En Peperkörnken ok towilen,
Wenn ick dat finn', möt ick my ilen,
Is 't ok en bet'ken basch!

„Alle veertein Dag'" — sagen die Herausgeber im „Vörwort" zu Nr. 1 — „erschient en Bagen, un 12 Bagen maken en Bändken ut, dem en Titelblad mitgewen ward. Man betalt twölf Bagen mit 36 ßl. im vorut — dat is up en halwes Jahr — an de Stillersche Bookhandlung in Rostok un Schwerin. Vom Inholt segg' ick nix, da jeder de Prow vom Stück hier vör sick süht. — Sobald de Herutgewere man Nahricht erholl'n, dat de Druck- un ävrige Kosten dörch den Affatz gesekert synd: so ward

[6]) Vgl. Freymüthiges Abendblatt 1827 Nr. 427 Beilage 1; wieder abgedruckt im Neuen Nekrolog der Deutschen. 5, 1 S. 94 ff.

dat twete Stück nahfolgen, un duhrt 't ok söß Weken: so kamen denn alle fehlende Stücke mit enmahl nah." Der Probenummer — die auf 10 Seiten ein Gedicht „Dat lew' Weder", dann „ene anmodige Vertellung" betitelt „Lewen ut dem Doode", ferner „Grawschriwten", zwei Fabeln „De Esel un de Stigelitz" und „De Poggen un de Watersnak'", einige „Denksprüch", eine Plauderei über „De jungen Leddighähnken", zwei Epigramme „De unglücklich Mann" und „An ene Spröde", schließlich ein „Rädsel" enthält — scheinen weitere Nummern nicht gefolgt zu sein, wenigstens ist es bisher nicht gelungen sie aufzutreiben.

Man sieht, es gehörte noch immer Mut dazu, sich in Schriftwerken der Volkssprache zu bedienen; der plattdeutsche Schriftsteller hatte gegen das Vorurteil sehr weiter Kreise zu kämpfen. Hatte doch Eschenbach, selbst Rostocker von Geburt, als er das Erscheinen von Babsts „Intog" registrierte, das Werkchen mit den hochmüthigen Worten abfertigen zu können geglaubt: „Mehrere haben diese Blätter mit Beyfall gelesen: es wird also nicht darauf ankommen, daß ich keinen Geschmack an dergleichen plattdeutschen Versen finden kann."[7]) Im Jahre des Erscheinens von Lessens „Hellenia" hielt Johann Ernst Flörke in der Philomathischen Gesellschaft in Rostock einen Vortrag mit dem charakteristischen Titel: „Ueber die Unvollkommenheit der plattdeutschen Sprache und die zu wünschende gänzliche Verbannung dieser Mundart wenigstens aus den Zirkeln gebildet seyn wollender Menschen."[8]) Noch 1834 forderte Ludwig Wienbarg, ein Altonaer von Geburt, in einer Broschüre die vollständige Ausrottung des Plattdeutschen, das den weitaus größten Teil der Volksmasse in Norddeutschland zu einer Unmündigkeit, Rohheit und Ideenlosigkeit verurteile, die von dem Zustande der Gebildeten auf die grellste und empörendste Weise absteche; und Victor Aimé Huber, der in den von ihm herausgegebenen „Mecklenburgischen Blättern" die Schrift abfertigte, wandte sich nur gegen deren politische Gedanken, bekämpfte nur als Konservativer die Tendenzen seines zum Jungen Deutschland gehörigen Gegners, keineswegs aber machte er sich zum Anwalt der verketzerten Mundart, schrieb vielmehr: man würde vergeblich versuchen, zur Ausrottung der plattdeutschen Sprache irgend etwas Ausführbares zu erdenken, was nicht schon längst vermöge unserer politischen, kirchlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen und Sitten geschehen wäre und geschähe, und meinte gleichmütig, die Sache werde ihren ruhigen und unvermeidlichen Gang fortgehen und dieser möge denn

---

[7]) Annalen der Rostock'schen Akademie I, 17.

[8]) Abgedruckt in der von Gubitz herausgegebenen Zeitschrift „Der Gesellschafter" 1825 Nr. 160—162. Gegenschriften von G. N. Bärmann ebd. 1826 Bemerker Nr. 4—6 und von L. Giesebrecht „Zu Gunsten des Plattdeutschen" in den neuen Pommerschen Provinzialblättern Bd. I S. 188 ff. — Eine Zusammenstellung der Schriften für und wider das Niederdeutsche s. bei Goedeke² VII S. 561 ff.

am Ende wohl zu dem von Wienbarg ersehnten Ziele des Unterganges, des allmählichen Aussterbens der plattdeutschen Sprache führen.

Was diese verachtete Sprache noch immer zu leisten vermöge — davon hatte sie freilich noch kaum Proben abgelegt. Zum Unglück erschien gerade in diesem Jahre 1834 ein Werkchen, das den Gegnern eine willkommene Handhabe hätte bieten können. Es stand in der Tat schlecht um die plattdeutsche Dichtung, wenn sie nichts Besseres hervorbringen konnte als den „Doktamedikus" des 1805 zu Woldegk geborenen Albert Reinhold, der damals als Kandidat der Theologie und Privatlehrer in Wismar lebte, dann Gastwirt in der Gegend von Wittstock, später Droschkenkutscher in Hamburg wurde und dort 1850 im Krankenhause starb. Dieser „Doktamedikus", eine kleine Sammlung von Gedichten, deren Form sehr roh und deren Inhalt unsagbar albern ist, erschien in Wismar und bildete das erste Heft des ersten Bandes der „Gedichte in plattdeutscher Mundart"; ein zweites Heft ist nicht erschienen. Immerhin verdient Beachtung, daß sich in Mecklenburg und Umgegend anderthalbhundert Leute fanden, die auf den „Doktamedikus" subskribierten.

Vierzehn Jahre gingen seitdem ins Land, in denen in Mecklenburg nichts in plattdeutscher Sprache erschien, während doch in dieser Zeit in den übrigen niederdeutschen Landen die mundartliche Dichtung nicht feierte, wenn sie auch nichts von dauerndem Werte schuf. Etwas Hervorragendes war es denn auch nicht, womit sie in Mecklenburg wieder einsetzte, nämlich ein Bändchen „Pladdüütsch Konfekt to Verdauung noa Disch, polit'sch un unpolit'sch, wuato goden Appetit wünscht A[nton Auguft] Dräger" (Malchin 1848). Der Herausgeber, geboren 1820 zu Holzendorf bei Woldegk, hatte sich schon in hochdeutscher Dichtung versucht: er hatte ein Büchlein unter dem Titel „Triumph der Liebe. Ein modernes Gedicht, den Radikalen zur Warnung herausgegeben" (Malchin 1845) und im 2. Jahrgange der Vierteljahrschrift „Der nordische Volksbote" (Malchin 1847) — deren Redakteur, Pastor Zander in Teterow, übrigens in demselben Blatte zwei plattdeutsche prosaische Tierfabeln („De Voß" und „De Voß up Reisen") brachte — eine umfangreiche Erzählung „Martin, der reiche Schulz" veröffentlicht; er war damals Lehrer an der Bürgerschule in Güstrow und ist 1895 als Direktor des Gymnasiums zu Aurich gestorben. Das „Pladdüütsch Konfekt", zu dem außer dem Herausgeber noch einige Andere beigesteuert hatten und in dem die Kampfesstimmung des Jahres 48 gelegentlich ihren Ausdruck findet, ist eine bunte Sammlung von Anekdoten und Gedichten (unter den Anekdoten befindet sich eine „Wua is Jürgen herkoamen?", die späterhin auch Reuter in den „Läuschen un Rimels" u. d. T. „Wo büst du 'rinner kamen?" bearbeitet hat), durchweg recht leichte Ware. Ein echter Dichter tauchte bei uns erst 1853 auf in dem Privat-

lehrer Fritz Reuter, der von Treptow an der Tollense aus die Erstlinge seiner niederdeutschen Werke als „Läuschen un Rimels" in die Welt schickte — im Selbstverlage, nachdem ein Anklamer und ein Neubrandenburger Buchhändler, denen das Manuskript angeboten worden war, erklärt hatten, sie würden das Buch „vielleicht verlegen", wenn der Verfasser das Risico trüge.

Reuter[9]) stand damals im 43. Lebensjahre — so lange hatte es gedauert, bis er endlich sich selbst gefunden hatte. Wie hatte ihm aber auch das Leben mitgespielt! Die Grundlagen seiner Bildung waren nicht auf der öffentlichen Schule seiner Vaterstadt Stavenhagen gelegt, sondern durch die allerverschiedensten Lehrkräfte, zünftige und unzünftige, über die der kleine Ort gebot; dann war er 1824 auf das Gymnasium nach Friedland geschickt worden und verbrachte dort mehrere unfrohe Jahre, ein unlustiger Schüler, der gar zu gern die Gelehrtenschule mit der Kunstschule vertauscht hätte, da er sich zum Maler berufen glaubte. Das verhinderte der stärkere Wille des Vaters, der an der ausreichenden künstlerischen Befähigung des Sohnes zweifelte; er wollte seinen Fritz durchaus zum Juristen machen, nötigte ihn die gelehrten Studien fortzusetzen, nur nicht in Friedland, sondern auf dem aufblühenden Gymnasium zu Parchim, und versagte ihm die Fortsetzung des Zeichenunterrichts. Gleichwohl verlebte Reuter in Parchim, nach seiner eigenen Aussage, „den schönsten Abschnitt seiner Jugendzeit". Und nun kam die fröhliche Studentenzeit, wo er erst ein Semester in Rostock ein „kreuzfideles Leben" führte, dann seit Ostern 1832 in Jena seine Zeit gewissenhaft zwischen Kneipe, Fechtboden und Spritzfahrten teilte, aber auch Mitglied der Burschenschaft Germania war, und das wurde sein Verhängnis. Als nach dem hirnlosen Frankfurter Wachensturm (Juli 1833) eine wahnsinnige Burschenschafterhetze begann, ergriff der Arm der Verfolgung auch ihn, der von den bedenklichen Anschlägen seiner eingeweihten Genossen schlechterdings nichts wußte, ihn der schon zu Anfang des Jahres freiwillig aus der Burschenschaft ausgetreten war und Frühling, Sommer und Herbst in aller Stille in seinem Vaterlande zugebracht hatte, von den mecklenburgischen Behörden unangefochten. Bei einem

---

[9]) Seit der Freigabe von Reuters Werken 1905 ist die Zahl der Ausgaben der Gesamtwerke wie einzelner Stücke ins Uferlose gewachsen; von wirklichem Wert sind neben der Hinstorff'schen Ausgabe (15 Bde., Wismar) nur die von W. Seelmann (7 Bde., Leipzig u. Wien 1905 f.), C. Fr. Müller (18 Bde., Leipzig 1905) und K. Th. Gaedertz (12 Bde., Leipzig 1905). — Biographien lieferten Adolf Wilbrandt (im 1. Bande der von A. Bettelheim herausgeg. „Führenden Geister", Dresden 1890, 2. Aufl. „Geisteshelden", Berlin 1896), Paul Warncke, „Fritz Reuter. Woans he lewt un schrewen heit" (2. Aufl. Stuttgart und Leipzig 1906), C. Fr. Müller, „Fritz Reuters Leben und Schaffen" (Leipzig 1904), K. Th. Gaedertz, „Fritz Reuter" (Leipzig 1906), W. Seelmann, „Fritz Reuters Leben und Werke" (Leipzig u. Wien 1908).

Besuche in Berlin am 31. Oktober verhaftet, wurde er erst auf der Stadtvogtei, dann auf der Hausvogtei ein volles Jahr in strenger Untersuchungshaft gehalten, darauf, obgleich seine Landesregierung dreimal seine Auslieferung verlangte, auf die Festung Silberberg gebracht und, als endlich das Urteil gesprochen wurde, wegen versuchten Hochverrats zum Tode verurteilt, aber zu dreißigjähriger Festungshaft begnadigt. Zwar bewirkten die Gnadengesuche des Vaters und die Verwendung der mecklenburgischen Regierung so viel, daß die dreißigjährige zu einer achtjährigen Festungsstrafe herabgemindert wurde, aber inzwischen sah sich der harmlose Mann von Festung zu Festung geschleppt, von Silberberg nach Glogau, von Glogau nach Magdeburg, von Magdeburg nach Graudenz, schließlich auf persönliche Fürsprache des Großherzogs Paul Friedrich bei seinem Schwiegervater Friedrich Wilhelm III nach Dömitz, dessen menschenfreundlicher Kommandant, der greise Oberstleutnant v. Bülow, ihm die Haft nach aller Möglichkeit erleichterte. Die Amnestie, die Friedrich Wilhelm IV bei seinem Regierungsantritt 1840 erließ, gab endlich auch Reuter die Freiheit wieder und nach sieben Jahren, sieben schweren Jahren konnte er ins Leben zurückkehren, glücklicher als viele Andere seiner Schicksalsgenossen, denen der Kerker die Kraft des Leibes und der Seele gebrochen hatte — wenngleich er die traurige Krankheit, die ihn seitdem heimsuchte, die periodische Trunksucht[10]), mit auf den Weg nahm —; auch nicht gleich Anderen hoffnungslos verbittert — wie hätte er sonst später über seine Festungszeit mit so treuherzigem, unter Tränen lächelndem Humor schreiben können? Aber er sah sich nun vor die bange Frage gestellt: was nun?

Sollte er seine juristischen Studien, zu denen innere Neigung ihn ohnehin nicht getrieben hatte, wieder aufnehmen? Wir wissen zwar, daß ihn sein Corpus juris, Höpfners Institutionen, Thibauts Pandekten und ähnliche Bücher auf die Festung begleitet haben, aber er hat uns selbst in dem hochdeutschen Vorläufer seiner „Festungstid" erzählt, wie er dem Höpfner nicht etwa eine Förderung seiner juristischen Kenntnisse verdankte, sondern wie das Buch ihm Dienste nur seiner kalmierenden Wirkung wegen geleistet habe, wie selbst kleine Dosen davon ihn in selige Vergessenheit seiner Lage versinken machten und wie er, obgleich er sieben Jahre hindurch jeden Tag zweimal einige Tropfen davon einnahm, doch das Quantum nicht verbrauchte und nur bis zur unvordenklichen Verjährung gelangte. Oder sollte er nun seinem alten Wunsche, sich als Maler auszubilden, stattgeben? Dem widerstrebte sein Vater abermals: der zwang ihn zur Jurisprudenz zurückzukehren und schickte ihn im November 1840 nach Heidelberg, rief ihn aber zu Ende des Sommersemesters 1841 zurück, da der Widerwille gegen das ihm aufgedrängte

[10]) Vgl. P. Albrecht, „Fritz Reuters Krankheit. Eine Studie." (Halle a. S. 1907.)

Studium Fritz nur tiefer in sein Übel stürzte, und nun begann Reuters „Stromtid“: er wurde Landmann und lernte in Demzin die Wirtschaft. Im Jahre 1844 hatte er ausgelernt, aber nun eine eigene Wirtschaft zu beginnen sah sich der Mittellose außer stande. Doch gewährte ihm sein treuer Freund, der Gutsbesitzer Fritz Peters, der Schwager seines Lehrherrn, einstweilen ein Asyl zu Thalberg bei Treptow, bis das Jahr 1848 hereinbrach; da ging er, der sich inzwischen mit Luise, der Tochter des Pastors Kuntze, die in der Nähe von Demzin als Erzieherin lebte, verlobt hatte, in seine Vaterstadt zurück, wurde dort eifriges Mitglied des unter dem Vorsitz des Apothekers Grischow tagenden Reformvereins und vertrat mit Grischow den Verein auf den Versammlungen der Reformvereine am 2. und 17. April 1848 in Güstrow, wo Reuter mit dem Rektor Ludwig Reinhard aus Boizenburg, Ernst Boll aus Neubrandenburg und John Brinckman zusammentraf und mit Reinhard und Boll eine Freundschaft fürs Leben schloß. Für den außerordentlichen Landtag, der vom 28. April bis zum 27. Mai in Schwerin über eine künftige Verfassung beraten sollte, wurde Reuter in seiner Vaterstadt zum Abgeordneten gewählt, wohnte der Eröffnung bei und blieb bis Ende Mai in Schwerin, das Wort hat er aber weder in Güstrow noch in Schwerin ergriffen. Zu dem am 31. Oktober 1848 zusammentretenden Landtag wurde er nicht wieder gewählt. Darauf fungierte er eine Zeitlang als Vertreter des zum preußischen Heere einberufenen Thalberger Wirtschafters, dann aber ließ er sich, um endlich ein eigenes Heim zu haben, in Treptow als Privatlehrer nieder, führte 1851 seine Braut heim und so finden wir ihn denn 1853, wie er für 2 gute Groschen die Stunde Unterricht in allen möglichen Fächern erteilt und daneben im Verein mit seiner Luise die Ansichtssendungen seiner „Läuschen un Rimels“ verpackt und die Begleitbriefe schreibt.

Verse hatte er auch früher schon gemacht: als Student in Jena, auf der Festung, Julklapp-Verse für den Weihnachtsabend im Dömitzer Kommandantenhause, bei seinem Freunde Fritz Peters war er der Hausdichter gewesen. Aber der Dichterehrgeiz war in ihm doch erst spät erwacht, und erst allmählich fand er das eigentliche Feld zur Betätigung desselben. In den vierziger Jahren beschäftigten ihn mehrere literarische Pläne, aber nur eine kleine Arbeit aus jener Zeit, die Satire „Ein gräflicher Geburtstag“ erschien in Raabe's „Mecklenburgischem Volksbuch“ für 1846 und im folgenden Jahrgange; hier hat sich der Verfasser nicht genannt. Im Jahre 1846 begann er die „Reise nach Belgien“ zu schreiben, aber in hochdeutscher Gestalt; gleichfalls hochdeutsch ein nicht gedrucktes Buch, dessen spätere Neubearbeitung wir als „Ut mine Stromtid“ kennen. Auch „Ut mine Festungstid“ hatte einen hochdeutschen Vorläufer, der wahrscheinlich sein Entstehen einer An-

regung Hoffmanns von Fallersleben verdankte, dessen Bekanntschaft Reuter 1844 in Scharpzow gemacht hatte; aber erst 1855 erschien ein Teil davon in Reuters „Unterhaltungsblatt" unter dem Titel „Eine heitere Episode aus trauriger Zeit". Sogar ein großes episches Gedicht plante er, das, auf mecklenburgischem Boden spielend, den „Kampf des Heidentums gegen das Christentum, aber zugleich auch den der Vaterlands- und Freiheitsliebe gegen die Knechtschaft" darstellen sollte. So wenig ahnte der Dichter, wo seine Stärke lag. Erst der Erfolg der „Läuschen un Rimels" sollte ihm darüber die Augen öffnen. Denn ein voller Erfolg war es, den dieses Werkchen errang, ähnlich demjenigen, den ein Jahr zuvor Klaus Groth mit seinem „Quickborn" davongetragen hatte; im Umsehen war die erste starke Auflage vergriffen, die Freunde des Niederdeutschen im Lande jubelten: so sei ihre geliebte und so viel geschmähte Mundart doch auch hier nicht tot, es habe nur der rechte Mann gefehlt, sie zum Leben zu erwecken, und in seiner Freude darüber sah man gern über die unleugbaren, allerdings hauptsächlich formalen Mängel hinweg, die nicht allein den „Läuschen un Rimels", sondern, wenn auch minder fühlbar, allen Versdichtungen Reuters anhaften. Diese Stimmung benutzte sofort Wilhelm Raabe und ließ ein „Allgemeines plattdeutsches Volksbuch" (Wismar u. Ludwigslust 1854) erscheinen, in dem freilich, wie es damals in der Natur der Sache lag, mecklenburgische Dichter nur spärlich vertreten waren. Dieses Volksbuch ist dann in einem literarischen Unternehmen, von dem u. d. T. „Olle Kamellen. Plattdütsche Rimels un Läuschen" in Berlin 1865 zwei Hefte erschienen, schamlos ausgeplündert worden. Der Plagiator, der für „Lauremberg": „Krischan Däsel ut Pümpelhagen", für „Peter Lorenz ut Rostock": „Jöching Knackfauth ut Lübtheen" einsetzte und anderen ähnlichen Unfug trieb, war der umherziehende Zahnarzt H. Klänfoth: mit diesem seinem Namen hat er die nicht aus Raabe gestohlenen Nummern (ein paar Läuschen in Versen und in Prosa) unterzeichnet.

Vorläufig blieb die Kenntnis von diesem neuerstandenen niederdeutschen Dichter noch beschränkt, außerhalb der plattdeutschen Lande nahm man kaum Notiz von ihm. Erst 1857 machte Robert Prutz in seinem „Deutschen Museum" (7. Jahrgang. Juli-Dezember. S. 697 f.) in einer Anzeige der beiden Dramen „Onkel Jakob und Onkel Jochen" und „Blücher in Teterow" sowie von „Kein Hüsung" auf Reuter aufmerksam; er widmete ihm Worte warmer Anerkennung und ließ durchblicken, daß er ihn höher einschätze, für „ächter" halte als den niederdeutschen Modepoeten Klaus Groth. „In mancher Hinsicht," schrieb Prutz, „ließe sich sogar behaupten, die Reuterschen Poesien seien für die Sprache und Denkweise unserer plattdeutschen Bevölkerung charakteristischer als selbst diejenigen des Klaus Groth. Klaus Groth steht in der Mehrzahl seiner Gedichte wesentlich unter dem Einfluß der modernen

hochdeutschen Bildung, es sind Momente hochdeutschen Cultur- und Geisteslebens, die er verarbeitet, und gerade der Widerspruch, der darin liegt, diese zum Theil sehr raffinierten Empfindungen . . . in dem nachlässig naiven Gewande des plattdeutschen Dialekts wieder anzutreffen, bildet vielleicht einen Hauptreiz dieser ebenso interessanten wie anmutigen Dichtungen. Fritz Reuter ist durch und durch Plattdeutscher, er schreibt nicht bloß, er denkt und fühlt auch plattdeutsch oder noch genauer mecklenburgisch. Denn wie der breite volle Klang des mecklenburgischen Plattdeutsch sich für das Ohr unterscheidet von jenem sanfteren mehr lispelnden holsteinischen Platt, in welchem Klaus Groth seine Gedichte abfaßt, so besteht ein ähnlicher Unterschied auch in geistiger und sittlicher Hinsicht. Fritz Reuter's Muse ist eine derbe Landmagd, etwas vierschrötig, mitunter selbst etwas ungeschlacht, aber kerngesund, mit prallen Gliedern, die schalkhaft verschmitzten Augen keck im Kreise umherwerfend und jeden Augenblick zu lustiger Rede und Gegenrede bereit. Darum gelingt ihm auch das komische Genre am besten; er entwickelt hier nicht nur einen gewissen derben trockenen Humor, sondern auch eine Plastik und Frische der Gestaltung, die ihn unseren besten komischen Dichtern anreiht."

Daneben fehlte es aber auch nicht an Widerspruch. Den schärfsten erhob Klaus Groth im 25. seiner „Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch" (Kiel 1858). „Fritz Reuter," heißt es da, „hat sich besonders durch seine Läuschen und Rimels einen Namen gemacht, und die Kritik erklärt fast allgemein diese Art Poesie für die echte plattdeutsche Volkspoesie . . . Die Läuschen und Rimels sind in gewandtem Plattdeutsch geschrieben, ohne Zwang und Gewaltsamkeiten, sie sind leicht und bequem erzählt, klar und anschaulich, die Pointe wird nie verfehlt, Reim und Rhythmus sind natürlich, aber sie sind durch und durch gemein. Sie führen uns nur plumpe unwissende oder schmutzige schlaue Figuren vor . . . Das wäre die Blüthe des Volkslebens? Das seine Poesie, die man ihm absieht und wiederbringt? Nein, das heißt alles in den Qualm und Wust der Bierstube hinab- und hineinziehen, wo man sich in der schluderigsten Sprechweise Vademecumsanekdoten erzählt. Da ist alles gleich, nämlich alles gemein, Bürger und Adel, hoch und niedrig . . . Poesie kann man sich nicht geben, also auch nicht verlangen, aber Rohheit ist eine Sünde für einen Volksschriftsteller . . . Rohheit ist nicht Natur, nicht der Weg dahin. Jedes Bild ist einseitig, jede Darstellung ist es, die Poesie soll und will die Natur so darstellen, daß sie erhebt, selbst wenn sie scherzt, das ist ihre ideale Richtung, die sie nicht verlassen darf. Wer in den Läuschen und Rimels die Natur Mecklenburgs und seiner Bewohner sucht, der wird staunen über einen Augiasstall von Grobheit und Gemeinheit. So kann die grellste Wirklichkeit nicht sein und ist es nicht und nirgends. Dies ist ein falscher Weg zur

Natur, und Reuter hat es selbst gefühlt. Aber in seinen späteren Dichtungen fällt er in eine falsche Sentimentalität, wenn er sich erheben will, und er wird noch schwer zu arbeiten haben, ehe er sein Talent von dem Staube reinigt, den er selbst aufgestöbert hat."

So weit Klaus Groth. Wer wollte es Reuter verdenken, wenn er dem gegenüber nicht stille saß? Er war erst ein Werdender, er sah sein „literarisches Dasein" in Frage gestellt — hätte er sich nicht wehren sollen? Lessing sagt einmal: „Schimpft mich jemand, so thu' ich's auch, — oder — oder schlage ihn hinter die Ohren. Ein ehrlicher Kerl muß nichts auf sich sitzen lassen." So oder ähnlich dachte auch Reuter; er war nicht der Mann, etwas auf sich sitzen zu lassen und antwortete mit einem Schriftchen „Abweisung der ungerechten Angriffe und unwahren Behauptungen, welche Dr. Klaus Groth in seinen Briefen über Plattdeutsch und Hochdeutsch gegen mich gerichtet hat" (Berlin 1858) — einem Schriftchen, aus Witz und Grobheit gemischt, in dem er Groth, „dem mignon der plattdeutschen Dichtkunst", und seinem Quickborn unbarmherzig zu Leibe ging; es enthüllte den weiten Abstand zwischen den beiden Dichtern, die doch, jeder auf seine Weise, demselben Ziele zustrebten, und gipfelte in einer runden Absage an Groth. „Wir sind mit einander fertig, Herr Dr. Klaus Groth," heißt es zum Schlusse kurzab. „Obgleich ich das Gefühl hatte, als würden wir nie m i t einander gehen, so hoffte ich doch, wir würden friedlich n e b e n einander gehen können; das hat nicht sein sollen." —

In der Zeit, die zwischen den „Läuschen un Rimels" und der Fehde mit Groth lag, hatte Reuter eine Sammlung seiner seit 1842 verfaßten „Polterabendgedichte in hochdeutscher und niederdeutscher Mundart" (1855) und „De Reis' nah Belligen" (1855) veröffentlicht; 1858 erschien „Kein Hüsung", und eine neue Folge der „Läuschen un Rimels" war unter der Presse. Ein Jahr lang (1. April 1855 — 1. April 1856) hatte er sich auch als Journalist versucht mit der Herausgabe eines „Unterhaltungsblattes für beide Mecklenburg und Pommern".

Die „Polterabendgedichte" sind gewiß nicht schlechter, aber, mit ein paar Ausnahmen, auch nicht wesentlich besser als derartige Sachen zu sein pflegen; das fühlte wohl Reuter selbst, da er ihnen die Aufnahme in seine Werke versagt hat. Die zweite Reihe der „Läuschen un Rimels" zeigte durchaus die Vorzüge wie die Schwächen der ersten. Der Dichter gab ihr das Motto mit auf den Weg:

De irst, dei geiht,
Dit is de tweit';
Will wünschen, dat dei't ok noch deiht.
Un wenn hei't dauhn deiht, kann he gahn,

Ick heww an em dat Minig dahn.
Wenn Einer dauhn deiht, wat hei deiht,
Denn kann hei nich mihr dauhn, as hei deiht.

Doch beschlich ihn ein gewisses Zagen, wie er in der launigen Vorrede, die von der Schriftstellerei unter dem Bilde einer Kegelbahn handelt, selbst bekennt: „Ich . . . habe gleich zuerst auf dieser Kegelbahn einen billig guten Wurf geworfen, ich warf den ersten Theil von ‚Läuschen un Rimels‘; habe darauf bald links, bald rechts aufgesetzt, bald stark, bald schwach geschoben; mancher Pudel ist mit unterlaufen . . . Nun will ich mal wieder meinen ersten Wurf annehmen: aber mir ist bange dabei; Jeder weiß, wie schwer dies ist, wenn man eine Zeit lang herum ‚geflackert‘ hat, und bei meinem ersten Wurfe standen die Kegel so schön, jetzt steht die rechte Gasse gar zu enge.“ Die Sorge war unnötig: trotz des vermeintlich schlechten Kegelstandes warf Reuter wieder ein Honneur.

Diese Vorrede zeigt uns, daß Reuter auch damals noch nicht das Selbstvertrauen gewonnen hatte, dessen jeder Mensch zu seinem Schaffen bedarf. Kein Wunder! Verrät er uns doch im Vorwort zur „Reis' nah Belligen“, daß er gelegentlich selbst bei wohlwollenden Freunden Zweifeln an seiner dichterischen Befähigung begegnete. Und doch ist diese „poetische Erzählung“ von den beiden Bauern, die ihre Söhne, damit diese „Kultur der Welt un de högere Wirthschaft“ lernen, nach „Belligen“ begleiten wollen und welche die unerschöpfliche Laune des Dichters durch eine Fülle ergötzlichster Abenteuer hindurch nicht nach Belgien, sondern nur bis Berlin führt, wo sie zur Erkenntnis kommen, „dat't wol am besten wir, wenn wi dat Reisen wesen leten“; wie sie dann heimkehren und Fritz Swart mit Köster-Dürt fröhliche Hochzeit hält — und doch ist, sage ich, diese Erzählung ein Meisterstück komischer Dichtung, wohltuender als ihr tragisches Gegenstück „Kein Hüsung“: denn in diesem Werke, welches Reuter „mit seinem Herzblut im Interesse der leidenden Menschheit“ geschrieben zu haben behauptet und welches er immer für sein bestes gehalten hat, beeinträchtigt bei aller Kunst der Darstellung einmal die leidige Tendenz und dann der verfehlte Schluß, abgesehen von den gerade hier gehäuften Sentimentalitäten, den gewollten Eindruck. Ihm, dessen innerstes Wesen der goldigste Humor ist, steht der Haß, der ihm die Feder führte, schlecht zu Gesicht, und sicherlich aus diesem Grunde, nicht, wie Reuter selbst glaubte, „weil es einen sehr faulen Theil unserer mecklenburgischen Verhältnisse behandelt“, hat das Buch, wie der Verfasser eingesteht, von allen seinen Schriften „das wenigste Glück gemacht“.[11])

11) Eine sehr scharfe, aber doch sachliche und das Maß des Erlaubten durchaus nicht überschreitende Kritik von „Kein Hüsung“ brachte der „Norddeutsche Correspondent“ in

Mit seinem „Unterhaltungsblatt" hatte sich Reuter eine schwere Last aufgebürdet, der selbst sein Fleiß und seine Fruchtbarkeit kaum gewachsen waren. Da er nur wenige und gelegentliche Mitarbeiter hatte, mußte er das Blatt zum guten Teil selber schreiben, nur hie und da half er sich durch Ausschlachtung anderer periodischer Blätter. Die meisten Stücke sind hochdeutsch — für plattdeutsche Zeitschriften, wie deren später eine ganze Reihe erschienen sind, war die Zeit auch jetzt noch nicht gekommen; sie sind von ungleichem Werte, manche unbedeutend und nur von lokalem Interesse, aber auch ein Teil der besseren kleineren Schriften Reuters hat im „Unterhaltungsblatt" zuerst das Licht erblickt: eine Anzahl gereimter Schnurren, die dann im zweiten Bande der „Läuschen un Rimels" untergebracht sind; die ersten Kapitel der liebenswürdigen Skizzen über seine Vaterstadt Stavenhagen, deren längere Fortsetzung in „Schurr-Murr" steht; die schon erwähnte „heitere Episode aus einer traurigen Zeit", in der Darstellung vielfach abweichend von der späteren, ungleich bedeutenderen niederdeutschen Bearbeitung in „Ut mine Festungstid"; dann die so unendlich einfache und doch so unendlich rührsame kleine Erzählung „Haunefiken"; ferner die geistvolle Satire „Memoiren eines alten Fliegenschimmels"; und endlich taucht hier zuerst mit Briefen an den Herausgeber der „immerirte Entspekter" Bräsig auf, eine Figur, die, mit dem Dichter selber wachsend, in der „Stromtid" in ihrer klassischen Vollendung vor uns tritt.

Mit dem Schlusse des ersten Jahrganges legte Reuter die Redaktion des „Unterhaltungsblattes" nieder. Gleichzeitig sagte er den „Treptusen" Lebewohl und nahm seinen Aufenthalt in Neubrandenburg, wo er bis 1863 blieb und wo seine reifsten Werke entstanden. Aber auch einige seiner schwächsten. Vielleicht war es ein Bewußtsein

---

der Nr. 246 (vom 21. Oktober) des Jahrganges 1857. Auf sie bezieht sich ein Brief Reuters an Wuthenow vom 10. November 1857, mitgeteilt von K. Th. Gaedertz in seinen „Reuter-Studien" (Wismar 1890) S. 901: „Der Norddeutsche Korrespondent in Schwerin hat sich meiner ganz schauderhaft erbarmt: „Schandidyll, gottlos, aller menschlichen und göttlichen Autorität Hohn sprechend, eine schamlose Blosstellung meiner selbst, ein niederträchtiger Mißbrauch der Preßfreiheit, keine Kenntniß des Dialekts, in welchem ich schreibe, kein Herz für's Volk und für's mecklenburgische Vaterland, ein Bastard von Auerbach und Beecher Stowe' x. — Höchst erbaulich! Bin aber dickhäutig, zumal ich sehe, daß das Ding doch gekauft wird, und daß mir ab und an von Bekannten und Freunden freundliche Urtheile zugehen." Die von Reuter angeführten Ausdrücke finden sich in der Tat wörtlich oder ähnlich in der Kritik; aus dem Zusammenhang gelöst und auf einen Haufen getragen können sie lächerlich wirken, was der ganze Artikel keineswegs tut. — Warncke hat offenbar die Kritik selbst nicht gelesen und begnügt sich, die Kraftstellen aus Reuters Briefe wiederzugeben; er würde sonst sicherlich Bedenken getragen haben, den Verfasser, wie er es in seiner Reuter-Biographie S. 226 tut, kurzerhand als einen „Smerfink in Swerin", die Kritik als „ganz verrückt" zu bezeichnen, und das um so mehr, als der Inhalt der Kritik sich sachlich zum guten Teil mit Warncke's eigenem abfälligem Urteil über „Kein Hüsung" deckt.

von der Lebendigkeit seiner Gestalten und Dialoge, was ihn verleitete, einen Abstecher auf das dramatische Gebiet zu machen, — genug er schrieb nach seiner Übersiedelung das dreiaktige Lustspiel „Der 1. April 1856 oder Onkel Jakob und Onkel Jochen", den einaktigen Schwank „Fürst Blücher in Teterow", das dreiaktige Lustspiel „Die drei Langhälse" und eine Posse mit Gesang „Das ist ja der Auguste! oder: Küssen und Wetten", von denen die drei letztgenannten auch über die Bühne gingen. Aber auf diesem Felde Lorbeeren zu pflücken blieb Reuter versagt, die Posse, deren Manuskript beim Brande des Rostocker Stadttheaters ein Raub der Flammen geworden ist, wurde sogar bei der Aufführung in Rostock am 2. August 1858 laut abgelehnt. Der Dichter selbst gestand einem Freunde, daß seine Stücke nur einen „sehr zweifelhaften Erfolg" errungen hätten; er war einsichtig genug, seinen „gänzlichen Mangel aller Bühnenkenntniß, vielleicht auch seine mangelhafte dramatische Begabung" anzuerkennen und erklärte einem Anderen gegenüber: „Theaterstücke un Polterabendstückschen schriw ick nich wedder!"

Reuters nächstes Werk „Kein Hüsung" haben wir schon vorgreifend gewürdigt und unseren Bedenken gegen dasselbe Ausdruck gegeben. Mit den dann folgenden „Ollen Kamellen" (1860), einem Sammeltitel, der dann auch auf die späteren prosaischen Werke ausgedehnt worden ist, erhob sich aber Reuter zur vollen Höhe seines Könnens. Nicht so sehr mit der ersten der in diesem Bändchen vereinigten „twei lustigen Geschichten", obwohl auch die vortrefflich vorgetragene schlichte Erzählung „Woans ick tau 'ne Fru kamm" den behaglichsten Eindruck hinterläßt; wohl aber ist die „Franzosentid" mit ihrer wunderbaren sinnlichen Kraft, mit ihrer straffen Komposition, der Sicherheit in der Charakteristik und dem herzerquickenden Humor ein wahrhaft klassisches Werk, welches das Entzücken auch der Hochdeutschen erregte und den Verfasser mit einem Schlage in die Reihe unserer besten Erzähler rückte.

Besseres als die „Franzosentid" hat Reuter nicht wieder geschaffen. Was er danach zunächst veröffentlichte — und zwar in erstaunlich rascher Folge, denn nun war die Schaffensfreude in ihm entfesselt — blieb hinter diesem Werke zurück. So poetisch und reizvoll einzelne Teile von „Hanne Nüte" (1860) mit ihrer phantastischen Verquickung von Menschen- und Vogelschicksal sind, so ist doch im Ganzen die Fabel zu dürftig, um den Leser bis zum Ende in Stimmung zu erhalten. Und die in „Schurr-Murr" (1861) vereinigten Erzählungen, „tausamen schrapt ut de hochdütsche Schöttel, ut den plattdütschen Pott un den missingschen Ketel", zumteil ältere Schöpfungen, sind zwar alle gut vorgetragen, aber nicht alle stofflich bedeutend. Erst in der „Festungstid" und noch mehr in der „Stromtid" zeigte sich der Dichter wieder in seinem vollen Glanze.

Ein viertel Jahrhundert lag zwischen dem Tage, da sich zuerst

hinter dem armen Sträfling die Tore der Festung geschlossen hatten, und der Zeit, da der gefeierte Dichter „Ut mine Festungstid" herausgab (1862). Das, was damals an ihm gesündigt worden war, nun noch pragmatisch niederzuschreiben, wäre ihm schwerlich möglich gewesen; die Reihe der Jahre hatte ihn, wie er in einem Briefe an Julius Wiggers sagt, „manche Bitterkeit vergessen lassen und ihn in den Stand gesetzt, sogar diese Zeit seines Lebens in die rosigen Fluthen des Humors zu tauchen". So ist es also Dichtung und Wahrheit, was uns der Verfasser bietet: die grauen Momente blieben ehrlich in ihrer trübseligen Wahrheit stehen, die heiteren wurden mit erfundenem Spaß aufflasiert. Reine Dichtung aber ist die „Stromtid" (1863/64), in mancher Beziehung ein rechtes Gegenbild der „Franzosentid": dort alles knapp und gedrungen und rasch fortschreitende Handlung — hier alles breit und behäbig, ein bequemes Sichgehenlassen, nicht alle Figuren gleich scharf umrissen, einige etwas schemenhaft und blutlos, aber alles in allem doch auch dies ein liber aureolus, wie in dem von der Rostocker Universität dem Dichter 1863 verliehenen Doktordiplom die „Ollen Camellen" genannt werden. Und im Mittelpunkte der reichen, überaus mannigfaltigen Handlung steht die unvergleichliche, die bildende und darstellende Kunst herausfordernde Figur des Bräsig, eine Gestalt wie sie nur Sonntagskindern zuweilen gelingt. Wie hatte sich doch dieses Bild des „immerirten Entspekters" vertieft seit den Tagen da er zuerst im „Unterhaltungsblatt" mit seinen inhaltlich unbedeutenden, aber durch ihr „Missingsch" belustigenden Briefen erschien! Daß aber in dieser Figur ein entwicklungsfähiger Keim stecke, das empfand Reuter selbst. Er trug sich mit dem Gedanken, Bräsigs Memoiren zu schreiben, blieb aber schon im ersten Kapitel stecken. In „Schurr-Murr" erschienen dann „Abendteuer des Entspekter Bräsig"; hier erzählt er selbst von seinen Schicksalen in Berlin, mit einer herzhaften Komik, die gewiß jedem Leser ein Lachen abgewinnt, aber diesem Bräsig fehlt alle Tiefe, alle Poesie, er ist lediglich der leidende Held einer Posse, ein Gegenstand des Ulks für jeden Windhund, ein Opfer jedes Gauners. In der „Stromtid" aber tritt uns der echte Bräsig entgegen, „ein missingscher Kopf und ein goldenes Herz, ein unvergängliches Menschenbild, ebenso typisch wie originell, ebenso durchsichtig wie unergründlich".

Als Reuter den dritten Band der „Stromtid" vollendete, hatte er Neubrandenburg verlassen und sich in Eisenach angesiedelt (1863). War es ein Zufall, daß von da ab seine schriftstellerische Fruchtbarkeit zu Ende ging? Oder bestehen wirklich geheimnisvolle, unmeßbare und unwägbare Zusammenhänge zwischen dem Geiste des Menschen und dem Boden, auf den sein Fuß tritt? Reuter war der mecklenburgischste aller Mecklenburger Dichter — konnte es für sein Schaffen gleichgültig sein, ob er aus seinem Fenster auf mecklenburgisches Land, „up Wisch un Wald, up

Barg un See" oder auf die Thüringer Berge blickte? ob um ihn das von ihm so sehr geliebte und durch ihn zu so hohen Ehren gebrachte Plattdeutsch erklang oder ein mitteldeutscher Dialekt? Wie dem auch sei: mit der „Stromtid" hatte er den letzten glücklichen Wurf getan. Was nun noch folgte, waren „Dörchläuchting" (1866) und „De mecklenbörgschen Montecchi un Capuletti, oder: De Reis' nah Konstantinopel" (1868) — Werke, die minder Begabten zu aller Ehre gereicht hätten, die für Fritz Reuter aber ein merkliches Herabsteigen von einmal erreichter Höhe bedeuteten. Mit „Dörchläuchting" war er selbst unzufrieden; an die Brüder Boll schrieb er: „Wenn Ihr sagt, daß Euch mein neuestes Buch nicht so gefallen habe, wie frühere, so stimme ich mit voller Seele in Euer Urtheil ein, und wenn ich etwas zu meiner Entschuldigung anführen soll, so ist es die Sprödigkeit und Dürftigkeit des Stoffes. Ich habe den dummen Streich gemacht, halbe Maßregeln zu ergreifen; ich hätte sämmtliche Personen umdichten sollen." Mit der „Reis' nah Konstantinopel" hat er sich fast zwei Jahre herumgequält — er, der für die drei Bände der „Stromtid" kaum ebenso viel Zeit gebraucht hatte. Und nun gegen das Ende seines Lebens wirkte lähmend auf seine schriftstellerischen Pläne auch noch der Gedanke ein: „er dürfe kein Buch herausgeben, welches vielleicht den früheren nicht gleich käme." Vielleicht waren es auch diese oder ähnliche Erwägungen, die ihn bewogen, seine „Urgeschicht von Meckelnborg", die er schon 1859 begonnen und 1862 ungefähr so weit vollendete, wie sie druckreif geworden ist, deren sehr vergnügliche Einleitung er dem Großherzoge Friedrich Franz II schon selber vorgelesen hatte, und von der er meinte: „es ist, oder besser, wird mein plattdeutschestes Buch", bis an seinen Tod im Schreibtisch zu bewahren. Aber über diese kleinen Mißerfolge des alten Mannes sah die für die Schöpfungen seiner besten Mannesjahre dankbare Welt willig hinweg; ihr stand es nun doch fest, als Reuter am 12. Juli 1874 die Augen geschlossen hatte, daß mit ihm der größte deutsche Humorist seines Jahrhunderts dahingegangen sei.

Die Anerkennung, die Reuter in so reichem Maße geworden war, blieb einem Anderen, der sein Zeitgenosse und ihm völlig ebenbürtig war, bei seinen Lebzeiten versagt. „Es scheint fast," sagt A. Römer, „daß Mecklenburg damals nicht Raum hatte für zwei Klassiker solchen Schlages." Erst die Gegenwart gelangt zu einer richtigen Würdigung dieses zweiten großen mecklenburgischen Dialektdichters.

John Brinckman[12]) war ein Rostocker Kind; eine Gedenk-

[12]) Sämmtliche Werke in plattdeutscher Sprache. 4 Bde. Berlin 1900. — Sämmtliche Werke in 5 Bänden herausgeg. von O. Weltzien. Leipzig 1903. — John Brinckmans Nachlaß. Herausgeg. von A. Römer. Plattdeutscher Teil. 4 Bde. Berlin 1905/6. Hochdeutscher Nachlaß. 2 Bde. ebd. 1908. — Biographisches: W. S[üsserott], „John Brinckman. Das Leben eines niedersächsischen Dichters." Leipzig, Berlin, Rostock 1899. A. Römer, „John Brinckman in seinem Werden und Wesen." Berlin 1907.

tafel bezeichnet heute das Haus in der Koßfelderstraße, in dem er am 3. Juli 1814 geboren wurde. Sein Vater war ein Schiffskapitän, der 1824 beim Untergang seines Schiffes, des „Fürst Blücher", an der Küste von Jütland mit der gesamten Mannschaft den Tod fand; dem Kapitän Heuer im „Generalreeder" hat der Sohn die Züge seines Vaters geliehen. Als ein richtiger Rostocker Straßenjunge wuchs John auf, seine eigenen Taten sind es, die er den Andrees in „Kaspar Ohm" erzählen läßt. Auf der Großen Stadtschule vorgebildet, begann er 1834 auf der Universität seiner Vaterstadt das Rechtsstudium, ohne es zum Abschluß zu bringen: auch Brinckman wurde ein Opfer der Bundeszentralkommission, eine gegen ihn und einige Genossen eingeleitete Untersuchung endete 1838 mit seiner Verurteilung zu dreimonatlicher Gefängnishaft wegen „versuchter Stiftung eines verbotenen Vereins an der Universität Rostock", und wenn auch die von ihm angerufene Gnade des Großherzogs Paul Friedrich ihm die Strafe erließ, so war ihm doch die Fortsetzung des Studiums verleidet; er mochte wohl sein Fortkommen in der Heimat in Frage gestellt glauben, und so ging er 1839 nach Amerika. Sein älterer Bruder Michael, der in Newyork als Kaufmann sein Glück gemacht hatte, hatte ihn eingeladen, auch hinüberzukommen, und es gelang John, sich dort eine gute äußere Stellung zu schaffen, sich als Journalist, als Übersetzer, als Sekretär bei Gesandtschaften und Konsulaten zu betätigen. Seine Stellungen dort aufzugeben und nach Mecklenburg zurückzukehren bewog ihn schließlich der Rat eines befreundeten Arztes — denn er kränkelte; mitgewirkt hat gewiß auch das Heimweh, denn auch jenseits des großen Wassers hatte er nicht aufgehört mit heißem Verlangen der Heimat zu gedenken. In einem seiner schönsten Gedichte spricht er es aus, welche Gefühle sein Herz bewegten, als er in einer amerikanischen Hafenstadt eines Rostocker Schiffes ansichtig wurde:

Dat was de Bucht vun Halifax,
All Schep in Sünndagsstat;
Doa weigten hunnert Junionjacks,
Dannbrogs un Hanseat,
Hollandsch un Fransche Trikulur,
De Yanki Stirn un Strip, —
Man ken so flott un ken so stur,
As du, oll Vagel Grip!
Ick kek und stünn un stünn un kek
Un harr un kreg nich nog;
Dat würr mi üm dat Hart so wek
Un natt würr mi dat Og.

Und da war es ihm, als rede das Schiff eindringlich zu ihm:

Kumm! — soer de Warnow sünd wi kloar —
Kumm furtst man mit an Burd! . . .
To Hus is doch de beste Reir,
De sekest Ankester!

Und so war er denn im Frühjahr 1842 wieder daheim. Zunächst ging er zu seinem Studienfreunde, dem Pastor Gustav Lierow in Lohmen. In diese Zeit fiel der Hamburger Brand, zum Besten der Abgebrannten haben Brinckman, Lierow und David Assur ein hochdeutsches Gedichtbuch herausgegeben. Nun aber hatte Brinckman mit sich zu Rate zu gehen, wie er sich sein Brot verdienen könne. Von einer Wiederaufnahme der Rechtsstudien sollte nicht die Rede sein, aber er hatte sich draußen große Sprachkenntnisse angeeignet — vielleicht glückte es ihm, sie als Lehrer irgendwo zu verwerten. An eine Hauslehrerstelle dachte er wohl anfänglich nicht, aber als ihm noch im Jahre 1842 eine solche angeboten wurde, bei dem Herrn von Schack auf Rey, griff er doch unbedenklich zu. Vier Jahre hat Brinckman als Hauslehrer gewirkt, zwei Jahre in Rey, weitere zwei Jahre beim Klosterhauptmann Baron Le Fort in Dobbertin, und der Aufenthalt auf dem Lande ist für ihn und seine Dichtungen überaus fruchtbar gewesen. Dennoch zog es ihn schließlich wieder in die Stadt: ein Anerbieten Le Forts, eine Stelle als Sekretär auf dessen Gut Boek anzunehmen, lehnte er ab und übernahm 1846 eine Privatschule in Goldberg, der Vaterstadt seiner Braut Elise Burmeister, der Tochter eines Arztes, die er nun als Gattin heimführte. Indessen — alle Anerkennung, die Brinckman hier als Schulhalter fand, und aller Zulauf, den er als Pensionsvater hatte, konnten ihn doch über die Öde des kleinen Landstädtchens nicht hinwegtrösten und so bewarb er sich, und zwar mit Erfolg, 1849 um die Stelle eines interimistischen Hülfslehrers an der Realschule in Güstrow. In Güstrow ist er dann geblieben, da verschiedene Versuche, anderswo eine auskömmliche Stellung zu erringen, mißglückten. Erst 1858 wurde er endgültig angestellt, 1861 erhielt er die erste Gehaltszulage, und über 700 Taler hatte er es nicht gebracht, als er am 20. September 1870 aus der Welt ging — ein geplagter Schulmeister, der durch gehäufte Privatstunden und das Halten von Pensionären mühselig erwerben mußte, was er über sein schmales Gehalt hinaus für seinen und der Seinigen Unterhalt brauchte, der aber doch daneben noch die Zeit und die Stimmung fand für seine dichterischen und wissenschaftlichen Arbeiten, für Schul- und Festreden und für eine gemeinnützige Tätigkeit als Mitglied des Bürgerausschusses.

Die Leute, die ihn noch gekannt haben, berichten, daß er in seinem ganzen Gehabe etwas fremdländisches hatte; sie schildern ihn, wie er, die Hände in die Hintertaschen seines langen Rockes bergend, steif und

stur durch die Straßen wandelte; seine Schüler nannten ihn den „Engländer". Und doch war er wieder ein echter Mecklenburger geworden — wenn er je aufgehört hatte es zu sein. Er hatte drüben seine Lehrjahre durchgemacht, das Leben in dem „Lande der unbegrenzten Möglichkeiten" schien ihm nicht durchaus begehrenswert, er suchte Andere vor den Enttäuschungen, die ihm vermutlich selbst nicht erspart geblieben waren, zu bewahren und erhob zu einer Zeit, da das Auswanderungsfieber viele seiner Landsleute ergriffen hatte, seine warnende Stimme in der eindringlichen „Fastelabendspredigt för Johann, de nah Amerika fuhrt will" (Güstrow 1855), deren Summe in den gleichlautenden Anfangs- wie Endworten gezogen ist:

Johann, bliew hia — bliew hia, Johann!
Wat wist du in Amerika! —

Gleich Reuter hat auch Brinckman geraumer Zeit bedurft, bevor er erkannte, wo seine Stärke lag. „Von Jugend auf hatte er den Lorbeer eines hochdeutschen Dichters ersehnt," und wir übersehen jetzt, wie viel er als solcher geschaffen hat. Schon als Rostocker Student veröffentlichte er in den „Baltischen Blüthen" eine Anzahl von Gedichten und seine erste Erzählung „Die drei Milizen" und als Fünfundzwanzigjähriger ließ er seine Legende in vier Gesängen „Der heilige Damm" (Rostock 1839) erscheinen, ein episches Gedicht in Ottaverime, das mit poetischer Freiheit die zweite Gründung des Klosters Doberan und die Sage von der Entstehung des heiligen Dammes behandelt — eine echte Jugenddichtung, die uns Brinckman unter dem Einfluß der Romantiker und insbesondere Ernst Schulze's, des Dichters der „Cäcilie" zeigt; in reiferen Jahren hat er geäußert, er würde diese Arbeit nicht mehr drucken lassen. In Betätigung seines starken politischen Interesses — er bekannte sich als Anhänger der Reformpartei — hat Brinckman zu Raabe's Jahrbuch „Mecklenburg" 1845 und 1846 die satirische Erzählung „Gerold von Vollblut" und 1848 „Neue mecklenburgische Lieder" beigesteuert, ohne indessen, wie schon erwähnt, diese Arbeiten mit seinem Namen zu decken. In Hobeins Jahrbuch „Vom Ostseestrande" erschienen dann die Ballade „Osterglocken" — diese „schildert in packender Sprache die Wirkung der Osterglocken und der weihevollen Orgelklänge auf das verstockte Gemüt eines Gattenmörders, der durch die Gewalt der Töne an die Zeit seiner Seelenreinheit gemahnt, im tiefsten Innern erschüttert und so zum Geständnis getrieben wird" — und „König Rolf", eine Dichtung, die Klaus Groth als den schönsten Beitrag in diesen Blättern pries. Ein weiteres, umfangreiches Werk wurde aus Brinckmans Nachlasse herausgegeben: „Die Tochter Shakespeare's" (Rostock 1881). Hier erzählt uns der Dichter die wechselvollen Schicksale eines jungen Mädchens, der Marion O'Connor, die, zeitweilig dem Wahnsinn ver-

fallen, durch das Studium Shakespeare's der Welt zurückgegeben wird und als vollendete Schauspielerin in Shakespeare'schen Rollen glänzt — in diesem Sinne nennt sie der Dichter die Tochter Shakespeare's —, schließlich aber, an den aus ihrem Gedächtnis entschwundenen Ort geführt, wo sie einst, vom Vater verstoßen, ein totes Kind geboren, beim Wiedererwachen der alten Erinnerungen auf dem Leichenstein ihres Kindes tot zusammenbricht. Trotz großer Schönheiten im Einzelnen hinterläßt das aus einer Anzahl kleinerer Gedichte bestehende, teils in rein lyrischem, teils in balladenhaftem Ton gehaltene Werk keinen befriedigenden Eindruck; die einzelnen Teile sind sehr ungleich behandelt, bei einigen übermäßig in die Breite gedehnten erlahmt das Interesse des Lesers völlig — Mängel, denen der Dichter wohl abgeholfen haben würde, hätte er an seine Schöpfung die letzte Feile angelegt.

Auf diesen Dichtungen beruhte bis vor kurzem unsere Schätzung Brinckmans als hochdeutschen Dichters. Nun bescherte uns Römer eine kritische Auswahl aus dessen Nachlasse, deren „Inhalt dem literarischen Bilde des Dichters neue fesselnde Züge" gibt. Wir haben eine reiche Fülle von Gedichten vor uns, Lyrisches, Humoristisches und Satirisches, Episches; wir erhalten ferner ein fünfaktiges Lustspiel „Schnabel" und ein für den Schillerverein zu Güstrow zum Neujahrsfeste 1868 verfaßtes „Kasperle-Theater", auch einen 1857 in Güstrow gehaltenen Vortrag „Über psychische Selbstkontrole". Das Lustspiel, das nach Römers ansprechender Vermutung noch in den vierziger Jahren entstand und als ein Nachklang seiner Hauslehrerzeit in den beiden mecklenburgischen Adelsfamilien erscheint, ist unvollendet — vielleicht kam dem Dichter während der Arbeit zum Bewußtsein, daß er keine starke dramatische Ader besaß, und er ließ das Stück liegen, dem man heute nur seines Verfassers wegen ein gewisses Interesse entgegenbringen kann.

Wie unendlich viel größer als in den hochdeutschen Werken tritt uns Brinckman als plattdeutscher Dichter entgegen. Er hegte für das Plattdeutsche von jeher eine besondere Vorliebe[13]): „es wollte mir" — so gesteht er in einer ungedruckten Rede über die plattdeutsche Sprache — „immer so vorkommen, als ob sie ein integrierendes Stück unserer reichgesegneten Heimat sei, als könne ich mir unser altes Mecklenburg ohne sein Platt gar nicht denken." Und „während Fritz Reuter noch mit burlesken, derbkomischen Wirkungen sich begnügte, während er alte Schnurren lustig reimte, trat Brinckman schon als ein Erzähler ersten Ranges auf".

Die erste dieser seiner plattdeutschen Erzählungen verfaßte Brinckman im Winter 1853/54, und 1854 erschien in Güstrow das unscheinbare kleine Heft mit der Geschichte vom „Voß un Swinegel" oder „Dat

---

[13]) A. Römer a. a. O. S. 24 f.

Brüden geiht üm" — „das köstlichste niederdeutsche Werk dieser Art seit Reinke de Vos". Es ist eine Rahmenerzählung. Der Verfasser beginnt mit einer überaus lebendigen Schilderung einer „Aufköst" in einem mecklenburgischen Dorfkruge; während das junge Volk tanzt, sitzen in der Nebenstube „fiw olle Kirls un snacken klauk", nämlich zwei Hofbauern, der Weber, der Schmied und der mit wenigen Strichen vortrefflich gezeichnete Schulmeister, und letzterer erzählt denn auf allgemeines Verlangen „dat Läuschen von den Voß un den Swinegel, un wo dat Brüden ümgüng": wie der Fuchs dem Schweinigel, den er aus verschiedenen Gründen nicht leiden kann, gern an die Gurgel wollte, sich aber, da der Igel sich schnell zusammenrollt, an den Stacheln die Schnauze blutig stößt und aus Grimm darüber den Igel in die Mergelkuhle wirft, sein Anslandschwimmen hindert und ihn trotz alles Bittens hätte elendiglich ersaufen lassen, wenn nicht im letzten Augenblick das Erscheinen des Edelmanns mit seinem Jäger und den Hunden den Fuchs zum Verlassen seines Postens und zum Entweichen in seinen Bau genötigt hätte; wie dann Jäger und Hunde dem Fuchs im Bau zusetzen und der Fuchs durch eine Notröhre zu entkommen trachtet, aber die hat der ortskundige Igel, zu einem Stachelknäuel zusammengeballt, versperrt, so daß Meister Reineke nichts übrig bleibt als umzukehren und sein Heil in rasender Flucht zwischen den Hunden durch und an den Jägern vorbei zu suchen. „Hadd de Junker nich so gaut uppaßt, wir hei ok dit Mal wedder wegkamen. Aewerst dei schöt em den grawen Hasenhagel so drad ünner de Fan' rinner, dat min leiw Voß furtst vorfäutsch vörnäwer föll, den Kopp mank de Bein stök un dod wir. Als de Swinegel den Schot fallen hürt, dunn dacht hei glik, dat dor wat passirt wesen müst. Flinking kröp he ut de Notrür wedder rute un kek achter de grot Eik rüm. Dor stünn de Eddelmann un höll den dodigen Voß, den dat Blaud druppenwis' von den Vörderbein raflecken ded, bi de Fan' in de Högd un de drei Hunn sprüngen doran rupper un hulten un blekten, as ob sei dat noch nich naug wir, dat hei al dod was. De Swinegel sed äwerst dorup tau sik sülfst: ‚Schad is dat üm em doch, denn hei was en smucken un klauken Kirl, — man dat hei so fün'sch un venin'sch was. Hadd hei mi nich so häßlich mitspelt, mücht hei wol hüt noch nich sonn slicht Enn namen hebben. Dat hett hei sik bi de Margelkul wol nich dacht, dat dat so noch kamen künn.'"[14])

„Dat Brüden geiht üm" bildet das erste Heft der „Plattdeutschen Stadt- und Dorfgeschichten. Aus dem Volk für das Volk." Das zweite

---

[14]) Neuerdings ist eine holländische Uebersetzung unseres Stückes, vereinigt mit W. Schröders „Wettlop", erschienen: Van 't Stekelverken. Twee vertellingen naar het Platduitsch van W. Schröder en J. Brinckman." Leuven en Amsterdam 1907. — In demselben Jahre übertrug L. S. „Kaspar-Oom en Ik. Hooger Op!" ins Niederländische (T'Yper 1907).

Heft (1855) enthält Brinckman's nach der Meinung Vieler beste Erzählung „Kasper-Ohm un ik", ein Buch, von dem Klaus Groth sagt: „Es ist ein Roman von einer Vollendung, daß man prophezeien darf: man wird ihn lesen so lange man plattdeutsch liest."[15]) Als ein „Genrestück" bezeichnet der Verfasser selbst sein Werk: er wollte gewisse Familienüberlieferungen zur Darstellung eines Charakterbildes verwerten, aber nicht eine bestimmte Person zeichnen, vielmehr „den grotesken Typus einer verschwundenen Race, den baltischen Seemann des 18. Jahrhunderts, zu einem einheitlichen Bilde skizzieren". Zu diesem Zwecke läßt der Dichter den Unkel Andrees, einen alten Rostocker Kapitän, abends am Ofen bei einigen Flaschen „Schato Dikem" seine „Hansbungenknäp un Ulenspegelschaften" erzählen, lustige übermütige Streiche, die alle in enger und engster Beziehung stehen zu seinem Mutterbruder, dem Kapitän Kasper Pött, dem Titelhelden. „Min Glück bleugt jo ümmer mit Kasper-Ohmen", sagt Unkel Andrees, „so lang wi beid in een Fohrwater legen, un dat makt mi noch stennig up min Oeller vel Vergnögen, mi min Fohrten mit em hen un wedder eens uptofrischen. Eegentlich süll dat upschrewen warden, Kinnings! Kan sin, dat dat Kinner un Kinneskinner noch Spaß maken deit; sonn oll Familienkronik von Anno Tobak, dor sitt mennigmal mir Wirt un Lir un mir Witz un Ulk in as in'n ganzen Putscheneller-Kasten un in dat gesammte Theatrum Mundi." Gewiß! Und wir sind dem Dichter herzlich dankbar für dieses Stück Familienchronik und insonderheit für die höchst originelle Figur des Käppen Pött, eines Mannes von großem Selbstbewußtsein, der alles zu wissen und zu können glaubt, besonders sich auf den „Taktus und die Maneeren" versteht, übrigens wirklich einen sehr gesunden Menschenverstand und auch ein gutes Herz hat und dem sein Schwager doch wohl Unrecht tut wenn er sagt: „Is un blivt doch en appeldwatschen Pötter, de Kasper-Ohm!" Im übrigen hat das Ganze etwas Memoirenhaftes, ihm fehlt die Geschlossenheit der Komposition, wir haben nur eine Reihe allerdings prächtiger Einzelerzählungen vor uns, nur der zweite Teil weist eine kunstvolle Anlage auf: der spielt im Anfange der Franzosenzeit und da erzählt Unkel Andrees ein sehr spannendes Abenteuer, wie der wackere Tambourmajor „Monsüre Butong", der sich bei der wohlverdienten Züchtigung eines bei Andreesens Mutter einquartierten Trompeters auch an dem dazukommenden betrunkenen und für den Gezüchtigten Partei nehmenden Hauptmann vergriffen hat und dafür zum Tode verurteilt ist, von den braven Jungen Andrees, Hans Holtfreter und Vagel Strauß in ebenso

---

[15]) Brinkman hat später diese Erzählung wesentlich erweitert. Die „Urform von Kasper-Ohm" hat A. Römer neu herausgegeben im 4. Bande des Plattdeutschen Teils von John Brinckmans Nachlaß.

listiger wie kühner Weise aus dem Zwinger befreit und von Andrees und Holtfreter nach Falster hinübergeschafft wird.[16]) Dieses tatkräftige Vorgehen der Jungen bildet einen sehr wirksamen Gegensatz zu der Handlungsweise Kasper-Ohms, dem gleichfalls an der Befreiung Boutons gelegen ist, der sogar ein Opfer dafür bringen will und Murat mit hundert Talern zu bestechen versucht: „se sünd aewer unmanierlich west un hewwen em up dat Paleh ut de Dör rute smeten."

Wie wir sahen, verwahrte sich Brinckman ausdrücklich dagegen, bei der Zeichnung des Käppen Pött eine bestimmte Person im Auge gehabt zu haben. Dagegen machte er zum Helden einer anderen Erzählung einen wirklichen Menschen, den in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts verstorbenen, durch seine ungeheuerlichen Aufschneidereien bekannten Rostocker Kaufmann Peter Lorenz. Zwei von dessen Histörchen waren schon vor Brinckman in Raabe's „Allgemeinem plattdeutschen Volksbuch" (1854) der Öffentlichkeit übergeben: die eine, in der der König von Dänemark seiner Gemahlin zuruft: „M'riken, stah driest up un back Peter Lurenzen 'n Pannkauken; he hett't hilt!" und die andere, wo Peter Lorenz bei Austerlitz „mit fif un twintig dusent Mann Kavallerie, hunnert Trumpeters vörup, vörsäutsch mank den Russen un Oestreicher rin ramentet" und dadurch den Tag zu Gunsten seines Freundes und Duzbruders Napoleon entscheidet. Bei Brinckman haben wir die dritte Geschichte „Peter Lurenz bi Abukir" (Rostock 1868), wir hören auch sie aus seinem eigenen Munde. Lorenz, der sich seit längerer Zeit die gesammte Nautik hat scharf durch den Kopf gehen lassen, hat eine Erfindung gemacht, durch die „de Navigatschon eenen Schupps bet in dat negst Johrdusend rinne" kriegte — er hat nämlich „de horizontale Peilung un den submarinen Pegel mit den duwwelten Sneller" ersonnen. Er hat von dieser Erfindung, bei der es ihm nicht um persönliche Vorteile, sondern nur um die „Nautik" zu tun war, hier und da ein Wort verlauten lassen, das Observatorium in Greenwich hat davon erfahren, „un kort un good, ick heww de Ihr dor noch von, man wat de Engelsmann is, de hett den reellen Nutzen dor von weg, un een von den Lurds von de Engelsch Admiralität de sall jo, as ick man hürt heww, dat Hosenband dorför kregen hewwen. Aewersten dat schad't nich, dor mak ick mi nix nich ut. Ick weet, ick rangir nu mit Keppler un Kopernikussen, un Galiläi kann mi gewogen bliwen." Um die fragliche Zeit nun (1798) befindet sich Lorenz als Superkargo auf der Amsterdamer Kuff Kaatje Naatje, die Traubenrosinen von Smyrna nach Rotterdam bringen soll, und wird bei dieser Fahrt erst der französischen, dann der englischen Flotte ansichtig. Den Engländern gibt ihr guter Geist ein, ein

---

[16]) Diesen Teil des Kasper-Ohm hat Heinrich Kruse zu einem Lustspiel in zwei Aufzügen „Stieglitz und Nachtigall oder die Rostocker Jungen" verarbeitet (Leipzig o. J.).

Boot zur Kaatje Naatje zu schicken; als der Einzige an Bord, der Englisch sprechen kann, hat Lorenz mit dem englischen Offizier zu verhandeln, wird als „Herr Peter Lurenz ut Rostock von de horizontale Peilung" erkannt und nach dem Admiralschiff geleitet, wo man ihn mit allen seiner Berühmtheit entsprechenden Ehren empfängt und Nelson mit ihm Brüderschaft trinkt. In dem dann abgehaltenen Kriegsrat verrät Lorenz den Engländern den Aufenthalt und die Stärke der französischen Flotte; er legt dar, daß man das feindliche Zentrum nicht durchbrechen könne, sondern den Gegner von hinten fassen müsse: „Ich habe," sagt er, „das gesammte Littorale von Abukir horizontal zu peilen Gelegenheit gehabt und selbiges submarin abgepeilt, Nelson! ... und was ich sagen will, das ist man das: Was sich nicht gut von vorne thun läßt, das mag sich ja wohl ganz bequem von achterzu thun lassen, und denn kann sich der Franzose man gleich auf seine letzten Paternosters gefaßt machen und das ist meine unmaßgebliche Meinung, Nelson!" Keken dunn aewerften de dörtein Kapteins sich enanner an un kregen dat Stillswigen! „Es ist einfach das Ei des Kolumbus," — sett't ick dunn hentoo — „weiter nichts nicht. Und wenn es nicht ginge, Nelson! Denn kannst du mich dafor an der Raanocke bummeln lassen, denn verdeen ick dat." Lorenzens Ansicht dringt durch, nach seinem Rezept wird die Schlacht geschlagen und natürlich gewonnen. Bescheiden lehnt er jede Erwähnung seiner Person in Nelsons Rapport, jede Belohnung, den Adel, eine Dotation ab, nur als Nelson ihn bittet: „Dat Ein warst du mi doch nich versmahn, un dat is, dat ick di, so drad as ick nach London trügg kam, einen feinen Peilstock ut Ebenholt un mit Sülwer beslagen, richtig ajustirt nah din eigen Construct schon anfarigen lat, taum Andenken an Abukir un din eigen Peilung von dat Litorale dor, de mi so tau Paß kamen is, un up den Sülwerbeslag von den submarinen Pegel dor lat ick denn ingravüren: ‚In memory of Abukir. Nelsonius Laurentio suo.' Dat verlöwst Du mi doch?" — Da erklärt er sich zur Annahme bereit. Noch länger an Bord des Admiralschiffs zu bleiben, verweigert er trotz Nelsons Bitten: „Helpt allens nix, Nelson! Dat Geschäft geiht ümmer vör dat Vergnäugen. Providentielle Motiven sind dor nu nich mihr. Du magst nu seggen, wat Du willst, ick möt nu de Kaatje Naatje un min Druwrosinen nah." Da stellt ihm Nelson den schnellsten Segler seines Geschwaders zur Verfügung; bei Cap Lizard holt Lorenz richtig die Kaatje Naatje ein und fährt mit ihr nach Rotterdam.

Die Geschichte von Peter Lurenz hätte sich unzweifelhaft auch in knapperer Form geben lassen, als es Brinckman getan hat, aber in der Art, wie er durch die von ihm gewählte und vorzüglich gehandhabte dialogische Form und durch zahlreiche amüsante Unterbrechungen der Hauptfabel die Sache in die Länge zu ziehen versteht, zeigt er sich als einen Erzähler ersten Ranges. Das Gleiche gilt in vielleicht noch höherem

Grade von „Mottche Spinkus un de Pelz“. Der alte Mottche Spinkus, der Schächter der lieben alten Juden in Dämelow, läuft zum Spott der ganzen Gemeinde in einen gräulichen schadhaften alten Kutschermantel umher, den er einst vor Jahren bei einer Versteigerung erstanden hat. Seine Söhne Simon und Heimann haben ihm den Mantel schon wiederholt abkaufen wollen, doch der Alte hat sich geweigert ihn herzugeben. Als aber Mottche bei der Begehung des Purimfestes bei großer Kälte infolge seiner dürftigen Bekleidung in der Synagoge ohnmächtig wird, erkennen die Söhne, daß es so nicht weiter gehen kann und der Alte eines Pelzes bedarf; Heimann, der in Wolle spekuliert, vermißt sich: „Krieg ich Brief und die Wolle staigt und ich geh schadenfrei aus und noch darüber, werd ich kofen den Pelz, werd ich anstellen den Pelz Vaterleben so billig, daß er muß sein blind, wie Tobias, wann er nicht wird nehmen den Pelz.“ Simon, der mit Österreichern dran sitzt, beteuert: „Kann sein, daß Wolle staigt, kann aber auch sein, daß Wolle nicht staigt und daß Oesterreicher staigen, dann werd Simon Spinkus thun, was Heimann Spinkus nich vermag, dann werd ich kofen den Pelz, was er mich kostet, das kostet er mich! und stell ihm an den Pelz zu Schleuderpreis, zu Rampspreis.“ Nun, die Wolle steigt und die Österreicher steigen und nun wartet immer einer der beiden Brüder auf den anderen mit der Anschaffung des Pelzes. Schließlich kauft Heimann ganz heimlich einen Pelz für 60 Taler und schwindelt dem Vater vor: der Pelz habe 8 Taler gekostet, er wolle ihn für 12 Taler losschlagen. Mottche bietet 10, Heimann will ihn sogar für 8 lassen, wenn er den Rockelor dazu bekommt, aber von dem will sich Mottche nicht trennen und so bleibt es bei 10 Talern. Sobald aber Heimann fort ist, verkauft Mottche den Pelz für 15 Taler an den Halsabschneider Jacob Knotenheimer, „un as he na Hus güng, do klimpert he in eenschentoo mit de harten Talers in sin Büxentasch un huchelt un mickert dortoo vör sik hen: ‚Funfzig Perzent! Funfzig Perzent! Funfzig Perzent!“ Inzwischen hat auch Simon heimlicherweise einen Pelz für 60 Taler gekauft und nun wiederholt sich dieselbe Szene zwischen Simon und Mottche wie vorhin zwischen Heimann und Mottche und auch sie endet im Comtoir von Jacob Knotenheimer. Bald darauf feiern die lieben alten Juden in Dämelow das Laubhüttenfest; Heimann wie Simon sind natürlich im Tempel und harren mit Spannung des Augenblicks, wo Vaterleben mit dem neuen Pelz erscheinen wird. Vaterleben erscheint auch, aber in dem alten Rockelor; mit den bewußten Pelzen dagegen treten ein die beiden ärgsten Feinde der Spinküse, Joel Herz und der grauße Kommissionsrat Lazarus.

Die kleine Erzählung mit ihrer drolligen Verquickung von Plattdeutsch und Judendeutsch ist von packender Wirkung. Daß Reuter denselben dankbaren Stoff im zweiten Bande der „Läuschen un Rimels“

unter dem Titel „En Schmuh" behandelt hat, ist bekannt; auch seine flüchtig hingeworfene Anekdote verfehlt ihren Eindruck nicht, doch steht sie hinter Brinckmans kunstvoll angelegter und fein durchgeführter Erzählung weit zurück.

In den bisher betrachteten Schriften Brinckmans herrscht ein köstlicher Humor — nicht der derbe, handfeste Humor, bei dem man nicht aus dem Lachen herauskommt, sondern jener feine, der sich wie stilles warmes Sonnenlicht über die Seele des Lesers legt und seine Züge mit einem glückseligen Lächeln verklärt. Aber Brinckman konnte auch ernst sein, und der Ernst steht ihm nicht minder gut zu Gesichte. Sehr ernsthaft gehalten ist die in der zweiten Hälfte der 50er Jahre entstandene, aber erst 1886 erschienene Erzählung „De General-Reeder", die Geschichte eines wackeren Rostocker Schiffers, der durch Schwindler und Wucherer um das Seinige gebracht und arg bedrängt wird, sich aber doch zu behaglichem Wohlstand durchkämpft und schließlich noch mit eigenen Augen ansehen kann, wie diejenigen, die sich an ihm versündigt haben, der Strafe Gottes verfallen — denn der ist der „General-Reeder": „De hett en widen Kikut. De sitt baben in de Mars von de Welt, un de verlett keen ihrlich Rostocker Stadtkind, wenn Holland in Not is." Auch der „General-Reeder" ist von Brinckman später erweitert, und zwar in dem Grade, daß diese Erweiterung, die den Titel „Von Anno Toback" führt[17]), das weitaus umfänglichste seiner Werke ist. „Von Grund aus ist die Erzählung weiter ausgesponnen, skizzenhafte Stellen sind reizvoll durchgearbeitet, manche zuerst nur mit ein paar Strichen angedeutete Charaktere schärfer und genauer gezeichnet." Übrigens blieb „Von Anno Toback" unvollendet.

Wieder anderer Art ist „Höger up", eine historische Novelle, wenn man will, oder eine Stammsage, von einem Kinde, das ein Bauer zu Pustekow hinter seinem Zaun gefunden hat; der schöne und aufgeweckte Junge, dessen Wahlspruch ist: „Höger up! All wat nich is, is nich, kann aewersten noch warden; an Kaenen is't gelegen!" hütet erst das Vieh, wird dann Landsknecht, geht auf den Rat einer alten Zigeunerin nach Güstrow, kommt durch ein glückliches Ungefähr vor den dicken und vom Podraga gequälten Herzog, wird unbewußt die Ursache zu dessen Heilung und gewinnt durch sein stattliches Äußere und seine Schlagfertigkeit die Neigung des Herzogs, der ihn zum Junker von Voß macht, sein Freiwerber um die Hand der schönen Tochter des reichen Ratsherrn Klaewenow wird und ihm das heimgefallene Lehen Groten-Stutendörp verleiht. Das Alles ist überaus behaglich und lustig vorgetragen, die Charaktere sind vortrefflich gezeichnet. „Der Dichter hat mit großer

[17]) „Von Anno Toback" bildet den 2. und 3. Band des plattdeutschen Teils von Brinckmans Nachlaß.

Kunst über die halb sagenhaften, halb geschichtlichen Begebenheiten einen feinen Märchenglanz gebreitet, der dem Ganzen einen besonderen Zauber verleiht. In dieser eigenartigen Tönung liegt die Hauptanziehungskraft und die Stärke der Brinckman'schen Erzählung."

Weiter haben wir des „Stipstürkens" — nach Brinckmans eigener Bezeichnung — „Unſ' Herrgott up Reisen" zu gedenken. Es ist das ein wunderliches Stück: kein einheitliches Werk, sondern eine lose Aufeinanderfolge von kleinen, an sich hübschen kulturgeschichtlichen Skizzen, die nur dadurch, daß sie alle vor dem Auge des reisenden Herrgotts vorüberziehen, zusammengehalten werden. In diese Skizzen aber sind hineingebettet zwei ausgeführte Erzählungen: die eine spaßiger Art von drei Handwerksburschen, die nach Teterow kommen und durch den Bürgermeister gezwungen werden sollen, drei verwitwete Meisterfrauen zu heiraten, sich aber diesem Lose durch List entziehen und beim heimlichen Scheiden aus der Stadt dieser ihr Meisterstück hinterlassen, einen großen blechernen Hecht mit einer Glocke um den Hals; die andere eine Art Dorfgeschichte, von tiefem Ernst und in dem Teile, der auf dem Hofe des letzten mecklenburgischen Lehnschulzen spielt und uns von den nachgeborenen und lieblos behandelten Kindern der Schulzenfrau berichtet, von den „beiden vermückerten Twäschens mit de Hasenschorten"[18]), sehr beweglich zu lesen.

Schließlich erwähnen wir einige im ersten Bande des Nachlasses mitgeteilte humoristische Erzählungen. „Ut den Dämelklub", gegen das Ende von Brinckmans Leben entstanden, ist ein Charakterbild aus der Zeit Paul Friedrichs; dieser Klub „mit seinen Würdenträgern bietet eine Fülle drastisch gezeichneter Originale". Der harmlose Scherz „Eine geistreiche Unterhaltung" und das übermütige Läuschen „So ward Eine beluurt!" gehören in des Dichters frühere Zeit: sie stehen ohne Namen des Verfassers in Fritz Reuters „Unterhaltungsblatt" von 1855. Die in Rostock spielende treffliche Erzählung „Uemme prompt un praktisch ore J. J. J. Klemmstöve & Comp.", wohl in des Dichters letzten Lebensjahren niedergeschrieben, ist leider Fragment geblieben. Auch die hübsche Humoreske „Snider Beyer, Snider Meyer un Snider Dreyer" ist eine Rostocker Geschichte; Brinckman schrieb sie auf Bitten von Adlers Erben für deren kleinen Kalender. —

Wenn schon die erzählenden Schriften Brinckmans uns berechtigen, ihm einen Ehrenplatz unter den niederdeutschen Poeten anzuweisen, so gilt das in noch höherem Grade von seinen lyrischen Gedichten, die 1859 unter dem Titel „Vagel Grip" erschienen — ein Büchlein, welches Klaus Groth nicht anstand „eine der absolut besten nieder-

[18]) Wie oben erwähnt, hat A. v. Wolzogen diese Episode in einem Weihnachtsmärchen dramatisiert.

deutschen Gedichtsammlungen" zu nennen, von dem er behauptete, „daß es mehr lyrische Schätze enthalte als fast die gesammte plattdeutsche Litteratur" — und welches dem Dichter nicht einen Pfennig Honorar eintrug und es bei seinen Lebzeiten nicht zu einer zweiten Auflage gebracht hat. Auch im „Vagel Grip" fehlt es nicht an humoristischen Stücken; einige im Stil der „Läuschen un Rimels", nur daß sie in Strophenform gefaßt sind und sich durch dies knappere Gefüge von den gemütlichen Reuter'schen Bummelversen unterscheiden. Von dieser Art ist z. B. „Stutenolsch": Schultmore hat ein verklamtes Ferkel in die Wiege beim warmen Ofen gelegt und so gründlich zugedeckt, daß nur der Rüssel herausguckt; die darüber zukommende redselige Semmelfrau hält das Wesen für den jüngsten Sprößling der Schulzenfamilie und findet sofort eine auffallende Familienähnlichkeit heraus:

Ne, dat is jo 'n woaren Stat!
Ne, dat harr 't all sein Dag nich dacht —
Ne, wat de Jung na 'n Schulten slacht!
De hett sonn Snut akkrat![19])

Verwandten Genres sind „Scholmeister Boars", „Oll Vare Knak", „Don un laten" und „Förste Knop". Aber der weit überwiegende Teil der Gedichte ist rein lyrisch. Man hat in ihnen Klaus Groths Einfluß finden wollen, und es läßt sich nicht leugnen, daß einzelne Lieder Brinckmans an den „Quickborn" anklingen; auch nach der formalen Seite hin wird Brinckman Anregungen von Groth erhalten haben, wie z. B. der von Brinckman in einigen seiner vollendetsten Gedichte verwendete fünffüßige Jambus von Groth in die niederdeutsche Dichtung eingeführt worden ist. Aber auch wenn das der Fall ist, so hat sich jedenfalls der Schüler zum vollständig gleichwertigen Genossen des Meisters herausgebildet. An Zartheit und Tiefe der Empfindung wird Brinckman von keinem niederdeutschen Lyriker übertroffen, von nur wenigen erreicht; dabei versteht er es meisterhaft, seine Sprache dem Denken und Fühlen des plattdeutschen Volkes anzupassen, alles ist bei ihm wahr und schlicht und natürlich, niemals begegnen Worte oder Redewendungen, die den Eindruck machen, als seien sie eigentlich hochdeutsch empfunden und erst nachträglich in das Niederdeutsche übertragen, nirgends verfällt Brinckman der weichen Rührseligkeit, die ja in Wahrheit dem Geiste des niederdeutschen Volkes so fremd ist und doch in der Dialektdichtung so überreichlich angetroffen wird. Einige Lieder, wie „Bim-bam-beie" und „Pöppedeiken", haben völlig den Charakter der Volkspoesie. Fast durchweg entnimmt Brinckman seine Stoffe dem Landleben und hier findet

[19]) W. Heyse hat die Dreistigkeit gehabt, diese Geschichte mit wörtlichen Anklängen an Brinckman noch einmal zu dichten: s. sein „Punschendörp" Nr. 33.

er ebenso sicher den Ton für die frische Lebensfreude der Dorfjungen („In 'n Dik", „Inne Koppel") wie für die alte Geschichte vom Sterben und Vergehen — wie ergreifend sind die beiden kleinen Gedichte „Un schüll ich ire vun di gan" und „De voernem Gast" — und für die Ausmalung der Situationen des ländlichen Liebeslebens: von der ersten Annäherung an („Wenn Nümms dat nich süt", „Wat mag ik Di girn", „Hartspann") bis zur Entwicklung des Verhältnisses („Nu lat mi los", „Bigoeschen", „More schelt", „More schelt all werre") und seine gelegentlichen schlimmen Folgen („Marik"), wenn nicht inzwischen der Bruch erfolgt; dem Liede, in dem das an die Liebe des Burschen nicht mehr glaubende Mädchen ihn bittet, doch gerade heraus zu sagen, daß seine Neigung erloschen ist:

Wat wist du't noch versteken,
Wat di nich mir geföllt?
Wat wist dat Wurt nich spreken?
Lat riten, Hans, lat breken,
Wat doch nich länger höllt! —

diesem Liede, sage ich, und der Klage der Betrogenen („Er is as mücht se wenen") dürfte in der plattdeutschen Dichtung und noch darüber hinaus nicht Vieles an die Seite zu setzen zu sein.

Wie zu den Dorfbewohnern mit ihrem Tun und Treiben so hat der Dichter auch zu der umgebenden Natur ein sehr inniges Verhältnis; seine Landschafts- und Stimmungsbilder, bald launig bald düster und melancholisch, sind von höchster Kraft und Anschaulichkeit, unvergleichlich ist die Kunst, mit der er in seine Gemälde menschliche Empfindungen hineinzuweben weiß. Gedichte wie „Areboar", „De oll Eek", „Ruklas", „Sneedrewel", „Möllegesell", „Däuwere", „Früjoar, „De Sünn" u. a. sind von großer Schönheit, die drei breiter ausgeführten, in epischem Ton gehaltenen „Firabend", „Regenwere", „De Kronen" sind wahre Meisterstücke. —

Wie schon bemerkt, nahmen von Brinckmans Schöpfungen lange nur kleine Kreise Notiz. Fritz Reuter dagegen hat Schule gemacht; dafür ist bezeichnend, daß unter den neueren niederdeutschen Dichtern mehrere, die nicht Mecklenburger sind, wie der Münsterländer K. van der Boeck, der in Nakel geborene Otto Kuß, der Holsteiner Eduard Jürgensen, der Altmärker Julius Köhr u. a., in der Mundart Reuters geschrieben haben. Auch sachlich ist Reuters Einfluß von wohltätigen Folgen gewesen, vornehmlich dadurch, daß er mit sicherem Stilgefühl die plattdeutsche Literatur auf Stoffe des kleinbürgerlichen Lebens, dem ja doch tiefstes seelisches Empfinden keineswegs versagt ist und welches seinem Dichter die ergreifendsten Wirkungen ermöglicht, zu beschränken dringend empfahl. Denn wenn auch Groth mit Recht

dagegen Verwahrung eingelegt hat, daß eine superkluge Kritik dem plattdeutschen Dichter vorzuschreiben versuche, was ihm in seiner Muttersprache zu dichten erlaubt und opportun sei, so werden doch selbst die eifrigsten Freunde des Niederdeutschen anerkennen müssen, daß der Kreis des niederdeutsch Darstellbaren verhältnismäßig eng ist. Das mag schon Denjenigen zum Bewußtsein gekommen sein, die in der Zeit der Nachblüte der niederdeutschen Literatur, im 16. Jahrhundert, in niederdeutscher Sprache Stoffe zu behandeln unternahmen, die von der eigentlichen Domäne des Niederdeutschen, der einfachen schlichten Erzählung des Geschehenen ablagen. Kein Leser von Nicolaus Gryse's Schriften wird sich dem Eindruck entziehen können, daß dem Verfasser sein geliebtes und von ihm im Ganzen virtuos gehandhabtes Niederdeutsch doch nicht in allen Fällen zum Ausdruck seiner Gedanken genügte, daß es ihm nicht alle die sprachlichen Mittel gewährte, deren er namentlich im „Spegel des antichristischen Pawestdoms" (1593) zu seiner theologischen Polemik bedurfte; oft genug begegnen wir bei ihm — wie auch, wenngleich in geringerem Maße, schon 60 Jahre früher in dem Büchlein „Van radtslagende" des humanistisch gebildeten Johann Oldendorp — hochdeutschen Worten, die nur den niederdeutschen Sprachgesetzen gemäß umgebildet, dem niederdeutschen Sprachschatz aber fremd sind. Ob seitdem die Ausdrucksmittel des Niederdeutschen sich erweitert haben, erscheint sehr fraglich. Jedenfalls gibt die Sprache selbst hier die richtigen Fingerzeige. Der plattdeutsche Schriftsteller, der seinen Bedarf nicht aus den eigenen Mitteln des Niederdeutschen decken kann, sondern zu Anleihen bei dem hochdeutschen Wortvorrat greifen muß, befindet sich schwerlich auf dem richtigen Wege.[20]) Nicht minder aber dürfte Mißbrauch mit dem Plattdeutschen Der treiben, der sich seiner bedient zur Darstellung von Dingen, die den Gedanken- und Vorstellungskreisen des wirklich noch niederdeutsch redenden Teiles der Bevölkerung völlig fremd sind.

An vereinzelten derartigen Verirrungen hat es auch unter den Neuniederdeutschen in Mecklenburg nicht gefehlt. Wir rechnen dahin

---

[20]) Man lese z. B. in Richard Dohse's „Heinrich Seidel un Fritz Stavenhagen" (Altona-Ottensen 1907) S. 17 über Stavenhagens „De dütsche Michel": „Ick möt allerdings sülbn bekennen, dat ok ick noch kein richtig Verhältnis tau dit Stück wunnen hewv un dat mi ok veeles recht unwohrschienlich un oewerdreben groteskt schient, oewer wenn man von Einzelheiten affüht un dat Stück as Ganzes betracht', so möt man doch den Tog int Grote bewunnern, de dörch all de Akte geiht un de alle minschlichen Leidenschaften un Swächen, Irnst un Truer, groteske Lächerlichkeit, kort allens, wat das Lewen oewerhaupt mit sick bringt, meisterhaft updeckt. Charakter- un Milieuteiknung sünd wedder ut einen Guß, jeder einzelne Buer in de bewegten Szenen von' irsten un drüdden Akt hett sin eigen Lewen un steiht heil un deil up sin eigen Fäut. — Up jeden Fall würd sick oewer 'ne Bühnenleitung en grotes Verdeinst verwarwen, wenn se ‚Den dütschen Michel' tau'r Upführung tau bringen versöcht."

in erster Linie die (anonym erschienenen) „Neun plattdeutschen Göttergespräche" (Coburg 1865) des 1805 zu Mustin in Lauenburg geborenen Theologen Ludwig Reinhard, des Freundes von Fritz Reuter, der Rektor in Boizenburg war, 1848 abgesetzt wurde, als Hauslehrer in Bolz bei Borkow und dann kurze Zeit als Redakteur in Coburg wirkte, schließlich nach Bolz zurückkehrte und dort 1877 starb; wem die hellenische Götterwelt vertraut ist, wird übrigens die in tadellosem Plattdeutsch geschriebenen kleinen Gespräche mit Behagen lesen, auch wenn er den (hochdeutschen) radikalen politisch-satirischen Einleitungen keinen Geschmack abgewinnen kann. Eine Verirrung war es auch und wird — nach Krause's treffendem Ausdruck — „ein Denkmal falscher Beurteilung des Volksbedürfnisses bleiben", daß A. Loeper (geb. 1839 zu Neubrandenburg, als praktischer Landwirt erst in Retzow bei Malchin, später zu Carlsburg in Pommern tätig) unter dem Titel „Acker, Wischen un Veih" (Berlin 1886) ein plattdeutsches Lehrbuch der Landwirtschaft veröffentlichte, so frisch und klar auch das Buch geschrieben ist und so viel Interesse es bei literarisch geübten Freunden des Landlebens erwecken mag, und dasselbe gilt von den „Langjöhr'sch Erfohrung'n aewer Swin" des Büdners Joachim Rohde in Redentin (Selbstverlag o. J.), die Karl Gildemeister in z. T. ganz spaßige Verse gebracht hat. Als einen Mißgriff wird man es ferner bezeichnen können, daß Paul Warncke (geb. 1866 zu Lübz, Bildhauer und Schriftsteller, jetzt Redakteur beim „Kladderadatsch" und in Charlottenburg lebend) seine Biographie Reuters („Fritz Reuter. Woans hei lewt und schrewen hett." Leipzig 1899; 2. Aufl. 1906) plattdeutsch schrieb; die Anmerkungen sind hochdeutsch. Was Otto Weltzien (geb. 1873 in Darze bei Parchim, jetzt Redakteur in Rostock) bewog, seine „Kronika van Rostock" (Leipzig 1908) plattdeutsch zu „verkloenen", ist schwer zu sagen. Völlig verfehlt, wenn auch vielleicht nicht in der Idee, so doch sicher in der Ausführung war Daniel Zanders (geb. in Stargard, lange Schloßorganist in Neustrelitz, gestorben 1905 in Potsdam)[21]) episches Gedicht „Kaiser Wilhelm" (Neustrelitz 1879), welches in Nibelungenstrophen Momente aus dem Leben Wilhelms I zu schildern unternahm; die dithyrambische Begeisterung dieses Werkchens bekommt durch die plattdeutschen Verse etwas Läppisches. Wie viel besser fand doch derselbe Zander den angemessenen Ton in seinem derb humoristischen volkstümlichen Büchlein „De Franzosenkrieg von anno 70 un 71 för Jung un Old vertellt" (Neustrelitz 1878) — einem erquicklichen Gegenstück zu Julius Josephy's (geb. 1821 zu Parchim, gest. 1885 als Kaufmann in Barth) in Form und Inhalt gleich kläglichen

[21]) S. über ihn Fr. Winkel in der Halbmonatsschrift „Niedersachsen" 13. Jahrg. 1907/8 S. 184.

Poem „Unſ' Krieg mit den Franzos' 1870—71" (Stralſund 1871). Und ebenſo glücklich war K. A.* (ein in den 90er Jahren des 19. Jahrhunderts als Procuraträger eines großen Handelshauſes in Hamburg geſtorbener Mecklenburger, der ſeine Anonymität ſtreng gewahrt hat) in dem poetiſchen Schriftchen „Bismarck un dat Volk. Wat en ollen Mäkelbörger un Nörgler in Friedrichsruh ſehn un ſegg't hett" (Hamburg 1892), vom Verfaſſer als „en lütt Fröhjahrsidyll un Kapuzinerpredigt" bezeichnet — Kapuzinerpredigt inſoweit, als der Dichter ſeinem Mißvergnügen über mancherlei Zuſtände und Ereigniſſe im Reiche ſeit Kaiſer Wilhelms Tode und Bismarcks Entlaſſung kräftigen Ausdruck verleiht.

In dieſem Grundgedanken der Unzufriedenheit mit dem Beſtehenden berührt ſich das Gedicht mit einem etwas älteren Erzeugniſſe der niederdeutſchen Literatur in Mecklenburg, den anonym erſchienenen „Plattdütſchen Diskurſen äwer de Thelogie un de Preſters, ok van ſtaats- un annern gelihrten Saken. Für ſien Landslüd upſchreben von 'n ollen Meckelbörger" (Leipzig 1865), nämlich von J. Chr. P. Düberg.[22]) In dieſen durchaus gelungenen „Diskurſen" iſt der Hauptſprecher der redſelige alte Käther Puſtkop, der „Abends in'n Schlummern" ſeinen Nachbar, den Gutsbeſitzer Peters „up Lichtenhög" zu beſuchen pflegt und dort ſeinem Herzen Luft macht — ein Mann, der zwar, wie von ihm geſagt wird, „nich up'n Kop fallen is", der aber das Unglück gehabt hat, ſchrecklich viel geleſen und nichts davon verdaut zu haben und in deſſen Hirn es infolge deſſen ſehr bunt ausſieht. Puſtkop iſt ein guter Mecklenburger, ſchwärmt für den alten Friedrich Franz und Paul Friedrich, hält große Stücke auf Friedrich Franz II, aber davon abgeſehen „blimt he dorbi, dat de Welt in't Leg' is"; „de ganze Welt is beſapen, all lang beſapen" ſagt er ſelbſt; die Beweiſe dafür ſieht er ringsum in all und jedem, ſchilt daher weidlich über die falſche Erziehung der Kinder, über Juriſten und Ärzte, inſonderheit über die Theologie und die Geiſtlichen und hinſichtlich Mecklenburgs auf die Ritterſchaft und den Oberkirchenrat, redet über die „zimbolſchen Böker" und die Concordienformel, über Schwurgerichte und Waſſerkur, zitiert Luther und Jakob Böhme, Leibnitz und Juſtus Liebig, Gellert und Görres — ein halb beluſtigender halb bedauernswerter Menſch, deſſen einzige Hoffnung iſt „dat't noch mal ewig Fred up de Ihr werd, wenn't Riek Gotts kümmt. Dat mag noch wiet weg ſien, äwer kamen deiht't doch mal." —

Die letztgenannten Schriften nehmen ſtofflich eine gewiſſe Sonderſtellung ein gegenüber dem Gros der ſonſtigen nachreuterſchen plattdeutſchen Literatur, der lyriſchen Gedichte, der Erzählungen in Vers und Proſa und der Romane. Großen Talenten von ausgeſprochener Eigen-

---

22) Daß er der Verfaſſer ſei verſichert die Schrift „Zur Erinnerung an J. Chr. P. Düberg" S. 18.

art begegnet man nur vereinzelt. Manchem von denen, die nun haufenweise auf den literarischen Markt hinaustraten, wäre es unter andern Umständen vielleicht gar nicht eingefallen, schriftstellerisch tätig zu werden, aber nun machte er sich die Modestimmung zu Nutze, stürzte sich hinein und plätscherte vergnügt in den „Sturzwellen der dialektisch-poetischen und literarischen Sturmfluth", deren Nahen A. v. Eye schon 1855 kommen sah und von der er meinte: „Vor allem werden schlechte Verse in das Gewand der Mundart gekleidet und ausgeschickt, sich darin einen heilen Hals zu erbetteln, der ihnen sonst sicher auf den Leipziger oder Berliner kritischen Schlachtbänken würde abgeschnitten werden."[23]) Hauptsächlich an das Geldverdienen dachten dabei wohl nur wenige, wie der ehrsame Malermeister Ludwig Hintzelmann in Doberan, (geb. 1818, gest. 1870), der 1861 dem Großherzoge Friedrich Franz II einen — ungedruckt gebliebenen[24]) — Band „Schnurrige plattdütsche Gedichte un Läuschen ut olle Tied" überreichte und in der „Geheime Wünsch" betitelten Zueignung es aussprach:

Viellicht möcht mie dat glücken,
Ein lütt plattdütsches Bauk to schrieben,
Dat leet ik denn giern drücken;
Denn Plattdütsch läs't jitzt Jere giern,
Viellicht könn'k dobi proffidiern.

Wenn einzelne dieser Poeten wirklich viel Anklang gefunden haben, so erklärt sich das sicherlich mehr aus der mächtig gewordenen kritiklosen Freude an allem was Mundart war oder sich als solche gab als aus dem inneren Wert des Gebotenen. —

Die reine Lyrik ist verhältnismäßig wenig vertreten. Bei der Betrachtung der einzelnen Erscheinungen auf diesem Gebiete können wir ihrer Geringfügigkeit wegen füglich absehen von den zwei Gedichten, die Daniel Sanders im ersten Bande der Zeitschrift „Die deutschen Mundarten" (Nürnberg 1854) nebst einem Märchen (in Hexametern) desselben Verfassers als Probe des Dialekts von Mecklenburg-Strelitz mitgeteilt hat und in denen mehrfach die bei einem Sprachforscher doppelt bedenklichen unreinen Wortformen unangenehm auffallen. Im Jahre des Erscheinens von Brinckmans „Vagel Grip" gab A. C. F. Krohn, damals Lehrer in Penzlin, jetzt Küster und Organist in Ivenack, „Lütt plattdütsch Gedichte" (Rostock 1859) lyrischen und gnomischen Inhalts heraus, nicht alle gut gereimt, aber wohltuend durch ihre Schlichtheit und die Tiefe der religiösen Empfindung,

---

[23]) In Frommanns Zeitschrift „Die deutschen Mundarten" Bd. II S. 102.
[24]) Handschriftlich in der Regierungsbibliothek zu Schwerin.

einige („An den Märzschnei", „Lütt Blom un lütt Vagel" u. a.) in frischestem Volkston gehalten.

Wie anders Krohns nächster Nachfolger Wilhelm Heyse. In dessen lyrischen Gedichten, wie sie erst verschämt als „Anhänksels" in der „Punschendörp" betitelten Gedichtsammlung (Neubrandenburg 1861) auftauchten, dann sehr vermehrt und sehr selbstbewußt als „Rosmarin un Ringelblomen" sich an „De Mecklenbörger Burhochtid" (Berlin 1862) anreihten, ist nichts echt und ursprünglich, alles Nachhall hochdeutscher Dichtung, alles Anklang bis zum Plagiat, Heine und die Weltschmerzlyrik rein äußerlich und geistlos ins Plattdeutsche übertragen und zwar in ein süßlich affektiertes, von Diminutiven wimmelndes und verzerrtes Plattdeutsch. Was in aller Welt hat das ehrliche, gesunde, herbe und humorvolle Niederdeutsch zu schaffen mit den verliebten Lotosblumen, den schmachtenden Sternen, den sentimentalen Meerjungfern, den herzkranken Schwänen, den weinenden Blumen und anderem ähnlichem Inventar der Heyse'schen, meist der Pointe völlig entbehrenden „Lieder"? Wie töricht ist z. B. das Lied von den „Stirnings an den Häwen", die sich feurig und heiß lieben und sich so süß angucken und anlachen

— un starwn
Toletzt vör Lew un Weh!

Wie leer und pointelos das andere:

Se sitt an 't aopn Finster
Un stirt in wide Firn;
Verwirren sünd ehr Locken,
Un matt ehr Ogenstirn.

Se sitt an 't aopn Finster
Un stütt't dat Köpping sik;
Up't Dak, dor singt dat Swäölken;
Se went gor bitterlik.

Wie abgeschmackt ein drittes, welches schildert, wie der Dichter in einer Gondel in die See hinausfährt und abwechselnd in das Wasser und in die Höhe stiert — das Stieren ist eine Lieblingsbeschäftigung der Heyse'schen Figuren —

Un wuppti! kem ne Junkfer
Hervöre ut de Flot
Un säd to mi gor hemlik:
„Min Jung, ik bün di god."

„Kumm her, du büst so trurig —
Ik will di maokn gesund;
Hir unnen wäln wi drömen
In'n See up kölen Grund!"

Wie kläglich ist die plumpe Nachahmung des Heine'schen Liedes von der Lotosblume, in der ein Engel „up brede Flünken" den am Ostseestrande liegenden Dichter nach dem Morgenlande trägt:

Dor sehg' an'n heilgen Ganges
De Lotosblom ik blön —
Se künn mit ehre Ogen
In't Sünnenlicht nich sehn —

Doch 's Aowends kem hervöre
De Maon un ok de Stirn,
Dunn bört s' den Kopp to Högten
Un glittsert dör de Firn;

Dunn bört s' den Kopp to Högten
Un dreigte rund sik üm
Un lachte söt un söter,
Kek nao den Maon herüm.

Se kek noch lang to Högten,
De Maon so blid hendaol. —
Jo, heff en Lewn ik seh'n,
So was 't an 'n Ganges maol.

In diesem Stil ist fast die ganze Sammlung gehalten. Stellenweise ist es der bare Unsinn, den Heyse vorträgt:

Woll oftmaols hest du mie bedürt
Mit söte Würd un fraom Begäuschen;
Alleen mit sönne Wippkens klok
Laot späder ik mie nich mihr däuschen.

Ik tru nich mihr din Kascheli —
De fraome Löw smitt stolt sin Mähn;
Dat Krokodil went as 'n Kind,
Un as 'n Minsch lacht de Hyän. —

Diese völlige Entgleisung ist übrigens vereinzelt geblieben, die folgenden plattdeutschen Lyriker haben sich meist in den sicheren Bahnen

des niederdeutschen Stoffgebietes zu halten gewußt, auch die weniger Geschulten, wie Karl Gloede (geb. 1814 zu Ludwigslust, Mundkoch Kaiser Wilhelm's I und 1889 in Berlin gestorben), in dessen „Zutemoos" (Wismar 1869) eine ehrliche Begeisterung namentlich für Mecklenburg und das Plattdeutsche uns entschädigen muß für den bedenklichen Mangel an dichterischem Können, und wie Karl Gildemeister (geb. 1857 zu Vor-Wendorf bei Wismar, seit 1880 Erbpächter, zeitweilig auch Schulze, in seinem Heimatsdorfe),[25]) der in jugendlichem Alter einen Band „Plattdütsche Gedichte" (Wismar 1881) hat drucken lassen — eine unreife Arbeit in schlechtem Plattdeutsch. Einige Stücke dieser wie der Gloede'schen Sammlung stehen nicht allzuweit ab von den auf Subskription gedruckten „Volksthümlichen Gedichten in platt- und hochdeutscher Sprache" (1879) des Rostocker Lohgerbers Joh. Chr. Uhlich (geb. 1801, gest. 1884), die überhaupt nicht ernsthaft genommen werden können.

Von den besseren Lyrikern sind vor Allem zu nennen die Gebrüder Friedrich und Karl Eggers (geb. 1826, gest. 1900 in Warnemünde),[26]) in deren „Tremsen" (Breslau 1875) sich tiefste Innigkeit des Gemüts mit gutem Humor und wohltuender Sicherheit der Form verbindet; man kann Gedichte wie „Man hüt noch nich", „Vergews", „Verenneyung", „Bruthäg", „Worüm", „De Morgen daut" und die prächtigen Balladen „De Gast", „Dat Bleekermeten", „De Proov" nicht ohne herzliche Freude lesen. Auch Eduard Hobein ist manch niedliches Lied gelungen, sowohl in seinen „Feldflüchters. Plattdütsch Leeder un Läuschen in Mecklenbörger Mundort" (Berlin 1875) als auch in dem anonym erschienenen Büchlein „Allerhand. Wat is tom Lachen, wat ook nich" (Schwerin 1870).[27]) Nicht übel sind die „Sommergedichte" (Teterow 1874), die Johann Christ. Theodor Losehand (geb 1822 zu Pampow bei Teterow, gest. 1890 als Geh. Ministerialrat a. D. in Schwerin) unter dem Decknamen Jochen Peiters, Nachtwächter, drucken ließ. Proben eines schönen, aber nicht zur Entwicklung gediehenen Talents gab Gottlieb Reinhardt (geb. 1853 in Güstrow) in seinen leider nur dünn gesäeten „Harwstblaumen" (Güstrow 1876). Helmuth Schröder[28]) (geb. 1842 in Spornitz, zum Lehrer ausgebildet 1864—66 im Seminar in Neukloster, lange Lehrer in Völkshagen, 1908 in den Ruhestand getreten und nun in Ribnitz

---

[25]) Biographisches über ihn enthält das Vorwort zum 2. Bändchen der „Ketelbeuters".

[26]) S. über ihn Ludwig Schröder im „Johrbok. Rutgeben von den Allgemeenen Plattdütschen Verband" II (1902) S. 142 ff.

[27]) Daß der Verfasser dieses Büchleins Hobein sei, versicherte seinerzeit der Chef der Sandmeyerschen Hofbuchdruckerei in Schwerin, von der es gedruckt ist.

[28]) S. über ihn in „De Eekbom" 50. Jahrg. (1902) S. 52.

wohnend) weiß in seinen zwei Gedichtsammlungen „As't de Garw givt. Plattdütsche Dichtels vör Lütt un Grot" (Güstrow 1880) und „Plattdütsche Kräns" (ebd. 1899), in denen auch die Form zu loben ist, tiefes Gefühl wie launige Schelmerei gleich gut zum Ausdruck zu bringen; seine Lieder „för de Görn" sind so gut gelungen wie die „för junge Lüd", in den „Heirjungs-Leider", den „Handwarksburßen-Leider", den „Fiken-Leider" und „Baukfink-Leider" der zweiten Sammlung ist oft der Ton des Volksliedes gut getroffen. Hier ist wirklich echt plattdeutsches Denken und Empfinden in echt plattdeutschen Worten — etwas was sich eigentlich von selbst verstehen sollte und doch so vielfach vermißt wird bei unsern plattdeutschen Dichtern. Karl Gildemeister zeigt in den Gedichten des zweiten Bändchens seiner „Ketelbeuters" (Hamburg 1900) ein männlicheres Gesicht und gereiftere Formen als in seinen „Plattdütschen Gedichten". In den Sammlungen „Ut plattdütschen Lann'n" (Lübz 1896) und „Bi mi to Hus" (Schwerin 1909) von Karl Schöning (geb. 1855 zu Spornitz, jetzt Postsekretär in Schwerin), „Knak'n um Plünn'n von Hermann Rehse (geb. 1878 zu Kl. Bengerstorf bei Boizenburg), „Tosamsöcht Wor" (Plau 1903) von Otto Weltzien, „Sommermetten" (Rostock 1904) von Ida Heincke, sowie in den Büchern von Friedrich Cammin (geb. 1860 zu Gr. Lantow bei Laage, wo er jetzt eine Erbpachtstelle bewirtschaftet und zugleich Schulze und Ortsvorsteher ist) „Nahschrapels" (Berlin 1901), „Ut dei Bilad'" (Gr. Lantow 1902), „Regen un Sünnenschin" (ebd. 1902), „In korten Tüg" (ebd. 1903), „Burrosen un Astern" (ebd. 1905) und „Tiedverdriew för lütte un grote Kinner" (ebd. 1905) treten die lyrischen Gedichte, unter denen sich im übrigen manches hübsche Stück befindet, doch hinter den Läuschen, poetischen und prosaischen Erzählungen zu sehr zurück, als daß man die Verfasser ohne weiteres den Lyrikern zuzählen könnte.[29]) In deren erste Reihe aber gehört Adolf Brandt[30]) (Pseudonym Felix Stillfried), geb. 1851 in Fahrbinde bei Rastow als Sohn eines Lehrers, der 1860 nach Kl. Rogahn kam; 1863 bezog er das Schweriner Gymnasium, studierte seit 1871 in Rostock, Leipzig und wieder Rostock anfänglich Theologie, dann klassische Philologie, bestand 1876 das Staatsexamen und wurde 1877 Lehrer am Gymnasium in Rostock, an dem er noch jetzt (nun als Gymnasialprofessor) wirkt. Brandt begann mit einem Strauß „Läuschen un Rimels", von denen sich nichts besonderes sagen läßt;

---

[29]) In den Mecklenburgischen Anzeigen 1870 Nr. 43 kündigt „Karl Schulz, gewesener Landreiter in Wittenburg", auf plattdeutsch das bevorstehende Erscheinen seiner Gedichte an; ob sie wirklich herausgekommen sind, bleibt zweifelhaft, wenigstens habe ich kein Exemplar auftreiben können.

[30]) Biographisches über ihn in „De Eekbom" 20. Jahrg. (1902) S. 1 ff. Vgl. auch E. Brandes in „Niedersachsen" 12. Jahrg. S. 168 ff.

einen hervorragenden Platz aber eroberte er sich mit seinen „In Lust un Leed" (Wismar 1896) benannten Gedichten. Über deren Ton und Inhalt sagt der Dichter im Vorwort:

Nich ümmer lacht de Hewen
In hellen Sünnenschin;
Ok Nebel möt dat gewen,
Ok Wulken möten sin.
Un ded ick letzt Jug singen
Blot lustigen Gesang,
So lat ick nu ok klingen
De Tru'r, den Irnst dormang.

Es geht in der Tat eine überwiegend elegische Stimmung durch das Ganze: die meisten der tief und wahr empfundenen Lieder sind der Erinnerung gewidmet, der Erinnerung an heimgegangene liebe Menschen, an verlorenes Glück, an die entschwundene Jugend. Mit besonderer Liebe schildert uns der Dichter „Dat olle Heimathdörp" und die „Kinnertid"; sein „leiwste Weg" im ganzen Mecklenburg ist nicht etwa durch landschaftliche Schönheit ausgezeichnet:

Twei Grawens an de Siden,
Middwarts 'ne Wagenspor,
Up't Auwer olle Widen —
Dat is he ganz un gor,

aber dieser Weg war es, auf dem er einst sonntäglich mit seinem Vater zur Kirche wanderte, er war es, den er später mit seiner jungen Frau ging und auf dem er schließlich seinen Vater zu Grabe geleitete. Alles Behagen an einer modernen städtischen Wohnung verdunkelt ihm doch nicht das hübsch gezeichnete Bild des ärmlichen Katens, in dem er geboren wurde:

Doch denk ick an den Kathen —
Ick weit nich, wo mi ward!
Wo kannst Du mi so faten,
Min Vaders Hus, an't Hart!

Dieser wehmütige Ton durchklingt auch das sehr originelle und sehr schöne Gedicht „Dor buten de Stadt":

Dor buten de Stadt up de olle Schossee,
Tau beiden Siden de Pöppelallee,
Dor gah ick des Frühjohrs, en einsamen Mann,
Weik fichelt de Luft de Backen mi an.

Dor buten de Stadt up de olle Schoſſee,
Tau beiden Siden de Pöppelallee,
Dor gah ick des Sommers in Stow un in Stom,
Bi Blitz un bi Dunner, von Bom to Bom.

Dor buten de Stadt up de olle Schoſſee,
Tau beiden Siden de Pöppelallee,
Dor gah ick des Winters dörch Is un Schnei,
Mit einzigſt Geſellſchaft ſünd Raw' un Kreih. —

Wat is 't, dat ick wanner Dag för Dag,
Ob 't ſtöwen, ob 't wedern, ob 't ſnien ok mag,
Dor buten de Stadt up de olle Schoſſee,
Tau beiden Siden de Pöppelallee?

Woll weit ick't! Nich ümmer jo güng ick allein,
Vör Tiden, vör Johren, dunn güng' wi tau Twei'n
Dor buten de Stadt up de olle Schoſſee,
Tau beiden Siden de Pöppelallee.

Nu is ſei verſwunnen, de ſelige Tid,
Mi äwer is ümmer, as wir dat noch hüt,
So oft as ick gah up de olle Schoſſee,
Tau beiden Siden de Pöppelallee.

Daß der Dichter aber auch anderen Stimmungen zugänglich iſt, zeigen z. B. das ſchalkhafte Gedicht „Min irſte Leiw" und die prächtige Idylle „Steinbeck", in Diſtichen, deren treffliche Handhabung alle theoretiſchen Bedenken gegen die Einführung antiker Metra in die niederdeutſche Dichtung zum Schweigen bringen könnte.

Würdige Nachfolger hat Brandt erſt in neuerer Zeit gefunden. An ſeine Weiſe erinnert vielfach Auguſt Seemann (geb. 1872 zu Gr. Roge, Lehrer in Berlin) mit ſeinen Sammlungen plattdeutſcher Lieder und Balladen „Heitblicken" (Berlin 1902), „Andäu" (ebd. 1906) und „Tweilicht" (ebd. 1907). Mag er bei ſeinen Balladen ſich hie und da im Stoff vergriffen haben, ſo iſt doch der Balladenton vorzüglich getroffen; unter ſeinen Liedern ſind nicht wenige echte Perlen niederdeutſcher Lyrik. Durchweg ſehr anmutig ſind die Gedichte, die Hella Rehberg-Behrns (Hans Gabriel) in der kleinen Sammlung „Stille Dönken" (Berlin 1903) veröffentlicht hat. Ernſt Hamann (geb. 1862 zu Dammerow, Oberlehrer am Gymnaſium in Schwerin) gab in ſeinen „Meckelbörger Döhnken" „Mien lütt Welt" (Schwerin 1904) eine Anzahl in Form und Inhalt gleich trefflicher

Lieder. Hübsche „Kinnerrimels för lütt un grot Kinner" (Berlin 1906) haben wir von Heinrich Erichson, der 1852 als Sohn eines Schmiedemeisters zu Veelböken bei Gadebusch geboren, nach seiner Konfirmation durch den Musikdirektor Rosenkranz in Wismar in der Musik ausgebildet wurde und seit Jahrzehnten in der Philharmonischen Kapelle in Berlin tätig ist. Gute plattdeutsche Gedichte schrieben auch die auf hochdeutschem Gebiet bewährten Richard Dohse („Von Hart tau Harten", Glückstadt 1905) und Max Dreyer, in dessen „Nah Huus" (Stuttgart u. Leipzig 1904) ganz eigene Töne angeschlagen werden. Auch hier bekennt sich Dreyer als guter Mecklenburger, insonderheit als Rostocker: er besingt „De Klocken von' Petrithurn":

Dat sünd de Klocken von' Petrithurn,
De hängen am höchsten öwer dat Land,
De sehen so wiet öwer Dörper un Kurn,
De blicken so wiet as de See sick spannt,
De kieken bet röwer nah Dänemark
Un klingen so frie un so vull un so stark,
De Klocken von' Petrithurn,

und beansprucht seine eigene Geltung als „Rostocker Jung":

'N Stadtkind bün ick! Bi juch up'n Lann',
sünd all wi ok een bet in de Knaken,
wad anners dröömt un sunnen un spraken
un sungen, as wie an' Rostocker Strann'.
Holl fast dien Oort! Fast holl dien Saak!
Ick spräk de Spraak,
de as Jung up e Straat ick spröek.
Bün 'n Rostocker Jung
mit 'ne Rostocker Tung
un mien Jugend is, wat ick söök.

Und schließlich dürfen wir unter den Lyrikern zwei nicht vergessen, und wahrlich nicht die schlechtesten, die anspruchslosen Männer, die Jahr für Jahr die Leser des „Voß- un Haas-Kalenders" wie des „Vagel Grip-Kalenders" durch ihre Gedichte erfreuen: Otto Heidmüller (geb. 1845 in Hamburg, jetzt Inhaber der Hinstorffschen Verlagsbuchhandlung in Wismar) und Wilhelm Schmidt (geb. 1872 in Rostock und seit 1895 Volksschullehrer dort), der sich gelegentlich auch des Decknamens Wilhelm Fischerbrok und der Chiffren W. F. und S. Sch. bedient.

Ein „Plattdütsch Leiderbauk för Schaul un Hus" hat 1905 der

„Plattdütsch Lands-Verband Meckelborg" herausgegeben. Beigetragen haben dazu Adolf Brandt, Karl Schöning, O. Weltzien, Helmuth Schröder, Friedrich Cammin, Heinrich Lange, Ernst Hamann, Richard Dohse, Wilhelm Schmidt u. a. —

Neben ihren eigenen Dichtungen haben einzelne der Genannten und einige Andere sich auch in Übertragungen aus fremden Sprachen sowie aus dem Hochdeutschen und dessen Mundarten versucht. Brinckman hat ein Hebelsches Gedicht, den „Wegweiser", in plattdeutsches Gewand gekleidet und zwar so geschickt, daß es dem Plattdeutschen völlig auf den Leib geschnitten erscheint. Dieses Resultat konnte natürlich nur erreicht werden auf dem Wege der freien Nachdichtung. Hätte sich Brinckman damit begnügt, lediglich die alemannischen Wortformen Hebels durch die entsprechenden niederdeutschen zu ersetzen und nur da, wo die Reime seiner Vorlage sich dem Plattdeutschen durchaus nicht fügen wollten, die Satzkonstruktion so weit zu modeln, daß sie einen bequemen Reim bot, so wäre er ebenso gescheitert wie es Eduard Hobein tat, der in seinen „Blömings un Blomen ut frömden Gorden" (Berlin 1861) Gedichte von Wilhelm Müller, Hebel, Franz von Kobell, Anton von Klesheim, Nadler u. a. einfach übertrug, wobei dann in der Regel nur der Reiz des Originals verloren ging, ohne daß das Niederdeutsche die ihm mögliche Wirkung hätte entfalten können. Glücklicher war in dieser Beziehung Friedrich Cammin, dessen „In korten Tüg'" auch einen Abschnitt nicht übler „Älwerdrägungen un Nahdichtungen" hochdeutscher Gedichte von Chamisso, Uhland, Moritz Hartmann u. a. brachte, und besser als die Nachbildungen hochdeutscher Originale gelangen Hobein einige Übertragungen Burns'scher Lieder. Im Jahre 1865 hatte Karl Bartsch, 1858—71 Professor in Rostock, eine Verdeutschung der Gedichte von Robert Burns erscheinen lassen. Bei dem Ansehen, dessen er sich im Lande erfreute, ist es nicht ausgeschlossen, daß durch ihn die interessierten Kreise auf diesen großen schottischen Volksdichter aufmerksam gemacht worden sind. Eingestandenermaßen ist das der Fall bei Karl Friedrich Kerkow, der sich schalkhaft „Berndin Prinz, Melkenmeierin to Dannenau" nannte und der „Vieruntwintig schöne Lere von Robert Burns'n, denn'n Schottländer, naoh Coarl Bartsch'n to Roschstock sien hochdütsch Oewersettung in't Mäkelborgsch Plattdütsch oewerdroagen" (Leipzig 1869) erscheinen ließ. „'t sund feine Lere, de 'ck hier anbeden doh", sagt Kerkow in der Vorrede, „schön un plesirlich so lesen, weck doarvon goahn oak to sing'n. 'n bäten hellschen striepig sünd's unnervielen" — und man darf zugestehen, daß er sich einige der „striepigsten" ausgesucht und anderen durch eine leichte Änderung des Sinnes noch einen stärkeren Anstrich von „Striepigkeit" verliehen hat, als er den Originalen eigen ist. Unter den nicht „striepigen" möge hier eines, in der Bartsch'schen Übersetzung „Das

Mauchline-Mädchen" betitelt, mitgeteilt werden als Beispiel einer wohlgelungenen Übertragung:

As ierst ick kamm in't Strelitz'sch Land,
Mien Hart blew narens stäken;
Up jeden Schritt,
Up jeden Tritt
Harr ick'n anner Mäken.

Kuum öwer harr 'ck noah Fräland rin
Mien Näs 'n bäten stäken,
Ihr ick't noch dacht,
Harr röwert sacht
Mien Hart 'n Frälan'sch Mäken.

Schon vor dieser Kerkowschen Publikation brachte der erste der beiden Bände von Hobeins Jahrbuche „Vom Ostseestrand" mehrere Nachbildungen Burns'scher Gedichte, fünf vom Herausgeber, eine von Karl Lemcke, und Karl Eggers hat in den „Tremsen" deren eine ganze Anzahl geliefert. Es ist überraschend, wie willig sich einzelne Lieder des schottischen Bauern, deren Einbürgerung bei der Übertragung ins Hochdeutsche nicht hat gelingen wollen, dem niederdeutschen Idiom fügten, wie verwandt die Klangfarbe ihrer Empfindung der des Plattdeutschen ist. Derselbe Karl Eggers hat einige „Rimels" venezianischen Tanzliedern, Adolf Brandt eine Reihe von Liedern dem Horaz nachgedichtet. Schon der unbefangene Leser dieser Brandtschen Gedichte wird an ihnen seine Freude haben; wer seinen Horaz daneben legt und z. B. den Anfang der Ode Integer vitae wiedergegeben findet durch

En frames Hart, en frohen Maud,
En tru un unschuldsvulles Blaud,
Dat brukt kein Wapen grot un swer,
Nich Säbel ore Scheitgewehr

und die Schlußstrophe mit der Liebeserklärung an Lalage durch

Un wir ick, wo vör Sunnenbrand
Kein Seel nich wahnt in't heite Land —
Wo ick ok bün, min säute Gret,
Min Plappermul, Di klingt min Leed!

der wird doppelt ergötzt sein und dem Nachdichter seine Anerkennung nicht versagen.

Daneben hat Brandt auch Szenen aus Homer: „Hektor und Andromache" und „Odysseus und Nausikaa", in fünffüßigen Jamben, nachgebildet, und August Dühr (geb. 1841 in Friedland, lange Gymnasialprofessor in Nordhausen, nach seiner Pensionierung nach Göttingen gezogen und dort 1907 gestorben) hat die ganze Ilias in gereimten Trochäen ins Niederdeutsche übertragen (Kiel 1895). Die Schuld an dieser Sünde wider den Geist der niederdeutschen Dichtung und aller Dialektpoesie trägt, wie Dühr selbst bekennt, Langbehn, der neben vielen anderen fragwürdigen Sätzen seines „Rembrandt als Erzieher" in dem Abschnitt „Plattdeutsches" auch den ausgesprochen hat: eine plattdeutsche Übersetzung des Homer werde „den treuherzigen klaren und kräftigen Naturton des Originals unzweifelhaft gut und vielleicht besser noch als das Hochdeutsche wiedergeben; denn das ältere Deutsche ist dem griechischen Idiom seelisch verwandt." Dühr akzentuiert diesen Satz noch schärfer, indem er dem Hochdeutschen die Gabe, den ursprünglichen epischen, patriarchalischen, herzhaft derben Typus auszugestalten, kurzweg abspricht, es für zu modern für den alten Homer erklärt und dem Satze, daß das Plattdeutsche dem großen homerischen Pathos nicht gewachsen sei, diametral den anderen Satz entgegenstellt, daß das Hochdeutsche für diese Art des Pathos ungeeignet sei und daß allein das Niederdeutsche sich für eine der homerischen Empfindung durchaus ähnliche, stimmungsvolle Wiedergabe des antiken Heldenliedes eigne. Dem gegenüber hat die Kritik[31]) — und wie wir meinen mit vollem Recht — hervorgehoben, daß echter Dialekt nur das darzustellen vermag, was innerhalb des Geisteskreises derer, die ihn sprechen, vor sich geht oder gehen kann, und daß die deutsche Dialektpoesie immer da am schönsten ist, wo sie sich das naive Kleinleben des Volkes zum Vorwurf nimmt; daß unmöglich an die Stelle dieser heimischen Intimität die weltumschlingende Homerbildung, an die Stelle des traulichen Heimatsdorfes der trojanische Kriegsschauplatz treten kann; daß dem Verfasser unzählige Begriffe des homerischen Textes in seiner Mundart fehlen müssen, und daß, wenn Homer ein Grundpfeiler aller antikklassischen und damit auch aller modernen Bildung ist, er eben nur in unserer Bildungssprache verdeutscht werden kann.

Eine ganz kleine Probe einer prosaischen niederdeutschen Homerübersetzung hatte schon Reuter gegeben. Wer erinnert sich nicht des achten Kapitels von „Dörchläuchting", in dem der Konrector Aepinus mit seinen Schülern die Ilias tractiert und ihnen, als sie „kamen sünd an de schöne Städ, wo Hektor tau sine leiwe Fru Andromache Adjüs seggt", die mahnenden Worte der Andromache folgendermaßen übersetzt haben will: „Du Düwelskirl! törn dinen Maud! Heft Du kein Er-

[31]) Ferd. Wrede in der „Deutschen Literaturzeitung" 17. Jahrg. (1896) Sp. 1575 ff.

barmen mit Dinen lütten Jungen un mit mi Unglücksworm, de bald Wittfru von Di sin ward? Denn wo lang' ward dat wohren, denn störmen de Achaier all up Di los un maken Di kolt, un wat hewv ick dorvon anners as idel Weihdag', wenn ick ahn Di dor sitt?" Wer bei dieser Stelle sich nicht lediglich in eine vergnügliche Stimmung versetzt fühlt, sondern wirklich in ihr das „große homerische Pathos" wiederzufinden vermag, dem sei die Dührsche Bearbeitung eindringlich empfohlen, in der die betreffenden Verse so lauten:

O min leewe Unglücksmann, Verbarmen ward din Maut di bringen!
Ach, dat doch dit Kind sin Lallen mit Gewalt künn in di dringen!
Hew Erbarmen! schriggt min Hart, hew Mitleid doch nu mit din Fru,
Mit dit arme Unglückswesen, dat din Wittfru bald ward nu,
Wenn nu bald de griechschen Schoren kamen, um di dottoschlan!
Süll ick di verlieren, wull ick leewer unnre Erd woll gahn;
Denn keen Trost ward för mi bliewen, wenn de Dodsnacht starr di deckt,
Blot noch Leid . . . . . —

Mehrere der unter den Lyrikern erwähnten Poeten haben daneben auch das gereimte Läuschen kultiviert, wie es schon bei Wilke, Albert Reinhold u. a. auftritt, aber erst durch Reuter in Schwang gebracht worden ist. Krohn und Hobein gaben einige Läuschen als Anhang ihrer Gedichte, Heyse lieferte ihrer zwei Bände unter dem Titel „Punschendörp. Plattdütsche Läuschen, Dichtels un Rimels" (Neubrandenburg 1861) und „Frische Kamiten ut Krischaon Schulten sin Muskist" (Berlin 1863), von Gloede's, Gildemeisters, Cammins, Schönings und Rehse's Gedichten besteht ein Teil aus Läuschen, von den „Vier geriemte Vertellers" (Wismar 1883) von Gustav Gertz (geb. 1848 zu St. Jakobshof bei Wismar, jetzt auf Stepen in Pommern) sind zwei Läuschen und Brandt gab heraus, wie erwähnt, „Biweg' lang. Ok en Struß Läuschen un Rimels" (Rostock 1895). Außer ihnen bot Wilhelm Schulz (geb. 1842 zu Barkow bei Plau, jetzt Pastor in Lüdershagen) in der zweiten Abteilung seiner „Gedichte" (2. Aufl., Bremen 1880; die erste Abteilung ist hochdeutsch) ausschließlich Läuschen, überwiegend Läuschen sind die Gedichte in Joachim Voß' (geb. 1846 in Hernnburg im Fürstentum Ratzeburg, jetzt Lehrer in Barmen) „Von de Waterkant" (Bielefeld 1901), wie auch die plattdeutschen unter den „Gedichten" (Hamburg 1891) von Eduard Gollmann (geb. 1831 zu Neustrelitz, zeitweilig Konditor in Doberan, dann lange in Amerika, jetzt Koch in Hamburg) nur Läuschen sind. Heinrich Erichson hat „Läuschen" (Berlin 1891) und abermals Läuschen u. d. T. „Knallschoten" (ebd. 1907) veröffentlicht, Paul Warncke hat eine Läuschensamm-

lung „Snurrig Lüd" (Leipzig 1900) betitelt.[32]) Bei anderen besteht ihre ganze dichterische Tätigkeit in der Produktion von Läuschen. Derartige Publikationen sind „Plattdütsche Schnurren" (Güstrow 1869) von Fritz Reben (als Polizeischreiber in Güstrow 1876 gest.), „Waldmeister, Mäsch un Meserich ut Mekelborg un de Nawerschaft" (Berlin 1871) von A. Distel, „Wat sick dat Volk vertellt" (Rostock 1876) von Karl Venzmer (C. G. Wellner); „Kunterbunt" (Rostock 1888) von Karl Anders, „Mecklenburger Husmannskost" (Neustrelitz 1893) von Rudolf Dankwardt (lebt in Tessin), „Krut un Röben" (Berlin 1895) von Max Blum (geb. 1864 zu Wokuhl bei Neustrelitz, lebte als Schriftsteller in Berlin, gest. 1902), „För de Fierabendstid" (Bützow 1896) von K. Jakobs (Lehrer in Pastow bei Broderstorf), „Allerhand Spaß" (Güstrow 1898) von Hermann Urban (Kaufmann in Rostock), „Schelmstück" (Berlin 1901) von Otto Metterhausen (Pseudonym Vagel Strauß; geb. 1861 in Wittenburg, Sekretär am Statistischen Amt zu Schwerin), „Allerlei Kloenkram" (Berlin 1902) von Max Götze (geb. 1867 in Stargard, jetzt Bureaubeamter der Generalzolldirektion in Hamburg), „Nige Läusch'n un Rimels" von 1907 und desgleichen von 1908 (Rostock) von C. C. E. Müller (geb. 1856 in Perow bei Teterow, seit 1879 Lehrer in Vogtshagen bei Röversdagen) — Läuschen und kein Ende;[33]) selbst der wackere Schweriner Hofmaler Theodor Schlöpke (geb. zu Schwerin 1812, gest. daselbst 1878), der sonst der Poesie ziemlich kühl gegenüberstand, konnte sich's nicht versagen, zum

---

[32]) Warncke ist auch der ungenannte Verfasser des hübschen Gedichtes, das der „Kladderadatsch" am 2. Juni 1907 brachte, als Herzog Johann Albrecht zum Regenten des Herzogtums Braunschweig gewählt worden war:

An Johann Albrechten.
Von einen ollen Meckelbörger.

Süh so! Nu geihst du ut dat Land
Un willst nicks mihr von uns nich weiten;
Na, denn adschüs! Hir is mein Hand:
Un lat di dat man nich verdreiten.

Ja, ja, ick weit: du deihst man so!
Du weitst woll, wat du sallst verlieren.
Doch likerst: bliew von Harten froh,
Un lat di dat nich molestieren.

Un lettst du ok so vel taurügg,
Kik, Brunswik is jo ut de Welt nich;
Du geihst doch woll för ümmer nich?
Ne, Jehann Albrecht, ne, dat gellt nich!

Nah Wiligrad so hen un wenn
Möst du doch mal en Og henslagen,
Un in Swerin kannst du jo denn
Nah dit un dat un noch wat fragen.

Un nu lew woll! un gah mit Lust!
Doch einen Wunsch — utspreken dauh'k'n:
Schick mi ut Brunswik mal 'ne Wust
Un denn so'n schönen Honnigkauken!

[33]) Wie der Titel ergibt, bilden Läuschen auch den einen Teil des Inhalts von „Bruder Lampe's poetische Sendung in die Heimath. Leuschen un plattdütsche Riemels von'n oll'n Mecklenbörger" (Mitau 1881). Ich habe dieses von Seelmann im Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung Jahrg. 1902 S. 105 angeführten Schriftchens trotz aller Bemühungen nicht habhaft werden können.

ersten Bande von Hobeins „Vom Ostseestrand" „twee Läuschen" beizusteuern, und sogar Heinrich Seidel hat es nicht verschmäht, in die Niederungen der Läuschen hinabzusteigen: die Gesamtausgabe seiner „Gedichte" (Stuttgart und Berlin 1903) weist ihrer neun auf. Klaus Groth hat nur zu sehr Recht behalten, als er vorahnend sagte, daß man sich mit den Reuter'schen „Läuschen un Rimels" am Anfang eines Weges befinde, der offenbar ein betretener Pfad werden würde. Wenn er mahnend hinzufügte: „Hüten wir uns, daß er nicht durch Sumpf und Moor ausgetreten werde!" — so hat die Folgezeit den Ungrund dieser Befürchtung dargetan. In Sumpf und Moor ist die Läuschendichtung nicht verkommen, aber immerhin ist ihr Überwuchern — nicht in Mecklenburg allein, aber doch hier hauptsächlich — eine sehr unerfreuliche Erscheinung. Denn zweifellos ist das Läuschen eine ganz untergeordnete Gattung der Poesie, und als erschwerender Umstand kommt bei den meisten dieser Nachtreter Reuters hinzu eine geradezu sträfliche Gleichgültigkeit gegen formale Vollendung. Man mag, wenn diese Anekdoten aus dem Volksmunde oder aus Witzblättern in reinem Plattdeutsch gut erzählt sind, wie bei Erichson, Brandt, Metterhausen und einigen anderen, mit ihrem Lesen wohl eine müßige Stunde ganz angenehm ausfüllen; sind sie aber schlecht gereimt und schlecht vorgetragen, wie das namentlich bei Distel der Fall ist, so wirken sie schlechthin abstoßend.

Auch auf dem Felde der an sich auf einer höheren Wertstufe als das Läuschen stehenden poetischen Erzählung haben unsere Dichter trotz einzelner hübscher Anläufe nichts Hervorragendes geleistet. Heyse gibt in seiner „Mecklenbörger Burhochtid" (1862), deren einleitende Fabel höchst dürftig ist, wenigstens ein lebendiges und zumteil von gutem Humor getragenes Bild der feucht-fröhlichen Hochzeit von „Hannfik Köhns und Krischoan Klink". Hobeins Büchlein „De Groffsmidt. En Dörpgeschicht in säbenuntwintig plattdütsch Leder" (Schwerin 1863) erzählt uns die einfache Herzensgeschichte eines Schmiedegesellen, den die Eifersucht in die Ferne treibt, die Sehnsucht aber schließlich wieder ins Heimatdorf zurück in die Arme des geliebten Mädchens führt; die Überschrift des letzten Liedes verkündet dem Leser, was er von vornherein wußte: „Se kriegen sik." Das niederdeutsche Kleid sitzt dem Grobschmied nicht gut, er würde sich in hochdeutschem Gewande vorteilhafter ausnehmen. F. W. Helig, ein um das Jahr 1870 gestorbener Glasermeister in Ribnitz, beschreibt in „Sing-Sang un Kling-Klang ore de grote Watefohrt nah't Fischland", einem zwischen 1862 und 1864 entstandenen Gedicht, nicht ohne Laune, aber ohne jede Kunst einen von einem Ribnitzer Verein veranstalteten Ausflug nach Wustrow. Friedrich Georg Sibeth (geb. 1793, gest. als Domänenrat in Güstrow 1880), der sich in seinen Schriften, zu denen auch ein kleines,

selbst den bescheidensten Ansprüchen nicht genügendes „Wörterbuch der mecklenburgisch-vorpommerschen Mundart" (Leipzig 1876) gehört, Mi nannte, verfaßte zwei größere gereimte Erzählungen, die er selbst „as en Poor richtige Tweschens" bezeichnet, „denn se sünd beid ut een un den sülwstigen Deeg knädt worden, glieken sik as en Poor Druwappeln un sünd von mi kort achter 'n anner vör Dagslicht treckt, so dat et hier all mit 'ne richtige Tweschengeburt stimmt". Die erste dieser Dichtungen, „Dumm Hans oder dat Hasenhöden" (Bützow 1867), ein „mecklenburgisches Volksmärchen", berichtet „in teigen Singsangs" von einem Bauernjungen, der sich aufmacht, eine Königstochter zu erwerben, seinen Zweck erreicht und schließlich selbst König wird; die zweite, die „Geschicht von den rieken Hamborger Kopmann Peter Stahl" (Schwerin 1870) handelt „in söbenteigen Verpustungen" von einem untergeschobenen Sohne des bisdahin kinderlosen Peter Stahl, eines alten ekelhaften Geizhalses, der, nachdem ihm wider Erwarten doch noch eine Tochter geboren wird, sich des Knaben gern entledigen möchte, ihn in allerhand gefährliche, sehr konfus erzählte Abenteuer mit Königen, Riesen, Drachen, verzauberten Prinzessinnen u. dgl. hineinhetzt, aber doch nicht hindern kann, daß der Junge alle Fährlichkeiten überwindet, Stahls Schwiegersohn, Millionär und Bürgermeister von Hamburg wird, während Stahl selber auf der Suche nach einem Schatz zu Grunde geht. Franz Engel lieferte für den zweiten Band von Hobeins „Vom Ostseestrand" eine wertlose Idylle, „Dat Höhnernest", die Geschichte eines ländlichen Liebespaares, dessen Vereinigung der Vater schließlich zugibt, als der Bursche ein vergeblich gesuchtes Hühnernest auffindet. Pauline Arndt, damals als Gattin eines Lehrers in Friedland, jetzt in Amerika lebend, veröffentlichte u. d. T. „Christel" (Ludwigslust 1869) eine formell mißratene und auch stofflich nicht bedeutende „Dörp- un Leewsgeschicht", in „Up Hohenmüren orer Anna Werner" (ebd. 1869) einen schlecht gereimten Gouvernantenroman nach Marlittscher Schablone, und nicht wesentlich besser ist der in Adolf Hinrichsens Zeitschrift „Husmannskost" (1883) abgedruckte Roman in Versen „Hal äwer" von Anna Klapp. Emanuel Hainreich, dessen wahren Namen wir nicht kennen, begann „Lewenswirren. Idyll in sääben plattdütschen Gesängen" (Wismar 1890) erscheinen zu lassen, ist aber über den in unsagbar holperigen Hexametern geschriebenen ersten Gesang „Dat schönste Geburtsdagsgeschenk" nicht hinausgekommen. Von seiner besten Seite zeigt sich Karl Gildemeister zwar nicht in den im ersten Bande seiner „Ketelbeuters" (Hamburg 1896) vereinigten Stücken, von denen „De Sang von Eldenborg" bedenklich an seine erste Periode erinnert, wohl aber in der Dichtung „Jochen Frank" (Rostock 1895), deren Titelheld das ererbte Gut durch liederlichen Lebenswandel und verkehrtes Wirtschaften „verhundast", schließlich nach tiefem Falle

aber durch seinen Bruder ökonomisch und durch ein treuliebendes Mädchen auch moralisch gerettet wird, und in „Fiken Volk" (Hamburg 1896, 2. Aufl. 1900), der Erzählung von einer vielbegehrten Dorfschönen, die den Nachstellungen schlechter Kerle wenn auch nur mit knapper Not entgeht und zum Schluß mit ihrem fälschlich totgesagten Geliebten vereinigt wird — einer Dichtung übrigens, in der alle möglichen Verbrechen in einer Weise gehäuft sind, wie das in einem mecklenburgischen Dorfe doch wohl kaum vorkommen dürfte. Die Reihe dieser größeren gereimten Erzählungen schließen Cammins „Landmanns-Lust un -Leed" (in den „Nahschrapels") und „Dei Leiw in Sloß un Kathen" (in „Ut dei Bilad'"), die in einzelnen Teilen wohl gelungen sind, aber im Ganzen wenig Eigenart zeigen.

Ihr Bestes haben auch die jüngeren unter den Neuniederdeutschen in Mecklenburg auf dem Gebiete der Prosaerzählung gegeben, von der kleinen Anekdote an bis hinauf zum Roman. Fast durchweg entnehmen sie mit richtigem Gefühl ihre Stoffe dem heimischen Boden, der ja von unerschöpflicher Fruchtbarkeit ist, und haben, der Mahnung Reuters eingedenk, ihre Stärke in der Schilderung kleiner Verhältnisse in Stadt und Land gesucht. Diese liebevolle Vertiefung in die niedere Welt hat gleichwohl unsere Dichter nicht in philisterhafte Beschränktheit oder bäurisches Wesen versinken lassen, vielmehr stehen die Meisten ihrem Stoffe mit voller Freiheit, man möchte bei Manchen sagen mit leichter Ironie und mit souveränem Humor gegenüber, ohne daß die Innerlichkeit und das Gemüt dabei zu Schaden gekommen wären.

Auf die kleinen und kleinsten Erzählungen in den bereits erwähnten Publikationen von Schöning, Rehse, Cammin, Voß und Weltzien braucht hier ebensowenig eingegangen zu werden wie auf die Beiträge, die Lina Graff für Hobeins „Vom Ostseestrand" schrieb, die „Nagelnien un wohren Geschichten", die Johanna Willborn im „Plattdütschen Husfründ" (Leipzig 1876 ff.) veröffentlichte, auf die hübschen Jugenderinnerungen, betitelt „Dumm' Jungenstüg", die Friedrich Adolf Ackermann unter dem Pseudonym A. Feldmann im 3. Jahrgange (1887) des „Universum" erscheinen ließ, auf Wilhelm Schmidts Erzählung „Barbier Zimdahl" (im Jahrgang 1900 des „Niedersachsen"), sein Märchen „De beiden Swestern" und die lustige Geschichte „Dat Original" (beide in „De Eekbom"), auf Eduard Hausmanns Erzählungen „Drei Ostermorgen", „Dat heimtückisch Ding" und „Peiter-Unkel as Märkenverteller" (alle im „Eekbom"), auf die harmlosen kleinen Erzählungen des Lehrers a. D. Bobertz (früher in Blücher bei Boizenburg) in der „Grevesmühlener Zeitung" (Sept.—Nov. 1902) und die „Knäp und Fohrten", die der jetzige Pastor in Eickelberg Max Hillmann (geb. 1868 in Rostock) 1896 in der „Ostsee-Zeitung" u. d. T. „Mangkaakt Äten"

publizierte (das dort genannte Uhlenhagen ist Neukloster) sowie die vielen netten kleinen Sachen Ludwig Kreutzers im Voß- und Haas-Kalender".[34]) Nur der Erwähnung bedarf es ferner, daß in Heinrich Seidels „Fliegenden Sommer" (Breslau 1873) auch eine kleine plattdeutsche Erzählung von dem Fidelmusikanten „Hans Peiter Semmelmann" sich findet, und daß von Karl Dufayels „heiteren Postgeschichten aus alter und neuer Zeit" drei plattdeutsch sind („De Heirath up Befehl", „Woans das Herzogthum Krecklendorf to Isenbahnen kamen is", „Min irstes un letztes Uptreden as Schauspeler"); daß Maria v. Schlägel im vierten Teil von ihrem und ihres Mannes „Deutsch und Wälsch" einige „Reuterstückschen" gab, daß Willi Burghof (Pseudonym Illyw Fohgrub, geb. 1847 zu Feldberg, Apothekenbesitzer früher zu Wolgast, jetzt in Greifswald) auf wenigen Seiten mit dem Titel „De Voßjagd tau Holtfast" (Wolgast 1880) einen improvisierten gemütlichen Kneipabend, bei dem eine richtige Jagdgeschichte, eben die von der Fuchsjagd, erzählt wird, launig schildert, und daß Ferdinand Roese (Pseudonym Fedor Sorée, geb. 1836 zu Ringleben, lange Gymnasialprofessor in Wismar, nach seiner Pensionierung nach Ratzeburg verzogen und dort 1906 gestorben) „ein half Stieg Vertellels ut Meckelborg", meist dem Gebiete des Volksaberglaubens angehörig und betitelt „Mudder Dreiern ehr Geschichten" (Wismar 1894) drucken ließ — letzteres Büchlein dadurch bemerkenswert, daß der aus Mitteldeutschland stammende Verfasser ein Plattdeutsch schreibt, um das seiner Reinheit willen ihn mancher mecklenburgische Schriftsteller beneiden dürfte.

Mehr Anspruch auf Beachtung haben die mehrfachen Sammlungen kleiner prosaischer Erzählungen. Freilich sind nicht alle gleichwertig. Die „Mecklenbörger Stadt- und Dörpgeschichten" (Berlin 1884; 2. Aufl. 1901) der 1854 in Rostock geborenen, jetzt in Eimsbüttel wohnenden Frau Ulla Sarnighausen, geb. Kues, die sich unter dem Pseudonym Ulrich Hagen verbirgt, sind herzlich unbedeutend, und nicht viel mehr wollen die beiden kleinen Erzählungen „Hei kümmt doch" und „Dei grot Prozeß" von Max Sander (geb. 1848 zu Treptow a. d. Tollense, seit 1874 Gymnasiallehrer in Waren) besagen, die das erste Bändchen der „Sammlung plattdeutscher Dichtungen" (Bielefeld 1890) füllen; in den „Wohren Geschichten" (Ludwigslust und Rostock 1883) und den „Twei Leiwsgeschichten" (ebd. 1883) von Adolf Hinrichsen, der 1883 in Güstrow die schon erwähnte, nach nur halbjährigem Erscheinen wieder eingegangene plattdeutsche Zeitschrift „Husmanns-

[34]) In den von W. Schmidt herausgeg. „10 Meklenburgischen Volkserzählungen" (Rostock 1904) sind drei plattdeutsch: „Hei müßt", „De Geschicht von den groten Noppekrott", Jochen Dwaßmann un de Großherzog".

kost" gründete, ist niederdeutsch nichts als das Kleid und auch dies durch zahllose hochdeutsche Flicken entstellt. Echt plattdeutsch hingegen nach Form und Inhalt sind die Erzählungen aus dem ländlichen Leben, mit stark religiöser Färbung, von Ludwig Wiedow (geb. 1830 zu Kirch-Mulsow, Lehrer in Schwerin, Rabensteinfeld, Döbbersen, nun im Ruhestand in Doberan), der unter dem Decknamen L. Wagtsmitgott „Winachter Abend" (Stavenhagen 1878), „Söß plattdütsche Geschichten von den ollen Radmaker Martin" (ebd. 1878), „Dörpgeschichten" (2 Bde., ebd. 1889) und „Anning und Mriken" (ebd. 1894) schrieb, Erzählungen von einfachem Bau und doch spannend. Und durch und durch echt sind die „Feldblaumen" (Norden 1889), die der 1838 zu Kakeldus im Strelitzischen geborene Karl August Müller, Professor am Friedrich Werder'schen Gymnasium zu Berlin, gemeinschaftlich mit Eugen Friese veröffentlichte. Diese „Feldblaumen" sind in der Tat „lustige Geschichten", wie sie sich auf dem Titel nennen, voll ausgelassenen Humors, der etwas von Reuterschem Wesen hat; eine Figur wie den Amtmann Zanzig — zu dessen vielen Jagdabenteuern es u. a. gehört, daß er auszieht, einen Zwölfender zu erlegen, aber einen Schäferhund und einen Superintendenten schießt —, eine solche Figur zu zeichnen würde auch dem Dichter der „Stromtid" nicht zur Unehre gereicht haben.

Von Max Blum, dessen wir schon unter den Läuschendichtern gedachten, sind hier die drei Sammlungen prosaischer Werke „Kettlich Kinner" (Leipzig 1891; 2. Aufl. 1895), „Spaßig Läuschen" (Berlin 1892; 4.—5. Tausend 1897) und „Wat de Wind vertellt" (Leipzig 1896) zu erwähnen. Blum hat eine bedenkliche Neigung, seine Personen zu karrikieren; ein mecklenburgischer Geistlicher — um nur ein Beispiel statt vieler anzuführen — der seinen Hund in die Stadt bringen läßt, damit ihm dort das Zungenband gelöst werde und er sprechen lerne, ist eine durchaus unwahre und unmögliche Figur. Dagegen zeigt sich als ein treuer Schilderer von Land und Leuten, als einen im besten Sinne volkstümlichen Schriftsteller, den der Humor gut, der Ernst noch besser kleidet, Heinrich Erichson in „Hütt un Mütt" (Berlin 1896); erheben sich auch ein paar Stücke nicht über das Niveau der Läuschen, so zeugen doch die anderen von einem ungewöhnlichen Können. Auf gleicher Höhe stehen Adolf Brandts in „Hack un Plück" (Rostock 1901) vereinigte kleine Erzählungen, von denen „Fritz Stoppsack" noch besonders hervorragt. Heinrich Lange hat, den Spuren Brinckmans nachgehend, in seinem „Kapitän Peiter Pott's Abendteuer tau Water un tau Land" (Leipzig 1899) eine Anzahl von gut vorgetragenen Münchhausiaden gegeben, in denen bald „Kaspar Ohm", bald „Peiter Lurenz" durchklingt, die aber in ihrer Gesamtheit eintönig sind und ermüdend wirken. Von den „twei Geschichten", die er in einem

Büchlein „Dörch Nacht tau'm Licht" (Leipzig 1901) vereinigt hat, verdient namentlich die erste „In't Armenhus" Anerkennung. Karl Beyers „Swinegelgeschichten" (Berlin 1901) sind vier Schnurren von Schweinigels Geburt und Erziehung, Jugend und Abenteuern, Hochzeit und Ehestand; als fünftes und sechstes Stück hat Beyer Wilhelm Schröders „Wettlopen twischen den Swinegel un den Hasen" und Brinckmans „Dat Brüden geiht üm", beide etwas verkürzt, abdrucken lassen — nicht zu seinem Vorteil, denn mit diesen beiden klassischen Schweinigelgeschichten halten seine eigenen, so nett sie auch erzählt sind, den Vergleich nicht aus. Fritz Kähler (geb. 1873 zu Klink, seit 1900 Bürgermeister in Laage) hat in seinen „Nigen Kamellen, römische un dütsche" (Berlin 1905) fünf humoristische Erzählungen gegeben, von denen die „römische" nicht Jedermann behagen wird, während Alle an den „dütschen" ihre Freude haben werden. Die „Dre lütte Geschichten" (Rostock 1906) von dem Rostocker Kaufmann Otto Neumann sind launig erzählt; „De Sweer mit de hunnert Millionen" handelt von dem mecklenburgisch-schwedischen Pfandvertrag, „De Damp'fähr" schildert eine Fahrt von Warnemünde nach Gjedser.

Was die größeren Erzählungen anlangt, so war der Erste der es auf diesem Felde Reuter gleichzutun versuchte, Carl Werner Reinhold. „Als ick nülich," erzählt er, „dat wunnaschöne Book von Fritz Reuter, dat he ‚Olle Camell'n' betitelt hett, läsen harr, sprung ick up, sette mie in Pos'tur un mien Hakennäs', as een oll Fründ, wenn he mie fopp'n will, mien krumm Schnuht nöhmt, reckte sick piel in de Högt. ‚Wat?' reep ick uht, ‚wat?' sär ick to mie sülwst, ‚süll ick nich äben so good, as Fritz Reuter, een plattdütsch Book schriew'n un drück'n lahten kähn'n?'" Und so setzte er sich hin und schrieb „De Holtrevolutschon to Holteck" (Wittenberg 1861), eine gar nicht üble Geschichte, die ihren Ausgang nimmt von dem unbedeutendem Holzfrevel eines Woldegker Bürgers (denn Holteck ist Woldegk); an diesen schließt sich, durch ein Mißverständnis hervorgerufen, ein kleiner unschuldiger Tumult, den der Stadtrichter und der Bürgermeister, par nobile fratrum, die mit der Bürgerschaft auf dem schlechtesten Fuße stehen, in einem Eilbericht an die Regierung als offene blutige Revolution darstellen, so daß die geängstigte Regierung eiligst eine Kompagnie Soldaten nach Woldegk schickt; die im Sturmschritt gegen die Stadt vorrückenden Truppen hören Kanonendonner und sehen einen großen Haufen Bewaffneter anrücken, sie machen sich schlachtfertig und es hätte beinahe ein Unglück gegeben, wenn sich nicht eben zur rechten Zeit herausgestellt hätte, daß die bewaffnete Schaar die Woldegker Schützengilde ist, die von den Machinationen des Stadtrichters und des Bürgermeisters nichts ahnt und friedlich zum Königsschuß auszieht, an dessen Vergnügungen dann das Militär freudig teilnimmt. Die von der Regierung angeordnete Unter-

suchung bricht dem Stadtrichter den Hals; das Schicksal des Bürgermeisters — „de Kierl was uht Preußenland to Holteck angeschneigt kahm" — verspricht der Verfasser an anderer Stelle zu erzählen, hat aber dieses Versprechen nicht gehalten. Der Verfasser der „Holtrevolutschon" wollte offensichtlich eine humoristische Erzählung schreiben; das ist ihm, so drollig auch einzelne Situationen sind, nicht gelungen, sein Lachen kommt ihm nicht von Herzen, es hat einen unangenehm scharfen Ton. Bewußten Verzicht auf Humor leistet L. Martens (über den mir biographische Daten nicht zu Gebote stehen) in seinem Büchlein „Bur Hans Felten vertellt ut sin Leben" (Berlin 1865): er gibt uns eine sehr ernste Bekehrungsgeschichte, voll beherzigenswerter Winke für Geistliche und Lehrer über die Art, mit dem Volke umzugehen, mit ihm plattdeutsch zu reden usw.

Dagegen kommt der Humor voll zur Wirkung in dem letzten Werke Sieveths, der sich in „De Geschicht von de gollen Weig, vermengelirt mit allerhand hüsliche Taustän'n un Begewnisse" (Wismar 1874) weit natürlicher bewegt und liebenswürdiger gibt als in seinen gereimten Erzählungen. Auch hier haben wir es wie auch sonst bei Sieveth mit einer Sage oder einem Märchen zu tun, aber dieses Märchen, in Mecklenburg lokalisiert, bildet nicht den eigentlichen Inhalt des Buches, sondern es wird uns nur nebenher, und zwar in kleinen Dosen erzählt, die Hauptsache sind die einfachen Erlebnisse des Erzählers und der Güstrower Familie, in deren Hause erzählt wird. Es geht durch den Bericht von den „hüslichen Taustän'n un Begewnissen" ein Zug frischester Laune; einzelne Partien, wie das jäh unterbrochene Kindertanzfest und die Geschichte von dem vergeblich gesuchten und schließlich im geborgten Schuh des zum Schusterball gegangenen Dienstmädchens wiedergefundenen Gewinnloses sind von überwältigender Komik.

Wenn Sieveth seine Erzählungen mit der graueften, sagen- und märchenumwobenen Vorzeit des Landes zu verflechten liebt, so führt uns Wilhelm Adolf Quitzow mit der ersten seiner „Meckelnbörger Geschichten" in die Zeit des ersten Friedrich Franz. Der Anfang des Büchleins „As Wisme wedder meckelnborgsch würd" (Leipzig 1876) berichtet uns in Kürze von den Verhandlungen, die im Malmöer Vertrage von 1803 ihren Abschluß fanden, der Schluß schildert den Einzug des Herzogs; in der Mitte wird von den Vorbereitungen, die die Bürger von Wismar für den Einzug treffen, in behaglicher Breite, mit guter Laune und trefflicher Charakterisierung der einzelnen handelnden Personen erzählt, nicht ohne daß auch ernstere Töne mit hineinklängen: weshalb Peter Slichting seinen Zopf nicht abschneiden will und warum Schuster Blank sich weigert, sein altes Häuschen auszubauen, wird man nicht ohne Bewegung lesen können.

Die zweite, sehr umfängliche der „Meckelnbörger Geschichten" han-

delt von „Hanne Möller un sin Mudder“ (2 Bde., Leipzig 1877/78). Sie berichtet uns von dem einfachen Leben eines braven weichmütigen Tagelöhnersohnes, der wieder Tagelöhner wird, den 1866er „Bierkrieg“ und, nachdem er inzwischen gefreit hat, den Franzosenkrieg mitmacht und nach dem Frieden wieder in sein Heimatdorf zurückkehrt — eine schlichte Erzählung, in der viel von Mühsal und Not, von Kummer und Elend die Rede ist, in der aber auch das bescheidene Glück nicht fehlt. „Ne grote Rull hett jo Hanne Möller . . . in de Welt nich spelt,“ so schließt Quitzow, „dorüm is he oewer doch 'n Kierl, vör den ik Respeckt heww“ — und den haben wir gewiß nicht bloß vor Hanne Möller, sondern vor dem ganzen Geschlecht der stillen anspruchslosen Landarbeiter, wie sie das Buch schildert; eine Gestalt nach der andern, Vater, Mutter, Großeltern, so ziehen sie vor unseren Augen vorüber, grundgute, ehrliche, treufleißige Menschen, dankbar für jedes bißchen Sonnenschein, das vielleicht einmal ihr kümmerliches Leben vergoldet, im übrigen resigniert und klaglos, und wenn Hanne Möller dereinst nach fünfzigjähriger schwerer Arbeit sein müdes Haupt zur Ruhe legt, wird er vielleicht die Seinigen mit denselben Worten trösten wie es sein Großvater tat: „Grämt Jug doch nich üm mi, ik heww min Arbeit hier up de Ird to Schick, ik kann mißt warden.“

Es liegt kein Grund vor zu bezweifeln, daß Quitzow seine liebenswerten Menschen, denen der äußere Druck den inneren Frieden nicht zu stören vermag, nach dem Leben gezeichnet habe. Aber Hanne Möllers Kreise sind gewiß nicht typisch für die gesamte Landbevölkerung Mecklenburgs. Sicher sind ebenso lebenswahr die Bauern, deren uns deren einige Carl Friedrich Dahl (Lehrer bei Rostock) in seinen unter dem Pseudonym C. D. Uthagen erschienenen „Holthäger Geschichten“ (Bremen 1880; 2. Aufl. Norden 1889) und in den „Meckelbörger Geschichten ut dei olle gaude Tid“ (Ludwigslust 1882) vorführt: beschränkte Köpfe, die tief im krassesten Aberglauben stecken; Händelsüchtige, die mit aller Welt in Unfrieden leben; Väter, die aus Habsucht ihre Töchter an reiche Schufte verschachern oder in dummem Bauernhochmut das Glück ihrer Söhne vernichten; gewissenlose Weiber, deren Leben in Verläumdung und Intrigen aufgeht. Indessen fehlt es auch bei Dahl nicht an freundlichen Gegenbildern, und der Verfasser sorgt zudem dafür, daß die schlechten Elemente nicht dauernden Schaden tun und das Laster noch zur rechten Zeit sich erbricht, wenn es auch auf Kosten der Glaubwürdigkeit geschieht. In die Klasse der starrköpfigen Väter gehört auch der Bauer Evers in Adolf Hinrichsens zum Teil und zwar unter dem Titel „De beiden Bröder“ schon in der Zeitschrift „Husmannskost“ veröffentlichten Roman „De Evers“ (Berlin 1887), ein Mann, der seine beiden mutterlosen Söhne mit einem Fluche

hinaustreibt aus dem Vaterhause in die Fremde, aber selbst durch die Schlechtigkeit seiner zweiten Frau zu Grunde gerichtet wird.

Ein „einfältiger" Bauer, ja ein Ausbund von Dummheit, Tölpelei und Furchtsamkeit ist der Held von Wilhelm Schulz' Erzählung „Hamann sin Hochtidsreis'" (Hannover 1883). Die Abenteuer, die Hamann und seiner Familie auf der Reise zu einer Hochzeit im Hause seines Schwagers Suhrkohl in Drümmelsdörp zustoßen, sind drastisch geschildert; doch besitzt der Verfasser nicht die Gestaltungskraft und den sieghaften Humor Reuters, an dessen „Reis' nah Belligen" der Leser hie und da erinnert wird.

Eine anziehende Erzählung ist „Hans Lütting" von Anna Klapp, bezeichnet als erstes Stück einer leider nicht fortgesetzten Reihe von plattdeutschen Geschichten „Ut Dörp un Stadt" (Bremen 1882). Es ist die Geschichte eines schmucken leichtsinnigen Jägersmannes, der zu Lisebeth, der Tochter des Bauern Kruse, in intime Beziehungen getreten ist, dann in die Residenz berufen wird und im Begriffe ist, sich mit der Tochter eines hohen Beamten zu verloben, dies Verhältnis aber abbricht, als er erfährt, daß Lisebeth durch ihn Mutter eines Knaben geworden ist, in Ungnade fällt und auf eine Strafstelle versetzt wird, Lisebeth heiraten will, die ihn aber nun abweist, schließlich doch wieder zu Gnaden kommt und die Beamtentochter heimführt. Wie der Bauer Kruse den nichts ahnenden Vater Lüttings fragt, „wenn ihr dat de Hochtid sin süll", und wie Lisebeth dem Vater ihres Kindes erklärt, daß und warum sie nicht seine Gattin werden will — das sind prächtige Szenen, von packender Realistik.

Nicht minder gelungen ist die „eenfach Vertellung" „De Schatzgräwer un sin Kind" (Neubrandenburg 1884) von einem Unbekannten, der sich hinter dem Namen Hans Reinhold verbirgt. Hier wird sehr ergötzlich dargestellt, wie der alte Hagen, begleitet von dem Maler Kaiser, den er zu seinem Schwiegersohn machen will, obwohl er weiß, daß das Herz seiner Tochter einem Andern gehört, in der Johannisnacht 1813 einen angeblich im Weisdiner Schloßberg verborgenen Schatz heben will und schließlich innewird, wie er von Kaiser genasführt worden ist, worauf dann dem Glück seiner Tochter nichts mehr im Wege steht.

Höher als die bisher genannten Erzählungen seit Reuter und Brinckman stehen die Romane Adolf Brandts, der gleich mit seinem Erstlingswerke „De Wilhelmshäger Kösterlüd" (2 Bde., Rostock 1887; 2. umgearbeitete Aufl. Wismar 1892) einen großen und verdienten Erfolg errang. Das bei aller seiner Einfachheit doch fesselnde Buch führt uns drei Generationen einer mecklenburgischen Lehrerfamilie vor. Zunächst den prächtigen alten Gothmann, einen ritterschaftlichen Landschullehrer aus der guten alten Zeit: „Hei was noch ein von de olle

Sort, de't hütigen Dags woll kum noch giwwt, hei hadd sin Wissenschaft nich von't Seminor, hei hadd sei nich ut Bäuker, hei hadd kein Hefte tausamensmert, as dat nu Mod is, ne, hei hadd sin Bildung schöpft ut den unmiddelborsten Umgang mit den Herrn Oberkirchenrath sülwen, nich as sin Schäuler, ne, as sin Bedeinter. Un hierut kann Einer awnehmen, wat doch en Oberkirchenrath för en gelihrtes Hus sin möt, dat de blote Awfall von Gelihrsamkeit, de Kräumels, de so bitau liggen bliwen, all naug sünd, üm ut en Bedeinten en Schaulmeister tau maken." Gothmanns Schwiegersohn ist der seminaristisch gebildete wackere Schulmeister Weber, und dessen Sohn Heinrich der eigentliche Held der Geschichte; sein Leben wird uns vorgeführt von den ersten Kinderjahren an, wir sehen ihn von der Dorfschule aufsteigen zum „Luisenstädter" Gymnasium, begleiten ihn auf die Universitäten Rostock und Leipzig und verlassen ihn schließlich als wohlbestallten Professor der orientalischen Sprachen an einer süddeutschen Universität und als glücklichen Gatten seiner Jugendliebe. Um diese Hauptfiguren gruppiert sich eine fast zu große Fülle anderer Personen, gute und schlechte Menschen, an deren wohlgelungener Zeichnung man nur seine Freude haben kann, wenn sie auch hie und da zu breit sich in die Handlung drängen und das Hauptinteresse beeinträchtigen.

Diese Mängel der Komposition sind völlig überwunden in „Ut Sloß un Kathen" (Leipzig 1890; 2. umgearbeitete Auflage u. d. T. „Dürten Blanck" o. J.). Klarheit der Fabel, Geschlossenheit der Darstellung, scharfe Charakteristik der handelnden Menschen neben einer tadellosen Sprache und einem behaglichen Humor machen die Erzählung zu einem der besten Werke in niederdeutscher Mundart. Keine einzige Figur, die uns nicht in greifbarer Gestalt, in voller Lebenswahrheit entgegenträte, angefangen von der Tochter des Dorfschusters Dürten Blanck, die es „an Rankheit un an Slankheit mit jede Stadtdam' upnehmen künn", und dem „dreiduwwelten Riddergautsbesitter" Baron von Flessen auf Hogen-Ziethen, der, nachdem er ein genealogisches Werk über die Flessens beendet hat, sich daran macht, auch die Stammbäume seiner gutsuntertänigen Familien zu bearbeiten, bis er die Entdeckung macht, daß sein alter Schäfer mit ihm viel näher verwandt ist als ihm lieb sein kann und mit einem „si donc" seine weiteren Nachforschungen einstellt, der dann in vorgerückten Jahren ein schlesisches Edelfräulein heiratet und gründlich unter den Pantoffel gerät — von ihnen angefangen bis zur Krügerfrau Mutter Lohsen und der Frau Registrator Seifert in der Helenenstraße zu Schwerin, „die in jedem Vierteljahr mindestens zwei Mädchen aus dem Hause herausärgert und zwar um so schneller, je zufriedener der Herr Registrator ist" — einer jener Hausdrachen, wie sie Brandt mit Vorliebe und allemal mit Virtuosität schildert.

Sehr gut erzählt ist auch sein dritter Roman „De unverhoffte Arwschaft" (Stuttgart u. Leipzig 1898), dessen Inhalt in Kürze der ist, daß die Familie Warncke, die ein gutes Recht auf eine Hinterlassenschaft zu haben vermeint, sie doch nicht bekommt. Wenn dieses Werk schließlich nicht denselben Eindruck hinterläßt wie „Ut Sloß un Kathen", so dürfte das an der Fabel liegen, die dem Leser nicht die warme Teilnahme abnötigt, die er der Schilderung des Schloß- und Katenlebens in Mecklenburg entgegenbringt.

Die „unverhoffte Arwschaft" spielt in Rostock und zwar in den 70er Jahren. Um einige Jahrzehnte zurück, in dem vormärzlichen Rostock, liegt die Handlung von Max Sanders kleinem Roman „De Burmeister" (Bielefeld 1892), dessen Titelheld „oll Burmeister Bernhart von dei Vörderstadt Rostock" zwar stark karrikiert erscheint, aber doch eine sehr ergötzliche Figur ist. Als einen echten Humoristen erweist sich Sander, der den Feldzug von 1870/71 als Offizier bei einem pommerschen Grenadierregiment mitgemacht hat, auch in dem trefflichen, viel Selbsterlebtes enthaltenden Büchlein „Untroffizier Schult in'n französischen Krieg" (Bielefeld 1895), nur fühlt sich der Leser schmerzlich berührt, wenn er den wackeren Schult, den er von Herzen lieb gewonnen hat, als kläglichen Pantoffelhelden enden sieht.

In Sanders Elternhause war Fritz Reuter, so lange er in Treptow wohnte, ein häufiger Gast und Reuters Einfluß tritt in Sanders Schriften mehrfach zu Tage. An Reuters Neubrandenburger Zeit und an eine ihn betreffende Anekdote knüpft Max Blums Roman „De Prügelreis'" (Berlin 1892) an. Man sagt, daß der Malchiner Zimmermeister Benduhn sich durch eines der Reuter'schen Läuschen beleidigt fühlte und nach Neubrandenburg fuhr, um den ihm persönlich unbekannten Dichter durchzuprügeln, daß er im Gasthause einen Herrn kennen lernte, mit ihm fidel kneipte und innige Freundschaft schloß und schließlich dahinter kam, daß der neugewonnene Freund eben Reuter war. An Benduhns Stelle tritt bei Blum der Inspektor Bruhns vom Flögenkrog, der im Verein mit dem Gutsbesitzer Pogg von Zilldörp sich aufmacht, Reutern gehörig zu „schachten"; nach einer Reihe mehr oder weniger komischer Abenteuer machen sie unbewußt Reuters persönliche Bekanntschaft und scheiden als seine wärmsten Verehrer. Gewiß ein dankbarer Stoff! Aber statt schlichter Erzählung finden wir bei Blum nur Dialoge, die den Leser keinen Augenblick zur Ruhe kommen lassen und schließlich nervös machen. Und in welchem Tone bewegen sich diese Dialoge! Fast alle redenden Personen sind ausgemachte Rüpel und Flegel, sie führen unausgesetzt die pöbelhaftesten Reden, auf jeder Seite fallen die derbsten Schimpfwörter hageldicht. Mit vollem Recht hat die Kritik gefragt, ob der Verfasser wohl wirklich seine Landsleute richtig gezeichnet habe, und betont, daß man sich aus Reuters und Brandts

Büchern ein anderes, anmutenderes Bild von den Mecklenburgern mache.[35])

Wenn schon in der „Prügelreis'" einzelne Szenen die Grenzen des Glaubwürdigen und Wahrscheinlichen erheblich überschreiten, so ist das in den anderen Romanen Blums in noch höherem Maße der Fall. In „De Puppenspäler" (Leipzig 1893), wo uns einige Fahrten des vagierenden Puppenspielers Dörnbrak nicht ohne eine gewisse, wenngleich forcierte Situationskomik, aber im Ganzen mit geringer Anschaulichkeit vorgeführt werden, wird uns zugemutet zu glauben, daß der Puppenspieler, nachdem er dem Bürgermeister die Nase abgebissen hat, im Winter in eine zur Jagd versammelte Gesellschaft hineinschneit, sich plötzlich — man begreift nicht recht mit welchen Mitteln — als Eber verkleidet, durch sein Erscheinen die Jäger zur Flucht auf die Bäume nötigt und vor ihren sehenden Augen und ohne daß sie die Maskerade merken den für sie bereit stehenden Punschtopf ausfäuft; ferner daß die Krugwirtin den Puppenspieler ohne weiteres für ihren 1812 mit nach Rußland gezogenen und seit zehn Jahren vergeblich zurückerwarteten Mann hält. In „Voßen sin Polterabend" (Berlin 1897) sucht der Klutenrat Spikermann auf Rosenhagen der Liebschaft seines Sohnes mit einem in seinem Hause aufgewachsenen Mädchen von dunkler Herkunft, das in Wahrheit die uneheliche Tochter von Spikermanns Bruder ist, dadurch ein Ende zu machen, daß er seinen Sohn auf Reisen schickt und inzwischen das Mädchen mit dem Inspektor Voß verlobt; bei dem in aller Form gefeierten Polterabend wird weder der Klutenrat noch einer der Gäste gewahr, daß der Bräutigam gar nicht der Inspektor Voß ist, sondern der heimlich zurückgekehrte junge Spikermann.

Das Tollste aber bietet der dickleibige häßliche Roman „De dulle Prinz" (Berlin 1900). Der Vater dieses Prinzen ist eine verunglückte humorlose Nachahmung von Reuters „Dörchläuchting", der Fürstensohn selbst, den der Verfasser geschmacklos genug ist „Prinz Wilhelm von Mecklenburg" zu nennen, eine Person, die schwerlich jemandem ein Interesse abgewinnen wird; die von ihm mit ermüdender Breite erzählten „schawernackschen Dullheiten" sind teils kindische Torheiten und alberne Handlungen ohne Salz und Witz, teils schlechte Streiche, die vielen sehr bedenklichen Situationen, in die ihn die Willkür des Verfassers versetzt, großenteils einfach unmöglich, und wenn Blum zum Schluß, nachdem er den Prinzen sich hat zu Tode saufen lassen, sagt: „Oewerall hüerte man: ‚De dulle Prinz is dot', oewer ok: ‚Wat was 't för 'n leiwer, leiwer Minsch'" — so glaubt ihm das Niemand, denn er selber hat seinem Helden keine von den Eigenschaften ver-

[35]) Vgl. Ludwig Schröder in „Niedersachsen" 6. Jahrg. 1900/01 S. 348.

liehen, die auch einen tollen Menschen liebenswert erscheinen lassen können.

Einen solchen liebenswürdigen tollen Menschen, allerdings nur am stillen Abend seines bewegten Lebens, zeichnet uns Otto Piper (geb. 1841 zu Röckwitz bei Stavenhagen als Pastorensohn, besuchte das Gymnasium in Neubrandenburg, studierte die Rechte in München, Berlin und Rostock, übernahm 1873 in Straßburg die Redaktion des „Niederrheinischen Kuriers", wirkte weiterhin als Journalist in Trier und in Düsseldorf, war 1879—89 Bürgermeister in Penzlin, übersiedelte dann nach Konstanz und hat seit 1893 seinen Wohnsitz in München) in seinem „In'n Middelkraug" (Wismar 1900). Der alte Baron v. Below, „Baron Nante", wie er von seinen Freunden genannt wird, war auch einmal ein toller Kerl; er hat ein schönes Gut durch flottes Leben verputzt und ist nun von seinen Verwandten in einer kleinen Inspektorwohnung in Meldörp untergebracht und auf eine sehr bescheidene Rente gesetzt worden; wenn ihn die Langeweile gar zu arg plagt, geht er in den nahen Mittelkrug um die Rostocker Zeitung zu lesen und eine Flasche Rotspohn zu trinken. Dort trifft er eines Tages den sogenannten „Supperndenten" Wachenhusen, einen Theologen der es nicht weiter als bis zum ewigen Hauslehrer brachte, auch mit seinem geplanten Kommentar zum Propheten Habakuk nicht fertig werden konnte und schließlich, um nicht seine Füße immer nur unter anderer Leute Tisch zu stecken, sich mit Erfolg um eine Chausseegeldeinnehmerstelle in der Nachbarschaft des Mittelkrugs beworben hat. Obwohl die Beiden einander so wenig wie möglich ähnlich sind, finden sie sich darin zusammen, daß in Mecklenburg und sonst in der Welt nicht viel geschieht, was nicht nach ihrer Meinung ganz verkehrt ist und was sie nicht selbst, wenn sie etwas dabei zu sagen hätten, viel besser machen würden, und als sie nun gar dahinter kommen, daß sie Jenenser Koätanen sind, da ist ein festes Verhältnis hergestellt, die beiden alten Herren treffen sich von da an ziemlich regelmäßig, aber nur im Mittelkrug: „Doran, dat sei sick ok mal tau Hus besäuken künnen, würd nich dacht. Dei Baron künn jo woll ok nich gaud apen vör alle Welt mit 'n Schessehinnehmer verkihrn." Ein wie gutes Herz und einen wie gesunden Verstand Baron Nante hat, beweist er u. a. durch die Art, wie er das bedrohte zarte Verhältnis zwischen dem Meldörper Schreiber und der Tochter des Mittelkrugwirtes wieder einrenkt und zum erwünschten Ende führt. Als dann eines Morgens der Baron tot in seinem Lehnstuhl gefunden und nachgehends mit aller Feierlichkeit auf dem Stammgut seiner Familie beigesetzt wird, da trauert Wachenhusen aufrichtig um ihn; die letzte Ehre hat er ihm nicht erweisen können, weil er für die Leichenfolge nichts anzuziehen hat und außerdem, da der Zug an seinem Chausseehaus vorüberging, „sien lang' Stang' mit dat missingsche

Schälken un 'n Scheſſehzeddel för 'ne ‚vierſpännig Kutſch' ut ſien Klappfinſter" ſtecken mußte, nachdem aber vom Zuge nichts mehr zu ſehen iſt, ſinnt er über eine Leichenrede nach, die er ſeinem alten Freunde wohl hätte halten mögen und zu der er ſich aus langer Bekanntſchaft mit dem Verſtorbenen beſonders befähigt glaubt, und in dieſer Rede würde er geſagt haben: „Er hat auf der Höhe der menſchlichen Geſellſchaft geſtanden und iſt dahingegangen gleichſam wie ein Almoſenempfänger. Aber er hat dieſen Wechſel getragen wie ein Weiſer und iſt dabei Eines geblieben: ein Edelmann. Das hat er nicht verlieren können, dem Namen wie dem Charakter nach, ſintemal in ihm kein Falſch war und keine Niedrigkeit der Geſinnung."

Vor dem „Middelkraug" hatte Piper ſchon „Ut 'ne lütt Stadt" (Wismar 1898) veröffentlicht, eine wohlgelungene Schilderung der ſpießbürgerlichen Verhältniſſe und harmloſen Begebenheiten in der kleinen ſtrelitziſchen Ackerſtadt Pillnow, in deren Bild nur der Königſchuß die „alldägliche Langwil, de einen dor ut de Straten anhojahnt", für ein paar Tage verſchwinden macht, und für deren altväteriſch beſchränkte Bewohner die Konzerte des „Arion" (mit dem Ton auf der erſten Silbe) und die Sitzungen des Bürgerausſchuſſes die einzigen Ereigniſſe ſind. Mit großer Lebenswahrheit und feinem Humor ſkizziert uns Piper verſchiedene Typen der Pillnower Bürgerſchaft, inſonderheit den ſteifnackigen überkonſervativen Bürgerworthalter Kähler und erzählt uns, wie der junge „Pötter" (wie Kähler ihn nennt) oder „Ofenfabrikant" (wie er ſelbſt genannt zu werden wünſcht) Bethke trotz aller Hinderniſſe ſchließlich doch Kählers Schwiegerſohn wird.

Karl Gildemeiſter begann 1901 einen Roman „Dörpſchult un Senator" erſcheinen zu laſſen. In der erſten Lieferung desſelben, die Vorrede enthaltend, erzählte der Verfaſſer in einer für gewiſſe Perſon verletzenden Weiſe, wie es kam, daß er ſein Amt als Schulze von Vor-Wendorf niederlegte, zog ſich aber dadurch eine Beleidigungsklage zu und das Landgericht Schwerin erkannte auf Vernichtung der noch vorhandenen Exemplare dieſer Lieferung. Gildemeiſter ſchrieb dann ein zweites und noch ein drittes Vorwort und gab den erſten Band des Romans 1903 (Selbſtverlag) heraus. Wegen dieſes dritten Vorwortes erhob die Staatsanwaltſchaft abermals Anklage, und das ſcheint dem Verfaſſer die Vollendung des nicht unintereſſanten und ſpannenden Werkes verleidet zu haben.

Hermann Rehſe's Roman „Arwſünn" (Berlin 1902) iſt das Werk eines nicht unbedeutenden, aber noch ſehr des Ausreifens und der Schulung bedürftigen Talentes. „Vör 100 Johr" (Roſtock 1908) von C. C. E. Müller, vom Verfaſſer als „Roman ut'e Franzoſentid" bezeichnet, iſt nur eine ſchlichte kleine Erzählung. Friedrich Cammins beſtes Werk iſt ſein Roman „Vaddersarw. Ne meckel-

börger Geschicht üm bei Midd von Achtteihnhunnert rüm" (Gr.-Lantow 1904), dessen Held, der Gutsbesitzer Beise, sein ererbtes Gut Bankow verpachtet und nach Rostock zieht, dort sehr ernste Dinge erlebt und schließlich nach Bankow zurückkehren muß, weil sein Pächter Stange Beise's „Vaddersarw" völlig zu Grunde gewirtschaftet hat. Die Komposition des Romans ist gut, die Sprache von erquickender Echtheit; daß es dem Verfasser auch an Humor nicht fehlt, zeigt die prächtige Schilderung der „Austköst" bei Bur Rohd' und ihrer Folgen. Von einer größeren Reihe von Romanen, die der wackere Helmuth Schröder unter dem Gesamttitel „Ut Meckelbörger Buerhüser" zu schreiben begonnen hat, sind bis jetzt drei Bände erschienen; die in ihnen enthaltenen Erzählungen gehören zu den besten ihrer Art. Im ersten Bande „Bi Kräuger Volt" (Leipzig 1904) wird uns erzählt, wie der Krüger Volt in Meltzow 1811 einen mit geheimen Depeschen von Wien nach London reisenden und bei ihm übernachtenden Engländer ermordet und beraubt. Trotz aller Nachforschungen seitens der Angehörigen des Ermordeten und der Behörden bleibt die Tat unentdeckt, nur Volts Tochter Mriken kommt hinter das Geheimnis, schweigt aber. Nach Volts Tode will Mriken das ehrlich erworbene Geld mit ihrem Bruder Hinnerk teilen, das geraubte nicht anrühren, Hinnerk aber nimmt auch dies an sich, worauf Mriken das Haus verläßt, um später einem ehrsamen Tischler die Hand zu reichen. Hinnerk spielt nun den großen Herrn und es gelingt ihm, die Schulzentochter Dorette Piffpaff, deren Zeichnung dem Verfasser vortrefflich gelungen ist, zur Frau zu bekommen; freilich hat ihm Dorette nur gezwungen ihr Jawort gegeben und führt mit Hinnerk, den sie weit übersieht, eine unglückliche Ehe. Hinnerk ist ein schlechter Wirt, wird um all sein Geld betrogen — unrecht Gut gedeiht nun einmal nicht — und verliert darüber den Verstand; erst in seiner Sterbestunde kommt ihm ein lichter Augenblick und eine Versöhnung der beiden Ehegatten: „Dunn küß sei den Mund so heit, den sei ut frien Stücken ehrlew nich küßt harr, dunn strek sei em de infollen Backen, dunn sprök sei de eersten un letzten Leiwswürd em tau, un doraewer sleep hei so glückselig in, as mäud Kind an warme Moderbost." — Der zweite Band führt den Titel „Holzen Rike. En Vertellen ut de föftiger Johren int vörrig Johrhunnert" (Leipzig 1905). Die Fabel der Erzählung ist einfach. Der Bauer Holz in Sentin hat sich 1812 der Aushebung zum Militär durch die Flucht entzogen; statt seiner wird sein Bruder Fritz Soldat, zieht mit nach Rußland, kommt glücklich wieder heim und wird gleichfalls Bauer. Holz in überströmender Dankbarkeit schwört sich zu, seine Tochter Rike und seines Bruders Sohn Jochen sollen ein Paar werden. Deshalb treibt er seinen Knecht Krischan Molt, obwohl er mit ihm sehr zufrieden ist, aus dem Hause, als er merkt, daß Rike und Krischan sich lieben. Krischan geht nach Amerika, an seine Stelle tritt

als Knecht Jochen Holz. Der aber entpuppt sich allgemach als ein großer Lump, so daß der Bauer Holz, dem schon der brave Lehrer Hannes — eine trefflich gezeichnete Figur — gelegentlich wegen seines törichten Gelübdes derb zugesetzt hat, endlich sein Wort zurücknimmt. Krischan Molt wird von dem Vorgefallenen benachrichtigt und kehrt nach Mecklenburg zurück; das Ende ist, daß er Rike heiratet und der Bauer Holz aufs Altenteil geht. — Der dritte Band bringt „Veer Vertellen" (Leipzig 1907), nämlich „Schulten Fiken" — eine seinerzeit preisgekrönte Erzählung, die zuerst im 17. Jahrgang (1899) des „Eekbom" gedruckt erschien —, „Hartnackt", „Fritz Rödlins Brutfohrt" und „Wo bunt dat Schicksal fläuten kann", alle wohl gelungen.

Halb Roman und halb Schilderung der Jugendzeit des Verfassers ist Heinrich Erichsons „Ut Kraug un Katen" (Berlin 1906). Der Autor schließt sein „Vertelles" mit den Worten: „Un somit adschüs un nicks för ungaud, wenn ick in dit Bauk woll männigmal en beten oewer 't Maal wegschaten hewv." Das hat er in Wahrheit getan. Es wird dem Leser eine Menge von Dingen vorgeführt, die völlig des allgemeinen Interesses entbehren, die häufigen „Inflechtels" ermüden — kurz man erkennt den Mann nicht wieder, der die ergreifende Erzählung „Grumckow" (in „Hütt un Mütt") schuf. Hätte Erichson einfach seine Jugenderinnerungen geschrieben, er hätte vielleicht einen gleichen Erfolg errungen wie ihn der Schreiber der „Bunten Biller ut min' Kinnerjohren von Enen, de sinen Namen woll för sick behollen mücht" (Neu-Strelitz 1876) davontrug, eines überaus liebenswürdigen, mit dem Herzen geschriebenen Buches. Der seinen Namen für sich behalten möchte, ist Daniel Zander; mit der ganzen Liebe, die wir für den Heimatsort hegen, mit der ganzen Wehmut, die uns beschleicht bei der Erinnerung an unser „Jungensparadies" schildert er uns seine kleine Vaterstadt Stargard zu der Zeit, da er ein Knabe war, die ehrlichen, in ihrer Beschränktheit stillvergnügten Menschen darin und ihr tagtägliches Leben und Treiben — „so ging een Dach na den annern dorhen, un jeder brächt datsülwige wedder un doch ok ümmer wat Nig's" —, führt uns „Großvatting" und „Vedder Johann", den „Papost" und „Köster Gehl", den „Nachtwechter, dat lewe Veh un de Höders" vor und erzählt uns von der „School un wat darto gehüert", von den „Kinnerfreuden na de School" und den „Kinnerfreuden in'n Frühjohr un Sommer", von „Dat Sommermark", „Dat Zaldatun dat Röwerspelen", „De Sparlingsjagd", „De Austköst" up'n Lann", von „Snee un Jes", vom Winterabend, von Heiligabend, Weihnachten und „Nijohrs hil'g Abend" usw. — einfach und schlicht und gemütvoll und alles gestimmt auf denselben Ton, den Nachhall der „Tiden, de lang', lang' vergahn sind, un de doch so schön, so wunnerschön wiren."

Der intime Reiz des Selbsterlebten, die naive Unmittelbarkeit

fehlt natürlich dem Buche „Vör 100 Johr. Biller ut Mekelborg“ (Rostock 1904) von Henriette Stender, die 1836 in Rostock geboren wurde, dort lange eine höhere Mädchenschule leitete und 1904 gestorben ist. Im Vordergrunde der geschichtlichen und novellistisch angehauchten Skizzen, die die Verfasserin bietet, steht ihr geliebtes Rostock; dort vor allen Dingen werden die frisch geschriebenen Schilderungen ihre Liebhaber finden.

Gleichfalls von vergangenen Zeiten handelt Ernst Mietzke (geb. 1849 zu Neustrelitz, gest. 1899 in Berlin) in dem zweibändigen Werke „Ut minen ollen Fründ Muse sine Huslihrertid“ (Berlin 1887. 1891). Mit Witz und Laune spricht er — denn der arme Teufel „Fründ Muse“ ist Mietzke selbst — in Kürze von seinen entbehrungsvollen Studentenjahren in Greifswald und Berlin, breiter, wie es der Titel verlangt, von seinen z. T. sehr spaßhaften Erlebnissen als Hauslehrer an verschiedenen Orten, als Leiter einer Privatschule in Schleswig-Holstein und als Hofmeister in einem süddeutschen standesherrlichen Hause, und diese frischen und flotten Berichte würden Mietzke einen Platz unter den besten niederdeutschen Erzählern sichern, wenn er sich darauf beschränkt hätte, eben nur zu erzählen. Aber einen mindestens ebenso breiten Raum wie die Darstellung nehmen bei Mietzke die Reflexionen ein, Reflexionen über politische, soziale, ethische und pädagogische Fragen, die uns zwar Mietzke als einen überaus verständigen, gut konservativen Mann zeigen, die wir aber lieber anderswo finden würden als hier und die plattdeutsch zu schreiben den Verfasser sein Stilgefühl hätte hindern sollen. In einem niederdeutschen Buche sind griechische, lateinische, französische, englische und russische Zitate, in denen sich „Fründ Muse“ gefällt, nicht am Platze, es sei denn, daß damit eine komische Wirkung erzielt werden soll; wer eine plattdeutsche Erzählung zur Hand nimmt, verzichtet gern darauf, aus ihr zu erfahren, was Cato, Antisthenes, Darwin, Victor Hugo, Ed. v. Hartmann u. a. gesagt, was Hannibal, Kineas, Titus, König Enzio u. a. getan haben, wie es in der Schlacht bei Pydna zuging und welches Gewerbe Phänarete, „den verstännigen Sokrates sin Mudder“, betrieb. Diese Abschnitte von Mietzke's Buch sind übrigens sehr lehrreich für die Frage nach den Grenzen des niederdeutsch Darstellbaren. So kernig und echt die Sprache des Verfassers in den erzählenden Teilen seines Werkes ist, so unbeholfen und gequält und unecht ist sein Plattdeutsch, wo er die gegenwärtige „wirthschaftlich Revolutschon“ behandelt oder den Wert der „prophylaktische Method“ erörtert, eine Landeskunde von Schleswig-Holstein gibt u. dergl. So ist Mietzke's Buch ein redender Beweis dafür, daß, was hochdeutsches Denken und Empfinden gezeugt hat, niemals wahres Plattdeutsch wird; andererseits wird auch Eggers Recht haben, wenn er sagt: „Wat sik in'n Buffen plattdütsch rögt, kan hochdütsch nich to Welt kamen.“

Ein eigentümliches Werk ist Fr. Ad. Ackermanns „Vagel-deputatschon bi Bismarck" (München 1896), unter dem Pseudonym A. Mannsfeld erschienen. Das Büchlein, ein „Sassenwalt-Idill", beginnt mit der Schilderung eines Spazierganges, den Bismarck in der Frühe durch den Sachsenwald macht und bei dem er mit den ihm begegnenden Vögeln allerlei Zwiegespräche hält, handelt dann von der Huldigungsfahrt der Vögel nach Friedrichsruh zum 70. Geburtstage des ersten Reichskanzlers, bei welcher Gelegenheit „Burmeister Stiglitzsch" eine Rede zu Gunsten eines Vogelschutzgesetzes hält, und schließt mit dem kurzen Liebesroman Marjannings, der Tochter des Bahnwärters Went in Friedrichsruh. Anklänge an Reuters „Hanne Nüte" sind nicht zu verkennen, aber es sind eben nur Anklänge, im allgemeinen geht Ackermann selbständig seines Weges. Die in der Kneipe, welche die Saatkrähe unweit der Landstraße nach Wandsbeck hält, sich abspielenden Szenen, der humoristisch-satirisch behandelte „Vagel-Riksdag", in dem über die Huldigung beraten wird, die Huldigung selbst, der „Kaffesnack" bei der „Fru Kummerschenrath Irditzsch" in Drenhusen u. a. sind sehr niedlich; die Charakterisierung der verschiedenen redend und handelnd auftretenden Vögel verrät einen feinen Kenner der Vogelwelt.

Schließlich sei hier noch einer kleinen, stofflich etwas abseits liegenden, humoristisch-satirischen Schrift gedacht, die den Titel führt „Woans Mecklenbörg binah tau 'ne schöne Verfatung kamen wir. Ut Entspekter Bräsigen sin' hinnerlatene Poppiren" (Wismar 1907) und deren Verfasser Hans Wendt ist. Der Inhalt dieses Scherzes ist, daß Friedrich d. G. und Großherzog Friedrich Franz II vierzehn Delegierte aus allen Kreisen der Bevölkerung Mecklenburgs zu einer Vorbesprechung über eine neue Verfassung einladen, daß diese Vorbesprechung während der Geisterstunde in Bülle's Hotel in Malchin stattfindet, daß die aus dem Paradies herübergekommenen Einberufer die Debatten anhören und dann, als es ihnen mit der angeheiterten Gesellschaft zu viel wird, wieder ins Paradies zurückkehren. Natürlich sind die Debatten resultatlos verlaufen. Auch der alte Fritz verzweifelt an der Sache, „un as hei in sine höchste Not mit sin Material nach Herkulessen gung, säd dei: ‚Danke schön. Lieversten will ich meine annern sieben Arbeiten noch mal machen.'"

Das Drama hat lange Zeit so gut wie gar keine Pflege gefunden; neuerdings häufen sich die Theaterstücke, aber die meisten ihrer Verfasser verzichten von vornherein auf die große Bühne und schreiben für Liebhabertheater und gesellige Zirkel.[36])

---

[36]) Ein „Verteiknis von plattdütsche Theaterstücke", von Fr. Cammin zusammengestellt, hat der „Plattdütsche Land'sverband Meckelborg" 1906 herausgegeben.

Von den zahlreichen Dramatisierungen Reuterscher Romane rühren nur zwei von Mecklenburgern her: A. Moeller (geb. 1820 in Schwerin, gestorben als Wäschereibesitzer in Hannover) schrieb ein „Dramatisches Lebensbild" „Karl Hawermann" (Hannover 1887), aber nur in einzelnen Szenen plattdeutsch; und Heinrich Klenz (1860 in Kröpelin geboren, als Schriftsteller in Leipzig lebend, seit 1904 Herausgeber des „Deutschen Literatur-Kalenders") verarbeitete „Dorchläuchting (Serenissimus)" (Leipzig 1906). Ludwig Kreutzer veröffentlichte drei kleine „Plattdeutsche Schwänke" (Wismar 1886) „zur Aufführung bei Polterabendfesten, in Liebhabertheatern, sowie in Kriegervereinen" und einige meist monodramatische „Plattdütsche Pulterabendknäp" (Parchim 1899). Auguste Zinck, geb. Raddatz (geb. 1821 zu Rostock, gest. 1895 zu Friedenau) schrieb zwei kleine harmlose Einakter „Jede Pott findt sien'n Deckel" und „De Schoolinspeckschon" (Leipzig 1886). Friedrich Cammins im Selbstverlage erschienenen Volksstücke mit Gesang „Min Herzog röppt" (1902), „Ihrlich Lüd" (1903) und „Soldatenpack" (1904) stehen ebenso auf dem Niveau der Liebhaberbühnen wie Christian Wilhelm Lübcke's (geb. 1832 zu Radegast im Amte Bukow, widmete sich der Landwirtschaft und lebt jetzt als Rentner und Versicherungsagent in Bützow) einaktiges Lustspiel „Whist en deux, oder: Der erste April" (Hagenow o. J.) und das „Theaterstück in drei Bildern" „De Vierundtwintigst" (Bützow 1903), Heinrich Lange's einaktiges Lustspiel „Dei Wendenkron" (Doberan 1905), das mit starker Benutzung von Motiven aus Immermanns „Oberhof" einigermaßen auf den mecklenburgischen Horizont visiert ist, C. C. E. Müller's „Theaterstückchen mit Gesang" „Bi den grot'n Stein oder: Hubert un Klaus, twei lustige Jägers, un Fiek'n un Miek'n" (Rostock 1908) und die kleinen Lustspiele von Karl Schröder (geb. 1857 in Tessin, seit 1895 Lehrer in Vellahn), von denen 1906 „Clasens Guste ehr Frigerie", „Kräugers Mudder", „Smid Boldt in'e Franzosentied", „Schulten Rike", „Unkel Bollhagen up dei Reis'", 1907 „Borchertsch ehr Wiedenrämel", „Dei witten Ballschauh", „Up'n Bahnhof in Clasdörp" und 1908 „Dei Tähnweihdag" und „Dei Inbräkers" erschienen sind. Ein plattdeutscher Schwank „Dei Ollsch mit dei Lücht" von Fritz Kähler wurde im Oktober 1908 im Stettiner Apollo-Theater mit gutem Erfolge aufgeführt, ist aber z. Z. noch ungedruckt.

Dem Lübcke'schen Lustspiel „De Vierundtwintigst" hat die Kritik die reichliche Verwendung volkstümlicher Redensarten — auf die der Verfasser übrigens durch Anführung in Gänsefüßchen immer aufmerksam macht — zum besonderen Verdienst angerechnet. In sehr viel höherem Grade noch darf das Lob, nur echtes und echtestes Material verarbeitet zu haben, der verdienstvolle Sammler der mecklenburgischen Volksüber-

lieferungen Richard Wossidlo (geb. 1859 zu Friedrichshof bei Teffin, Gymnasialprofessor in Waren) für sich in Anspruch nehmen, der in seinem „Winterabend in einem mecklenburgischen Bauernhause" (Wismar 1901; 2. Aufl. 1906) eine Fülle von Erzählungen, Sprüchen, Rätseln, Tänzen usw. zu einem anmutigen szenischen Bilde verbunden hat, dem zu vollster Wirkung allerdings die Unterlage einer poetischen Fabel fehlt. Gleichwohl hat sich die Wanderung des „Winterabends" durch die Städte Mecklenburgs und darüber hinaus zu einem wahren Triumphzuge gestaltet.

Einen gleichen Erfolg errang Karl Beyer mit seinem „Schauspiel in drei Aufzügen für unser Volk" „Ut de Preußentid" (Schwerin 1904). Das Stück spielt in der Zeit von 1758 bis 1762, der Ort der Handlung ist die zweite Diele eines Bauernhauses im Dorfe Neddelow. Hier verlobt der Schulze Meldörp seinen Sohn Fritz mit Anngret, der Tochter der Wittwe Steinfatsch; der Großknecht Johann Korthagen, der eigentliche Held des Stückes, der die Anngret liebt, kommt mit seiner Werbung zu spät. Um die Einwilligung zur Verlobung von dem Gutsherrn, dem schuftigen Pächter Hagemann zu erlangen, kauft der Schulze seinen Sohn frei; auch die Anngret freizugeben, ist Hagemann nicht zu bewegen, aber der Pastor Raschmann macht sich zum Anwalt der Bedrängten und erwirkt eine herzogliche Entscheidung, die die Hochzeit ermöglicht. Hagemann aber rächt sich: er ruft die preußischen Werber herbei, die während der Hochzeitsfeier eindringen und sich des jungen Ehemannes bemächtigen. Doch nun tritt Korthagen für ihn ein und läßt sich anwerben; Hagemann muß es erleben, daß die Werber auch seinen Sohn mitnehmen. Nach vier Jahren, als der Friede bevorsteht, ist der inzwischen für seine Tapferkeit vom alten Fritz zum Leutnant beförderte Johann Korthagen mit seiner Husarenabteilung in dienstlichem Auftrage nach Rostock unterwegs und reitet von seinem nahe bei Neddelow gelegenen Quartier zu den Meldörpschen Eheleuten hinüber. Das erfährt Hagemann, läßt Korthagen überfallen und nach dem Gutshofe schleppen und will ihn dort als entlaufenen Leibeigenen zu Tode peitschen lassen. Da bringt die Dienstmagd Fiken die Rettung: sie wirft sich auf Korthagens Pferd und holt die Husaren herbei, die ihren Leutnant befreien. Hagemann soll vor ein Kriegsgericht gestellt werden, aber auf Bitten seines Sohnes, des Pastors und Anngrets gibt ihn Korthagen schließlich frei. Beyer hat in sein Stück noch eine altmecklenburgische Hochzeitsfeier, den Ruhklas und andere hübsche Dinge hineingeflochten und dadurch die Wirkung noch erhöht. —

Auch auf niederdeutschem Gebiet haben wir einiger Männer zu gedenken, die, ohne Mecklenburger zu sein, in ihren Dichtungen mecklenburgische Stoffe behandelt haben: Friedrich Corleis hat ein Schauspiel „Mecklenborgsche Revolutschon" (Altona 1894) ge-

schrieben; P. H. Schlaikier bietet „en Hawgeschichte ut Meckelborg" u. d. T. „Madam Geelgaus un ehr Lihrlings!" (erstes Stück der Sammlung „Ut min Klutenpedderjohren") und Fritz Stavenhagens sehr ernstes Drama „De dütsche Michel" (Hamburg 1905) spielt in Mecklenburg im Sommer 1852. —

Es ist kein unerfreuliches Bild, welches die neuniederdeutsche Literatur in Mecklenburg bietet. Die führende Stellung freilich, die es durch Fritz Reuter errang, hat Mecklenburg nicht behauptet, ohne daß man indessen sagen könnte, sie sei an eine andere niederdeutsche Provinz übergegangen. Aber neben vielem Mittelgut und geradezu Wertlosem haben unsere Landsleute — und unter ihnen in unverhältnismäßig großer Zahl die Strelitzer — auch in der neueren Zeit nicht weniges geschaffen, was zu dem besten Besitz des niederdeutschen Schrifttums gehört. Die literarische Betriebsamkeit der Niederdeutschen ist auch in Mecklenburg noch im Wachsen: jeder Jahrgang von „Niedersachsen", des „Eekhorn" und mecklenburgischer Blätter, jeder mecklenburgische Kalender usw. bringt uns Beiträge in mecklenburgischer Mundart, immer neue Dichternamen.[37]) Aber das alles vermag doch die Tatsache nicht zu verschleiern, daß die Tage des Plattdeutschen in Deutschland gezählt sind. Von Generation zu Generation erzwingt sich das Hochdeutsche die augenfälligsten Gebietsabtretungen; die Schule, die Tagespresse, der Militärdienst üben langsam aber sicher ihre zerstörende Wirksamkeit, „dat oll verdammte Hochdütschreden" gewinnt immer mehr an Boden. Die Freunde des Niederdeutschen mögen dies beklagen, aber an seine Wiederbelebung als Schriftsprache, wie sie Klaus Groth erträumte, wagt kein Einsichtiger mehr zu glauben. Fritz Reuter schrieb schon 1862 an Dörr in Elbing über die plattdeutsche Sprache: „Sie wird begraben werden; auch hier bei uns geht sie ihrem letzten Stündlein entgegen."[38]) Im Jahre 1870 klagte Eduard Hobein in einem der zahllosen Gedichte, in denen die niederdeutschen Poeten ihre „plattdütsche Muddesprak" verherrlichen zu müssen geglaubt haben:

As ick di segg: ein jedes Ding hett sine Tiet,
So is dat leider ook mit't plattdütsch Reden;
Allwiel befind't et sick mit'n Hochdütsch noch in Striet,
Doch hett dat Hoch all siegt up veele Steden.

---

[37]) Von solchen seien u. a. kurz erwähnt Karl Lembke (geb. 1873 in Schwerin, Korrespondent in Hannover), Heinrich Berg (geb. in Warnemünde, Bildhauer in Nürnberg), Wilhelm Zierow (Lehrer an der Domschule in Güstrow), Heinrich Reese (Lehrer an der Bürgerschule zu Waren), Auguste Schwanbeck geb. Hahn (geb. 1852 in Bützow, seit 1873 Gattin des Kaufmanns Schwanbeck in Schwerin). Bei Anderen gelang es nicht festzustellen, ob sie Mecklenburger seien.

[38]) Reuters sämtliche Werke. Volksausgabe (1877) Bd. I S. 121.

Man kann woll seihn, de Tiet kümmt ümme neger ran,
Worin dat letzte plattdütsch Wurt ward heidi gahn.

Adolf Hinrichsen, freilich kaum ein klassischer Zeuge, da er nie wahrhaft niederdeutsch gedacht hatte, legte nach kurzer Zeit die Leitung seiner Zeitschrift „Husmannskost" nieder mit dem entmutigenden Gefühl, einer verlorenen Sache gedient zu haben.[38]) Und Ernst Hamann singt wehmütig:

Min Mudderſprak, ſo riek un ror,
Bald liggſt du up dei ſwarte Bohr,
Wi warden di begraben.
Dat ok dat Schöne möt vergahn!
För di gift dat kein Uperſtahn,
Kein Wedderſeihn dor haben.

„Aber wenn's denn sein soll", sagt Reuter, „so soll sie" — die plattdeutsche Sprache — „mit vollem Gesang und unter Glockenklang zur Gruft bestattet werden, und die nachfolgenden Geschlechter mögen dereinst an ihrem Grabhügel beten."

---

[38]) S. sein Abschiedswort „An meine Leser" in Nr. 26 vom 23. Dezember 1883.

Register.

ABC, dat geiſtlike 41.
Ackermann, Auguſt 396.
Ackermann, Friedrich Adolf 345. 457. 472.
Ackermann, Georg Chriſtian Benedict 130. 191. 192.
Ackermann, Konrad Auguſt 139. 197.
Ackermann, Konrad Ernſt 91.
Adelt, Leonhard 289. 348.
Adolf Friedrich I, Herzog von Mecklenburg 48.
Ahlwardt, Chriſtian Wilhelm 191.
Ahrendt, Johann Friedrich 402.
Ahrens, Anna 329. 375.
Ahrens, Karl 365.
Alberus, Erasmus 44.
Albrecht, Herzog zu Mecklenburg 182.
Albrecht, Friedrich 378.
Algenſtaedt, Luiſe 328.
Amſelius, Georg 31.
Amſelius, Ulrich 31.
Anders, Karl 454.
Annshagen, Ludwig ſ. Algenſtaedt, Luiſe.
Anthyr-Lied 4.
Arminia ſ. Haugwitz, Luiſe v.
Arnd, Joſua 32.
Arndt, Pauline 456.
Arreſto, Chriſtlieb Georg Heinrich 132. 134.
Aſſur, David Jakob 337. 342. 399. 400. 402.
Aufhebung der Klöſter in Mecklenburg, Lied über die 19.
Avé-Lallemant, Friedrich 342.
Babſt, Diederich Georg 408 ff.
Bachmann, Johannes 361.
Bacmeiſter, Lucas 40.
Bahrdt, Johann Friedrich 132. 140. 400.
Balthaſar, Herzog zu Mecklenburg 4.
Bambamius, Petrus 30. 41.
Bandelin, Johann Nikolaus 68.
Bärenſprung, H. W. 199.
Bärenſprung, Juſtus Chriſtoph Heinrich 199.
Bärenſprung, Wilhelm 201.
Barſch, Hedwig 327.
Bartſch, Karl 450.
Baſſewitz, Karl 363. 383. 384.
Baſtian, Anſelm ſ. Steyerthal, Eduard Armin.
Bauer, Johann Friedrich Jobſt 138. 179.
Baumann, Nikolaus 14.
Becker, Hermann Friedrich 202.
Becker, Herman Ludwig 128.
Becker, Karl 165 f.
Beckmann, Karl 394. 396.
Behm, Ulrich 342.
Behrbohm, Johannes 382.
Belitz, Karl Friedrich 395.
Bellin, Johann 42. 51.
Bello, Joſeph 185.
Below, Nikolaus v. 41.
Below, Ottilie v. 365.
Benary, Felix Heinrich 405.
Berg, Heinrich 475 Anm.
Bergenroth, Paul 342.

Berlepsch, Emilie v. s. Harms, Emilie.
Bertold, Peter 41.
Berwald, J. F. 67.
Bethge-Truhn, Elise 285.
Beust, Innocent Wilhelm v. 212.
Beyer, Karl 287. 339 f. 460. 474.
Bissing, Henriette v. 295.
Blanck, Karl 380.
Blücher, Karl v. 288.
Blum, Max 454. 459. 465 f.
Boberţ 457.
Boccius, Ludwig Christian 177.
Bocerus, Johannes 24.
Boecler, Anna 399.
Boddien, Gustav v. 363.
Boddien, Jochen Ernst 64.
Boger, Hinrich 16.
Bonin, Christian Friedrich Ferdinand Anshelm v. 132. 133.
Bölte, Amely 321 ff.
Boticherus, Ulrich 28
Boettcher, Dorothea 365.
Botter-Vagel, De 412.
Boy, Johann Heinrich Christian 179.
Brandenfels, Hanna s. Eichemeyer, Frau.
Brandt, Adolf 446 ff. 451. 453. 459. 463 ff.
Braschius, Martin 29.
Brenneglas, Adolf s. Glaßbrenner, Adolf.
Bresemann, Friedrich 180.
Brinckman, John 200. 386. 400. 401. 425 ff. 450.
Brinkmann, Johann Joachim 130. 209.
Brockhagius, Christoph 33.
Brockmüller, Johann Joachim Daniel 176. 179.
Brückner, Ernst Theodor Johann 105.
Bruger, Karl Heinrich 180.
Brunier, Ludwig 373.
Buchholtz, Samuel 212.
Buchka, Edithe Leontine v. 380.
Bucholtz, Andreas Heinrich 45.
Buchwald, Gustav v. 346.
Buchwald, Ina v. 346.
Bühring, Theodor Hans Heinrich 131. 167.
Bülow, Burghart v. 287. 337. 343.
Bülow, Joachim Viktor Gottlieb v. 174.
Bülzingslöwen, Johanna v. 148.
Bünau, Henriette Gräfin v. 406.
Burchard, Friedrich Gottlieb Julius 136.
Burchard, Gustav 288.
Burchard, Johann Friedrich Theodor 204.
Burchardi s. Arresto, Christlieb Georg Heinrich.
Burghof, Willy 458.
Burgwedel, Ida 397.
Burkes, Ludwig 364.
Burmeister, Joachim 37. 62.
Busche, Hermann von dem 17.

Cammin, Friedrich 446. 450. 453. 457. 468. 473.
Carlstedt, Sueno Eric 174.
Caroline, Erbprinzessin von Mecklenburg 182.
Caselius, Johannes 23.
Celichius, Andreas 26.
Celtes, Conrad 16.
Christine, Herzogin zu Mecklenburg 48.
Christoph, Herzog zu Mecklenburg 47.
Chyträus, David 20.
Chyträus, Nathan 29. 39. 41. 62.
Clason, Octavius 286.
Cleemann, Friedrich Johann Christoph 167.
Clemann, Agneta Dorothea 157 f.
Clemann, Johann Christian 128.
Clemens, Hanna s. Klemm, Johanna.
Clément, Bertha 333.
Colans, F. A. s. Clason, Octavius.
Conrad, Christian 53.
Conring, Ida v. 327. 375.
Corleis, Friedrich 474.
Crain, Carl Ferdinand 190.
Cramer, Daniel 32.
Crevitius, Christanus 28.
Crux fidelis 40.
Culovius, Johannes 30.
Curtius, Michael Konrad 182. 190.

Cyriacus, Johannes 27.
Dahl, Carl Friedrich 462.
Daniel, Georg Heinrich Friedrich 181.
Dankwardt, Rudolf 454.
Decker, Juliane Charlotte 174.
Dedeken, Georg 39.
Dedekind, Constantin Christian 59.
Degen, Alexander v. s. Bülow, Burghart v.
Degen, P. A. 361.
Dehn, Christian 280. 343. 399.
Deis, U. s. Behm, Ulrich.
Deiters, K. Fr. 399.
Dewitz, Alexandrine v. 324. 373.
Diemer, August Ludwig 174.
Diers, Marie 329.
Dietz, Johann Christian Friedrich 192. 205.
Dietz, Ludwig 13.
Diskurse, plattdütsche, s. Düberg, Johann Christian Peter.
Distel, A. 454.
Ditmar, Friedrich Ernst 67.
Dohse, Richard 381. 449.
Dorgelo, Hildebrand 35.
Doubberck, Pauline 327. 333.
Dräger, Anton August 400. 401. 414.
Drenkhahn, F. 338.
Dreyer, Max 289 ff. 349. 449.
Düberg, Johann Christian Peter 363. 441.
Dufahel, Karl 346. 458.
Dühr, August 452.
Duncker, Nikolaus 61.
Durfeld, Sigismund 28.

Eberhard, Friedrich 390.
Echtlitz, Hans v. s. Huth, Emmy v.
Edeling, Joachim 27.
Eggers, Friedrich 266. 392. 445.
Eggers, Karl 445. 451.
Egloffstein, Lilla Gräfin v. 327.
Ehrenhaus, Johann Bogislav 168.
Eichemeyer, Frau 330.
Elisabeth Eleonore, Herzogin von Mecklenburg 48.
Ekhof, Konrad 90 ff.
Ellfrieds abentheuerliche Wanderungen 185.
Ellmenreich, Friederike 143.
Elmenhorst, Heinrich 43. 50.
Elmerich 191.
Engel, Agnes 328.
Engel, Franz 364. 456.
Engel, Friedrich Jakob Wilhelm 383.
Engel, Georg 407.
Engel, Heinrich 367.
Engel, Johann Jacob 81 ff.
Engel, Karl Christian 88.
Engell-Günther, Juliane, s. Günther, Juliane.
Enking, Ottomar 405.
Erasmi, Georg Nikolaus 26.
Erasmus, Desiderius 16.
Erdmann-Jesnitzer, Selma 287. 327.
Erdtmann, Heinrich 394.
Erichson, Heinrich 449. 453. 459. 470.
Ernst, Charlotte s. Dewitz, Alexandrine v.
Ernst, Franz s. Müller, Franz Ernst A.
Eschstruth, Nataly v. s. Knobelsdorff-Brenkenhoff, Nataly v.
Evers, August 184.

F** s. Klein, Friedrich
Fahse, Johann Heinrich Detlev v. 280.
Feldmann, Adolf s. Ackermann, Friedrich Adolf.
Fendler 208.
Ferber, Karl Christian Friedrich v. 175.
Fernow, Karl Ludwig 210.
Fessel, Leberecht 368.
Findeisen, Rudolf Heinrich 131.
Fischer, Johann Heinrich Ludwig 171. 179. 200.
Fischer, Johann Karl Christian 131. 135. 195.
Fischerbrok, Wilh. s. Schmidt, Wilhelm.
Flemming, Karl Friedrich 280.
Florello, Julius s. Kosegarten, Friedrich Franz.
Flörke, Gustav 278 f.
Flörke, Johann Ernst 193. 207. 413.
Flotow, Albertine v. 394. 397.
Flügge, Ludwig 396.
Forchem, Matthäus 39.
Franck, Hans 289.
Francke, Heinrich Friedrich 335. 398.

Frauenlob s. Meißen, Heinr. v.
Fredersdorf, Anna 381.
Frederus, Johannes d. ä. 14. 40.
Frederus, Johannes d. j. 21.
Freese, Fritz s. Ackermann, Friedrich Adolf.
Frentz, Hans 381.
Freud, Michael 55.
Freudenfeld, Burkard Heinrich 169.
Freundt, Leonhard 42.
Friderici, Daniel 37.
Friedeburg, A. v., s. Bülow, Burghart v.
Friedrich, Herzog von Mecklenburg 48.
Friedrichsen, Johann Friedrich Wilhelm 168.
Friese, Eugen 459.
Fröhlich, Karl 394.
Frohmut, M. s. Martins, Martha.
Frölich, Franz 360. 394. 398.
Fuchs, Adolf 336.
Fuchs, Adolf Friedrich 190.
Fünfgeld, Margarete 374.
Funk, Werner 187.

Gabert, Adolf 348.
Gabriel, Hans s. Rehberg-Behrns, Hella.
Gaedcke, Hugo 345. 375. 388. 389.
Gaehtgens zu Ysentorff, Hermann 406.
Gartner, Jakob 31.
Gaston, Heinrich s. Grohmann, Heinrich.
Geheimnisse von Schwerin, die s. Dehn, Christian.
Geibel, Emanuel 407.
Geinitz, Eugen 336.
Geisenhayner, Karl Heinrich 206.
Gelegenheitsdichtung 52. 128 ff.
Gentzkow, Johann Adolf Friedrich v. 147.
Georg, Herzog zu Mecklenburg, Lied auf ihn 19.
Gerdes, Johannes 46.
Gerdes, Martin 30.
Gerstfeldt, Olga v. 365.
Gertz, Gustav 453.
Gesangbücher, Rostocker 40.
Gesselen, Konrad 5.
Giebner, Friedrich Heinrich Karl 387.
Giesebrecht, Benjamin 182.
Giesebrecht, Friedrich 170. 180.
Giesebrecht, Karl Heinrich Ludwig 139. 183. 191.
Giesebrecht, Ludwig 171. 412.
Gildemeister, Karl 440. 445. 446. 453. 456. 468.
Gillhoff, Johannes 397.
Glaßbrenner, Adolf 383. 405.
Gloede, Karl 445. 453.
Göhren, Karoline v. s. Zöllner, Karoline v.
Gollmann, Eduard 453.
Görbitz, Karl 131.
Görner, Karl August 405.
Götter Schwerins, die 396.
Götze, Max 454.
Grabow, Friederike Elisabeth v. 67.
Graff, Lina 457.
Graff, Paul Wilhelm 286. 375. 386. 398.
Gräffe, August Ludwig Lukas v. 209.
Grambtzow, Christian Hinrich 128.
Greve, Heinrich 395.
Grimm, Karl 360.
Grohmann, Heinrich 378.
Gröning, Kaspar Gabriel 197.
Großmann 209.
Grotefend, Hermann 397.
Gryse, Nikolaus 41. 62. 439.
Gunarius, Halvard 27.
Günther, Friedrich 401.
Günther, Juliane 282. 323.
Günther, Leopold 282. 293.
Günther-Brauer, Maria 283.
Gustav Adolf, Herzog von Mecklenburg 48.
Gyse, Georg 27.

Habakuk Ezechiel s. Engel, Friedrich Jakob Wilhelm.
Habichhorst, Andreas Daniel 32. 41. 51.
Hadus, Johannes 18.
Hagen, Ulrich s. Sarnighausen, Ulla.
Hahn, Hermann Joachim 66.
Hahn-Hahn, Ida Gräfin 295 ff.

Hain, Hermann s. Jahn, Hermann Eduard.
Hainreich, Emanuel 456.
Hamann, Ernst 448. 476.
Hamann, Ludwig 381.
Hamdorff, Gustav 399.
Hamel, Richard 377.
Hane, Stephan 81.
Hansen, Luwig 64. 128.
Hansing 131.
Harms, Emilie 159.
Hartig, A. 403.
Hartig, Adam 366.
Hartmann, Anton Theodor 189.
Hartmann, Johann Dietrich 126.
Hartmann, Laurents 44.
Hartwig, Christian 31.
Hassäus, Marcus 20.
Haugwitz, Karl Wilhelm v. 159.
Haugwitz, Luise v. 159.
Hausmann, Eduard 293. 457.
Hederich, Bernhard 26.
Heide, Maria v. d. s. le Fort, Elisabeth Freiin v.
Heidmüller, Otto 449.
Heincke, Ida [illegible] 446. 380
Helene, Herzog von Orleans 182.
Helig, F. W. 455.
Hellen, C. v. s. Krause, Helene v.
Heller, Paul s. Höcker, Georg.
Hellmuth, Paul s. Fischer, Johann Heinrich Ludwig.
Helmuth s. Moltke, Helmuth Graf v.
Helwigius, Andreas 30. 51.
Hempel, Friedrich 165.
Hempel, Johann Christian Friedrich 160 ff.
Henkes, P. s. Höcker, Georg.
Henning, Friedrich 68.
Henning, Joachim 28.
Hennings, Otto Friedrich Ehrenreich 167.
Hermann, A. 366.
Hermann, Johann Karl Friedrich 366.
Hermes, Otto 362.
Herrmann, Gottlieb 366.
Hertzberg, Antonius 61.
Heverlingh, Tilemann 17.
Heyse, Wilhelm 372. 443 f. 455.
Hillmann, Max 457.
Hincke, Dietrich Albrecht 128.
Hinnerk, Otto s. Hinrichsen, Otto.
Hinrichsen, Adolf 347. 458. 462. 476.
Hinrichsen, Otto 289. 376.
Hintzelmann, Ludwig 442.
Hobe, Charlotte v. 141.
Hobein, Eduard 199. 281. 372. 388. 392. 398. 403. 445. 450. 453. 455. 475.
Hobein, Ludwig Theodor August 167. 183.
Hobrecht, Max 407.
Hochzeitsgedichte, plattdeutsche 64.
Höcker, Georg 347.
Hoffmann, Johanna 333.
Hoffmann von Fallersleben, Heinrich 401. 403 ff.
Holm, Ludwig Moritz 183. 185.
Holzthien, Johann August Friedrich 201.
Horst, Henning van s. Reinke, Johannes.
Hoyar, Wilhelm v. 293.
Hübener, Helene 332.
Huber, Victor Aimé 207. 413.
Huck, Johann Dietrich 44.
Hückstädt, George 181.
Hückstedt, Christoph Joachim Friedrich Theodor 172. 200.
Hundt, Hartwig Heinrich August 172.
Husanus, Heinrich 25.
Huth, Emmy v. 335.
Hutten, Ulrich v. 17. 51.
Hyr gha ik vor dat schap stan 5.

Ik heve an unde singhe 5.
Jacobi, Samuel Felix Ludwig 132.
Jägerle, Henriette s. Polstorff, Harriet.
Jahn, Hermann Eduard 287. 347. 377.
Jakobs, K. 454.
Jents, K. s. Stein, Karl.
Jocosus, Justus Secundus s. Koscgarten, Friedrich Franz.
Johann der Theologe, Herzog von Mecklenburg 47.
Johann Albrecht II, Herzog von Mecklenburg 48.
Johann Georg, Herzog von Mecklenburg 48.

Jonas, Emil 282. 345. 398.
Jonas, Salomon Friedrich 337.
Josephi, Wilhelm 197.
Josephy, Julius 440.
Jung-Wein, Georg s. Most, Georg Friedrich.
Just am Walde s. Evers, August.

K. A.* 441.
Kähler, Fritz 460. 473.
Kaibel, Emma 293.
Kalff, Peter 6.
Kämmerer, Ferdinand 170. 190.
Kannengießer, Karl 361. 388. 390. 391.
Kanngießer, Peter Friedrich 407.
Karl, Herzog zu Mecklenburg 141.
Kastner, Willy Alexander 288. 375. 398.
Kayser, Otto 398.
Kegebein, Gerhard Friedrich 148 ff.
Keller, A. 365.
Kerkow, Karl Friedrich 344. 386. 450.
Kettenburg, Kuno Ludwig v. d. 137.
Kiene, Christoph Friedrich 52. 53 ff.
Kipper, Julius 398.
Kirchberg, Ernst v. 2.
Kirchmann, Johann 25.
Klaehn, Maria 329.
Kläntoth, H. 418.
Klapp, Anna 332. 456. 463.
Kleffel, Gustav 191.
Klein, Friedrich 143.
Klein, J. L. 200.
Klemm, Johanna 294. 327. 334.
Klenz, Heinrich 473.
Klinggräff, Konrad v. 289.
Klockmann, Hermann Friedrich Gottfried 186.
Kloerß, Sophie 380.
Knaudt, Emma 335.
Knobelsdorff-Brenkenhoff, Nataly v. 406.
Koch, Johann 371. 401.
Koch, Karl Christian Balthasar 67.
Koch, Ludwig 360.
Köhnke, Johannes s. Seidel, Heinrich.
Könecke, Rudolf 180.
Koppe, Johann Christian 136. 191. 196. 204.
Korb, Christian Gottlob 132. 133. 180.
Körner, Theodor 177.
Kortholt, Christian 43.
Koschützki, Rudolf v. 407.
Kosegarten, Christian 126.
Kosegarten, Friedrich Franz 126 f. 412.
Kosegarten, Gotthard Ludwig (Ludwig Theobul) 123 ff. 191.
Köster, Georg 181.
Köster, Hans 281. 343. 387. 390. 393.
Kracht, Wilhelm Heinrich 402.
Krack, Otto 289.
Krasemann, Gottfried 366.
Krause, Helene v. 326.
Krause, Ida 180.
Kreutzer, Ludwig 341. 358. 473.
Krickeberg, Karl 289.
Krieger, Charlotte 366.
Kriegsdichtung 177 ff. 383 ff.
Krohn, A. C. F. 442. 453.
Krolewitz, Heinrich v. 1.
Kroepelin, Herman 361. 376.
Krugk, Nikolaus 52.
Kruse, Georg 284.
Krüsemann, G. s. Kruse, Georg.
Küffner, Georg Gabriel Friedrich 131. 180. 206.

Labes, Eugen 361. 375. 388. 391.
Laokles, J. s. Hoffmann, Johanna.
Lancken, Bertha Sara v. d. 329.
Lange, C. 406.
Lange, Heinrich 339. 347. 459. 473.
Lasson, Adolf 364.
Latendorf, Friedrich 378.
Lauremberg, Johann 33. 53. 56 ff.
Lauremberg, Peter 56.
Lauremberg, Wilhelm 56.
le Fort, Elisabeth Freiin v. 329. 376.
le Fort, Gertrud Freiin v. 329. 376.
Lehmann, Benjamin 67.
Lembke, Karl 475 Anm.
Lemcke, Karl 263. 451.
Lenz, Christian Samuel 130. 190.
Leonhardt, Emin s. Höcker, Georg.
Leopold, Svend 407.
Lessen, Friedrich August 412.
Lichtwer, Johannes Augustinus 28. 52.

Liebeherr, Charlotte v. 399.
Lierow, Gustav Adolf Wilhelm 361. 373. 401.
Liliencron, Adda Freifrau v. 406.
Lilsen, Erich s. Sellin, Gotthilf.
Lindeberg, Petrus 29.
Linden, Gustav s. Stein, Karl.
Liscow, Christian Ludwig 69 ff.
Lochner, Jakob Hieronymus 27. 45. 50. 52.
Loeper, A. 440.
Lorenz, Gottlieb Friedrich 196.
Losehand, Johann Christian Theodor 445.
Löwen, Johann Friedrich 94 ff.
Lübcke, Christian Wilhelm 473.
Lubinus, Eilhard 25.
Ludwig, Fritz v. 209.
Luise Friederike, Erbprinzessin von Mecklenburg 93.
Luminica von X., Freifrau s. Günther, Juliane.
Lütkemann, Joachim 42.
Lützow, Karl v. 394. 398.
Lynden, Else v. s. Sell, Sophie Charlotte v.

Maaß, Luise 287. 375.
Mahn, Paul 348.
Maltzan, Friedrich v. 139.
Maltzan, Hermann Freiherr v. 285. 337.
Maltzahn, Elisabeth Freiin v. 330. 362. 376.
Mann, Mathilde 399.
Mann, Wilhelm 345.
Mannsfeld, A. s. Ackermann, Fr. Ad.
Mantzel, Christian Gottfried 130. 135.
Mantzel, Ernst Johann Friedrich 71.
Maria s. Plessen, Maria Sophia v.
Mark (Märk), George Joachim 67. 128.
Markovics-Lettkow, Marie Antoinette v. 328.
Marschalk (Thurius), Nikolaus 2.
Martens, L. 461.
Martins, Martha 294. 335.
Masius, Georg Heinrich 198.
Masius, Heinrich 43.
Matthes, Ferdinand 364.
Mätzner, Eduard 280.
Mautnerus, Johannes 28.
Mayer, Achim 378.
Mederus, Petrus 27.
Meerheimb, Henriette v. s. Bünau, Gräfin Henriette v.
Meier, Hr. 401.
Meinck, Friedrich 129.
Meißen, Heinrich v. 1.
Melinus, Johannes 28.
Menschenlieb Nächstenfreund s. Hempel, Johann Christian Friedrich.
Metterhausen, Otto 454.
Meyer, Anton Johann Heinrich 142.
Meyer, Friedrich Wilhelm 209.
Meyer, Philipp Anton Guido v. 181.
Meyer, Theodora 333. 362.
Meyern, Gustav v. 407.
Mi s. Sibeth Fr. Ge.
Middendorp, Heinrich 30.
Mie, Hedwig 329.
Mietzke, Ernst 471.
Millenet, Johann Heinrich 212.
Moller, Martin 30.
Moeller, A. 473.
Möller, Clara 399.
Möller, Hugo 348.
Möller, Wendula Hedwig 159.
Mollerus, Matthäus 30.
Moltke, Helmuth Graf v. 186.
Morhof, Daniel Georg 51 f.
Most, Georg Friedrich 68.
Mobius, Joachim 31.
Mühlbach, Luise 314 ff.
Mühle, W. v. d. s. Kloeß, Sophie.
Mühlenlied, das 5.
Müller, C. C. E. 454. 468. 473.
Müller, Franz Ernst A. 348.
Müller, Heinrich 42.
Müller, Karl August 459.
Mummius, Samuel 31.
Mundt, Clara s. Mühlbach, Luise.
Mundt, Theodor 407.
Mylius, Andreas 21 ff.

Nagel, Christian Samuel Gottlieb Ludwig 169. 177.
Nauwerck, Ludwig 132. 173. 177. 183.

Neben, Fritz 454.
Neese, Heinrich 475 Anm.
Nennius, Gerhard 21.
Nettelbladt, Christian Karl Friedrich Wilhelm Freiherr v. 138.
Neucrantz, Johann 42.
Neumann, Karl Gustav Friedrich 136.
Neumann, Otto 460.
Niemann, Alb. Chr. 143.
Niemann, Johann 129.
Niendorf, Emma s. Suckow, Emma v.
Normann, Helmuth Theodor Wilhelm v. 184.

O., M. v. s. Oertzen, Margarete v.
Oberton, Hortens 406.
Ohrt, Wilhelm 365.
Oldendorp, Johann 439.
Omichius, Franz 37. 40.
Opitz, Friedrich 271.
Opitz, Manon 271.
Oertzen, Dietrich v. 346. 375.
Oertzen, Georg v. 373 f. 385. 386. 391.
Oertzen, Margarethe v. 334.
Oertzen, Margarete v. s. Fünfgeld, Margarete.
Oertzen, Sophie v. 362.
Osten, A. v. d. s. Klapp, Anna.
Osterspiel, niederdeutsches 12.
Othfar, Christian 45.

Pacificus Bürgerfreund s. Plagemann, Georg Ludwig Otto.
Palthen, Johann Franz v. 135. 144. 190. 191.
Panitza, M. v. 407.
Paschen, Luise 293.
Passio S. Ludolfi 2.
Passow, Franz 168. 180. 191.
Passow, Günther v. 47.
Patow, Karl August 177.
Paulli, Johann Friedrich Ludwig 179.
Peiters, Nachtwächter s. Losehand, Joh. Chr. Th.
Pennafranca und Leander s. Opitz, Friedrich und Manon.
Pentzlin, Friedrich 200.
Peregrina, Cordula s. Schmid, Cordula.
Periodische Literatur 193 ff. 399 ff.
Petersen, Johann Wilhelm 46.
Petzold, Wolfgang 48.
Pfaffenhofen, Bertha Gräfin v. 160.
Philipps, Ubbo 14.
Philopatros s. Küffner, Georg Gabriel Friedrich.
Pilot, Anna s. Ahrens, Anna.
Pipan, Alexander 36.
Piper, Georg Christian Friedrich 138.
Piper, Otto 467 f.
Piper, Reinhard 381.
Pistorius, Hermann Alexander 388. 390. 393.
Pittelius, Cornelius 31.
Plagemann, Georg Ludwig Otto 182.
Plessen, Maria Sophia v. 187.
Plüskow, Hans Albrecht v. 64.
Polentz, Julius 372.
Polstorff, Fritz 342.
Polstorff, Harriet 335.
Posselius, Johannes d. ä. 28.
Posselius, Johannes d. j. 29.
Prätorius, Stephan 45.
Preuß, Christian Gottfried 129.
Pries, Johann Friedrich 131. 191.
Pries, Robert 361.
Prinz, Berndin s. Kerkow, K. Fr.
Prosch, Eduard 394.
Putlitz, Gustav zu 292.

Quistorp, Johann 33.
Quistorp, Theodor Johann 135.
Quitzow, Wilhelm Adolf 337. 461 f.

Raabe, Berthold 287. 375.
Raabe, Wilhelm 400. 418.
Raabe, Wilhelm 407.
Rabenstein, Curt v. s. Bülow, Burghart v.
Rachel, Joachim d. ä. 42.
Rachel, Joachim d. j. 64 f.
Raupach, Bernhard 62.
Rausse, H. J. s. Francke, Heinrich Friedrich.
Redentiner Osterspiel 6 ff.
Regenstein, Charlotte 324.
Regenstein, Fritz 381.

Rehberg-Behrns, Hella 380. 448.
Rehse, Hermann 446. 453. 468.
Reinhard, Adolf Friedrich 146 f. 191.
Reinhard, Bernhard Heinrich Karl 209.
Reinhard, Ludwig 400. 440.
Reinhard, Ludwig s. Piper, Reinhard.
Reinhardt, Gottlieb 445.
Reinhold, Albert 414. 453.
Reinhold, Hans 463.
Reinhold, Karl Werner 336. 371. 460.
Reinke, Johannes 338. 346.
Reinke de Vos 14 ff.
Reldnef s. Feldner.
Remer, Paul 289. 376.
Remius, Johann 43.
Rennecke, Pauline 332. 361.
Reuter, Fritz 401. 415 ff. 475. 476.
Rhodoman, Nikolaus 25.
Riemann, Heinrich Armin 395.
Riesenberg, Christian Friedrich Ludwig 131.
Ripke, Leopold 289.
Rist, Johann 46.
Ritter, Hermann 287. 397.
Ritter, Julius 400.
Röbeler Fastnachtspiel 12.
Robert, Ludwig s. Oertzen, Georg v.
Robertin, H. s. Röper, Hedwig.
Rode, J. 383.
Rogge, Friedrich Wilhelm 214 ff.
Rohde, F. 284. 373.
Rohde, Joachim 440.
Roller, Max s. Burchard, Friedrich Gottlieb Julius.
Römer, Alexander s. Regenstein, Charlotte.
Rong, Heinrich 364.
Rong, Wilhelm Ferdinand 395.
Röper, Friedrich Ludwig 190.
Röper, Hedwig 365.
Röper, Paul M. 397.
Roquette, Julie 211.
Roese, Ferdinand 458.
Röse, Martha 329.
Rosenow, Andreas 43.
Rossi, Emmy 287. 327.
Rossius, Hieronymus 28.
Rostocker historische Lieder 19.
Rückardt, Karl Friedrich 173.
Rüdiger, Minna 331. 362.
Rumpff-Burmeister, Anna 406.
Rumsland 1.
Runge, Daniel Ewald Friedrich 181.
Runkel, Ferdinand 407.
Russa, David s. Assur, Jakob.
Rutenick, A. F. W. 181.
Rutingius, Paulus 30.

Sachs, Hans, d. J. s. Sanders, Daniel.
Sachse, Margarete 365.
Salchow, Johann Christian Daniel 185.
Sander, Max 458. 465.
Sanders, Daniel 282. 372. 383. 398. 442.
Sandvoß, Franz 405.
Sanoi, M. s. Jonas, Salomon Friedrich.
Sarnighausen, Ulla 458.
Sartorius, Erasmus 27.
Schack, Adolf Friedrich Graf v. 223 ff. 383. 390. 391.
Schedius, Elias 4. 26. 34.
Schedius, Georg 24.
Scheerer 209.
Schip van Narragonien, dat nye 13.
Schlägel, Marie v. 326. 458.
Schlaikier, P. H. 475.
Schlee, Christianus 35.
Schliemann, Marie 329.
Schlöpke, Theodor 454.
Schlu, Jochim 38.
Schmid, Cordula 335. 362.
Schmidt, Albert 285.
Schmidt, Jakob Friedrich Christian 185.
Schmidt, Wilhelm 449. 457.
Schnabel, Ludwig 362.
Schönemann, Daniel 68.
Schönemann, Johann Friedrich 91.
Schöning, Karl 446. 453.
Schreigelius, Christian 36.
Schröder, Friedrich Ludwig 97 ff.
Schröder, Helmuth 445. 469 f.
Schröder, Joachim 33. 50.
Schröder, Karl 473.
Schultz, Karl 365. 384. 387. 389.

Schulz, Karl 446 Anm.
Schulz, Wilhelm 453. 463.
Schupp, Johann Balthasar 46.
Schütz, G. 142.
Schwabe, Anton 39.
Schwanbeck, Auguste 475 Anm.
Schweden, Friedrich Ludwig 199.
Schwerin, Karl s. Trotsche, Karl.
Scriba 39.
Seemann, August 448.
Segert-Stein, A. s. Stein, Anna.
Seidel, Heinrich 350 ff. 445. 458.
Seidel, Heinrich Alexander 340. 360.
Sell, Lulu v. 333.
Sell, Sophie Charlotte v. 288. 334. 395.
Sellin, Gotthilf 336.
Sengebusch, Christoph Johann Andreas 176.
Sequanus, Heinrich s. Spitta, Heinrich Helmrich Ludwig.
Sergel, Albert 406.
Sibeth, Friedrich Georg 455. 461.
Siemerling, Friedrich 177.
Siemssen, Adolf Christian 202.
Sievers, Johann Heinrich 349.
Siggelkow, Friedrich Wilhelm 144 f.
Silesius, F. s. Kruse, Georg.
Simonis, Friedrich 193.
Simonius, Johann 26.
Sincerus s. Schönemann, Daniel.
Sincerus, Immanuel, der Jüngere, s. Mantzel, Christian Gottfried.
Sivers, Heinrich Jacob 72.
Soldat, J. F. 378.
Sommer, Agnes 396.
Sommerfeld, Jacob v. 26.
Sophie Elisabeth, Herzogin zu Braunschweig-Wolfenbüttel 50.
Sorée, Fedor s. Roese, Ferdinand.
Sparwitz, Johann Andreas 177.
Sperling, Rudolf 284. 375. 396.
Spielmann, C. s. Kerkow, Karl Friedrich.
Spielmann, L. G. s. Hamann, Ludwig.
Spil, ein schöne, wo man böse Frauwens fraem maken kan 12.
Spitta, Heinrich Helmrich Ludwig 142.
Sponagel, Georg Christian 213.
Stahl, Joachim Christoph 31.
Stark, Gerta v. s. le Fort, Gertrud Freiin v.
Stavenhagen, Fritz 475.
Steffen, Elly 380. 398.
Stein, Anna 288. 375.
Stein, E. s. Geinitz, Eugen.
Stein, Johann 30.
Stein, Karl 137. 185.
Stein, Karl v. 345. 375.
Stein, Sophie s. Klapp, Anna.
Steinmann, Olga 365.
Stello, Gustav s. Salchow, Johann Christian Daniel.
Stender, Henriette 471.
Stenglin, Alexandra Freiin v. 365.
Stenglin, August Freiherr v. 388.
Stenglin, Felix Freiherr v. 288. 347. 375. 398.
Stern, Detlef s. Strempel, Dora.
Stern, Eduard s. Flörke, Johann Ernst.
Stever, Heinrich Kurt 140. 190. 191.
Steyerthal, Eduard Armin 348.
Stillfried, Felix s. Brandt, Adolf.
Stolz und Liebe 185.
Strauß, Hermann 289. 376.
Strempel, Dora 325.
Studemund, Heinrich Georg 176.
Stuhlmann, Cäsar Wilhelm 282. 349.
Suantenius, Enoch 31.
Suckow, Emma v. 323.
Suckow, Friedrich Joachim Philipp v. 171. 180.
Susemihl, Ernst 398.
Taddel, Christoph Ludwig 66.
Tarnow, Fanny 187 ff. 192.
Taute, Gotthard Alexander Samuel 148.
Tellheim, Bruno s. Blanck, Karl.
Tenelli, s. Millenet, Johann Heinrich.
Theophilus, Nikolaus 27.
Thienen, Aegidius v. 52.

Thomas, Daniel Heinrich 184.
Tilly, Johann Baptist 208.
Timm, Hans 281. 395.
Titz, Johann Peter 49. 51.
Tode, Henrich Julius 67. 130.
Tour, Emil de la s. Markovics-Lettkow, Marie Antoinette v.
Treu, Margarete s. Sell, Lulu v.
Trojan, Johannes 407.
Trotsche, Karl 348.
Truberg, Emmy s. Knaudt, Emma.
Tscherning, Andreas 49. 53.

Übersetzer 189 ff. 397 ff.
Uhlich, Johann Chr. 445.
Ulrike, Herzogin zu Mecklenburg 93.
Urban, Hermann 454.
Uthagen, C. D. s. Dahl, Carl Friedrich.

Vagel Strauß s. Metterhausen, Otto.
Vagt, Lina 324. 375.
Van Marien ehn suverlyk ledelyn 5.
Velthusen, Johann Kaspar 145.
Venzmer, Carl G. 372. 388. 391. 393. 454.
Vermehren, Carl Christian Hermann 190.
Vilitius, Johannes 44.
Vitulus 39.
Volksbücher 13.
Völperling, Heinrich Ferdinand August 179. 211.
Voß, Joachim 453.
Voß, Johann Heinrich 101 ff. 408.
Voß, Rudolf 364.

Wachenhusen, Friedrich 397.
Wachenhusen, Johann George 129.
Wächter, Georg s. Ackermann, August.
Wagtsmitgott, L. s. Wiedow, Ludwig.
Walter, Karl 398.
Wanderer, Georg s. Oertzen, Georg v.
Warncke, Paul 293. 376. 440. 453.
Warnow, A. v. d. s. Jahn, Hermann Eduard.
Warnow, Franz s. Mann, Wilhelm.
Weber, Hermann 402.
Weber, Otto 402.
Weddigen, Otto 406.
Wehnert, Johann Christian Martin 201 f.
Weinholtz, Karl 294. 388.
Weißhaupt, A. v. s. Karl, Herzog zu Mecklenburg.
Welf, Paul s. Rogge, Friedrich Wilhelm.
Wellner, C. G. s. Venzmer, Karl.
Weltzien, Otto 440. 446.
Wendt, Georg 366.
Wendt, Hans 381. 472.
Westphal, A. s. Jahn, Hermann Eduard.
Wettern, Johann Heinrich v. d. 360.
Wichgrevius, Albert 28.
Wichmann, Johann 63.
Wickede, Julius v. 338.
Wickede, Karl Friedrich v. 337. 345.
Wickerode, Paul v. s. Rennecke, Pauline.
Widemann, Laurentius 27.
Wiedow, Ludwig 459.
Wienbarg, Ludwig 413.
Wilbrandt, Adolf 264 ff.
Wilke, August 131. 172. 412. 453.
Willborn, Johanna 285. 326. 457.
Willgeroth, Gustav 380.
Winter, Heinz 346.
Wöhler, Cordula s. Schmid, Cordula.
Wöhler, Johann Wilhelm 360. 372.
Wolff, Hans Karl Friedrich 398.
Wolzogen, Alfred Freiherr v. 293.
Woeniger, Julius 338.
Wossidlo, Richard 474.
Wurtzler, Joseph 25.
Wüstney, Johann Heinrich Wilhelm 186.

Xanthippus s. Sandvoß, Franz.

Ysentorff, Hermann zu s. Gaehtgens zu Ysentorff, Hermann.

Zachariä, Karl Heinrich 66.
Zander, Daniel 440. 470.
Zander, Gottlieb 400. 414.
Zeddinus, Vincent 30.
Zehlicke, Adolf 284. 375. 387. 393.
Ziel, Ernst 397 f.
Zierow, Wilhelm 475 Anm.
Zimmermann, Wernine 372.
Zink, Auguste 473.
Zinzerling, Johann Bernhard 31.
Zitelmann, Ernst 406.
Zöllner, Karoline v. 295.
Zschokke, Heinrich 212.
zur Nedden, August Johann Carl 389.

Druck von Paul Dünnhaupt, Cöthen.

Plattdeutsche Bibliothek

für jede Schul- und Volksbibliothek empfohlen.

Band 1. **Beyer, Karl:** Swinegelgeschichten. II. Auflage. Mk. 1,—, gebd. Mk. 1,50

Jung und alt haben sich prächtig amüsiert, als ich die Geschichten vorlas. Für die Nasen parfümierter Salondamen sind sie gottlob nicht geschrieben!

(Neue Preußische Kreuz-Zeitung.)

Band 2. **Bandlow, Heinrich:** Frisch Salat. Plattdütsche Geschichten. Mk. 1,—, gebd. Mk. 1,50

Jeder Liebhaber niederdeutschen Volkshumors wird sich durch das Lesen dieser Geschichten heitere Stunden verschaffen!

(Meckl. Nachrichten.)

Band 3. **Rehse, Hermann:** Knak'n un Plünn. Mk. 1,—

Jeder, der an liebenswürdigem Humor seine Freude hat, kommt bei Rehse auf seine Rechnung.

(Flensburger Zeitung.)

Band 4. **Hagen, Ulrich:** Meckelnbörger Stadt- und Dörpgeschichten. II. Auflage. Mk. 1,—, gebd. Mk. 2,—

Hagen beherrscht die plattdeutsche Sprache ganz.

(Deutsche Warte.)

Band 5. **Götze, Max:** Allerlei Klönkram.

Vergriffen.

Band 6. **Vagel Strauß:** Schelmstück.

Vergriffen.

Band 7. **Hans Gabriel:** Stille Dönken. Brosch. Mk. 1,50, gebd. Mk. 2,—

Das kleine Buch enthält Gedichte in plattdeutscher Mundart: Naturbilder, Liebeslieder, Scherzgedichte — fast alle vollendet in der Form und von zwingender Gewalt der dichterischen Stimmung.

Band 8. **Kruse, Georg Richard:** Anneken vom Mönchgut. Ein Heiratsspiel auf Rügen. Preis broch. Mk. 2,—, gebd. Mk. 2,50

Das heitere Stück ist am Oldenburger Hoftheater, sowie in Hamburg und Stettin mit Erfolg zur Aufführung gelangt.

Band 9. **John Brinckmans Nachlaß:** Band 1. Herausgegeben von **Dr. A. Römer.** Mk. 3,—

Das „Literarische Echo" schreibt über diesen ersten Band:

„Die Nachlaßausgabe ist von **Dr. A. Römer** mit großer Sorgfalt veranstaltet und enthält in einem Vorwort wertvolle Notizen über den Dichter und seine hinterlassenen Werke."

Band 10. **John Brinkmans Nachlaß.** Band 2/3: **„Von Anno Tobak."** Mk. 6,—

Band 12. **John Brinckmans Nachlaß.** Band 4, enthaltend die **Urform von Kaspar Ohm un ick.** Mk. 2,50

Mecklenburgika

Beltz, Dr. R.: Die steinzeitlichen Fundstellen in Mecklenburg. Mk. 2,—

— Vier Karten zur Vorgeschichte von Mecklenburg. Mk. 4,—

Benjes, C.: Zeittafel zur mecklenburgischen Geschichte. Mk. —,10

— Mecklenburgische Geschichte für Volks- und Bürgerschulen. 7. Auflage (61.—64. Tausend). Mk. —,20

— Grundriß der Mecklenburgischen Geschichte. 3. Aufl. Mk. —,80

— **Geschichtsbilder.** Ausgabe A. Erzählungen aus der Weltgeschichte für mecklenburgische Schulen. Reich illustriert. Preis geb. Mk. 1,30

— **Geschichtsbilder.** Ausgabe B. Deutsche Geschichte für mecklenburgische Schulen. Illustriert. Preis geb. Mk. 1,—

— **Geschichtsbilder.** Ausgabe C. Geschichte des Altertums. Preis Mk. —,30

— **Geschichtsbilder.** Ausgabe D. Erzählungen aus der Deutschen und Mecklenburgischen Geschichte. Mit 69 Illustr. Mk. —,50

Dohse, Dr. Richard: Mecklenburgisches Dichterbuch. Preis in künstlerischem Originaleinband Mk. 3,—

Ein umfangreiches Prachtwerk, welches zum ersten Male ein zusammenfassendes Bild der gesamten mecklenburgischen Literatur in der Art gibt, daß alle bedeutenden lebenden Poeten Mecklenburgs, wie Adolf Wilbrandt, Heinrich Seidel, Karl Beyer, Ernst Ziel, Georg Baron v. Oertzen, Max Dreyer, Hans Gabriel (Hella Rehberg-Behrns), Paul Remer u. v. a. gemeinsam wertvolle Beiträge geliefert haben; diese Beiträge nehmen ein besonderes Interesse in Anspruch, da sie zum größten Teil ungedruckte Originaldichtungen sind.

Rathsack, Wilhelmine: Die Mecklenburgische Küche. Praktisches Kochbuch. Gebd. Mk. 2,50. 3. Auflage.

Römer, Dr. A.: John Brinckmans Nachlaß. I. Gebd. Mk. 3,—

" " " " " " Bd. II/III. Gebd. Mk. 6,—

" " " " " " " IV. Gebd. Mk. 2,—

" " " John Brinckman in seinem Werden und Wesen. Preis Mk. —,25

Rudloff, Prof. Dr. A.: Bilder aus der Mecklenburgischen Geschichte. Gebd. Mk. 2,—

Schliemann, M.: Claus Hansen. Historische Erzählung. Mk. 1,—, gebd. Mk. 1,60

Wagner, Dr. R.: Bilder aus der Mecklenburgischen Geschichte und Sagenwelt Mk. 1,—, karton. Mk. 1,25

W. S.: John Brinckman, das Leben eines niedersächsischen Dichters. Mit 13 Illustrationen. Mk 2,—, gebd. Mk. 2,60

Druck von Paul Dünnhaupt, Cöthen.

S141
S177
S180
S181

Thomas, Daniel Heinrich 184.
Tilly, Johann Baptist 208.
Timm, Hans 281. 395.
Titz, Johann Peter 49. 51.
Tode, Henrich Julius 67. 130.
Tour, Emil de la s. Markovics-Lettkow, Marie Antoinette v.
Treu, Margarete s. Sell, Lulu v.
Trojan, Johannes 407.
Trotsche, Karl 348.
Truberg, Emmy s. Knaudt, Emma.
Tscherning, Andreas 49. 53.

Übersetzer 189 ff. 397 ff.
Uhlich, Johann Chr. 445.
Ulrike, Herzogin zu Mecklenburg 93.
Urban, Hermann 454.
Uthagen, C. D. s. Dahl, Carl Friedrich.

Vagel Strauß s. Metterhausen, Otto.
Vagt, Lina 324. 375.
Van Marien eyn suverlyk ledelyn 5.
Velthusen, Johann Kaspar 145.
Venzmer, Carl G. 372. 388. 391. 393. 454.
Vermehren, Carl Christian Hermann 190.
Vilitius, Johannes 44.
Vitulus 39.
Volksbücher 13.
Völperling, Heinrich Ferdinand August 179. 211.
Voß, Joachim 453.
Voß, Johann Heinrich 101 ff. 408.
Voß, Rudolf 364.

Wachenhusen, Friedrich 397.
Wachenhusen, Johann George 129.
Wächter, Georg s. Ackermann, August.
Wagtsmitgott, L. s. Wiedow, Ludwig.
Walter, Karl 398.
Wanderer, Georg s. Oertzen, Georg v.
Warncke, Paul 293. 376. 440. 453.
Warnow, A. v. d. s. Jahn, Hermann Eduard.
Warnow, Franz s. Mann, Wilhelm.
Weber, He
Weber, Ot
Weddigen
Wehnert, in Martin
201 f.
Weinholtz 3.
Weißhaup rl, Herzog zu M
Welf, Pau Friedrich Wilhelm.
Wellner, nzmer, Karl.
Weltzien,
Wendt, Ge
Wendt, Ha
Westphal, Hermann Eduard.
Wettern, ich v. d. 360.
Wichgrevi
Wichmann
Wickede, J
Wickede, K 337. 345.
Wickerode nnecke, Pauline.
Widemann 7.
Wiedow, L
Wienbarg
Wilbrand
Wilke, Aug 2. 453.
Willborn, 326. 457.
Willgerot
Winter, H
Wöhler, C id, Cordula.
Wöhler, J 360. 372.
Wolff, Han h 398.
Wolzogen, r v. 293.
Woeniger,
Wossidlo,
Wurtzler,
Wüstney, Wilhelm 186.

Xanthippu ß, Franz.

Ysentorff Gaehtgens zu Hermann.

